Franconia Sancta.



Franconia Sancta.





Das Leben
der
Heiligen und Seligen
des
Frankenlandes.

Dem katholischen Volke
erzählt
von
J. B. Stamminger.

Mit Bildern.

Erster Band.

Würzburg.
Verlag von Leo Woerl
1881.

Vorwort.

Bei den alten Römern war es Sitte, die Bilder der dahingegangenen Vorfahren in dem vornehmsten Raume des Hauses aufzustellen. Der Anblick der großen Todten sollte gleichsam die Lebenden auffordern, nicht selbst klein zu bleiben. Auch die Kirche zeigt ihren Kindern die Gestalten ihrer Helden, der Heiligen. Und auch sie will, daß diese Bildnisse zu uns sprechen, wie einstens Paulus gesprochen: „Seid meine Nachahmer, wie ich selbst der Nachahmer Christi bin.“ (1. Corinth. 4, 16.) Unter den Bürgern des Himmels stehen uns jene am nächsten, welche einstens unsere Mitbürger auf Erden waren. Sie sind uns nicht nur verwandt durch das Blut Christi, sondern auch durch die Bande derselben Heimath und desselben Stammes; sie sind in doppelter Beziehung unsere Ahnen, dem Glauben und dem Lande nach. Neben der allgemeinen Legende hat darum die einzelner Gebiete ihre Berechtigung. So reich wir nun auch an Lebensbeschreibungen wenigstens der hervorragendsten unserer Heiligen sind, so fehlte uns doch bisher noch ein Buch, welches sämmtliche fränkische Landesheiligen zusammenfaßt. Diesem in den Kreisen des gläubigen Volkes längst empfundenen Mangel abzuhelfen, zugleich aber auch eine Ehrenschuld gegen unsere Väter im Glauben abzutragen, ist der Zweck des gegenwärtigen Werkes.

Die „Franconia Sancta“ wird die Heiligen und Seligen des ganzen Frankenlandes enthalten. Unter diesem verstehen wir das ehemalige Ostfranken, wie es durch die früheren Grenzen der Bisthümer Würzburg, Eichstätt und Bamberg so ziemlich umschrieben wurde. Unsere Arbeit wird sich daher nicht blos auf den jetzigen Umfang dieser Diözesen erstrecken, sondern auch die gegenwärtig davon abgelösten Theile, also namentlich das württembergische und badische Franken, sowie den zu dem alten Würzburger Sprengel gehörigen Theil Buchoniens umfassen. Gilt doch hier noch mehr als sonstwo, daß, was Zeit und Verhältnisse äußerlich von uns geschieden, darum noch nicht von unserm Herzen und seiner Liebe entlassen ist. Mit den Grenzen des Landes erweitern wir auch den Kreis der Personen, die zu schildern sind. Es soll nicht nur das Leben jener Heiligen erzählt werden, die von der Kirche ausdrücklich als solche anerkannt sind, sondern auch jene Seligen und Frommen sollen Aufnahme finden, denen entweder das ganze gläubige Volk oder eine einzelne Genossenschaft besondere Verehrung zollt, oder welchen von glaubwürdigen Zeugen eine außerordentliche Vollkommenheit nachgerühmt wird. Die Ueberschrift unsers Buches ist also eine abgekürzte. Vollständig würde sie „Franconia sancta, beata et pia“ lauten. Dabei sollen nicht blos jene Seligen nach ihrem Leben gezeichnet werden, die in Franken gelebt und gewirkt haben, sondern auch die be-

deutenderen unter jenen, die unserm Ostfranken nur durch ihre Geburt angehören, im Uebrigen aber in anderen Ländern thätig waren. „Quos Franconia vel genuit vel aluit“ — dieser Satz wird die Richtschnur für die Aufnahme der Einzelnen bilden.

Die Lebensbeschreibungen selbst werden geschichtliche Treue erstreben, ohne darum auf die Poesie der Legende zu verzichten. Wir dürfen eine ehrwürdige, in sich nicht widersprechende Ueberlieferung nicht darum zurückweisen, weil sie sich nicht urkundlich belegen läßt: das Jahrhunderte hindurch sich gleich bleibende Gedächtniß eines Volkes kann wohl einen fehlenden Schriftbeweis ersetzen. Wir werden auch eine Begebenheit nicht darum anzweifeln, weil sie auf das Gebiet des Uebernatürlichen verweist. Ein Leben ohne Wunder würde nicht das eines Heiligen sein. Immer aber werden wir das untrüglich Gewisse von dem fromm Geglaubten unterscheiden. Um jeder Gestalt den passenden Hintergrund zu geben, ist eine kurze Schilderung des Ortes ihrer Wirksamkeit mit ihrer Zeichnung verbunden worden. Bei einem für Alle bestimmten Buche würde das zunächst nur dem Forscher dienende gelehrte Beiwerk nicht angebracht sein. Wir haben es darum vorgezogen, eine ausführlichere Angabe der Quellen und Belege unserer Heiligengeschichte einer späteren selbständigen Schrift aufzubehalten. Nur da, wo wir eine von den bisherigen Darstellungen abweichende Anschauung vertreten oder über eine Streitfrage uns aussprechen mußten, wurden in möglichster Kürze die nothwendigen Nachweise sogleich beigefügt.

Der weitere Leserkreis, für welchen dieses Buch geschrieben ist, war auch maßgebend für die Art der Darstellung. Unser Zweck ist nicht der, Bilder zu schaffen, welche, nur nach den strengen Regeln der historischen Kunst entworfen, wohl von den Augen der Geschichtsforscher vom Fache gewürdigt, aber von dem größeren Theile des Volkes nicht verstanden und darum kaum beachtet würden. Anstatt stolze Statuen in einen geschlossenen Raum zu stellen, der nur Wenigen zugänglich ist, zogen wir es vor, Bildstöcke an den Weg zu setzen, an dem Alle vorübergehen. Ihre Bestimmung ist weniger die, neue Erkenntnisse zu bieten, als vielmehr gute Gedanken zu wecken; sie wollen nicht so sehr durch ihre Formvollendung, sondern mehr durch den Inhalt ihrer Darstellung wirken. Nur der eine Ehrgeiz leitete uns, sie so zu gestalten, daß Jeder sie betrachten könne, ohne in seinem Gefühle verletzt zu werden. Wie jene Feldkreuze zugleich das Gedächtniß einzelner Ereignisse festhalten, so werden auch diese Lebensbeschreibungen gleichsam die Kirchengeschichte Frankens in einzelnen Bildern vorführen. Ein jeder dieser Heiligen und Seligen stellt einen gewissen Zeitabschnitt dar, dem er sein Gepräge, erinnert an einen bestimmten Ort der Heimath, dem er Ursprung oder Bedeutung gab.

Nur sparsam wurde der Erzählung ein belehrendes oder ermahnendes Wort eingeflochten. Wir ließen einfach die Geschichte sprechen und sie spricht deutlich genug. Sie ruft dem gläubigen Volke mit dem Propheten (Isai. 51, 1) zu: „Sehet hin auf den Felsen, aus dem ihr gehauen, und auf die Grube, aus der ihr gegraben seid“ und schreibt auf jedes Blatt die Worte des Psalmisten (Psalm 86, 1.): „Eure Grundfesten liegen auf heiligen Bergen.“ Es ist die Kirche, aus der unser Staatswesen, unsere Gesittung und alles Große, dessen wir uns zu rühmen haben, hervorgewachsen ist. Trägt unsere Arbeit dazu bei, daß diese Thatsache von dem katholischen Frankenlande in dieser Zeit, in der so Manche sie vergessen machen möchten, recht lebendig erkannt wird, dann ist sie nicht umsonst gethan.

Würzburg, am Feste des hl. Aquilin 1881.

Inhalt.

a. Verzeichniß der Lebensbeschreibungen:

b. Verzeichniß der Holzschnitte:

Druckfehler:

Seite 1. Zeile 32 lies: vovi statt fovi.
„ 45. „ 41 „ Höchheim statt Mainz.
„ 78. „ 6 „ ehelose statt eheliche.
Seite 79. Zeile 35 lies: Magus statt Magnus.
„ 83. „ 2 u. 3 lies: Menschlichkeit statt Menschheit.

Erstes Buch.

Die Zeit der Thüringisch-Fränkischen Herzoge

oder

Die Anfänge des Christenthums in Ostfranken.

1. Die heilige Radegundis.

(13. August.)



Die Radegundis=Kapelle bei Müdesheim.

Aus grünem Waldesdunkel schaut eine alte Kapelle in das liebliche Wernthal hernieder. Scheint ihr Blick auch mit besonderem Wohlgefallen auf den zu den Füßen des Berghanges an dem jenseitigen Ufer des Flüßchens wie unter ihrem Schutze hingestreckten Dörfern Müdesheim und Reuchelheim zu ruhen, so reicht er doch noch weiter hinaus in den Grund und über die Höhen. Weiter aber, als selbst das Kirchlein sichtbar, ist unter dem gläubigen Volke die Verehrung jener Heiligen verbreitet, deren Namen es trägt: der hl. Radegundis. Hierher pilgern nicht nur am Sonntage nach Unsrer Frauen Auffahrt, an welchem das Fest der Seligen begangen wird, zahlreiche Schaaren von Nah und Fern, sondern es vergeht auch sonst kaum ein Tag, an dem nicht wenigstens ein und der andere Beter hier vor ihrem Bilde kniet. Wenn dann ein jeder Besucher der Sitte gemäß, zu welcher Stunde des Tages es auch sei, das Glöcklein zieht und die hellen Töne das Ave hinabgrüßen auf Wiese und Feld, dann hält der Arbeiter in seinem Werke still, entblößt das Haupt und faltet die Hände. Der oben in der Bergkapelle weilt, betet nicht mehr allein, denn, die unten im Thale schaffen, stellen eine geistige Wallfahrt an und vereinigen ihre Bitten mit den seinen. Wo das Flehen des Menschen von dem seiner Brüder unterstützt und beider Gebet durch die Fürbitten der Heiligen zu dem Herrn emporgetragen wird, da bleibt die Erhörung nicht aus. Ein jedes der vielen Votivbilder und wenn auch theilweise armen Weihegaben zu den Seiten des Altares wiederholt uns das alte Wort: Votum fovi, gratiam recepi — dem Herrn mein Gelübde, mir seine Gnade.

So ist es jetzt, so war es auch in früherer Zeit. Nur ein Unterschied mag obwalten: Dem größeren Vertrauen unserer frommen Vorfahren entsprachen größere Erhörungen.

Die älteste Aufzeichnung, die wir über die Radegundiskapelle, deren ursprüngliche Gestalt durch die späteren Veränderungen gänzlich verwischt wurde, kennen, ist einem Saalbuche des Amtes Arnstein aus dem Jahre 1595 entnommen[1]). Sie führt dieselbe auf als „St. Ottillien-Kirche" und sagt: „Wurdt von dem Gemeinen Mann durchauß zur Hadelskirchen genant Auff der seitten gegen dem Dorff der wehren vber auff ainem hohen Berg vff Muetheßheimer Marckhung gelegenn, Ein klein kirchlein gahr verändert. Darbey ein Brönnlein auff Ettlich schritt flyßennt, hernacher jnn die Erden versinckhent, daß solch wasser nit mehr zu sehen, jm heurigen Somer vnuertruckhnet pliben. Wehr dise Adelheit gewesen oder wann vnnd zu welcher Zeitt sie gelebet vnnd daß Kirchlein erbawet wordenn, ist Niemandts wissent noch in Schrifften etwaß dauon zu erfindenn. — Aber vor Alters ein groß walfarth dahin gericht gewesen vnnd noch werden kranckhe Kinder auch von weitten Orten auff vil meilen Wegs dahin getragenn, aus dem Brönnlein gebadet; ist offtmalen probiret worden, sobalden nach Ausschöpffung mit dem geschirr, als zum Ersten darmit jnns Brönlein gegriffenn, daß wasser sich trueb erzeigt, daß solche Kinder gestorben vnnd von der Krankheit darumben eß (sie) zu dem Bronnen oder Hadelßkirchen getragenn worden, nit widerumb genesen, da es aber schoen vnd lautter verpliebet, die Kinder widerumb zu vorig gesuntheit khomenn. — Ebenmäßig wurdt von weitten Ennden, do Kinder dahin nit getragenn, allein daß wasser geholet vnnd, wann es trueb oder lautter jm Ersten Eingriff deß Schöpffenns erkannth, mit Absterben oder Gesundtwerden der Kinder jnn der Probierung erfundten worden; sonderlich verschinens 93. Jarß durch Zugeschickthen von Ochsenfurth, dahin wasser zu holenn khommen, der Bronnen sich trueb erzeigt, sobalden sie wiederumb gehn Ochsenfurth gelangt, daß Kindt verstorbenn. Solchs jst vnter dem gemeinen Mann Ein gemein geschrey, Rueff vnnd sagen. Beyneben khann vnuermeldt nit pleiben, daß von den Alten seligen von Ainem vff den Andern biß auff diese Zeit geredt vnnd noch gesagt wurdt, wie Ettlich Morgen wisen jnn Hay Grumpacher vnnd Reuchelheimer Marckhung gelegenn jtzo daß Grumpacher vnnd Reuchelheimer Ryedt genanth diser Hadelheitt oder Ottillien gewesenn, welche durchs Jahr nit gemehett, sondernn Einem Jeden frömbden vnnd jnheimischen mit Pferth vnnd Vih darauff zu fütternn, Hay vnnd Grummet abzuetzenn zugelassenn vnd vergönth wordten. Aber solche wisen oder Ryedt seindt jtzmalen ausgeschaidt, daß Gemain Statt Arnstein, Gemeinde zu Hay Grumpach vnnd Reuchelheim Jeder Ettliche

[1]) Königl. Archiv in Würzburg: A, 62.

Morgen daruon bekhomen. Ob nuhn vff solch Hörnsagen der Alten ettwaß Grundlichs zu Bauen, laß Ich andere vrtheln vnd dauon Redenn."

Was an dieser Erzählung auffällt, ist vor Allem der Name, den hier das Kirchlein trägt. Daß nämlich die erwähnte „Ottillienkirche" keine andere als die gegenwärtige Radegundiskapelle sei, ist unzweifelhaft. Sollte nun dieselbe vor Alters der hl. Odilia oder Adelheid geweiht gewesen und erst später, also im 17. Jahrhundert, die hl. Radegundis an deren Stelle getreten sein? Es geschah schon oft, daß eine Pfarrkirche bei ihrem Neu- oder Umbau sich einen neuen Patron wählte und den früheren auf eine Nebenkapelle übertrug. Könnte nicht ein ähnlicher Wechsel zwischen der Mutterkirche in Müdesheim und dem Bergkirchlein stattgefunden haben? In der That begegnen wir in der Pfarrkirche einer Vertauschung der Patrone. Allein es ist nicht die hl. Radegundis, welche dem gegenwärtigen Schutzheiligen Markus weichen mußte, und sich vielleicht darum gleichsam in die Waldkapelle flüchtete, sondern der hl. Ulrich, welcher nach der Pfarreibeschreibung von Müdesheim aus dem Jahre 1622[1]) der damalige Patron dieser Kirche war. Ist sonach diese Möglichkeit einer späteren Einführung unsrer Heiligen in die genannte Kapelle ausgeschlossen, so sprechen andere Beweise geradezu für eine viel ältere Verehrung derselben an dem fraglichen Orte. Schon der Umstand, daß in dem nahen Gössenheim die hl. Radegundis bereits im Jahre 1394 als Patronin der dortigen Kirche erscheint[2]), deutet auf das hohe Alter ihres Cultus in diesem Gaue. Dazu kommt, daß die lebendige Ueberlieferung, welche sich nicht in einigen Jahren umbildet, kurz nach jener Aufzeichnung des Saalbuches allgemein nur die hl. Radegundis als die Schutzheilige der Kapelle nennt. Um aber auch gar keinen Zweifel zu lassen, erwähnt das „Verzeichniß der Gottesdienste in Müdesheim",[3]) das unter Fürstbischof Julius angefertigt wurde, also in die Zeit jenes Saalbuches zurückreicht, ausdrücklich der Prozession, die am Nachmittage des Himmelfahrtsfestes „in die Kapelle der hl. Radegundis, so jtziger Zeit gar profanirt", geführt werde. Alle späteren Urkunden bestätigen dieses. Ein von den geistlichen Räthen geforderter Bericht des Amtskellers Johann Barthold Heinrich von Arnstein vom 28. September 1660[4]) bezeichnet das „St. Radegundis-Kapellein als ein Viereckicht gar schlecht vndt Kleines doch von Mauerwerck gemachtes Kirchlein in der Brait oder Weite nit mehr dan 14 vndt 10 schuch hoch, darinen ein Altartafel mit 2 Flügeln, der hl. Radegundis historie gemahlet, auch mit einer Thür versehen" und sagt, daß

[1]) Archiv des bischöfl. Ordinariats Würzburg.

[2]) Registrum eccl. paroch. in Gössenheim ebendaselbst.

[3]) Archiv des bischöfl. Ordinariats Würzburg.

[4]) Ebenda.

man schon längst an dessen Erweiterung gedacht, aber davon, weil nur 406 fl. Capital und 101 fl. an sonstigen Außenständen vorhanden, habe abstehen müssen. Der Altar, wie er hier beschrieben wird, weist wieder in eine weit frühere Zeit zurück. Wollte man dagegen anführen, daß die Sage von der Quelle, die ihre Heilkraft besonders auf Kinder übt, an den Odilienbrunnen im Elsaß erinnere, so ist zu bemerken, daß die Legende der hl. Radegundis ganz ähnliche Beziehungen bietet. Ein Vergleich mit der Adelheidsquelle in Kitzingen würde wenigstens näher liegen. Auch der Versuch, die frühere jedoch nur vereinzelt vorkommende Schreibweise von „Hodelsheim" für das benachbarte Halsheim aus „Odilsheim" abzuleiten, scheitert an der frühesten urkundlichen Form dieses Ortsnamens, welche „Haholtesheim" oder „Haboltesheim" lautet. Vielleicht könnte Jemand in dem Ausdrucke: „Holzkirche", welchen Namen die Kapelle noch heute unter dem Volke führt, einen Anklang an „Hodilskirche" finden. Allein, wenn diese Bezeichnung nicht von dem Walde, in dem die Kapelle gelegen, hergenommen ist, so ist sie, wie Jeder, welcher die noch heute übliche Sprechweise jener Gegend kennt, zugestehen wird, vielmehr aus der auch im Saalbuche angeführten „Hadelskirche" entstanden. An Adelheid erinnert zudem, wenn wir doch die Ortsnamen fragen, das in der Nähe der Mündung der Wern gelegene Adelsberg. Für die hl. Odilia, als Patronin unsrer Kirche, spricht sonach nichts als der Name, den das Saalbuch als Ueberschrift gewählt hat, während alle anderen Zeugnisse dem widerstreiten. Daß dessen Schreiber aber auch bezüglich dieses Namens nicht sicher war, gesteht er selbst. Im Munde des Volkes, wird erzählt, lautet er Adelheid. Ob er nicht eigenmächtig, weil er diesen nicht zu erklären wußte, ihn in jenen umgesetzt? — Können wir nun nach dem Gesagten die letztere so wenig wie die erstere als Ortsheilige gelten lassen, so darf sie vielleicht doch als Erbauerin und Wohlthäterin der ersten Kapelle betrachtet werden. Mit dieser Annahme, für welche sich die Vergabung von Wiesen an die Kapelle anführen läßt, löst sich der scheinbare Widerspruch zwischen dem Berichte des Saalbuchs und den sonstigen geschichtlichen Thatsachen. Ob wir uns nun unter dieser Adelheid eine Frau aus einem der vielen in der Gegend begüterten Adelsgeschlechter zu denken haben, oder die hl. Kaiserin dieses Namens in ihr suchen, oder am Ende bis auf die hl. Hadaloga von Kitzingen selbst zurückgehen dürfen, wird wohl nie entschieden werden können. Das Letztere würde wenigstens keine innere Unwahrscheinlichkeit gegen sich haben. Reicht einerseits das Alter der hier in Betracht kommenden Orte in jene Zeit hinauf — Haholtesheim wird bereits 770[1]) und Muetuinesheim nicht viel später genannt — so liegt andrerseits die Vermuthung nahe, die Verehrung der fränkischen Königin möge durch eine dem fränkischen Königsgeschlechte nahe-

[1]) Dronke, Cod. dipl. Fuld. p. 21.

stehende Frau, wie die hl. Adelheid es war, in unsere Heimath verpflanzt worden sein. Wir hätten dann in jenen „Hadelswiesen“ ein Seitenstück zu der Feldlage „Hadelsberg“ in Versbacher Markung, deren Namen man auch von der Abtissin von Kitzingen ableiten will.

Was den übrigen Inhalt jener Aufzeichnung betrifft, so wird die Schenkung von mehreren Morgen Wiesen zum Nutzen der Pilger nicht nur von der schon angeführten Pfarreibeschreibung aus Julius Zeiten bestätigt, sondern deren Zahl auch auf 30 bestimmt. Auch das Brünnlein ist noch unvergessen. Eine Lebensbeschreibung der hl. Radegundis aus dem vorigen Jahrhundert[1]) sagt von der Kapelle, daß dahin „auf ihrem Festtag viel Volck wallfahrtet, vor ihren Bildnuß Kerzlein anzündet und solche als Mittel wider das Fieber mit nach Haus nehme“ und fügt hinzu „daß ein Bronn gleich bei dem Kirchlein gewesen sey, aus welchem das Wasser ehedessen als heilsam geschöpfft und weggetragen worden.“ Damit stimmt die mündliche Ueberlieferung überein. Nach Aussage eines der ältesten Männer Müdesheims enthielt vor langer Zeit nicht nur eine Vertiefung neben der Kapelle, sondern auch die Höhlung einer in der Nähe stehenden Buche Wasser, mit welchem sich Augenleidende nicht ohne Erfolg zu waschen pflegten. Ist es auch äußerlich versiecht, so quillt es doch noch verborgen nach der Anschauung des Volkes. Noch heute ist bei einer vorkommenden Geburt den Kindern gegenüber die Rede üblich, daß das Brüderchen oder Schwesterchen aus dem Brünnlein bei der Holzkirche geholt worden sei.

Die in Folge des dreißigjährigen Krieges verfallene Kapelle wurde endlich im Jahre 1681 von einem Wohlthäter, Johann Burgard, wieder hergestellt und durch den Anbau des Schiffes erweitert. Ein Bericht des Pfarrers Deugelius[2]) vom 28. Oktober 1687 sagt deshalb, sie sei „wieder in bäulichem Wesen.“ Auch der Zudrang der Gläubigen scheint stetig gewachsen zu sein. Wir schließen dies aus den reichlichen Opfern an Geld, Wachs, Hühnern, Eier, Butter u. dgl., die nach einem ähnlichen Schreiben vom 14. September 1716 an die Kapelle fielen. Der Ablaß, den Papst Pius VI. am 4. August 1797 für das Fest der Heiligen der Kirche in Müdesheim ertheilte, konnte nur beitragen, die Wallfahrt noch mehr zu heben. Auch in unserm Jahrhundert war der fromme Sinn der Gläubigen auf Verschönerung des Bergkirchleins bedacht. Im Jahre 1845 erneuerte ein Urenkel des schon genannten Wohlthäters, Jakob Kluespies aus Würzburg, dessen innere Einrichtung, während in der jüngsten Zeit der Weg zu demselben aus freiwilligen Gaben mit Stationen aus Stein geziert wurde. —

[1]) Tugend- Und Ehren-Cron, Womit die zu Erffurth gebohrene Thüringische Prinzessin Und fränkische Königin Die Heilige Radegundis gecrönet worden. Wirtzburg 1740. 4°. S. 133.

[2]) Archiv des bischöfl. Ordinariats Würzburg.

Nicht ohne Absicht haben wir länger bei der Geschichte unsrer Kapelle verweilt. Ist sie doch neben der Pfarrkirche zu Gössenheim das einzige Heiligthum, welches in dem heutigen Franken das Andenken der hl. Radegundis bewahrt und ist diese doch die erste bekannte Heilige, welche unser Land dem Himmel gegeben hat! Wir sind über ihr Leben besser als über das von vielen anderen Heiligen unterrichtet. Venantius Fortunatus, der gefeierte Dichter, welcher es erzählt, die Nonne Baudonivia, welche diesen ergänzt, und Gregor Bischof von Tours, welcher in seiner Kirchengeschichte der Franken sehr oft von ihr spricht, waren nicht nur ihre Zeitgenossen, sondern, namentlich die beiden ersten, ihre Vertrauten.

Was wir gegenwärtig Franken nennen, gehörte im fünften Jahrhundert dem weitaus größten Theile nach zu dem Thüringischen Reiche. Seine Grenzen erstreckten sich im Norden über das Harzgebirge hinaus und reichten im Süden bis zur Donau hinab. Nach dem Tode des Königs Basinus theilten sich seine drei Söhne in die Herrschaft. Einer derselben, Hermanfried, war vermählt mit Amalaberga, der Nichte des Ostgothenkönigs Theodorich. Verblendet von maßloser Herrschsucht weckte sie bei dem Gemahl das Streben nach Alleinherrschaft und damit dunkle Pläne gegen seine Brüder. Der Eine, Berthar, fiel durch Meuchelmord. Seine Tochter Radegundis, um 519 geboren, und ein Sohn in der Wiege wurden gefangen an Amalaberga's Hof geführt und gemeinsam mit deren Sohn und Töchtern erzogen. Ihr jugendliches und liebevolles Herz schloß sich innig an die Kinder des Oheims an, welchen sie ihr ganzes Leben lang eine tiefe Zuneigung bewahrte. Noch war aber das Werk nicht vollendet, denn es lebte ja der andere Bruder Baderich. Um Hermanfried auch gegen diesen zu reizen, griff Amalaberga zum Spotte. Als er einst von der Jagd heimkehrend seine Pfalz betrat und einen nur halb gedeckten Tisch fand, da entgegnete die stolze Gothin dem erstaunt nach dem Grunde fragenden Fürsten: „Halbem König gebührt halbe Tafel!“ Das Mittel versagte nicht. Um Baderich zu verderben, verband sich Hermanfried mit dem ältesten Sohne Chlodwigs, Theodorich, König von Metz und versprach ihm für seinen Beistand die Hälfte von dessen Ländereien. Das Kriegsglück war auf Seite der Verbündeten: Baderich erlitt mit seinen Getreuen auf der Wahlstatt den Tod. Hermanfried dachte nicht daran, sein Versprechen zu erfüllen. Er bewog vielmehr den Frankenkönig unter dem Vorgeben, in kurzer Zeit nach hergestellter Ordnung die Beute mit ihm theilen zu wollen, zur vorläufigen Rückkehr über den Rhein. Als aber diese Frist verstrichen und die Mahnungen Theodorichs an Erfüllung des Vertrags nur mit Hohn beantwortet wurden, da rüstete sich dieser im Verein mit seinem jüngsten Bruder Chlotar, der zu Soissons herrschte, zum Kriege. In der Ebene der Unstrut stießen die Heere aufeinander. Die Thüringer hatten eine List erdacht: sie durchzogen die Felder mit tiefen Gräben und deckten

dieselben mit Reisern und Moos. Die Rosse der nichts ahnenden Franken sanken in die Gruben, die Reiter stürzten und die Ordnung fing an sich zu lösen. Nun griff Theodorich die Feinde von der Seite an und die Schlacht wendete sich zu seinen Gunsten. Die Thüringer wurden in die Unstrut gedrängt und so groß war die Zahl der Leichen, daß sie sich stemmend eine Brücke bildeten, über welche die Franken an das andere Ufer des Flusses setzten. Nur mit Mühe entkam Hermanfried mit dem Reste seines Heeres in die Veste Scheidingen. So tapfer er aber auch dieselbe vertheidigte, sie wurde von den Franken, welche noch die Sachsen zu Hilfe gerufen hatten, gebrochen. Amalaberga allein gelang es, mit



Die heilige Radegundis.

ihrem Sohne zu Kaiser Justinian nach Constantinopel zu entfliehen; Hermanfried selbst, sowie auch Radegundis und ihr Bruder fielen den Siegern in die Hände. Von Thüringen wurde der nördliche Theil den Sachsen abgetreten, der größere südliche aber unter fränkische Oberhoheit genommen. Von der fortgehenden Einwanderung der Franken geben noch heute verschiedene Ortsnamen z. B. Frankenheim, Frankenbronn, Frankenwinheim u. a. Zeugniß. — Dies geschah im Jahre 529. —

So fand sich denn das kaum zehn Jahre alte Kind zum zweiten Male als Gefangene. Ihr Loos sollte indessen nicht das ihres mit Verbrechen beladenen Oheims werden. Fiel jener bald darauf der Furcht seiner Feinde, denen auch noch vor dem Entthronten bangte, zum Opfer, so fand sie und durch sie auch vorerst ihr Bruder Gnade in deren Augen. Der Anblick der blühenden Unschuld muß in der That etwas Bezauberndes an sich gehabt haben, weil er die ungezähmte Wildheit der königlichen Brüder rührte. Sie stritten sich beide um ihren Besitz; endlich wurde sie Chlotar zugesprochen. Schon damals bestimmte dieser sie zu seiner künftigen Gemahlin und trug darum vor Allem Sorge, ihr eine entsprechende Erziehung geben zu lassen.

Zu diesem Zwecke brachte er sie nach seinem Schlosse Athie in der heutigen Grafschaft Vermandois und umgab sie mit den tüchtigsten Lehrern. Ihr großes Unglück verlangte nach einem großen Trost. Sie fand ihn in dem Glauben Christi. Obschon wir annehmen können, daß das Christenthum durch Amalaberga, welche wir gleich ihrem Oheim, dem Ostgothenkönig, als der arianischen Irrlehre zugethan betrachten dürfen, auch an dem Thüringischen Hofe wenigstens einigermassen bekannt gewesen sei, so war doch Radegundis in der heidnischen Anschauung ihres Volkes aufgewachsen. Je düstrer der heimische Götterglaube gewesen, um so freudiger erschloß sich ihr Auge dem Lichte des Evangeliums. Wenn nicht der hl. Remigius selbst, so ist es der hl. Medardus, Bischof von Noyon, gewesen, der ihr die hl. Taufe ertheilte. Die fromme Richtung, die sie einmal genommen, bestimmte ihr ganzes Leben. Ihre Arbeit bestand theils in den gewöhnlichen Verrichtungen ihres Geschlechtes theils in der Lesung der heiligen Schrift und der Werke der Väter, aus welchen sie eine frühzeitige Begeisterung für das klösterliche Leben schöpfte. Die Zeit ihrer Erholung vertheilte sie auf den Dienst der Armen und den Schmuck des Hauses Gottes. Es war ihre größte Freude, arme Kinder um sich zu sammeln, sie von ihrem Schmutze zu reinigen, durch Speise und Trank zu erquicken und mit selbstgefertigten Kleidern zu beschenken. Darauf verwandelte sie den Speisesaal in eine Schule, in der sie mit kindlicher Beredsamkeit ihren jungen Zuhörern die Geheimnisse des Glaubens erklärte. Auf ein von ihr gegebenes Zeichen stellte sich dann die ganze Schaar in wohlgeordneten Reihen auf, um, voraus ein Kind mit einem hölzernen Kreuze, unter dem Absingen von Liedern zu Ehren des Herrn zur nahen Kapelle zu ziehen. Wie sie dem Herrn in seinen Armen diente, so weihte sie sich ihm selbst in seinem Tempel. So oft es ihr nur möglich, verweilte sie dort in Gebet und Betrachtung; die Wohnung Gottes unter den Menschen zu schmücken, war ihr ein Herzensbedürfniß. Mit ihren kostbarsten Stoffen zierte sie die Altäre und mit ihren eigenen Händen wusch sie den Boden.

Acht Jahre hatte sie in der Stille von Athie verlebt, als Chlotar an die Ausführung seines Entschlusses dachte. Sie sollte nicht mehr seine Gefangene sein, sondern seine Königin werden. Radegundis vernahm mit der größten Bestürzung diese Kunde. Sie, die Jungfrau, die ihr Herz und ihre Unschuld Gott zu weihen sich vorgenommen, sollte einem Gemahle angehören, der, obschon Christ, vor keiner Grausamkeit, vor keinem Frevel zurückscheute! Sie, die heimathlose Königstochter, sollte ihre Hand in jene legen, die eingetaucht war in das Blut ihrer Verwandten, die deren Thron umgestoßen, die ihr Vaterland in eine Wüste umgewandelt hatte! Alle ihre Gefühle sträubten sich dagegen, daher ihr Entschluß, diesem Loose durch die Flucht zu entgehen. Mitten in der Nacht, nur von einigen Frauen begleitet, verließ sie das Schloß. Allein ihre Entfernung ward entdeckt, sie selbst wieder eingeholt. Das Vergebliche jedes weiteren Widerstandes einsehend, ließ sie sich nach Soissons zur Vermählung und Krönung führen. Sie wurde im Jahre 538 vollzogen.

Indem sie sich dem irdischen Fürsten verband, ließ sie sich, wie Fortunatus sagt, von dem himmlischen nicht trennen. Ihr Leben am Hofe war in Wirklichkeit nur die Fortsetzung der Tugenden ihrer früheren Verborgenheit. Bewundert und gefeiert wegen ihrer Schönheit wie ihres Geistes von den Menschen, verdemüthigte sie sich um so mehr vor dem Herrn. Mitten hineingestellt in das Geräusch der großen Welt, war ihr der Umgang mit Gott ein um so größeres Bedürfniß. Jede Stunde, die ihre neuen Pflichten übrig ließen, widmete sie dem Gebete und oft erhob sie sich in der Nacht von ihrem Lager, um der Betrachtung obzuliegen. Unter dem königlichen Purpur trug sie ein Bußgewand; zur Zeit der Fasten vertauschte sie das gewöhnliche gegen ein weit rauheres, das sie eigens von einer ihr befreundeten Klosterfrau heimlich entlieh. An der königlichen Tafel wußte sie es immer so einzurichten, daß, ohne Aufsehen zu erregen, ihr nur Gemüse oder trockene Früchte vorgesetzt wurden. Dieses Beispiel war den Höflingen nicht immer angenehm. Man flüsterte sich zuerst seine Bemerkungen zu, ward dann kühner und redete dem Könige selbst zu Gehör, er habe mehr eine Nonne als eine Königin zur Frau. Chlotar, für diese Sticheleien nicht unempfindlich, brach in bittere Vorwürfe aus, allein Radegundis versöhnte ihn wieder durch vermehrte Zuvorkommenheit und ging nach wie vor ihren Weg. — Ihre Liebe zu den Leidenden steigerte sich mit den Mitteln, welche ihr Rang ihr zu deren Tröstung bot. In Athie selbst gründete sie ein Haus der Barmherzigkeit für arme und kranke Frauen. Hieher flüchtete sie aus dem Treiben des Hofes, um ihren Schützlingen, über die sie eine genaue Liste führte, mit eigenen Händen auch die niedrigsten Dienste zu leisten. Sie bereitete ihnen Bäder, verband ihre Wunden und machte ihre Betten. Neben diesen waren besonders die Gefangenen der Gegenstand ihres zärtlichsten Mitleids.

Wurde ein Todesurtheil gefällt, so ließ sie kein Mittel unversucht, um Gnade zu erwirken. Kam sie nach dem Schlosse zu Peronne, um die dortigen Gefangenen zu besuchen, so geschah es kaum, ohne daß sie nicht einigen die Freiheit erbat. Die Geschichte erzählt uns, daß schon damals, wenn ihr die Kraft versagte, eine höhere Macht ihr helfend zur Seite trat. — Auch ihr Eifer für die Zierde der Kirchen nahm mit ihrem Vermögen nur zu. Damit dieselben auch des Nachts erleuchtet seien, fertigte sie selbst die nöthigen Kerzen. Geschah es, daß ihre Umgebung, wenn die Königin in dem gebräuchlichen Prunkgewande erschien, ihre Bewunderung aussprach, so legte sie das Kleid als dessen nicht würdig ab und schickte es in die nächste Kirche zum Schmuck des Altars.

Für ein so ganz von der Wahrheit der christlichen Lehre erfülltes Gemüth mußte es überaus schmerzlich sein, zu sehen, daß das Heidenthum im fränkischen Reiche noch keineswegs erstorben war. Neben dem Hause des Einen Gottes erhoben sich noch vielfach die Altäre der alten Götzen. Von dem Muthe und dem Erfolge zugleich, mit welchem sie dem entgegentrat, ist uns ein Beispiel aufbewahrt. Die Königin ritt einst mit ihrem Gefolge zu einem Besuche aus, als ihr Weg sie an einem dieser heidnischen Tempel vorüberführte. Sofort hält sie an und befiehlt ihren Leuten, Feuer an denselben zu legen. Das benachbarte Volk eilt von allen Seiten herbei, um mit den Waffen sein Heiligthum zu vertheidigen. Allein Radegundis weicht nicht der Gefahr, sondern spricht vom Pferde herab zu den Leuten mit einer solchen Kraft der Ueberzeugung, daß jene, welche gekommen waren, um für ihre Götzen zu kämpfen, einstimmig den Gott der Christen preisen.

Konnte das Hofleben der Heiligen an sich kein Genüge bieten, so kam auch noch vieles Andere hinzu, was dieselbe ihre Krone als eine Last und ihre Verbindung mit einem Wüstlinge, wie Chlotar, als eine Fessel empfinden ließ. Die Unfruchtbarkeit ihrer Ehe und die Strenge ihrer Sitten zogen ihr von Seite des Königs immer härtere Kränkungen zu. Dürfen wir uns wundern, wenn der Gedanke ihrer Jugend, dem Herrn ihr Leben in einem Klo er zu weihen, wieder mächtiger als je erwachte? Doch noch drängte sie ihn zurück. Da ward ihr eine schreckliche Nachricht gebracht. Chlotar hatte ihren einzigen noch lebenden Bruder, an dem sie mit aller Zärtlichkeit ihres Herzens hing, unter dem Vorgeben, er unterhalte heimliche Verbindungen mit dem griechischen Hofe, ermorden lassen! Nun war ihr Entschluß gefaßt. Sie konnte einst jenem die Hand reichen, der die Ihrigen vernichtet, da er ihr und ihnen als Feind gegenüberstand; allein mit jenem ferner das Lager zu theilen, der als ihr Gatte ihr den Bruder getödtet, das konnte sie nicht. Die Schatten der Erschlagenen stellten sich zwischen sie und ihn. Sogleich trat sie vor den König mit der Bitte, den Schleier nehmen zu dürfen

und dieser ließ sie in der ersten Bestürzung ziehen. Dies ereignete sich im Jahre 544; Radegundis war also fünfundzwanzig Jahre alt und hatte sechs Jahre auf dem Throne verlebt.

Ihr erster Weg führte sie nach Noyon zu dem heiligen Medardus. Als sie von ihm den Schleier begehrte, verwies sie der Bischof auf das Wort des Apostels: „Wer einen Gatten hat, verlange nicht von ihm getrennt zu werden.“ Die fränkischen Großen, welche die Königin begleitet hatten, bestärkten ihn hierin und entfernten Radegundis mit Gewalt vom Altare. Da trat diese in die Sakristei und kehrte als Nonne gekleidet in die Kirche zurück. „Wenn du immer noch zögerst, mich Gott zu weihen, rief sie, wenn du die Drohungen der Menschen mehr fürchtest als die Stimme des Himmels, so fordere ich dich vor den Richterstuhl des Hirten der Seelen, wo du wirst Rechenschaft abzulegen haben über deine Weigerung, sein Schaf in den Schafstall aufzunehmen.“ Der hl. Greis erkannte in diesen Worten einen Befehl des Himmels und nahm willig das Gelübde entgegen, das sie für immer von der Welt trennen sollte. Nachdem Radegundis noch ihre Prachtgewänder auf den Altar niedergelegt und ihren sonstigen Schmuck unter verschiedene Kirchen vertheilt hatte, begab sie sich nach Saix in Poitou, das ihr von Chlotar als Niederlassung geschenkt worden war. Auf ihrer Reise besuchte sie das Grab des heiligen Martin zu Tours und ließ zahlreiche Geschenke zurück.

In ihrer Einsamkeit zu Saix theilte sie ihre Tage unter die Uebungen der Abtödtung und Barmherzigkeit. Zu jenen Ausschreitungen der Liebe, die wir Jahrhunderte darnach eine andere thüringische Fürstin begehen sehen, hat die hl. Radegundis das Beispiel gegeben. Sie ging soweit, daß sie die Aussätzigen in ihre Arme schloß und auf ihre Beulen küßte, als wären jene die Glieder und diese die Wundmale Christi. Der Herr lohnte sie dafür mit vermehrten Gnaden. Einst schaute sie in einem Gesichte ein Schiff von der Form eines Menschen, dessen einzelne Theile von Pilgern angefüllt waren. Sie selbst fand sich auf den Knieen der geheimnißvollen Gestalt und vernahm eine Stimme: „Bis jetzt ruhtest du auf meinen Knieen, aber die Stunde naht, wo du an meinem Herzen sein wirst.“ Wenn die Füße des Herrn nach der Sprache der Väter die Armen, das Herz aber ihn selbst bezeichnet, so ist diese Erscheinung dahin zu deuten, daß sie von der Liebe zum Nächsten sich bald zur vollkommensten und reinsten Gottesliebe erheben werde.

Mitten in ihrer Ruhe wurde Radegundis plötzlich von dem Gerüchte aufgeschreckt, daß Chlotar sie zurückverlange. Sie begnügt sich nicht mit der Verdoppelung ihrer Gebete, sondern schickt zu Johannes, einem Einsiedler zu Chinon, damit er von Gott einen Rath erflehe. Sie folgt demselben, indem sie sich nach Poitiers in die Abtei des hl. Hilarius flüchtet. Eine spätere Sage hat ihre Rettung in ein liebliches Wunder

gekleidet. Nur einen kurzen Weg, so erzählt sie, hatte die Königin noch zurückzulegen, als sie ihre Verfolger hinter sich sieht. Gerade bei einem Feldarbeiter angekommen, der eben Getreide säen wollte, sagte sie zu diesem: „Wenn man dich fragt, ob du die Königin gesehen, so antworte, du habest Niemand gesehen, seit du dieses Korn gesät.“ Darauf betritt sie den Acker und das Getreide, das eben erst in die Furchen geworfen wird, wächst in einem Augenblicke so hoch, daß es sie den Nachfolgenden verbirgt. Diese das Wunder sehend, stehen von ihrer Verfolgung ab. Eine Kapelle am Wege erinnert an dieses Ereigniß, dessen Gedächtniß am 28. Februar kirchlich gefeiert wird. Da indessen dieser Tag derselbe ist, an welchem einst der Leib der Heiligen aus Furcht vor den Normannen aus Poitiers hinweg in das Kloster des heiligen Benedikt zu Quincay in Sicherheit gebracht und von dort wieder zurückgeführt wurde,[1]) so ist es möglich, daß jene Erzählung sich auf eine Begebenheit bei dieser Uebertragung bezieht.

In Poitiers, wo die Wunder und Tugenden der Heiligen Hilarius und Martin noch in frischem Andenken waren, entschloß sich Radegundis, ihren dauernden Aufenthalt zu nehmen. Sofort begann sie mit dem Bau eines Klosters, zu dem Alle, voran der König und seine Söhne, beisteuern wollten. Als dasselbe im Jahre 550 vollendet war, zog sie mit einem Gefolge von zweihundert Jungfrauen, alle aus edlem Geschlechte, einige sogar von königlichem Blute, in dessen Mauern ein. Es war ein stattlicher Brautzug. Ihm anzuwohnen und jene nochmals zu sehen, welche bereits Alle mit Begeisterung nannten, hatte sich eine ungezählte Menge Volkes aus der Stadt und dem Lande eingefunden. Bevor sie über die Schwelle geschritten, hatte sie sich ihres letzten Eigenthums entäußert; nachdem das Thor hinter ihr verschlossen, fügte sie den vollständigen Verzicht auf ihren eigenen Willen hinzu. Das Kloster sollte sie durch Nichts mehr an ihre Stellung in der Welt erinnern. Deshalb ließ sie Agnes, eine ihrer geistigen Töchter, zur Aebtissin wählen und schwur ihr als die erste den Gehorsam zu. Doch die Mutter Aller wollte nicht nur unter ihrem Kinde stehen, auch unter den Schwestern wählte sie sich den letzten Platz. Wie die übrigen trug sie, wenn die Woche sie traf, Holz und Wasser zur Küche, wusch die Kleider und scheuerte Boden und Gänge. Ihr liebster Dienst blieb auch im Kloster die Pflege der Kranken und Armen. Zweimal in der Woche bereitete sie ihnen selbst ein Bad und diente ihnen bei Tische. Ihre Strenge gegen sich selbst grenzte an das Aeußerste. Zur Nahrung nahm sie einmal des Tages Gemüse ohne Salz und Oel und ein Brod, das sie selbst aus Gerstenmehl gebacken. Selbst im Genusse von Wasser gestattete sie sich nur ein gewisses Maß. Ihr ganzes Lager bestand aus zwei Decken aus

---

[1]) E. de Fleury, Vie de Ste. Radegunde. Poitiers 1873. p. 44.

rauhen Haaren. Die wenigen Stunden, die sie dem Schlafe gönnte, suchte sie noch dadurch zu kürzen, daß sie sich während derselben vorlesen ließ. Hielt die Schwester, um ihr Ruhe zu lassen inne, so fragte sie sogleich: „Warum hörst du auf, fahre fort meine Liebe!" Es war, als ob sie sagen wollte: „Mein Leib ruht, aber mein Herz wacht." In der Fastenzeit verdoppelte sie ihre Abtödtung. So legte sie einmal einen eisernen Ring um Hals und Arme und schnürte eine Kette dreimal so fest um den Leib, daß dieselbe in das Fleisch einschnitt. Zu einer anderen Zeit drückte sie sich ein glühend gemachtes Kreuz von Messingblech auf die Brust. So groß diese Tugenden waren, sie wurden überstrahlt von ihrer Liebe zu ihren Schwestern. „Ich habe euch erwählt, sprach sie zu uns — so erzählt Baudonivia — zu meinen Töchtern; ihr seid das Licht meiner Augen, mein Leben, meine Ruhe, mein ganzes Glück. Ihr seid der frisch gepflanzte Weinberg, arbeitet im Verein mit mir auf Erden, um das ewige Leben zu verdienen; dienen wir dem Herrn mit einem lebendigen Glauben, einer ungetheilten Liebe und einer heiligen Furcht. Suchen wir ihn mit reinem Herzen, damit wir vertrauensvoll sagen können: Herr gib uns, was du versprochen hast, denn wir haben gethan, was du befohlen hast!" Bei aller ihrer Sorge für ihr Haus versagte sie doch auch in Angelegenheiten des Reiches ihre Vermittlung nicht, wenn sie darum angegangen wurde. So stellte sie öfter den Frieden zwischen den streitenden Fürsten wieder her; immer gab sie bereitwillig den bei ihr gesuchten Rath.

So unwürdig Chlotar sie behandelt hatte, die Erinnerung an die schon so lange von ihm getrennte Gemahlin erlosch nie in seinem Herzen. Ja sie entfachte sich nochmals zur Sehnsucht, den Besitz derselben wieder zu erlangen. Bereits war er mit seinem Sohne Sigibert bis nach Tours gekommen, angeblich um zum Grabe des hl. Martin zu wallfahrten, in Wirklichkeit aber, um seine Frau zurückzufordern. Radegundis, hievon unterrichtet, bat in einem flehentlichen Schreiben den in der Begleitung des Königs befindlichen hl. Germanus, Bischof von Paris, doch denselben zu bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen. Unter Thränen und auf den Knien trug dieser am Grabe des hl. Martin dem Könige die Bitte vor. Chlotar stand erschüttert von seinem Entschlusse ab und schickte den Bischof nach Poitiers, um sich für Alles die Verzeihung seiner früheren Gemahlin zu erwirken. Die Vorsehung verhinderte ihn, seinem Versprechen nochmals untreu zu werden: er starb auf dem Rückwege zu Compiegne.

Um ihrer Stiftung den kirchlichen Schutz zu sichern, wandte sie sich im J. 567 an die Väter des zweiten Concils zu Tours. Ihr Brief ist verloren gegangen, die Antwort der Bischöfe aber hat uns Gregor von Tours[1]) aufbewahrt. Sie ist voll des Lobes für die Königin und

[1]) Histor. eccl. Francor. IX, 93.

ihr Kloster, zu dem von allen Seiten die Jungfrauen herbei eilten, um sich an dem Quell der Liebe Christi, der ihrer Brust entströme, zu sättigen, und willfahrt freudig ihren Wünschen. Diese gingen auf Einführung der vollständigen Clausur. Hatte schon Cäsarius von Arles dieselbe für das Kloster seiner Schwester angeordnet, so ist es das Verdienst der hl. Radegundis, derselben durch ein Concil die kirchliche Bestätigung erwirkt zu haben. „Damit nicht durch das schimpfliche Benehmen einer Einzigen das geschändet werde, was bei Allen hoch in Ehren steht — so lauten die Worte der Väter — soll jene, welche irgendwie durch ihren unverständigen Sinn verleitet, in solche Schmach und Schande ihre Zucht, ihren Ruhm und ihre Krone wollte stürzen sehen, daß sie auf den Rath des Feindes, wie Eva aus dem Paradiese vertrieben worden, die Thüren des Klosters, ja vielmehr des Himmelreiches überschreitet, um in den schlechten Straßenkoth gestoßen und getreten zu werden, von uns aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen sein.“ Radegundis wußte diesem Gesetze auch Fürsten gegenüber Achtung zu verschaffen. Als König Chilperich eine seiner Töchter aus dem Kloster zu Poitiers nehmen und dem Könige von Spanien vermählen wollte, wies sie ihn unerschrocken ab.

Als der besondere Schatz einer Kirche galt den Christen des fränkischen Reiches der Besitz von Reliquien der Heiligen. Radegundis suchte ihn darum auch der ihrigen zu erwerben. So schickte sie an den Patriarchen von Jerusalem um einen Theil des hl. Manes, der zu Cäsarea in Cappadozien den Martertod erlitten, zu erhalten, welcher auch, aber nicht bevor der Heilige selbst die Erlaubniß durch ein Wunder gegeben, verabfolgt wurde. Der gehabte Erfolg ermuthigte sie, die Erfüllung eines noch heißeren Wunsches anzustreben. Entflammt durch das Beispiel der hl. Helena hatte sie eine besondere Verehrung für das hl. Kreuz, von dem damals, also zweihundert Jahre nach seiner Auffindung, noch keine Reliquie im Frankenreiche sich befunden haben soll. Sie schrieb also Briefe an den Kaiser Justin II. und dessen Gemahlin Sophia, worin sie um eine kleine Partikel bat und ordnete wiederum Boten nach dem Morgenlande ab. Sie brachten nicht nur diese, sondern auch viele andere Reliquien und ein mit Steinen reich verziertes Evangelienbuch zurück. Da der Bischof von Poitiers es verschmähte, dieselben feierlich einzuholen, so wandte sich Radegundis an König Sigibert, der dem Bischof Euphronius von Tours hiezu den Auftrag gab. Am 19. Nov. 568 fand die feierliche Einführung statt. In langem Zuge ging der Bischof gefolgt von seinem Clerus und dem Volke den Heiligthümern entgegen, welche unter Jubel und Lobgesängen in die Klosterkirche getragen wurden. Bei dieser Gelegenheit war es, wo zuerst der weltberühmte Hymnus, einer der großartigsten im Liederschatze der katholischen Kirche:

Vexilla regis prodeunt,
Fulget crucis mysterium,
Qua vita mortem pertulit
Et morte vitam protulit etc.

Der Königs Banner wallt hervor,
Hell leuchtend strahlt das Kreuz empor,
Woran in Tod das Leben sank,
Und Leben in dem Tod errang u. s. w.

ertönte, der gleich dem andern:

Pange lingua gloriosi
Lauream certaminis etc.

Künd' o Zunge, des erhabnen
Kampfes lorbeerreichen Sieg u. s. w.

noch heute am Passions- und am Palmsonntage, sowie an den Kreuzfesten gesungen wird. Beide wurden eigens für jenen Tag von Venantius Fortunatus gedichtet. Aus Oberitalien entsprossen, durch ein Wunder auf die Fürbitte des hl. Martinus von einem Augenleiden geheilt und darum aus Dankbarkeit zu dem Grabe desselben nach Tours geführt, lernte er hier den Bischof Euphronius und dessen Neffen und Nachfolger Gregor von Tours kennen. Vielleicht auf die Empfehlung von diesem trat er in die Dienste der hl. Radegundis, der er zuerst als Geheimschreiber und, nachdem er zum Priester geweiht war, als Kaplan und Almosenier diente. Er hing an ihr mit der Liebe eines Sohnes und an der Aebtissin Agnes mit der Zuneigung eines Bruders. Seine Gedichte geben uns ein anziehendes Bild ihres ebenso innigen als reinen Verkehrs. Wir erfahren aus denselben jene kleinen unschuldigen Freuden, die auch das Klosterleben noch gestattet, hören aber auch aus ihnen jene tiefe Trauer nachklingen, die Radegundis um den Fall ihres Hauses lange im Herzen trug. Gewiß nur nach den eigenen Angaben der Heiligen hat uns der Dichter den „Untergang Thüringens" mit lebendigen Farben geschildert. Wie er die einzelnen Vorkommnisse des klösterlichen Stilllebens besungen, so hat er auch als der Erste ihr Leben im Ganzen beschrieben. Nach ihrem Tode blieb er zu Poitiers, auf dessen Bischofsstuhl er später erhoben wurde.

Von jenem Tage, an welchem die feierliche Uebertragung der hl. Reliquien stattgefunden, erhielt das Kloster der hl. Radegundis den Namen „Zum hl. Kreuz" und es begannen jene zahlreichen Wunder, von denen schon der hl. Gregor von Tours als Augenzeuge berichtet.

Immer mehr dehnte sich das Kloster aus, immer größer wurde der Zudrang zu demselben. Das Muster, nach dem sich alle bildeten, war das Beispiel der hl. Königin. Aber dieses Beispiel konnte doch für die Dauer nicht die Kraft einer festen Regel ersetzen. Den Ihrigen eine solche zu geben, war deshalb das nächste Ziel, das sie erstrebte. Schon die Väter von Tours hatten in ihrem Briefe einen Fingerzeig gegeben, wo sie dieselbe zu suchen habe: sie wiesen hin auf Cäsarius von Arles. Aus dem berühmten Kloster von Lerin auf den bischöflichen Stuhl von Arles erhoben, war dieser bis an sein Ende Mönch dem Herzen und dem Leben nach geblieben. Er schrieb für verschiedene Männerklöster eine Regel; berühmter aber ist jene, die er für das von ihm gegründete

große Frauenkloster verfaßte, in welchem seine Schwester Cäsaria Aebtissin war. Diese starke Seele hatte für sich und eine jede ihrer zweihundert Schwestern die steinernen Särge bereiten und der Reihe nach rings um die Klostermauer her einsetzen lassen. Bei diesen ihren offenen Gräbern, welche auf ihre Aufnahme warteten, lebten sie und sangen bei Tag und Nacht das göttliche Lob. Zu ihr reiste um das Jahr 570 Radegundis in Begleitung der Aebtissin Agnes, um aus eigener Anschauung die Regel des großen Bischofs kennen zu lernen. Der Hauptgrundsatz derselben war, daß Niemand, der einmal in das Kloster aufgenommen war, dasselbe wieder verlassen durfte. Zu dem Kloster konnte man nur durch die Kirche gelangen. Die beide verbindende Thüre war am Abend, bei Nacht und zu Mittag verschlossen und die Aebtissin trug während dieser Zeit den Schlüssel bei sich. Alle mußten die Wissenschaften erlernen und täglich zwei Stunden hiezu verwenden. Die übrige Zeit vertheilte sich auf Gebet und Arbeit und zwar beschäftigte sich ein Theil der Nonnen mit den Verrichtungen des Hauses, mit Sticken und Weben, während die Gebildeteren Bücher abschrieben. Bei der Arbeit wie bei dem Tische wurde vorgelesen. Die Mahlzeit war eine sehr einfache: Fleisch und Wein war nur den Kranken gestattet; für die Zeit der Fasten waren noch strengere Vorschriften gegeben. Die Kleidung war aus Wolle und trug die ursprüngliche weiße Farbe.

Allein es gab Jungfrauen, welchen auch das Kloster noch zu weit war und die nur nach der Enge der Zelle verlangten. Wie Radegundis selbst sich öfter für einige Zeit einzuschließen pflegte, so lebten unter ihren Nonnen auch einige als beständige Inclusen. Ein Mädchen jenes Klosters, erzählt Gregor von Tours,[1]) hatte eine Erscheinung. Sie sieht sich auf der Reise und verlangt nach einer lebendigen Quelle. Da kommt ihr ein Mann entgegen und bietet sich zum Führer an. Dankbar ihm folgend gelangt sie zu einer großen Quelle, deren Wasser wie Gold glänzte, die Gräser aber schimmerten im Frühlingslichte wie farbige Edelsteine. „Hier ist, spricht der Führer, was du gesucht hast. Sättige dich nun mit diesem Wasser, daß es dir ein lebendiger Quell werde, der zum ewigen Leben führt.“ Und da sie von der Quelle trinkt, naht von der anderen Seite die Aebtissin, entkleidet sie, legt ihr ein königliches Gewand an, so mit Perlen besät, daß ihr Auge den Glanz kaum ertragen kann, und spricht: „Dein Bräutigam sendet dir diese Gabe!“ Die Jungfrau nahm sich dieses Gesicht zu Herzen und bat nach einigen Tagen die Aebtissin, ihr eine Zelle anzuweisen, in der sie sich einschließen könne. Diese entgegnete: „Da ist ja deine Zelle, was wünschest du mehr?“ Sie aber bat, daß man sie für immer einschließen möge. So wurde sie denn von den versammelten Jungfrauen mit bren-

---

[1]) A. a. O. VI. 29.

nenden Lampen, unter vielen Lobgesängen, an der Hand der frommen Radegundis zu einem passenden Orte geführt. Dort sagte sie allen Lebewohl, küßte eine jede und pflegte, nachdem der Eingang, durch welchen sie gekommen, vermacht war, für immer des Gebetes und der Lesung.

Die letzten Lebensjahre der Heiligen waren gleich ausgezeichnet durch ihre Tugenden wie ihre Wunder. Von den letzteren mögen nur einige erwähnt werden, die uns Fortunatus und Baudonivia verbürgen. Bella, die Gemahlin des edlen Gislad, lange Zeit blind, warf sich vor Radegundis nieder mit der Bitte, sie möge ihre Augen nur berühren. Diese bezeichnete sie mit dem Zeichen des hl. Kreuzes und sofort erhielt sie die volle Sehkraft wieder. Dieselbe Gnade erwirkte sie einer ihrer Schwestern. Die Frau eines ihrer Dienstleute, Andared mit Namen, sah alle ihre Kinder, sowie sie das Licht der Welt erblickten, sogleich sterben. Sie ward wieder Mutter und wieder lag ihr Kind, kaum geboren, in den Zügen. Da kamen die Eltern auf den Gedanken, den Säugling in das härene Bußkleid der Heiligen zu wickeln und kaum hatte er das Gewand berührt, als die Todtenblässe auf seinem Gesichte der frischen Farbe der Rose wich. Bei anderen Gelegenheiten ist es oft nur ein Blatt von einem Baum, das die Heilige berührte, wodurch die ersehnte Hülfe erlangt wird. Ja auch in die Ferne zeigt sich ihre Kraft wirksam. Manche, die des Weges halber nicht zu Radegundis gelangen konnten, zündeten in ihrem Namen eine Kerze an und ehe dieselbe abgebrannt, hatte sie das Fieber verlassen. Oft erscheint auch das Wunder als der sichtbare Lohn ihrer Tugend. So ließ sie einst einen Lorbeerbaum ausgraben und vor ihre Zelle setzen. Doch er schlug keine Wurzeln, sondern verdorrte. Im Scherze befahl ihr Aebtissin Agnes, durch ihr Gebet zu erwirken, daß der Baum wurzle, sonst würde sie ihr die Speise entziehen. Die Heilige betete wirklich und der Baum fing wiederum zu grünen an. Noch heute zeigt man ihn zu Poitiers. Wie ihr Gehorsam, so wurde auch ihre Liebe zur Armuth verherrlicht. Sie erquickte gerne die kranken Schwestern mit etwas Wein. Sie selbst indessen besaß nichts mehr und aus dem Keller des Klosters ihn zu nehmen, wagte sie nicht. Die Aebtissin, welche ihre Verlegenheit merkte, gab ihr ein Gefäß mit acht Maß gefüllt. So oft man nun davon auch nahm, es ward nie leer; die großen Fässer des Kellers aber hörten von da an zu fließen auf.

Unterdessen nahte die Stunde, die ihr den Lohn ihrer Kämpfe reichen sollte. Als sie ihrer Gewohnheit nach in der Zurückgezogenheit ihrer Zelle dem Gebete oblag, erschien ihr der Herr in Gestalt eines überaus schönen Jünglings und redete sie mit den Worten an: „Warum bestürmst du mich mit so heißen Bitten und warum quälst du dich mit einer so grausamen Buße um mich, der ich immer an deiner Seite bin? Du bist eine Perle von großem Werthe und ich sage dir, du wirst

einer der ersten Edelsteine in meiner Krone sein.“ Zur Erinnerung an diese Erscheinung wurde die Zelle in ein Kirchlein umgewandelt. Wurde es auch in der Folge zerstört, so bewahrt man doch heute noch den Stein, auf welchem der Erlöser den Abdruck seines rechten Fußes zurückgelassen haben soll. Noch einmal legte Radegundis alle ihre Sorge und Liebe für ihre Gemeinde in einem Schreiben nieder, worin sie das Kloster dem Schutze der Könige und Bischöfe des fränkischen Reiches empfahl. Ungefähr ein Jahr nach jener Erscheinung, am 13. August 587, entschlief sie, von all den Ihrigen umgeben, 67 Jahre alt. Es war an einem Mittwoch, den sie als den Tag der Geburt des Herrn sich zu ihrem Todestage erbeten hatte. Man kann nicht, ohne ergriffen zu werden, die Schilderung lesen, welche Baudonivia von diesem seligen Sterben entwirft: unten auf Erden suchen die Thränen und Klagen der Ihren das so theure Leben zurückzuhalten — oben in den Lüften steigen, wie die Arbeiter des Klosters sahen, die Engel hernieder und bringen ihr freudigen Willkomm entgegen. An demselben Tage starb zu Chaunay der hl. Abt Junian, mit dem Radegundis in der Vereinigung des Gebetes lebte. Beide hatten sich versprochen, für den Fall des Todes des einen solle dem anderen noch an demselben Tage Nachricht zukommen, damit die Seele des Geschiedenen von den Gebeten des Ueberlebenden auf ihrer Reise begleitet werde. Die Boten, die zu gleicher Zeit von Chaunay und Poitiers ausgegangen waren, trafen in der Mitte des Weges zusammen.

Da der Bischof von Poitiers gerade die Kirchen seines Bisthums besuchte, so rief man den hl. Gregor von Tours zur Beerdigung. Er fand, wie er selbst erzählt[1]), die Heilige mit einem Angesichte „schöner als Lilien und Rosen.“ Es bedurfte seiner ganzen Ueberredungsgabe, um die Zurückgebliebenen wenigstens soweit zu trösten, daß die nöthigen Vorbereitungen getroffen werden konnten. Am dritten Tage wurde der Leib in die Kirche der hl. Maria, welche die Heilige als Ruhestätte für alle ihre Schwestern erbaut hatte, übertragen. Der Psalmengesang der Priester wurde übertönt von dem lauten Weinen der Nonnen, welche, weil sie das Kloster nicht verlassen durften, von der Mauer herab ihrer Mutter das letzte Lebewohl nachriefen. Noch einmal wurde auf ihr inständiges Bitten die Bahre unter dem Thurme niedergesetzt. In demselben Augenblick erhielt ein Blinder sein Gesicht wieder, so daß er ohne Führer dem Trauerzuge folgen konnte. Es war gleichsam die Antwort der Seligen auf den Gruß, der Trost für das Leid ihrer Kinder. Sie sagte ihnen, daß sie bei ihnen bleibe mit der Macht ihrer Fürbitte und diese Macht hat nicht aufgehört, sich bis auf den heutigen Tag durch immer neue Erhörungen zu bezeugen. Besonders waren es die Könige

---

[1]) Liber de gloria confessorum c. 106.

von Frankreich, welche die Kraft ihres Gebetes erfahren haben. So verdankte ihr Philipp August den Sieg über die Engländer unter den Mauern von Poitiers am 13. August 1202; Carl VII. schrieb ihrer Fürbitte die Uebergabe von Cherbourg im Jahre 1450 zu und Anna von Oesterreich erlangte von ihr die Genesung ihres Sohnes Ludwig XIV. von schwerer Krankheit.

Ihr Leib blieb fortan in der Kirche der hl. Maria, die zu ihrem ursprünglichen Namen noch den der Heiligen selbst erhielt. Zur Zeit des Normanneneinfalls nach Quincay übertragen, wurde er wieder dahin zurückgebracht. Im Jahre 1412 ließ der Herzog von Berri, der eine Reliquie zu besitzen wünschte, ihr Grab öffnen. Der Körper hatte seine volle Schönheit unversehrt bewahrt. An der Hand fand man zwei Ringe, einen, den sie als Königin und einen andern, den sie als Klosterfrau trug. Der Herzog wünschte diese beiden Ringe. Der königliche ließ sich mühelos abstreifen; als man aber jenen nehmen wollte, der das Sinnbild ihrer Vermählung mit Christus war, bog sich der Finger der Heiligen ein. So gibt die irdische Liebe den Eid der Treue zurück, die himmlische allein gibt und verlangt ihren Ring nicht wieder. Allein dieses so verehrte Grab sollte der Schauplatz der ärgsten Verwüstung werden. Im Jahre 1562 fiel eine wüthende Rotte von Anhängern Calvins in die Stadt. Wie das Grab des hl. Hilarius, so erbrachen sie auch das der hl. Radegundis und verbrannten ihren Leib inmitten der Kirche. Nur mit Mühe wurden einige Gebeine gerettet und mit der Asche an demselben Orte wieder beigesetzt. Auch das Kloster zum hl. Kreuz fiel nach zwölfhundertjährigem Bestand der französischen Staatsumwälzung zum Opfer. Einige der zerstreuten Frauen fanden sich indessen bald wieder zusammen und so hat sich die Familie der hl. Radegundis, und mit ihr ihr größter Schatz, die Reliquie vom hl. Kreuz, welche einst die Stifterin von Justin II. empfangen, bis heute erhalten.

2. Die heilige Notburga.

(15. September.)



Die St. Michaels-Kapelle bei Böttingen.

Der Weingarten- und Neckar-Gau bildeten den Südwesten des ehemaligen Ostfrankens. Der Neckar, welcher an ihrer Grenze hinzieht, schied hier das Bisthum Würzburg von den Hochstiften Speier und Worms. Was rechts des Flusses liegt, gehörte zu jenem; von dem linken Ufer dagegen stand der größere nördliche Theil unter Worms, der kleinere südliche unter Speier. Wo beide Gauen zusammenstoßen, sehen wir — bald zu dem einen, bald zu dem andern gezählt — rechts am Fuße des Hornbergs das uralte Cimbren, jetzt Neckarzimmern, und weiter abwärts Alanza, heute Neckarelz, und zwischen beiden, aber auf der linken Seite, Hochusen, später Wolkenhausen auch Wochhausen, gegenwärtig Hochhausen genannt. Es ist eine der anmuthigsten Strecken des schönen Neckarthales, welche sich vor uns ausbreitet. Während auf der einen Seite zwischen Neckarzimmern und Neckarelz die Berge etwas zurücktreten und Raum für eine hier in Wiesengrün dort in Aehrengold prangende Ebene lassen, springen sie auf der anderen bis zum Flusse vor und schrägen sich in steilen mit dunklem Buschwerk durchwachsenen Felsenwänden ab, die ungefähr in der Mitte durch eine Thalklinge unterbrochen werden, aus welcher Hochhausen mit seiner alterthümlichen Kirche hervorschaut. So vereinigt das Landschaftsbild den Zauber des Lieblichen mit dem Reize des Wilden.

Das Dunkel, welches auf der Geschichte dieser einst von den Römern bewohnten Gegend ruht, wird von einer wundersamen Erscheinung erhellt. Es ist die jener Jungfrau, welche nicht nur die Nacht des Heiden-

thums verscheuchte, sondern auch die Wälder lichten und den Pflug durch die Wildniß gehen hieß — der heiligen Notburga. Wenn von den beiden anderen Heiligen dieses Namens, der heiligen Magd aus Rottenburg in Tyrol und der britannischen Königstochter, die in dem Klettgau eine Zuflucht vor der Verfolgung gefunden, alte Bücher viel zu berichten wissen, so ist die Geschichte unserer Notburg uns nur durch die Ueberlieferung des Volkes aufbewahrt. Diesem haben sie erst die Neueren nacherzählt. Die erste gedruckte Nachricht hat M. Zeiler[1]) bekannt gemacht; ausführlicher hat sie K. Jäger[2]) gegeben; auch die Brüder Grimm[3]) und Aug. Schnetzler[4]) haben sie in ihre Sagenbücher aufgenommen; M. de Beauchesne[5]) endlich hat sie erst neuerdings zu einem schönen Buche verarbeitet, das Dichtung und Wahrheit geschickt zu vereinigen weiß. Auch dichterisch ist dieselbe vielfach behandelt worden, wie von Langbein, Millinger, J. Sturm, Daumer und namentlich von Keller[6]).

Zu Letzterem forderte die eigenthümliche Gestalt der Legende von selber auf. Sie gleicht in gewissem Sinn jenen Bäumen, die uns in alten Urwäldern begegnen. Um den grauen Stamm zieht sich das üppige Schlingkraut und schmückt seine Aeste mit tausend Blüthendolden, die in schimmernden Farben leuchten: so innig ist die Umarmung, mit der sie sich umklammert halten, daß du kaum unterscheiden kannst, welchem von ihnen jene Blumen und Früchte eigentlich angehören, noch weniger aber sie zu trennen vermagst, ohne beide zu verwunden. So rankt sich in dem Leben Notburga's seit Jahrhunderten um die Geschichte die reiche Poesie der Sage und beide sind so sehr ineinander gewachsen, daß sich nicht immer mit Gewißheit sagen läßt, was der einen oder der andern zuzuschreiben ist. Sollen wir nun das Messer nehmen, um den Baum zu entästen oder gerade jene Blüthen wegzuschneiden, welche darum der Dichtung angehören sollen, weil sie die duftigsten sind? Wir wollen uns lieber an dem Anblicke des Ganzen freuen. In einen Tempel darf man nicht mit ungläubigem Sinne treten, am wenigsten aber darf man, um deutlicher zu sehen, die gemalten Fenster ausbrechen wollen. Wir erzählen darum vorerst die Legende nach der gewöhnlichen Ueberlieferung.

Im Jahre 622 übergab König Chlotar II., der Enkel des Ersten dieses Namens, Austrasien, das heißt den östlichen Theil des Franken-

---

[1]) Circuli rhenani infer. succincta descriptio. Frkfrt. 1704. nr. 522.

[2]) Handbuch für Reisende in den Neckargegenden. Heidelberg 1823. Anhang S. 78.

[3]) Deutsche Sagen. Berlin 1816. 1, 450.

[4]) Badisches Sagenbuch. Karlsruhe 1846. II, 584.

[5]) La vie et la legende de Madame Sainte Notburg. Av. 84 gravures de M. S. Langlois. Paris 1868.

[6]) Notburga, Legende in sechs Gesängen. Mannheim 1823.

reiches mit der Hauptstadt Metz seinem Sohne Dagobert I., während er selbst zu Paris über Neustrien oder Westfranken herrschte. Als Rathgeber bestellte er dem jungen Fürsten, den Hausmeier Pipin von Landen und den hl. Arnulf, Bischof von Metz. Bald wurde dem Könige ein Töchterchen geboren, das in der Taufe den Namen Notburga erhielt. Welche von den Frauen Dagoberts seine Mutter gewesen, läßt sich nicht bestimmen. Nur das wurde uns aufbewahrt, daß dieselbe von dem Könige verstoßen wurde. Hatte doch dieser, der bei aller Freigebigkeit gegen die Kirche das zügelloseste Leben führte, mehrere Frauen rasch nach einander genommen, ja später sich drei auf einmal beigelegt. Notburga wurde am Hofe zu Metz nach Art der Fürstentöchter jener Zeit erzogen. Wir sehen sie deshalb ebenso am Spinnrocken, am Webstuhle und am Herde thätig wie in die Lesung frommer Bücher vertieft. Je größer der Druck ist, der auf die Gefühle des Herzens ausgeübt wird, um so höher steigen dieselben. So wendete auch das von der Mutter getrennte und von dem Vater vernachlässigte Kind seine ganze Liebe frühe dem Himmel zu. Der Umgang mit den Töchtern Pipins, Gertraud, der künftigen heiligen Abtissin von Nivelles und Begga, welche später ihrer Schwester folgte, konnte sie nur darin bestärken und von dem Segen, den der hl. Arnulf, als er sich nach Bestellung eines Nachfolgers in die Einsamkeit zurückzog, noch einmal über den König und sein ganzes Haus gesprochen, fiel gewiß ein guter Theil der halbverwaisten Notburga zu. Sie wuchs heran, weiß an Unschuld und überaus lieblich an Gestalt der jungen Hindin vergleichbar, welche als Geschenk ihrer Mutter ihre stete Begleitung bildete. So viele ihrer auch begehrten, sie pflegte sich schon jetzt nicht anders als eine Braut des Herrn zu betrachten.

Um jene Zeit verband sich ein gewisser Samo, ein geborner Franke, mit mehreren Kaufleuten und zog in Handelsgeschäften zu den slavischen Wenden. Da diese gerade gegen die Avaren Krieg führten, so zog Sam mit ihnen und zeichnete sich so sehr durch seine Tapferkeit aus, daß sie ihn zum Könige wählten. Er nahm zwölf wendische Weiber, mit denen er fünfundzwanzig Töchter erzeugte. Bald breitete sich sein Reich so aus, daß es das der Franken berührte. Im Jahre 630 waren fränkiche Kaufleute dorthin gezogen, aber von den Wenden beraubt und erschlagen worden. Als dies Dagobert hörte, sandte er den Sycharius, um Genugthuung zu fordern. Allein Samo wollte den Streit durch ein Schiedsgericht beigelegt wissen. Der Gesandte entgegnete, die Wenden mit ihrem Fürsten hätten Dagobert zu gehorchen. „Unser Land und wir selbst, gab Samo zurück, sind Dagoberts, wenn er mit uns Freundschaft halten will.“ „Wie ist es möglich, höhnte Sycharius, daß wir Christen, die Knechte Gottes, Freundschaft halten mit den Hunden?“ Darauf rief der Wendenfürst: „Wenn ihr die Knechte Gottes seid und wir die Hunde Gottes, so ist es uns erlaubt, wenn ihr unaufhörlich gegen seinen Willen handelt, euch zu beißen.“ Und bei diesen Worten warfen sie den

Boten hinaus. Erzürnt rüstete Dagabort zum Kriege, wurde aber bei Wogastisburg, in der Nähe der Eger, besiegt. Die Einfälle der Wenden wurden von nun an noch häufiger; besonders ward Thüringen von ihnen heimgesucht. Deshalb ging Dagobert schon im folgenden Jahre 631 mit einem neuen Heere über den Rhein.

Auf diesem Zuge nahm der König seine Tochter Notburga mit, die unterdessen zur Jungfrau herangereift war. In der Gegend um den Neckar war es zum Kampfe gekommen. Wieder neigte sich das Glück mehr auf die Seite der Wenden, so daß der Frankenkönig auf den Abschluß eines baldigen Friedens denken mußte. Zu Mosbach, wo er Hof hielt, oder wie andere wollen, auf der Burg Hornberg, die sich an der Stelle eines alten römischen Castelles erhob, empfing er den Wendenfürsten. Als dieser des Königs Töchterlein erblickte, wurde er so von ihrer Schönheit hingerissen, daß er ihren Besitz zum Preise des Friedens machte. Dagobert willigte ein und sprach zu der Jungfrau: „Bereite deinen Hochzeitsschmuck; in wenigen Tagen werde ich dich dem Bräutigam übergeben, den ich dir erwählt habe.“ Flehend umfaßte die Tochter die Knie des Vaters und bat: „Gern will ich mein Blut hingeben für dich und dein Volk; aber überliefere mich nur nicht diesem Heiden. Untreu seinem Gotte und seinem Vaterlande wird Samo auch dir sein Wort nicht halten.“ Der König blieb unbeugsam. Sie berief sich darauf, daß sie sich bereits dem Herrn verlobt habe und fragte, ob er einem Menschen geben dürfe, was Gott gehöre? Allein auch diese Vorstellungen rührten das Herz des Vaters nicht. Da sprach Notburga bei sich: „So will ich denn lieber fortgehen, soweit der Himmel blau ist, als daß ich meinem Heiland die Treue brechen sollte.“

Bereits war der Tag ihrer Vermählung angesetzt. In der vorhergehenden Nacht vertraute Notburga einem alten Diener ihr Leid. Sie drang in ihn, ihr zur Flucht in das Waldgebirge zu helfen. Schweren Herzens willigte der Greis ein. So trat sie denn in die stille Nacht hinaus, nichts mit sich nehmend als ein Kreuz und das Buch der hl. Schrift, beides ein Andenken an ihre Mutter. Hell schien der Mond vom Himmel und leuchtete den beiden Wanderern auf ihren Pfaden. Schon hatten sie den Berg überstiegen und waren in das Thal gekommen, als der Fluß ihren Schritten Halt gebot. Rathlos standen die Beiden da. Doch Gott, der die Sonne ihre Bahnen führt, ist auch der Gott, der auf das Nest des Sperlings niedersieht. Zu ihm wandte sich Notburga mit heißem Gebet. Noch hatte sie nicht vollendet, als es in dem Buschwerk knisterte. Sie schaut sich um und sieht ihren weißen Hirsch, den Gespielen ihrer Kindheit, vor sich stehen. Das kluge Thier, welches ihr vom Schlosse gefolgt, blickt sie an, als ob es sagen wollte: „Komm', ich will dich retten.“ Da sie nicht verstehen will, beugt es die Kniee und bietet ihr den Rücken dar. Vertrauend auf des Himmels Schutz setzt

sie sich auf und wird sicher durch den Strom an das andere Ufer getragen. Der Alte aber, der ihr nicht folgen konnte, kehrte, sie der Vorsehung überlassend, an den Königshof zurück.



Notburga wird über den Neckar getragen.

Als am Morgen der König seine Tochter nicht fand, schickte er Boten nach allen Gegenden aus. Doch sie kehrten zurück, ohne Kunde zu bringen, und der Einzige, der um das Geheimniß wußte, schwieg. Wie es aber Mittag geworden war, kam der weiße Hirsch zu ihm auf das Schloß. Er wollte ihm Brod zur Labung bieten, allein dieser neigte sein Haupt, damit er es ihm an das Geweih stecken möge. Dann eilte er zurück, um es der Herrin in die Wildniß zu bringen. So kam er jeden Tag und erhielt Speise für sie. Viele sahen es, aber Niemand wußte, was es zu bedeuten habe, als der treue Diener.

Eines Tages bemerkte auch der König den weißen Hirsch. Da Niemand ihm trotz alles Drängens einen Aufschluß gab, so wartete er auf die Stunde, in welcher das Thier sich einzustellen pflegte. Schnell eilte Dagobert mit vielen Begleitern ihm nach durch den Wald und den Fluß bis zu einer Felsenhöhle, in welcher der Hirsch verschwand.

Der König bahnte sich durch das Gestrüppe einen Weg. Da findet er seine Tochter mit gefalteten Händen vor einem aus zwei Holzstäben gebildeten Kreuze knieend und neben ihr gelagert den weißen Hirsch. Da sie schon lange von dem Sonnenlichte nicht mehr berührt worden, war Alles Roth von ihren Wangen gewichen, so daß der Vater bei dem Anblicke des Kindes zusammenschrak. Mit Thränen in den Augen beschwor er sie, mit ihm zurückzukehren. Als sein Bitten vergeblich war, stieß er Drohungen aus. Allein Notburga antwortete fest: „Ich habe mein Leben Gott gelobt und suche nichts mehr bei den Menschen; nimmer werde ich den Zufluchtsort, den er mir selbst gezeigt hat, verlassen". Da versuchte der König mit Gewalt, was seiner Ueberredung nicht gelingen wollte. Schäumend vor Ingrimm will sie der Vater vom Kreuze hinwegreißen, das sie umklammert hielt. Siehe, da löste sich ihr Arm, an dem er sie gefaßt, vom Leibe und blieb in seiner Hand. Von Entsetzen ergriffen, ließ er ihn zu Boden fallen und floh, wie von bösen Geistern verfolgt, nach seiner Burg zurück.

Als Notburga wie aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, war ihr erstes Gebet die Bitte um Aufnahme zu dem Herrn. Er aber, der sie schon einmal wunderbar gerettet, wollte sie noch wunderbarer heilen. Sie sieht eine Schlange auf sich zukommen, die ein zartes Kraut im Munde trägt. Einer Eingebung von Oben folgend nimmt sie die Blätter, legt sie auf die Wunde und dieselbe schließt sich fast in dem nämlichen Augenblick. Nach Anderen heilte sogar der Arm wieder an.

Wie es laut wurde, was dem Könige begegnet, eilte man von allen Seiten herbei, um nach der Jungfrau zu sehen. So kam auch ein vornehmer noch heidischer Kriegsmann, der schon lange in geheimer Liebe zu ihr erglühte, ohne seine Neigung gestehen zu dürfen. Da er die Lebende nicht besitzen konnte, so wollte er die Todte noch einmal sehen. Staunen erfaßte ihn, als er die Höhle statt in ein Grab in ein Kirchlein verwandelt fand, in welchem die königliche Maid vor dem Kreuze betete. Sie erzählt ihm von dem Wunder, das Gott an ihr gethan und er, begierig, diesen Gott zu kennen, läßt sich von ihr unterrichten und empfängt die Taufe. Fortan schwand jedes irdische Gefühl für die Jungfrau aus seinem Herzen vor der Verehrung, die er ihr als einer Heiligen zollte. Weiter aufwärts am rechten Ufer des Neckar auf dem Berge bei Böttingen, wo noch heute die St. Michaelskapelle steht, baute er sich eine Klause, um in ihr als Einsiedler sein Heil zu wirken.

Der christliche Glaube war damals noch nicht in das Herz unseres Vaterlandes gedrungen. Wohl hatte um mehr als hundert Jahre früher St. Severin den Einwohnern von Rätien und Noricum das Kreuz gepredigt, aber nördlich der Donau hatte sein Wort kaum einen nachhaltigen Widerhall gefunden. Die junge Saat wurde zudem immer wieder von den nachdrängenden heidnischen Stämmen zertreten. Im südlichen Alemannien

hatten, nach dem hl. Fridolin, St. Gallus und Columban das Bekehrungswerk neuerdings aufgenommen. Vom Rhein her brachten die Franken die Kunde des Evangeliums, allein es hatte unter den Völkern von Mittel-Deutschland nur erst vereinzelte Bekenner gewonnen. Der äußerste Vorposten des Christenthums in dem Neckargau mag damals das alte Cornelia und heutige Wimpfen gewesen sein, dessen Peterskirche Bischof Crotulf von Worms im Jahre 503 gegründet hat, wenn nicht vielmehr für ihn Bischof Berthulf, der erst um hundert Jahre später gegen 614 erscheint[1]), zu setzen ist. Das Licht des Glaubens weiter in das Land getragen zu haben, ist nun das Verdienst, welches die Legende der hl. Notburga zuschreibt.



Notburga verkündet den Glauben.

Wie eine Jungfrau, Maria, es war, welche der Welt den Heiland gebracht und ihm die Krippe bereitet hat, so sehen wir auch in der Folge in fast allen Ländern die Frau an der Wiege des Christenthums stehen, den neuen Glauben bringen und pflegen. Die Höhle der Königstochter war der Zielpunkt, zu dem die Umwohner wallten. Hier lauschte der Greis ihrer Predigt, hier empfing das Kind seinen Unterricht. Mit allem Feuer der Ueberzeugung erklärte sie dem Volke die Worte des Buches der Weisheit (K. 14. V. 11 ff.) „Die Götzen der Heiden werden nicht verschont werden, weil sie aus Gottes Geschöpfen zu Greueln wurden . . . Sie waren nicht von Anbeginn, und werden auch nicht ewig bleiben. Durch die Eitelkeit der Menschen kamen sie in die Welt und darum hat sich gefunden, daß kurz ihr Ende sei. Ein über den frühen Tod seines Sohnes tieftrauender Vater ließ sich ein Bildniß des Entrissenen machen und fing nun an, denjenigen als Gott zu ver-

[1]) Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands. Bamberg 1869. II, 1. S. 488.

ehren, der unlängst als ein Mensch gestorben war. Dann stellte er unter seinen Dienern Feste und Opfer an, so daß mit der Zeit die gottlose Sitte überhand nahm." Ihre Worte fielen auf fruchtbaren Boden, denn Viele bekehrten sich. Bald war sie von Allen wie der Schutzengel der Gegend gehalten. Wer einen Streit hatte, ließ von ihr ihn schlichten; wer in Nöthen war, flüchtete zu ihrem Gebete.

Doch nicht nur der Apostolat des Glaubens wird ihr beigelegt, sondern auch die Verbreitung der Cultur. Ist doch sie es nach der Ueberlieferung gewesen, welche das Volk den Ackerbau lehrte und es in den Künsten des Friedens unterwies. Dieselbe, welche den Samen des Glaubens in die Herzen streute, lehrte auch das Saatkorn in die Erde legen. Jene, welche die Menschen auf den himmlischen Weinstock hinwies, lehrte auch die Berge mit Reben bepflanzen. So erfüllte sich schon an dieser ersten Heiligen, welche auf dem Boden Ostfrankens wirkte, was von allen folgenden gilt: „Sie werden die Stätten bebauen, welche vor Alters wüst gelegen sind."

Wie lange Notburga unter ihrer Gemeinde geweilt, ist ungewiß. Die Einen setzen ihrem Leben eine kurze Frist, die Anderen dehnen es bis zum Jahre 649 aus. Ihr Hingang wurde dem Volke durch eine wunderbare Erscheinung bekannt. In einer Nacht ward ein helles Leuchten über der Höhle gesehen. Als man am Morgen zur Stelle kam, fand man sie als Leiche. Die Engel waren herabgekommen und hatten sie in Schlummer gewiegt. Während sie die Seele nach Oben getragen,



Notburga's Leichenzug.

hatten sie den Leib in ein weißes Gewand gehüllt, ihn, obwohl alle Blumen schon welk waren, auf ein Lager von frischen weißen Rosen gebettet und mit einem Kranze von denselben Blüthen ihr Haupt geschmückt. Man

legte die entseelte Hülle auf einen neu gezimmerten Wagen und spannte zwei weiße Stiere davor, die noch nie ein Joch getragen. Die Stiere ließ man den Weg selber wählen, den sie wollten. Sie wandten sich, ohne zu zaudern, links und zogen auf der Wiese zwischen dem Felsen und dem Flusse hinab. Der Pfad, den sie gingen, erschien blendend weiß, als ob ein Schneestreifen darüber gebreitet sei. Die Glocken in den naheliegenden Kirchen fingen von selber zu läuten an. Nachdem sie einen Weg von einer Viertelstunde zurückgelegt, blieben sie bei dem Dorfe Hochhausen an der Stelle der jetzigen Kirche stehen. Dort wurde nun die Jungfrau beigesetzt. Der Hirsch aber, der sie noch zu Grabe geleitet, verschwand und ward nicht mehr gesehen. Das Bekehrungswerk der heiligen Magd wurde von dem Einsiedler auf dem Michaelsberge fortgesetzt, bis die Selige dem Hochbetagten von zwei Engel gefolgt erschien, um, wie sie einstens vor ihrem Tode versprochen hatte, ihm die Krone des Lebens zu reichen.

Soweit die Legende von der heiligen Notburga, wie sie, von einigen Nebendingen abgesehen, die von Anderen immer anders erzählt werden, uns erhalten ist.

Wenn wir dieselbe nun auf ihren geschichtlichen Werth hin prüfen, so kann das Ergebniß nur zu ihren Gunsten sprechen. Die geschichtlichen Beziehungen, welche sie enthält, sind, wie C. B. A. Fickler[1]) nachgewiesen hat, eben so bestimmt als gewiß. Was von Dagoberts I. Kämpfen mit dem Wenden Samo erzählt wird, hat uns die Chronik des Fredegar (c. 39. 68. 74.) aufbewahrt. Die öftere Anwesenheit dieses Königs in dieser Gegend ist durch seine Verleihung des Zolles zu Wimpfen an das Hochstift Worms, welche eine Urkunde Ludwigs des Frommen[1]) erwähnt, sowie durch die von ihm vorgenommene Eintheilung der Constanzer Diözese und die Vollendung des alemannischen Gesetzes gewiß. Daß er aber auch in dem fraglichen Jahre 631 über den Rhein gegangen, wird von Fredegar (c. 74.) ausdrücklich bezeugt. Er erzählt, daß schon in dem Vorjahre die Alemannen unter ihrem Herzog Chrodbert einen lebhaften Antheil am Kriege gegen die Wenden genommen hatten und berichtet ferner, daß die Slaven nach der Niederlage Dagoberts ihre Einfälle in Thüringen und die übrigen fränkischen Gaue wiederholten. Die Annahme, daß der Kampf sich bis in die Nähe des Neckars gezogen, leidet also an keiner inneren Unwahrscheinlichkeit. Wohl wurde erst im

[1]) Denkmale der Kunst und Geschichte des Heimathlandes, herausgegeben von dem Alterthumsverein des Großherzogthums Baden durch A. v. Bayer. Jahr 1854/5.

[2]) Schannat, Episcop. Wormat. II. nr. 5.

folgenden Jahre durch die Abtretung Austrasiens an Dagoberts Sohn Sigibert III. und die Uebergabe Thüringens an Radulf ein dauerhaftes Bollwerk gegen die Angriffe dieser Feinde errichtet; allein diesem ging jedenfalls ein Friedensschluß voraus. Wenn Fredegar ihn nicht erwähnt, so unterließ er es wahrscheinlich deshalb, weil der Heereszug Dagoberts nach seinen Worten „wenig Erfolg" hatte, die Franken also im Nachtheile waren. Allein gerade dies stimmt wieder mit unserer Legende überein. Daß der Preis solcher Friedensschlüsse christlicher Könige die Uebergabe ihrer Töchter an heidnische Fürsten war, läßt sich durch viele Beispiele belegen. Der Rahmen, in den das Leben der Heiligen gefaßt ist, gehört also der Geschichte an.

Betrachten wir nun ihr Bild selbst. Das Bedenkein, ob König Dagobert in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren ene mannbare Tochter gehabt haben könne, beseitigt sich leicht. Vor Allem stützt sich diese Berechnung seines Alters darauf, daß er bei seiner Thronbesteigung siebzehn Jahre gezählt haben möge. Wir können aber das Jahr seiner Geburt gar nicht angeben. Wohl aber wissen wir, daß sein Vater Chlotar II. im Jahre 622 bereits achtunddreißig Jahre zählte, sein Sohn Dagobert also älter als siebzehn Jahre gewesen sein konnte. Wurde doch auch Sigibert II. von dem dreizehnjährigen Theuderich erzeugt, und von ihm selbst sagt man, daß er sich fast in gleichem Alter vermählte. Mögen indessen diese Zahlen einmal gelten! Auch wenn wir nicht eine Frühreife, sei es bei dem Vater oder der Tochter voraussetzen, wofür wir eben ein Beispiel angeführt, sondern seine im Jahre 625 geschehene Vermähluug mit Gomatrud, freilich mit einigen Zweifeln, als seine erste Verbindung betrachten und zwar blos auf den Grund hin, weil Fredegar von keiner früheren erzählt, was hier durchaus nicht beweist, so konnte Notburga immerhin sieben Jahre zählen. Eine Verlobung in so zartem, ja noch zärterem Alter, der dann später die Vollziehung folgte, gehört aber durchaus nicht zu den seltenen Fällen. Die Hinausschiebung der Flucht Notburgas, die unterdessen bei ihrem Bruder Sigibert in Austrasien als Friedenspfand bis zur beabsichtigten wirklichen Vermählung verweilt haben konnte, würde an den Hauptthatsachen der Legende nichts ändern. Nach dem schon Gesagten sind wir aber gar nicht zu dieser Annahme gezwungen. — Auch die anderen Zügen in dem Leben der Jungfrau geben keinen Anlaß sie zu bezweifeln. Die Feindseligkeit der Stiefmutter findet in den ehelichen Verhältnissen Dagoberts ihre hinreichende Erklärung. Ihr Hang zur Einsamkeit wie die Gewaltsamkeit des Vaters passen ganz in die Zeiten. Das Ausfahren der Leiche auf einem mit freigehenden Stieren bespannten Wagen, um den Begräbnißort zu bestimmen, war ein damals häufig wiederkehrender Brauch. Auch bei anderen Gelegenheiten befragte man dieses Orakel. Wenn die Erzählung von der Hirschkuh noch in anderen Legenden wiederkehrt, so finden sich gleiche Aehnlichkeiten in dem Leben von Heiligen, die räumlich soweit geschieden

sind, daß an eine Uebertragung kaum gedacht werden kann. In jedem Falle wäre aber erst zu untersuchen, welche der Zeit nach früher und also ursprünglicher ist.

Mag man ferner in der Heilung durch die Schlange einen Nachklang heidnischer Erinnerungen finden, so würde, dieses zugegeben, dadurch doch nur die Art und Weise jenes Vorganges betroffen, nicht aber die gewaltthätige Handlung des Vaters und die erfolgte Genesung der Jungfrau in Frage gestellt. Es sind dies Umstände, welche, ob man sie nun dem Eingreifen einer übernatürlichen Macht zuschreibt, oder ihnen nur eine symbolische Bedeutung beilegt, oder sie ganz in das Gebiet der Sage verweist, gleichsam nur das äußere Gewand berühren, in welchem die Heilige uns entgegentritt, nicht aber diese selbst. Daß endlich, wie auch betont worden ist, von dem Hornberge noch eine andere Sage umgeht, welche, was von der Tochter Dagoberts erzählt wird, mit einigen Veränderungen auf ein dortiges Burgfräulein überträgt, das, von seiner Stiefmutter verfolgt, von einer Hirschkuh Nahrung in einem Korbe aus dem Schlosse und in einer Kürbisflasche Wasser aus dem Mechtildisbrunnen erhält[1]); wie daß die Erzählung von dem Einsiedler auf dem Michaelsberg noch in einer anderen Gestalt sich fortgepflanzt hat, bei der seine Schicksale von denen Notburga's gänzlich getrennt erscheinen[2]), kann ebensowenig Anstoß erregen. Sie geben sich nur zu leicht als einzelne Steine zu erkennen, die aus dem Kranze der Notburga-Legende gefallen oder gebrochen sind und dann eine eigene, selbständige Fassung erhalten haben.

Demnach ist nicht nur der Hintergrund, von dem sich das Leben Notburga's abhebt, geschichtlicher Boden — auch dieses selbst bietet, wenn man das Wesentliche von dem Unwesentlichen scheidet, also auf den Kern der Legende sieht, keine Widersprüche dar. Nur einen Beleg vermissen wir: eine Tochter Dagoberts dieses Namens wird weder von einer Urkunde beglaubigt, noch von einem gleichzeitigen Schriftsteller erwähnt. Dieser Mangel wird indessen ersetzt. Was die Feder des Geschichtschreibers versäumt, das hat der Meißel des Künstlers nachgeholt und sein Werk trägt so deutliche Spuren der Aechtheit an sich, als sie nur ein Pergament aufweisen kann. Dazu kommt die durch Jahrhunderte sich gleich bleibende Verehrung des Volkes, welcher gewiß eine nicht zu unterschätzende Beweiskraft inne wohnt.

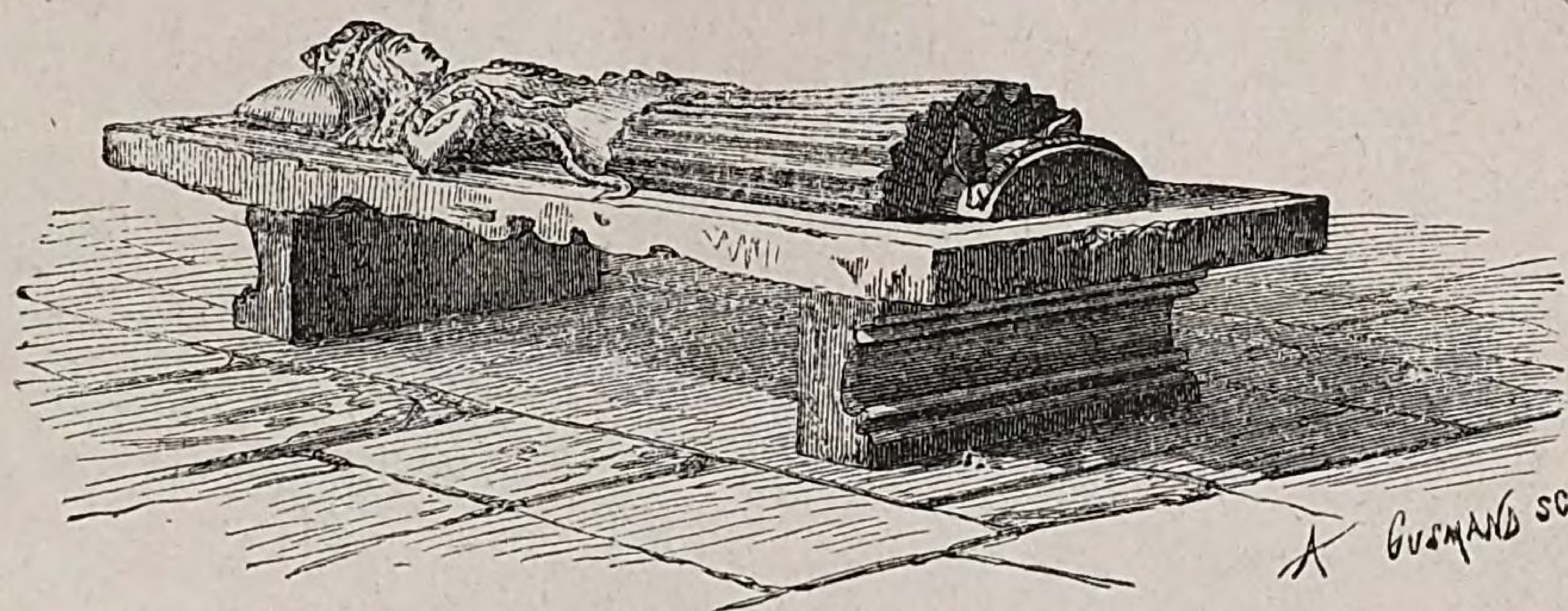
Ueber dem Orte, wo man die Heilige beigesetzt hatte, wurde die Kirche von Hochhausen erbaut, in welcher noch heute ein Denkmal ihr Grab bezeichnet. Dasselbe besteht aus einer Steinplatte, die auf zwei

---

[1]) Mone, Anzeiger 1834. S. 255.

[2]) Jäger a. a. O. Anhang S. 77.

neuen Pfeilerunterlagen ruht. Es stellt in erhabener Arbeit die Königstochter in Purpurgewand und goldener Krone vor. Der linke Arm fehlt ihr, die rechte Hand dagegen hält die Schlange mit dem Kraut. Das gleiche Symbol ist unterhalb der Füße am Sockel angebracht. Die Tracht und künstlerische Auffassung reichen mit Sicherheit in die



Grabmal der hl. Notburga.

Zeit der Karolinger zurück und gehen wohl noch über dieselbe hinaus. Die gleichförmig nebeneinander laufenden Falten des Kleides, den Riefen einer Säule nicht unähnlich, die Schleifen des Obergewandes, der Haarschmuck und die Krone sind unverkennbare Zeichen.

Die große Wallfahrt zu ihrem Grabe leitet ihren Ursprung gleichfalls bis in die früheste Zeit zurück. Namentlich strömten die Pilger alljährlich am 15. September, den wir deshalb als ihren Todestag betrachten dürfen, herzu, um das Fest „der Heiligen des Kraichgaues" zu feiern. Diese Ehre hat ihr der einmüthige Glaube des Volkes in einer Zeit zuerkannt, in der die Heiligsprechung noch nicht das ausschließliche Vorrecht des römischen Stuhles war. Durch das ganze Mittelalter setzte sich die Verehrung Notburga's fort. Die abgenützte Oberlippe des Bildes zeigt noch heute die Spuren der Küsse, welche die Gläubigen ihm einstens aufgedrückt. Wie vieler Jahre muß es nicht bedurft haben, bis der Stein diese Eindrücke zeigte! Im 15. Jahrhundert wurde die Geschichte der Heiligen auf die Flügel des Altars und die Wände der Kirche gemalt.

Am 5. Oktober 1517, also gerade zu Beginn der Kirchentrennung, ließ Bischof Reinhart von Worms in Gegenwart vieler Herren vom Adel und den Stiftern Worms und Wimpfen das Grab der Jungfrau öffnen, welche, wie die darüber aufgenommene Urkunde sagt, „König Dagoberts Tochter gewesen, der nun Viel Gotteshäuser gestiftet, nehmblich Weissenburg, da dann seiner Tochter der Jungfrau ein Arm ist, den ihr Vatter Ihren aus dem Leib gezogen." Die Gebeine fanden sich unversehrt, doch als man sie berührte, zerfielen sie in Staub. Nachdem der Bischof einige Reliquien genommen, setzte man die Ueberreste in eines thönernen Urne wieder bei, welche bei der neuesten Erschließung der

Grabes im Jahre 1823 vorgefunden wurde. Mit der Glaubensspaltung hörte auch der Zuzug des Volkes auf. Im Jahre 1743 nahmen die protestantischen Einwohner Hochhausens trotz erhobenen Einspruchs durchgreifende Veränderungen an der Kirche vor. Die Bilder des Langhauses wurden übertüncht, die Seitenaltäre beseitigt, das eiserne Gitter des Grabes weggerissen und die Platte von dem ursprünglichen Ruhesteine abgenommen. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Maurer Hans Kerzinger eidlich, daß, als der lutherische Schulmeister des Ortes ein Marienbild von dem Altare habe wegheben wollen, dasselbe nicht von der Stelle habe gebracht werden können, während er, der Katholik, es mit Leichtigkeit auf die Schulter genommen und auf das Schloß getragen habe. Später gingen auch die Bilder aus dem Leben der Heiligen auf den Altarflügeln zu Grunde.

Wenn aber auch nicht mehr das Lied der Wallfahrer durch das Flußthal erklingt, so ist doch das Andenken der Jungfrau wie ein Duft über die Gegend gelagert. Man muß ihn einathmen, sobald man sie betritt. Noch steht die Kapelle auf dem St. Michaelsberge, ein uralter Bau mit einem altrömischen Altare; der Berg heißt noch jetzt „das Himmelreich", der Ort, wo der Einsiedler gehaust, „die Gotteshöh". Was eine frühere Zeit an der Kirche zu Hochhausen gefehlt, hat die Gegenwart wieder theilweise gut gemacht. Bis heute wird dort das Grabmal Notburga's gezeigt und auf dem Altare, welcher, soweit er erhalten, wieder hergestellt worden ist, sieht uns zweimal ihr Bild, von goldenem Heiligenschein umflossen, entgegen. Auch die Höhle, allgemein nur die „Jungfernhöhle" genannt, ist noch sichtbar, wenn auch die Hochfluth schon viel von ihr abgebröckelt hat. Bis zur Stunde wollen die Leute wissen, daß nicht nur am hellen Mittag, wenn bei klarem Himmel der Strom durchsichtig wird, die Fußtapfen des Hirsches auf dem Grunde sich deutlich erkennen lassen, sondern daß auch zu gewissen Zeiten der Nacht ein Silberstreifen auf der Oberfläche des Wassers den Weg bezeichne, den er genommen hat. Wie den Pfad der Hirschkuh, so zeigen sie auch den, welchen die Stiere bei dem Leichenbegängnisse eingeschlagen haben, und nennen ihn noch heute den „Blumenweg". So redet Alles von ihr. Wenn man den Namen der Heiligen, der Höhle gegenüber, ausruft, so tönt es nicht wie vom Echo wiederholt, sondern wie von einer süßen Geisterstimme geflüstert: „Notburga" zurück.

3. Die heilige Bilhildis.

(27. November.)



Die Pfarrkirche zu Veitshöchheim.

Im Jahre 632 oder 633 hatte König Dagobert I. die östliche Grenzmark seines Reiches, das thüringische Herzogthum, an Radulf, den Sohn Chomars, übergeben. Seine Hoffnung, damit einen Schutzwall gegen die verheerenden Einfälle der Wenden geschaffen zu haben, wurde nicht getäuscht. Siegreich drängte der gefeierte Heerführer dieselben in ihre Wohnsitze zurück und hielt treulich Wache, daß sie diese nicht sobald wieder überschritten. Der neue Herzog war ein weitsehender und hochstrebender Geist. In dem Maße, als er den Niedergang der von Grausamkeit und Wollust beherrschten Enkel Chlodwigs erkannte, wuchs auch sein Verlangen, sich ihrer Oberherrlichkeit zu entziehen. Vorerst wußte er diese Absicht noch zu verbergen. Als aber nach dem im Jahre 638 erfolgten Tode Dagoberts und dem bald darauf eingetretenen Hinscheiden Pipins, des weisen Hausmeiers von Austrasien, innere Wirrnisse entstunden, hielt er den günstigen Augenblick für gegeben, um sich von seinem Lehensverbande loszusagen. Mit einem furchtbaren Kriegsheer ging der junge König Sigibert III. über den Rhein. Radulf dagegen zog sich in den äußersten Norden seines Landes zurück. Auf dem langen Wege stellte sich den Austrasiern nur der Agilolfinger Faro, der Bundesgenosse Radulfs, mit einer kleinen aber auserlesenen Schaar entgegen. Wohl mußte das Häuflein der Uebermacht weichen, allein der Sieg wurde theuer erkauft. Ergrimmt schwuren sich die Austrasier Angesichts der Erschlagenen gegenseitig, Volk und Adel, den Tod Radulfs und den Untergang seines Geschlechtes zu. Nachdem sie

durch den Buchonischen Wald gedrungen, stießen sie an der Unstrut auf ihren Gegner. Auf einem hohen Berge hatte er ein verschanztes Lager errichtet, in welchem er mit Weib und Kind nebst allen seinen Schätzen, um ihn her seine Mannen, den Feind erwartete. Sie waren zu dem Aeußersten entschlossen. Tag für Tag folgten Angriffe und Ausfälle aufeinander. Der nutzlosen Kämpfe müde gedachten endlich die Austrasier einen Hauptschlag zu führen, ohne jedoch über den günstigen Zeitpunkt, einig werden zu können. Die Einen waren für sofortigen Sturm, die Anderen begehrten Aufschub. Als nun jene, um diese unbekümmert, auf eigene Faust ihre Streiter an die Wälle führten, da fiel Radulf, der von heimlichen Freunden von der Uneinigkeit im Lager Sigiberts unterrichtet war, seitwärts in die Reihen der Angreifenden und richtete ein fürchterliches Blutbad an. Da auch die Mainzer Hilfsvölker zu ihm übergingen, war die Niederlage eine vollständige. Weinend sah der junge König von seinem Pferde herab die Vernichtung seines Heeres, dessen Trümmer im dichten Walde eine Zuflucht suchten. Schon Tags darauf wurde der Friede geschlossen. Die Austrasier erhielten freien Abzug; Radulf dagegen behielt sein Herzogthum und erkannte die Oberherrlichkeit Sigiberts an. Doch bestand diese Anerkennung mehr in Worten als in der That, denn er errichtete, wie der Chronist sagt, Bündnisse und Verträge mit Sachsen und Slaven, als ob er ein unabhängiger König wäre. Bald nach dem Tage an der Unstrut stieg er in die Gruft; die thüringisch-fränkische Herzogswürde aber blieb bei seinem Hause. Die Namen seiner Nachkommen sind auf das innigste mit der Einführung des Christenthums in Ostfranken verknüpft. Der erste derselben, sein Sohn Heden oder Hetan I., welcher ihm um 641 folgte, war der Gemahl der hl. Bilhildis.

Die hl. Radegundis war zwar unserm heimathlichen Boden entsprossen, aber sie mußte ihrem Vaterlande entrückt werden, um gedeihen zu können; die hl. Notburga, deren Heiligkeit an der Grenze Frankens leuchtete, wurde als eine fremde Blume hieher versetzt; die hl. Bilhildis dagegen entwuchs nicht nur der fränkischen Erde, sondern entfaltete sich auch auf ihr zur ersten Blüthe, wenngleich die volle Frucht ihres Lebens unter dem verwandten Nachbarvolke reifte.

Mit ihr haben darum gleichsam, wie die Tageszeiten der Heiligen, die in ihrem Kloster zu Mainz gebräuchlich waren, singen, die Ostfranken erst Ehre und Bürgerrecht im Himmel erlangt:

„Francorum fulget gloria,	„Der Franken Ruhm strahlt erst hervor,
In coelesti curia	Da Biihilt sich schwingt empor
Bilhildis dum eximia“ etc.	Zu jener Auserwählten Chor“ u. s. w.

Ueber ihr Leben sind mehrere Aufzeichnungen vorhanden. Die älteste davon, dem Mainzer Breviere von 1474 entlehnt[1]), reicht

[1]) Der Katholik. N. F. 28. Bd. Mainz 1872. S. 88.

wenigstens in das zwölfte Jahrhundert zurück. An sie schließen sich unmittelbar die beiden von J. Gropp[1]) veröffentlichten an, von denen die eine einer Fritzlarer Handschrift, die andere einem Regelbuche von Altenmünster entnommen ist. Die Arbeit Herbelo's in leoninischen Versen[2]) aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert, welche uns nur unvollständig erhalten ist, weist schon manche willkürliche Zusätze auf. Eine von einer Nonne ihres Klosters um das Jahr 1507 geschriebene, wenn auch früher doch keinesfalls vor 1243 verfaßte deutsche Legende, welcher Gropp in seinem für das Volk herausgegebenen Buche[3]) folgt, hat das Leben der Heiligen nach den Ueberlieferungen ihres Hauses noch weiter ausgeschmückt. Stehen die Erstgenannten durch ihre Einfachheit hinter den letzteren zurück, so haben sie dafür die größere Gewißheit voraus. Wir werden jene wie diese berücksichtigen, aber auch beide immer unterscheiden müssen.

Unter der Herrschaft der Nachkommen Chlodwigs lebte im Lande der Ostfranken und zwar zu Höchheim am Main Iberich mit seiner Gemahlin Mechthilde. Dieser Ort, etwas mehr als eine Stunde unterhalb Würzburg gelegen, schied sich später in zwei, von denen der auf dem rechten Ufer befindliche Theil von dem Schutzheiligen seiner Kirche den Namen Veits-Höchheim erhielt, wogegen die andere links des Maines liegende Hälfte nach der Patronin der dort erbauten Kirche den von Margareths-Höchheim oder Margetshöchheim annahm. Die Stätte, welche Iberich und Mechthilde bewohnten, und noch viele andere Güter dazu, waren ihr freies Eigenthum. Sie gehörten unzweifelhaft dem fränkischen Volksstamme an, der bereits zahlreich in unsre Gegenden eingewandert war. Zu dem Adel einer vornehmen Geburt trat bei ihnen ein noch größerer hinzu, nämlich die Würde, Kinder der Kirche zu sein. Während der Herzog, die Edlen und das Volk fast sämmtlich noch in dem Elend des Heidenthums dahinlebten, bekannten sich Iberich und Mechthilde bereits zu dem christlichen Glauben. Ihre gottesfürchtige Ehe wurde mit drei Töchtern gesegnet, Bilhildis, Hildegardis und Reinhildis. Bilhildis oder, wie wir sagen würden, Vielhold lag noch in der Wiege, als die Einfälle der Hunnen oder vielmehr der Wenden den Aufenthalt auf dem Lande unsicher machten. Da diese Heereszüge in die Jahre 630 bis 633 fallen, so muß ihre Geburt vor dieser Zeit stattgefunden haben. Gropp nimmt als Jahr derselben 625, J. G. von Eckhart[4]) aber 629 oder 630

---

[1]) Collectio nov. script. Wirceburg. Francof. 1741. I. 765.

[2]) Ebenda p. 791.

[3]) Christliche Frühlingsblume Fränkischer Heiligkeit, Die hl. Bilhildis. Würtzburg 1727. 4°.

[4]) Commentarii de reb. Franciae or. Wirceb. 1729. I, 224.

an. Um das Kind vor drohenden Gefahren zu schützen, wurde es nach Würzburg, damals Virteburch, gebracht. Wie Herbelo erzählt, fand es dort bei einer Verwandten mit Namen Kunigunde, in welcher einige die Gemahlin des Herzogs Radulf oder seines Vorgängers, Andere nur die Frau eines ostfränkischen Grafen sehen wollen, freundliche Aufnahme und Pflege. Die älteren Lebensbeschreibungen erwähnen sie nicht. Die Kleine wurde von ihrer Base in den Lehren des Christenthums unterwiesen, ohne aber in Wirklichkeit die Taufe zu empfangen. Der Mangel an Priestern in einem Lande, in dem sich nur einzelne Gläubige fanden, sowie die Schwierigkeit, in Mitten der Unruhen des Kriegs in der Ferne die Gnadenmittel zu suchen, erklären uns hinlänglich diese Unterlassung. Dem Kinde aber wie seinen Eltern blieb dieselbe unbekannt.

Sobald die Feinde zurückgeschlagen waren, kehrte Bilhildis nach Höchheim zurück. Obschon sie der Gnade des heiligen Geistes nicht durch das Bad der Wiedergeburt theilhaftig geworden war, richtete sie doch ihr ganzes Streben dahin, demselben in ihrem Herzen eine reine Wohnung zu bereiten. In Verein mit ihren Schwestern wuchs sie heran in Unschuld und Liebe. Je heller ihr das Licht der christlichen Wahrheit aufging, um so bemitleidenswerther erschien ihr die Nacht des Heidenthums, in welcher ihre Umgebung schmachtete. Was sie, wie die späteren Lebensbeschreibungen berichten, vor Allem schmerzte, das waren die unsittlichen Tänze, welche in dem heidnischen Lande von Jungfrauen und Wittwen, die sich wieder vermählen wollten, aufgeführt wurden. Die drei jungen Mädchen bestürmten ihren Vater so lange mit Bitten, bis er diesem argen Gebrauche wenigstens bei seinen Untergebenen wehrte. Sie selbst aber hatten keinen innigeren Wunsch, als einmal Bräute Christi zu werden. War es nun Hildegard und Reinhilt vergönnt, in jungfräulichem Stande ihre Seelen dem Herrn aufzuopfern, so sollte ihre Schwester erst auf einem langen Umwege ihr heißbegehrtes Ziel, das Kloster, erreichen.

Als sie nämlich eine blühende Jungfrau geworden, da zogen ihre vollendete Schönheit, ihre hohe Abkunft und ihre edlen Sitten die Augen keines geringeren Freiers auf sich als des Herzogs Hetan, der inzwischen seinem Vater Radulf gefolgt war. Seine erste Gemahlin, die ihm zwei Söhne geboren, war gestorben und so begehrte der noch jugendliche Fürst Bilhildis zum Weibe. Die Werbung kam dem Vater wie der Tochter gleich unwillkommen. Jener scheute sich, sein Kind einem Fürsten anzuvertrauen, dessen sonst gute Eigenschaften von seinem Götterglauben verdunkelt wurden; diese sträubte sich, weil sie einem irdischen Gemahle überhaupt nicht angehören wollte. Iberich bat, um den Herzog nicht zu verletzen, um Bedenkzeit, indem er die Jugend seiner Tochter vorschützte. Allein der Aufschub minderte die Liebe in Hetan's Herzen nicht. Er wiederholte seinen Antrag nur um so dringender und seine

Beharrlichkeit siegte endlich über die Bedenken der Eltern. Vielleicht mochten sie hoffen, daß, wie einst die christliche Chlotilde den ersten fränkischen König, den Heiden Chlodwig, und mit ihm sein Volk dem Glauben gewonnen, so auch ihr Kind in der Hand Gottes das Werkzeug werden könne, um Hetan und mit ihm sein Land auf den Weg des Heiles zu führen. Bilhildis aber beugte sich nur aus kindlichem Gehorsam dem elterlichen Willen. Als der Herzog nämlich ihr selbst seine Werbung vortrug, gab sie demüthig zur Antwort: „Mein edler Fürst! Nicht nach meinem Willen dürft Ihr fragen, sondern nur darnach, was meinen Eltern gefällt, unter deren Willen ich lebe. Wäre mir die Macht gegeben, meiner eigenen Neigung zu folgen, so würde ich vielmehr Gott als Euch meine Reinheit und Treue geloben. Nun aber geschehe nach dem Willen Gottes, was dieser über mich beschlossen hat." So ward denn Bilhildis mit Hetan verlobt. Da nun bald darauf Iberich das Zeitliche segnete, so säumte der Herzog nicht länger, seine Braut heimzuholen. Mit großem Gepränge wurde die Hochzeit gefeiert.

Von nun an lebte die junge Herzogin auf dem Schlosse zu Würzburg, wohin ihr Gemahl den Sitz seiner Herrschaft verlegt hatte. Die älteren Berichte gehen kurz über ihren Ehestand hinweg; um so ausführlicher wird er in den neueren geschildert. Sie zeigen uns Bilhildis, wie sie mitten unter den üppigen Festen eines heidnischen Hofes ein Leben stiller Zurückgezogenheit und strenger Abtödtung führt. Sie schmückt sich wohl, um ihrem Gemahl zu genügen, aber unter dem fürstlichen Kleide trägt sie rauhe Gewänder, um der Liebe dessen nicht verlustig zu gehen, dem vor Allen ihr Herz gehört. Ihre Gebete und ihre Thränen, ihre Bußwerke und ihre Almosen opfert sie nur zu dem einen Zwecke auf, damit von Gott die Bekehrung Hetans und seines Volkes zu erkaufen. Doch so innig seine Liebe zu der frommen Gemahlin war, so zähe hielt er noch an seinem heidnischen Glauben fest. Es war keine Aussicht, daß die Hoffnung, in welcher sie sich mit ihm verbunden, sich verwirklichen werde. So regte sich von selbst der Wunsch in ihr, den Bund, in welchem sie fremdes Heil nicht wirken konnte und das eigene gefährdet erkannte, wieder gelöst zu sehen. Die Vorsehung selbst wirkte zu dessen Erfüllung mit.

Bald nach ihrer Vermählung brachen Kämpfe zwischen den beiden Söhnen Dagoberts, Chlodwig II. dem König von Neustrien und Sigibert III. König von Austrasien aus. Ob hierunter die burgundischen Wirren oder andere Streitigkeiten zu verstehen seien, läßt sich bei den gerade für jene Jahre spärlich fließenden Quellen nicht bestimmen. Genug; der König bot seinen Heerbann auf, zu dem auch Herzog Hetan gehörte. Die Trennung von seiner Gattin wurde ihm um so schwerer, je mehr er fürchtete, sie möchte seine Abwesenheit benutzen, um ihn gänzlich zu verlassen. Bekümmert sprach er ihr seinen Argwohn aus, mit

freundlichen Worten suchte sie ihn zu zerstreuen. Um während der Entfernung Hetans einen Zufluchtsort zu haben, drang sie in ihn, sich für die Dauer derselben nach Höchheim zu ihrer Mutter zurückziehen zu dürfen. Jedoch nur nach langem Sträuben willigte er in diese Bitte. So zog denn Hetan mit seinen Kriegerschaaren in's Feld, Bilhildis aber kehrte in das väterliche Haus zurück. Ein ihrer Würde angemessener Hofstaat begleitete sie und eine große Anzahl von Verwandten und Freunden hatte sich zu ihrem festlichen Empfange eingefunden. Doch ihr Verlangen ging weiter. Die fromme Christin mochte sich nach einem Aufenthalte sehnen, wo sie die Geheimnisse des Glaubens unter Glaubensgenossen feiern konnte. Ein solcher und zwar der nächstgelegene Ort hiefür war Mainz, wo ihr zudem ein Oheim lebte, der „Bischof", wie ihn einige, oder vielmehr „Erzbischof Sigibert", wie ihn andere Lebensbeschreibungen nennen. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, bestieg sie eines Abends, mit allem Nothwendigen ausgerüstet und nur von einigen ihrer liebsten Dienerinnen gefolgt, ein kleines Schiff, machte das Zeichen des hl. Kreuzes und vertraute sich dem Strome an. Unter dem Schutze Gottes glitt das Schifflein so glücklich und schnell den Main hinab, daß sie Mainz bereits mit anbrechendem Morgen erreichte. So erzählen übereinstimmend alle Legenden mit Ausnahme des Breviers von 1474, welches nur einfach ihrer Abreise ohne weitere Nebenumstände erwähnt. Als sie das Schiff verlassen, stand sie zitternd und fremd am Ufer und es ging ihr wie einem Vogel, der den Nachstellungen des Finklers entronnen, aller Orten sich Netze gelegt glaubt. Sie meldete darum ihrem Oheim durch einen Boten sofort ihre Ankunft, worauf dieser ihr die freundlichste Aufnahme zu Theil werden ließ.

Wir müssen hier den Gang unserer Erzählung unterbrechen, um einiges Dunkel aufzuklären.

Der Name, welcher dem Oheim Bilhildens beigelegt wird, hat zu der größten Verwirrung Anlaß gegeben. Einmal findet sich in der Reihe der Mainzer Bischöfe gar kein „Sigibert" und von einem „Erzbischofe" dieses Namens aus jener Zeit kann noch weniger die Rede sein, da Mainz erst durch den hl. Bonifatius zu einem Erzbisthum erhoben wurde. Um die Schwierigkeit zu beseitigen, haben Eckhart und Gropp vorgeschlagen, für den angeblichen Erzbischof Sigibert den König Sigibert III. zu setzen. Die Verwandtschaft des Königs mit der Herzogin suchte man dadurch herzustellen, daß man annahm, Ragentrud, die Mutter Sigiberts sei eine Schwester Iberichs, des Vaters Bilhildens gewesen, wobei freilich Sigibert, als Geschwisterkind mit Bilhildis, nur uneigentlich deren Oheim heiße. Die neuesten Nachweise von F. Falk[1])

---

[1]) Die Kataloge der vorbonifacianischen Bischöfe von Mainz. Mainz 1870. S. 9, 10.

und J. Friedrich[1]) ersparen es uns, diesen Ausweg, welcher, so scharfsinnig er auch sein mag, immerhin nur an die Stelle eines Irrthums eine willkührliche Annahme setzt, einschlagen zu müssen. Die Urschrift der im zwölften Jahrhunderte gefertigten Stiftungsurkunde von Altenmünster auf der Mainzer Stadtbibliothek, sowie eine nicht viel spätere Abschrift derselben in der k. Bibliothek zu Dresden lesen wie auch der Abdruck bei Gropp deutlich an zwei Stellen „Rigibertus“. Hiemit



Die heilige Bilhildis.

übereinstimmend enthält der in München befindliche Katalog der Mainzer Bischöfe[2]) bei dem Namen Rigibert von einer Hand des fünfzehnten Jahrhunderts den Zusatz: „Iste fuit avunculus B. Bilihildis“ — „Dieser war der Oheim der hl. Bilhildis“ und eine andere Münchener Handschrift[3]), das einzige Verzeichniß, welches statt Rigibert Sigibert

[1]) Kirchengeschichte Deutschlands. Bamberg 1869. II, 1. S. 361.
[2]) Jaffé, Monum. Moguntina p. 3.
[3]) Codex lat. nr. 467. f. 1ᵇ.

schreibt, aber auch erst im sechzehnten Jahrhundert gefertigt, fügt diesem Namen die ganz ähnliche Bemerkung bei: „avunculus B. Bilihildis isque construxit monasterium monialium veteris cellae in Moguntio“ — „der Oheim der hl. Bilhildis, welcher das Frauenkloster Altenmünster in Mainz gebaut hat.“ Wir haben es also mit einem Schreibfehler zu thun, der von einer Legende in die andere übergegangen ist. Statt Sigibert ist Rigibert zu setzen. Dieser erscheint als Bischof von Mainz zwischen Laboald und Gerold, ist also der dritte Vorgänger des hl. Bonifatius. Seine Wirksamkeit wird uns einige Male beglaubigt. Eine Handschrift der Annalen des Lambert von Hersfeld[1]) setzt bei dem Jahre 706 noch hinzu, daß König Dagobert ein Kloster in Erfurt errichtet habe und zwar auf Bitten des Inclusen Adeodatus, welcher zur Zeit desselben Königs neben der Kapelle des heiligen Blasius daselbst von Bischof Rigibert von Mainz eingeschlossen worden sei. Ebenso hat Rigibert nach einer Inschrift[2]) die Kapelle zu Nilkheim bei Aschaffenburg, welche ein gewisser Adalhuno gebaut, zur Zeit des rheinischen Herzogs Theobald eingeweiht. Beide Handlungen fallen in den Anfang des achten Jahrhunderts. Wenn nämlich auch bei der ersten das angegebene Jahr nicht mit dem Namen des Königs stimmt, sondern nur dieser oder jenes richtig sein kann, so macht es wenig Unterschied, welchem wir den Vorzug geben wollen. An Dagobert II. ist kaum zu denken und Dagobert III. regierte von 711 bis 715. Jene, welche aber dadurch sich bestimmen ließen, auch Bilhildis in eine spätere Zeit zu setzen, wie Le Cointe[3]), der 712 als das Jahr ihrer Ankunft in Mainz annimmt, gehen in die Irre. So sehr dieses die übrigen Umstände ihres Lebens verbieten, so wenig zwingen jene Zeitangaben hiezu. Die Thätigkeit Rigiberts als Bischofs, welche oben zunächst für den Anfang des achten Jahrhunderts bezeugt wird, reicht unzweifelhaft in ein gutes Stück des siebten zurück. Wenn wir nämlich die Amtsführung Laboalds seines unmittelbaren Vorfahren auch bis zur äußersten Grenze, und diese wäre gewiß das Jahr 650, ausdehnen, so bleiben uns immer noch fünfzig Jahre übrig. Mag nun selbst ein Name in der Bischofsreihe ausgefallen oder eine längere Erledigung des Mainzer Stuhles eingetreten sein — beide können kaum die ganze Zeit ausgefüllt haben, weshalb ein Theil der bischöflichen Verwaltung Rigiberts in das siebte Jahrhundert herübergenommen werden muß. Daß dieselbe nicht bis zum Jahre 650, welches von Eckhart als das der Ankunft Bilhildens in Mainz angenommen wird, noch weniger aber bis zum Jahre 641 oder 642, in welches nach Gropp ihre Reise zu

---

[1]) Pertz, Monum. German. Scriptores. III. 33 Note b.

[2]) Serarius, Mogunt. rer. libri V. Mog. 1604. p. 258. Dahl, Gesch. u. Beschreib. der Stadt Aschaffenburg. Darmstadt 1818 S. 81.

[3]) Annales ecclesiast. Francor. IV, 284.

setzen ist, zurückgegangen sein könne, geben wir bereitwillig zu. Wenn die Legende bei Erzählung der Abfahrt der Heiligen nach Mainz von Rigibert als Bischof spricht, so ist dies auch nicht nothwendig so zu nehmen, als ob er damals schon der wirkliche Oberhirte gewesen sei. Vielleicht, daß er in jener Zeit, für welche wir keinen andern Bischof kennen und uns das Bisthum verwaist denken dürfen, als Stellvertreter gewaltet hat. Aber auch für den Fall, daß er eine untergeordnetere, aber immerhin hervorragende Stellung, wie sie ihm schon nach seiner als Oheim Bilhildens gewiß hohen Geburt zukam, eingenommen hat, können wir jene Ausdrucksweise kaum beanstanden. Der Verfasser schreibt lange nach dem Tode Rigiberts und bezeichnet ihn eben nach jener Würde, zu der er später emporgestiegen ist, wie ja auch wir gewöhnlich, wenn wir von Verstorbenen reden, sie nach jenem Amte benennen, das sie zuletzt bekleidet haben. Aehnlich verhält es sich mit dessen Anführung als „Erzbischof". Er spricht eben nach der Anschauung seiner Zeit, die auf dem Stuhle zu Mainz nur den weitgebietenden Metropoliten sah. Wird doch auch von Würzburg als „urbs", also einer bedeutenden Stadt, geredet, was es allerdings zur Zeit der Abfassung jener Lebensgeschichte war, während es in den Tagen der hl. Bilhildis nur den Rang eines „castellum", einer größeren bewehrten Burg, beanspruchen konnte. Die Schwierigkeit läßt sich also sowohl bezüglich der Personen als betreffs der Zeit vollständig heben. Schreiben wir Rigibert statt Sigibert und halten wir daran fest, daß nach dem Wortlaut der Erzählung derselbe noch keineswegs schon bei Ankunft der hl. Bilhildis in Mainz Bischof gewesen sein muß, solcher aber noch vor Ende des siebten Jahrhunderts, also sicher noch zu Lebzeiten der Heiligen geworden ist, so herrscht zwischen Legende und Geschichte kein Widerspruch. —

Wir kehren nach dieser nothwendigen Abschweifung wieder zu unserer Erzählung zurück.

Nicht lange hatte Bilhildis in Mainz verweilt, als die Zeit herannahte, wo sie Mutterfreude erleben sollte. Sie brachte ein Knäblein zur Welt, das in der hl. Taufe den Namen S i g i b e r t erhielt. Wenn es wahr ist, daß das Kind also nach seinem Oheim genannt wurde, so dürfen wir auch hier R i g i b e r t lesen. Die glückliche Mutter gedachte frühzeitig in das Herz des Kleinen die Keime des Glaubens zu senken. Konnte sie doch, was sie selbst nicht vermocht, nämlich die Franken am Main für die Lehre Christi zu gewinnen, einmal durch ihren Sohn erreichen! Allein auch diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Sie wurde vielmehr mit dem Kinde, das ein baldiger Tod ihren Armen entriß, zu Grabe getragen. Um so mehr wandte Bilhildis die Sehnsucht ihres Herzens dorthin, wohin ihr Sohn ihr vorausgegangen war. In stiller Zurückgezogenheit brachte sie ihre Tage zu, nur damit beschäftigt, wie die Fritzlarer Handschrift sagt, gegen die drei Feinde der menschlichen

Seele, Welt, Fleisch und Teufel, einen unaufhörlichen Krieg zu führen. Ihre Waffen waren Abtödtung, Demuth und Gebet. Die größte Enthaltsamkeit, fleißige Nachtwachen und harte Bußwerke legte sie sich auf. Alle diese Kasteiungen aber wußte der freundlich milde Blick ihres Antlitzes zu verbergen. Wie ihre einfache Kleidung und ihr ganzes Auftreten die Welt ihren hohen Rang kaum ahnen ließ, so vergaß sie auch desselben ihren eigenen Frauen gegenüber. Die Dienste, welche sie fordern durfte, leistete sie selbst und wenn eine von ihnen erkrankte, so war die Herrin die liebevollste Pflegerin ihrer Magd. Für ihre Abgeschiedenheit von den Menschen fand sie den reichlichsten Ersatz in dem vertrauten Umgang mit Gott. Die Welt draußen erfuhr von der frommen Frau nur durch die Liebeswerke, welche sie ihr erzeigte. Als solche nennt uns die Ueberlieferung ihres Klosters besonders die Sorge für die Armen und die Pflege der Kranken. Sie sandte ihre Dienerinnen aus, um verschämte Arme und schüchternes Elend aufzusuchen und demselben abzuhelfen. Keine Unreinlichkeit der Wohnungen, kein Ekel vor Wunden und Geschwüren, keine Furcht vor Ansteckung hielt sie ab, zu den Leidenden selbst zu gehen und ihnen von den Gaben ihrer Hand wie von den Schätzen ihres Herzens gleichmäßig mitzutheilen. Der bevorzugte Gegenstand ihres Mitgefühls waren arme Wöchnerinnen und deren Kinder, um welche sie sich mit der größten Zärtlichkeit annahm. Auch der Stadt Mainz wollte sie eine Wohlthat erweisen. Sie soll nämlich ein großes Stück Wiesenland „das Bruch" genannt, angekauft und derselben zu einer allgemeinen Viehweide für Arme wie Reiche geschenkt haben. So war ihr Leben derart, daß nur das Kleid sie von einer Ordensfrau unterschied.

Inzwischen kam die Kunde von dem Tode auch ihres Gemahls. Durch einen eigenen Abgesandten wurde ihr die Nachricht überbracht, daß Hetan im Kriege gefallen sei. Nach der Berechnung von Gropp wäre dies im Jahre 645 oder 646, nach der von Eckhart dagegen im Jahre 651 geschehen. So war denn das letzte Band zerschnitten, das sie an die Welt geknüpft hatte. Nichts hinderte sie mehr, den Wunsch ihrer Kindheit, einmal ganz und nur dem Herrn gehören zu können, zur Ausführung zu bringen. Alsbald eröffnete sie ihrem Oheim, daß sie sich fest entschlossen habe, nachdem sie doch für die Welt eine Wittwe geworden, fortan nur eine Braut Christi zu sein. Dieser rieth ihr, zuerst in die Heimath zurückzukehren und ihre dortigen Angelegenheiten zu ordnen. Die Herzogin begab sich also nochmals in ihr Vaterland, um über ihr Vermögen zu verfügen, und kehrte dann mit reichen Schätzen beladen nach Mainz zurück.

Von nun an war ihr ganzes Streben auf die Gründung eines Klosters gerichtet. Unter anderen Kostbarkeiten hatte sie zwölf mit Gold eingelegte Schilde und zwölf feurige Rappen von Höchheim mitgebracht.

Sie bildeten den Preis, um welchen sie den Platz für ihre Stiftung erwarb. Bei der Wahl derselben schwankte man zwischen zwei Orten. Als man nun, wie die Sage wissen will, hinausfuhr, um dieselben zu besichtigen, waren die Pferde durch nichts dazu zu bringen, nach dem einen einzulenken, während sie freudig dem andern zuliefen. Dieser, eine aus einer Wiese aufsteigende kleine Anhöhe außerhalb der Stadtmauern, wurde darum auch ausgesucht. Eifrig wurde der Bau von Kloster und Kirche in Angriff genommen. Wie einst die hl. Radegund sich angelegentlich um die Erhaltung von Reliquien bemühte, so gelang es auch Bilhilden, verschiedene Heiligthümer für ihre Pflanzung zu gewinnen. Das kostbarste darunter war das sogenannte „Schweißtuch" des Herrn, worunter aber nicht das Veronikatuch, sondern eines der Grabtücher zu verstehen ist, die zur Umhüllung des Leibes oder auch nur des Hauptes des Heilandes gedient haben. Nach der späteren Legende hätte die Heilige solches von einer fürstlichen Frau, Kunigunde, erhalten, welche später selbst in das Kloster trat und an Bilhildens Seite begraben wurde. Unsere fränkischen Geschichtschreiber wollen sie von der schon früher genannten Frau dieses Namens unterschieden wissen und vermuthen aus keinen besseren Gründen, als die sind, mit welchen sie aus dem Bischof Rigibert den König Sigibert machen, es sei dieselbe keine andere als Sigiberts Gemahlin, die Königin Imnechild, gewesen. Das Schweißtuch hat Bilhildis zur Hälfte dem Dome, zur Hälfte ihrer Kirche geschenkt. Nachdem Alles vollendet war, wurde das Kloster zu Ehren der lieben Gottesmutter und Himmelskönigin feierlich eingeweiht und erhielt den Namen: „Altum monasterium Gloriosae Virginis Mariae" — „das hohe Münster unserer lieben Frau." Für die Zukunft wurde es kurz Altenmünster genannt. Auch die in der Nähe des Stiftes früher gestandene Pfarrkirche zu St. Paul soll ihren Ursprung der hl. Bilhildis verdankt haben, welche sie vielleicht einst für die Dienstleute ihres Klosters errichtet hat. —

In welchem Jahre nun die eigentliche Klosterstiftung stattgefunden habe, läßt sich nicht bestimmen. Die erst später entstandene Urkunde nennt das Jahr 635. Allein ihr Schreiber irrt gerade bezüglich der Zeitrechnung, wenn er auch sachlich nicht fälschen wollte. Man hat deshalb aus den sonstigen in ihr enthaltenen Angaben diesen Irrthum zu verbessern gesucht. Eckhart, welcher, nachdem er, wie schon bemerkt, für die Ankunft Bilhildens in Mainz 650 und für den Tod Hetans 651 angenommen, als das Stiftungsjahr 652 festsetzt, geräth mit der Legende einigermaßen in Widerspruch. Nach derselben liegen nämlich einmal zwischen ihrer Entfernung aus Mainz und dem Tode ihres Gemahls einige Jahre; sodann dürften auch die folgenden Begebnisse, wie ihre Rückreise in die Heimath, die Ordnung der dortigen Verhälnisse und die Ausführung ihres Klosterbaues sich kaum innerhalb eines Jahres abgewickelt haben. Auch die Berechnung Gropp's, welcher als das Jahr der Gründung

656 findet, kann nicht auf unbedingte Sicherheit Anspruch machen. Jener stützt sich eben auf die eine dieser auf die andere Zeitbestimmung der Urkunde, welche indessen beide falsch sein können. Wir unterlassen es darum, aus einem Schriftstücke, dessen Zeitangaben nicht übereinstimmen, ein gewisses Jahr herauszurechnen. Bezeichnet ja ohnedies das Datum selbst echter Stiftungsbriefe nicht immer das Jahr der Stiftung, da in vielen Fällen Gründer von Klöstern diese erst längere Zeit nach schon geschehener Gründung, oft erst kurz vor ihrem Ableben, durch Aufnahme einer Urkunde sicher zu stellen suchten. Nach den Lebensbeschreibungen Bilhildens ist soviel gewiß, daß sie das Kloster Altenmünster in der zweiten Hälfte des siebten Jahrhunderts und zwar mit Beihilfe Rigiberts gegründet hat. Wie weit man aber die Stiftung oder doch ihre Bestätigung durch Rigibert als Bischof gegen das Ende des Jahrhunderts hinausrücken müsse, dafür fehlen bei der Ungewißheit, in welchem bestimmten Jahre dieser zur bischöflichen Würde gelangte, die nöthigen Anhaltspunkte. Es genügt zu bemerken, daß die Legende erlaubt, bis in die letzten Jahrzehnte jenes Jahrhunderts zu gehen. —

Es war nur ein kleines Gefolge von Frauen, welches Anfangs mit Bilhildis die junge Klostergemeinde bildete. Zum größten Theile bestand es aus ihren Dienerinnen, welche derjenigen nun als ihrer geistlichen Mutter Gehorsam leisteten, die sie seither als weltliche Fürstin bedient hatten. Nach den Unterschriften der oft genannten Stiftungsurkunde zu urtheilen, befand sich auch ihre Schwester Reinhildis unter den ersten Nonnen. Die Mutter und die andere Schwester Hildegard sollen schon vorher in die Ewigkeit hinübergegangen sein. Allein die Schaar derjenigen, welche dem Beispiele der hohen Frau folgten, vergrößerte sich bald. Nachdem Bilhildis all das Ihrige für den leiblichen Unterhalt ihrer Töchter dahingegeben, suchte sie ihnen auch eine Führerin auf dem Wege geistiger Vollkommenheit zu werden. Um nach der Regel des hl. Benedikt, welche sie für ihr Kloster annahm, zu leben, hatte sie eigentlich nur ihre früheren Uebungen fortzusetzen. Doch sie that nicht nur dieses — sie suchte die Vollkommenheit ihres in der Welt geführten Lebens zu steigern. So baute sie, wie die Schrift sagt, Stufen auf Stufen in ihrem Herzen. Die Aebtissin wußte den Dienst Martha's und Maria's, das thätige und das beschauliche Leben, nicht nur für sich zu vereinen, sondern verstand es auch, ihre geistigen Kinder zu beiden zu erziehen. Freudig ließ sie sich mit der Heiligen von Magdala zu den Füßen Jesu nieder, um sich ganz in die geheimnißvolle Süßigkeit der Betrachtung zu versenken. Die Thränen, welche fast beständig ihre Augen netzten, gaben Zeugniß von der Tiefe ihrer Beschauung. Ebenso bereitwillig erhob sie sich aber auch mit der andern Schwester von ihrem Gebete und verließ ihre Zelle, wenn es galt, einen Liebesdienst zu verrichten. Die Werke der geistlichen Barmherzigkeit treten dabei in den Vordergrund. Ihren eindringlichen Ermahnungen gelang es ebenso, Hader und Zwietracht

beizulegen, als auch die Sünder zur Erkenntniß und Besserung zu führen. Von nah und fern nahmen Kranke und Betrübte, Leidende und Bedrängte ihre Zuflucht zu ihrem Gebete und gar oft gefiel es Gott, die Bitten seiner treuen Dienerin zu erfüllen.

Wie schon erzählt, hatte Bilhildis die hl. Taufe nicht empfangen. Mag sie in ihrem Alter, wenn sie ihrer in einem heidnischen Lande und unter den Unruhen kriegerischer Einfälle verlebten Kindheit gedachte, vielleicht selbst Zweifel bekommen haben, ob ihr die Gnade des Sakramentes zu Theil geworden — eine Gewißheit hierüber konnte sie sich nicht selbst verschaffen. Sie sollte ihr darum von Oben werden. Unter ihren geistigen Töchtern befanden sich drei von besonderer Frömmigkeit. Als diese einst der Betrachtung oblagen, empfing eine Jede insbesondere die Offenbarung, daß ihre geliebte Mutter die hl. Taufe niemals erhalten habe. Nach Anderen wurde diese Mittheilung Bilhilden selbst gemacht. Sie soll nämlich, als sie mit zwei ihrer Jungfrauen am Rheine lustwandelte, eine Stimme vernommen haben, welche rief: „Ungetaufte Christin! ich eröffne dir den Gnadenborn der hl. Taufe.“ Traurig hierüber verhüllte sie das Marienbild am Hochaltar; da aber die Decke von selbst herabfiel, ward sie noch mehr bestürzt und vertraute die Sache ihrem Oheim an. Diese zweite Erzählung ist indessen späteren Ursprungs; alle älteren Lebensbeschreibungen schließen sich der ersten an. Bilhildis hielt Anfangs das ganze Gesicht für einen leeren Traum. Er konnte ja durch ihre eigenen, vielleicht auch den Schwestern gegenüber ausgesprochenen, Befürchtungen selbst veranlaßt worden sein! Weil ihn aber alle drei und zwar in gleicher Weise gehabt, so nahm sie deshalb mit dem Bischofe Rücksprache. Nachdem dieser die drei Klosterfrauen selbst befragt, hielt er für möglich, daß jener sogenannte Traum denn doch eine himmlische Offenbarung sein könne. Um Gewißheit zu erlangen, setzte er darum einen bestimmten Tag, an welchem das Kloster, die Geistlichkeit und das Volk mit eifrigem Gebete bei dem Herrn um Erleuchtung anhalten sollten. Während er nun selbst, wie die deutsche Legende näher ausführt, das Hochamt hielt, gab ihm Gott zu erkennen, daß die Sache sich wirklich so verhalte, wie die Nonnen ausgesagt. So wurde sie denn, schon hochbetagt, von Bischof Rigibert getauft. Mit größerer Aufrichtigkeit war wohl niemals das Taufgelübde ausgesprochen worden. Legte sie doch einen Schwur ab, den sie bereits ein ganzes Leben lang gehalten hatte! Mit größerer Wahrheit gingen aber auch niemals die Worte in Erfüllung: „Nimm hin das weiße Gewand, das Sinnbild der Unschuld, das du unbefleckt hintragen mögest vor den Richterstuhl deines Gottes.“ Sollte doch ihr Taufkleid zugleich ihr Sterbekleid werden!

Nur eine kurze Zeit war ihr nämlich noch auf Erden beschieden. Bilhildis hat sie ausgefüllt mit Gebet und der Sorge für die Ihren. Als ein

Beweis für die Liebe zu ihrem Kloster mögen die Gnaden gelten, welche sie demselben nach dem Berichte der Mainzer Nonne von Gott erflehte. Es sind dies fünf innige Bitten: die erste, Gott wolle um der Verdienste seiner Heiligen willen, deren Gebeine in dieser Kirche ruhten, Allen, welche ihn je darin um Hilfe anrufen würden, dieselbe gnädig verleihen; die zweite, Gott wolle Niemanden verdammt werden lassen, der im Münster oder auf dessen Kirchhof begraben würde; die dritte, Gott wolle nie eine ihrer geistlichen Töchter mit dem Aussatze schlagen, weil diese Krankheit sie von der Gemeinschaft mit den übrigen ausschließen würde; die vierte, Gott wolle in ihrem Kloster Liebe, Zucht und Eifer erhalten, so daß sich stets solche darin finden möchten, deren Fortschritte auf dem Wege der Vollkommenheit den übrigen zur Ermunterung dienten; die fünfte, Gott wolle ihrem Stifte nie eine Fremde sondern immer nur Eine aus dem Kloster selbst als Aebtissin setzen lassen.

Als sie, von einer heftigen Krankheit ergriffen, die Stunde ihres Todes herannahen fühlte, versammelte sie nochmals ihre Schwestern um sich, ermahnte sie zur Ausdauer in ihrem Berufe und nahm dann Abschied von ihnen. Darauf redete sie nichts mehr mit den Menschen, sondern betete nur noch zu Gott, bis sie mit den Worten des sterbenden Erlösers: „In deine Hände empfehle ich meinen Geist" in das ewige Leben hinüberging. Der Tag ihrer Vollendung — es war der 27. November — brachte Freude für die Engel und Heiligen in Himmel und Trost für die Menschen auf Erden. Jene hatten eine neue Genossin, diese eine neue Fürsprecherin gefunden. Ihr Leib wurde einbalsamirt und im hohen Chore ihres Münsters öffentlich ausgestellt. Am dritten Tage aber bettete man ihn unter allgemeiner Theilnahme des Volkes an demselben Orte zur Ruhe. Die Wunderzeichen, von denen schon die ältesten Lebensbeschreibungen reden, werden von der Klosterlegende einzeln aufgeführt. Schon ihr Sterbebett wurde von einem himmlischen Glanze überstrahlt. An ihrem offenen Sarge genasen Mehrere von bösartigen Fiebern, zwei Blinde erhielten das Augenlicht wieder, ein gefährlich Verbrannter heilte von seinen Wunden. Um ihr Grab sah man oft nächtlicher Weile Lichter wie Sterne funkeln und zahllose Gnaden wurden jenen zu Theil, die sich dort ihrer Fürbitte empfahlen.

Die kirchliche Verehrung der hl. Bilhildis begann schon in frühen Zeiten. Nahm sie auch zunächst ihren Ursprung in dem von ihr gegründeten Stifte, so verbreitete sie sich doch bald über das Bisthum Mainz und von da selbst in ferne Gegenden. Ihr Name erscheint schon im eilften Jahrhundert in den Mainzer Kirchenkalendern; Mabillon fand

ihn unter dem 27. November in ein uraltes Meßbuch (Liber sacramentalis) eingetragen, welches auf der Bibliothek des Klosters zum hl. Benignus zu Dijon in Frankreich aufbewahrt wurde, und der hl. Albert der Große nahm denselben in seine Litanei auf. Kleinere Reliquien von ihr wurden in verschiedene Kirchen gegeben, so in die Pfarrkirche nach Seligenstadt, in die Stiftskirche zum hl. Stephan und in den Dom zu Mainz. Letztere wurden immer bei der Frohnleichnamsprozession in einer kostbaren Monstranz von zwei Diakonen mitgetragen. Nachdem das Kloster Altenmünster, das im Jahre 1243 nach dem Beispiele vieler anderen die Regel des hl. Bernhard, im Grunde nur die Wiederherstellung der ursprünglich von dem hl. Benedikt gegebenen, angenommen, eilf Jahrhunderte die Tugenden seiner Stifterin in treuem Andenken erhalten hatte, wurde seine Auflösung angeordnet. Dieses Urtheil sprach nicht etwa eine äußere der Kirche feindlich gegenüberstehende Macht, sondern der damalige Nachfolger des Bischofs Rigibert selbst. Der Churfürst und Erzbischof Friedrich Karl Joseph von Erthal, von dem Geiste der damals herrschenden falschen Aufklärung angehaucht, hob am 15. November 1781 das Kloster der hl. Bilhildis auf. Seine Einkünfte wurden der dortigen Hochschule überwiesen, das Gebäude in ein Lazareth umgewandelt. Als derselbe bald darauf von den Franzosen vertrieben wurde, an aussatzartigen Flechten hinsiechte und fern von seinem Stifte starb, da erinnerte man in Mainz an die Gründungsurkunde von Altenmünster, die früher am Altare der hl. Bilhildis aufgehängt war. Die Stifterin hat darin Jedem, und wenn es der Bischof selber wäre, welcher ihr Kloster schädigen oder ihm eine Auswärtige als Oberin aufdrängen würde, mit der Strafe des Himmels, der Aufgedrungenen aber mit dem Aussatze gedroht. Was Friedrich Karl Joseph verschuldet hatte, war mehr. — Die Ueberreste der Heiligen wurden nach der Auflösung ihres Klosters in die Kirche der „Weißen Frauen" übertragen. Als auch diese der Zerstörungswuth der Revolution zum Opfer fiel, retteten die Gläubigen die Gebeine sammt dem Altare, in dem sie aufbewahrt wurden, in die Pfarrkirche zu St. Emmeram. Auch das sogenannte „Schweißtuch des Herrn", dessen dem Dom übergebene Hälfte bei dem französischen Einfall verloren ging, schenkten einige Bürger, die es bei einer Versteigerung erworben hatten, dorthin. Dasselbe besteht aus zwei verschiedenen Tüchern, wovon das eine ein zartes seidenähnliches Gewebe von weißer Farbe, nach dem Urtheile der Kenner ächter alter Byssus, als das eigentliche Tuch des Herrn zu betrachten ist, während das andere nicht so feine, mehr gelbliche und mit rother Zeichnung durchzogene Tuch, welches wahrscheinlich als Umschlag für jenes mitgekommen und immer dabei gewesen ist, weil mehr in die Augen fallend, gewöhnlich für das Schweißtuch angesehen wird[1]). Eine eigene Bruderschaft vom Schweißtuche Christi hält noch jetzt zu St. Emmeram ihre herkömmlichen Andachten ab.

[1]) Kirchenschmuck. 1867. Heft 2.

Wenn die Verehrung Bilhildens nicht nur zu Mainz, als der Stätte ihres späteren Wirkens und Hinscheidens, sondern in dem ganzen Bisthum schon vor Jahrhunderten ihren Anfang genommen und sich bis heute ungeschwächt erhalten hat, so gilt nicht das Gleiche von jenem Lande, das ihre Wiege getragen und der Schauplatz ihrer Jugend gewesen ist. Daß in ihrem Geburtsorte die Begehung ihres Festes erst im vorigen Jahrhundert eingeführt wurde, läßt sich damit erklären, daß das Andenken an die in grauer Vorzeit aus ihrer Heimath geschiedene Fürstin nur zu leicht erlöschen konnte. Daß aber, nachdem dies geschehen, ihre Gedenkfeier nicht auf das ganze Land, über welches sie einst das Scepter geführt, ausgedehnt wurde, hat seinen Grund zum größten Theile darin, daß man Zweifel erhob, ob unter dem Höchheim, welches die Legende als ihren Geburtsort angibt, auch wirklich Höchheim bei Würzburg zu verstehen sei. Obschon nun die Heilige, selbst wenn diese Bedenken begründet wären, uns dennoch angehören würde, weil sie, was nicht bezweifelt wird, immerhin als Kind und später als Gemahlin Hetans in Würzburg verweilte, so müssen wir dieser Frage dennoch näher treten. Zu ihrer Beantwortung hat der gegenwärtige Pfarrer von Veitshöchheim, Dechant G. Karch[1]) mit dankenswerthem Fleiße einen reichhaltigen Stoff gesammelt, den wir mehr zu sichten als zu vervollständigen haben.

Die Meinung, daß statt Höchheim bei Würzburg vielmehr Höchheim oberhalb Mainz als Geburtsort Bilhildens anzusehen sei, wurde zuerst von J P. Schunk, Stiftsvicar zu St. Alban in Mainz,[2]) aufgestellt. Ihm schlossen sich F. W. Rettberg,[3]) Fr. Werner,[4]) L. Braunfels,[5]) A. Niedermayer[6]), und der Rheinische Antiquarius[7]) an. Andere, wie G. Th. Rudhart[8]) lassen die Sache unentschieden. Da diese keine neuen Gründe, welche der Erwähnung werth wären, bringen, genügt es die Einwände von jenem zu würdigen.

Das erste Bedenken, welches Schunk erhebt, ist das, daß im siebten Jahrhundert Würzburg mit seinem Umkreis nicht zu Franken, sondern zu Thüringen gehört habe, für welches erst um 740 der Name Ostfranken aufgekommen sei und demgemäß, wenn von einem Höchheim in Franken in jener Zeit die Rede sei, dieses nicht bei Würzburg, wohl aber bei Mainz gesucht werden müsse, welches noch von Trithemius „Francorum metropolis — die Hauptstadt der Franken“ genannt werde. Dieser

---

[1]) Die Legende der hl. Bilhildis. Würzburg 1870. 4°.
[2]) Beiträge zur Mainzer Geschichte. Frankfurt und Leipzig 1788. I, 137.
[3]) Kirchengeschichte Deutschlands. Götting 1848. II, 229.
[4]) Der Dom von Mainz. Mainz 1836. I, 376.
[5]) Die Mainufer. Würzburg o. J. S. 270.
[6]) Kunstgeschichte der Stadt Würzburg. Freiburg 1864. S. 2.
[7]) 2. Abtheil. XV, 512.
[8]) Aelteste Geschichte Bayerns. Hamburg 1841. Seite 552.

Einwurf ist durchaus hinfällig. Wir dürfen als gewiß annehmen, daß der Verfasser der Legende die Bezeichnung: Francia orientalis — Ostfranken, nicht Francia — Franken schlechtweg, im Sinne der Zeit, in welcher er schrieb, verstand und gebrauchte. Dazu berechtigen uns andere schon oben angeführte Ausdrücke, welche deutlich zeigen, daß er die Dinge mit den Augen seines Jahrhunderts anschaute. In diesem aber, nämlich dem zwölften, war Francia orientalis nur das heutige Franken. Allein auch wenn wir fragen, was man zur Zeit der hl. Bilhildis unter jener Benennung verstanden habe, so ist der Name Ostfranken für unser Land auch für ihre Zeit nicht so unbedingt, wie Schunk meint, ausgeschlossen. Während Eckhart sagt, derselbe werde Südthüringen erst von 740 an ständig beigelegt, will z. B. C. Th. Heigel[1]) wissen, daß schon gegen das Ende des siebten Jahrhunderts der Name Ostland der Franken für das Maingebiet allgemein gebräuchlich war und der Name Thüringen seit dieser Zeit sich nur auf die Länderstriche nördlich des Thüringer Waldes bezog. Wie man die westliche Hälfte des großen Frankenreiches Neustrasia im Gegensatze zur östlichen, Austrasia, nannte, so fand man sich wieder in der Zeit, als Südthüringen zu diesem letzteren geschlagen wurde, veranlaßt, das neue Gebiet von dem Rheinlande, Francia rhenana, durch den Namen Francia orientalis zu unterscheiden. Für ersteres sagte man auch Francia antiqua, Altfranken, und für letzteres Francia nova, Neufranken, welcher Ausdruck später gegen den von Franconia, Frankonien, vertauscht worden ist. Waren Anfangs beide Bezeichnungen, Thüringen und Ostfranken nebeneinander im Gebrauche, so verdrängte doch die neue immer mehr die alte, bis endlich diese vor jener ganz verschwand. Mag nun auch Eckhart im Rechte sein mit seiner Ansicht, die neue Benennung sei erst mit dem Erlöschen des Stammes Radulfs und der Uebernahme des Landes in unmittelbar fränkische Verwaltung die allgemeine, so zu sagen, amtliche geworden — für uns ist dies vollständig genügend. Die Legende der hl. Bilhildis wurde kaum vor dieser Zeit festgestellt und aufgezeichnet. Wenn sie also selbst anfänglich den Ausdruck Francia orientalis gebraucht, so konnte man ihn, namentlich in Mainz, wo wir doch ihren Ursprung suchen müssen, nur in dem bereits angenommenen Sinne verstehen.

Einen weiteren Grund für seine Behauptung findet der Genannte darin, daß Bilhildis nach ihren Lebensbeschreibungen in einer einzigen Nacht von ihrem Geburtsort nach Mainz gefahren, was bei jenem Höchheim, das kaum eine Meile von dieser Stadt entfernt, in einigen Stunden möglich gewesen sei, während es bei dem bei Würzburg hiezu eines Wunders bedurft habe. Wir brauchen uns bezüglich dieses Punktes nur an das älteste Brevier zu halten, welches die Reise erzählt, ohne

[1]) Bavaria. IV, 1. S. 349.

die Dauer anzugeben, und jenem Einwand ist der Boden entzogen. Allein auch der Bericht der übrigen Legenden spricht für das Gegentheil. Gerade weil die Zurücklegung des Weges in einer Nacht als etwas Wunderbares hervorgehoben wird, ist unter Hochheim jenes in Ostfranken zu verstehen. Von dem anderen Höchheim bis Mainz in einer so kurzen Zeit gelangt zu sein, wäre nichts Außerordentliches sondern nur etwas Gewöhnliches gewesen. Dazu kommt, daß die Erzählung ausdrücklich der bekannten Ausbeugungen des Mains (per Mogi fluminis divexa remigrans) gedenkt, welche doch wohl nicht auf der kurzen Strecke zwischen Höchheim und Mainz zu suchen sind.

Auch der dritte Einwurf verkehrt sich in einen Beweis. Wenn nämlich gesagt wird, daß das Kloster Altenmünster wohl Güter bei Mainz nicht aber bei Würzburg besessen habe, wie doch der Fall sein müßte, wäre sie dort zu Hause gewesen, da sie ja alle ihre Besitzungen dem Kloster vermacht habe, so ist dies wieder eine unwahre Behauptung. Es berichtet nicht nur die Fritzlarer Handschrift ausdrücklich, daß Bilhildis in ihre Heimath gereist und nach Ordnung ihrer Angelegenheiten mit einem großen ererbten Vermögen, zu dem doch auch die Einkünfte von liegenden Gütern gehören, zurückgekehrt sei, welche sie dann ihrem Stifte übergeben, sondern wir haben auch den urkundlichen Beweis, daß das Kloster noch im zwölften Jahrhundert im Besitze von Gütern in Hochheim bei Würzburg, ihrem Geburtsorte, und in Hedenstat, heute Hettstadt, einem Orte, der Namen und Ursprung von ihrem Gemahle Hetan herleitet und an die Markung von Margetshöchheim stößt, gewesen sei. Im Jahre 1158 nämlich verkaufte Arnold, Erzbischof von Mainz, der wegen des Kaufes von Gelnhausen und der von Kaiser Friedrich befohlenen Heeresfolge nach Mailand in doppelter Geldnoth war, den Brüdern zu Kloster Celle, heute Zell, die Dompropst Herold von Würzburg vertrat, für 100 Mark Silbers zwei Güter zu Hochheim und Hedenstat, die dem Nonnenkloster Altenmünster zu Mainz gehörten, und versprach dafür der Aebtissin Hadewig ein jährliches Erträgniß von 5 Pfund von seinen Gütern zu Britzenheim. Da aber sein Stift wie das Kloster hiegegen Einspruch erhoben, so wurde der Verkauf wieder aufgelöst und die Güter nur einstweilen an Domprobst Herold für 136 Mark Silber versetzt, jedoch so, daß das Recht des Klosters unangetastet bleiben und dasselbe bis zur Wiedereinlösung jährlich 6 Pfd. von den bischöflichen Einkünften in Eltville und Eberbach erhalten sollte. Ungefähr um die gleiche Zeit bezeugt derselbe Erzbischof die Schlichtung eines Streites zwischen den Nonnenklöstern Altenmünster zu Mainz und Celle bei Würzburg, der wegen einer Waldweide bei Hochheim entstanden war[1]). Diese Urkunden beweisen in zweifacher Richtung. Sie geben uns Gewißheit über den Ort, dem Bilhildis

[1]) Stumpf, Acta Mog. saec. XII. Innsbr. 1863. nr. 67. 68. 71. [Lang, Regesta boica. I, 233.

entstammte, und sie zeigen uns, wo wir den Herzog Hetan zu suchen haben. Die Güter in Höchheim waren ein Theil ihres väterlichen Erbes, während jene in Hedenstat aus der Morgengabe, die sie von ihrem Gemahle empfangen, herrühren mochten.

Ein vierter Einwand rühmt Höchheim bei Mainz einen Vorzug nach, den Höchheim bei Würzburg in noch höherem Grade besitzt. Man hat dort Spuren einer ehemaligen Burg oder Befestigung gefunden, die auf den Sitz eines alten Geschlechtes hindeuten. In Veitshöchheim lassen sich solcher nicht nur mehrere nachweisen, sondern eine davon trägt mit einem großen Umgriff noch heute einen Namen, der sie mit Gewißheit als einstigen Aufenthalt einer hohen Familie bezeichnet. Noch jetzt heißt eine sehr umfassende Fläche die „Hofstadt" und daran liegen die sogenannten Höfe, „der obere, mittlere, untere Hof, und die Hofeller." In nächster Nähe steht die Martinskapelle, die ihre gegenwärtige Gestalt wohl erst im sechzehnten Jahrhundert erhalten aber unter diesem Namen schon lange vorher bestanden hat. Weisen jene Bezeichnungen offenbar auf einen einstigen größeren Herrensitz hin, so zeigt das Kirchlein, das mit jenem in Verbindung zu denken ist, durch seinen Patron in eine frühe Zeit, nämlich in die Anfänge des christlichen Glaubens in unserm Lande, zurück. Dem hl. Martin haben die Franken ihre ersten und meisten Kirchen gebaut. So waren unter den fünfundzwanzig Pfarreien, die Karlmann dem Bisthume Würzburg schenkte, zwölf diesem Heiligen geweiht. Wo sich daher eine Martinskirche findet, da ist der Schluß auf ein hohes Alter des betreffenden Ortes erlaubt[1]). — Ob nicht der von der Markungsurkunde der Stadt Würzburg aus dem Jahre 779[2]) erwähnte „Blidheresbrunnon", welcher in der Umgebung Veitshöchheims zu suchen ist, sogar einen bestimmten Hinweis auf Bilihilt enthalte, mag hier dahin gestellt bleiben.

Ein Gegengrund wird ferner darin gefunden, daß die Eltern Bilhildens bei Zurückbringung ihres Kindes von Würzburg eine große Freude geäußert hätten, was doch wohl auf eine weitere Entfernung schließen lasse als auf eine solche von nur wenig über eine Stunde. Auch hier haben wir nur zu erinnern, daß die älteren Lebensbeschreibungen von einer „Freude", die Iberich und Mechthilde gezeigt haben sollen, so natürlich wir dieselbe bei dem Wiedersehen eines geliebten Kindes auch nur nach der Abwesenheit einiger Tage finden würden, durchaus nichts reden, sich also auf dieselbe auch kein Gegenbeweis bauen läßt. Wenn aber der Verfasser der „Beiträge zur Mainzer Geschichte" so genau allen Umständen in dem Leben der hl. Bilhildis nachforscht, so hätte ihn doch auch nicht entgehen sollen, daß man nicht so leicht ein Kind aus der

[1]) Eckhart, l. c. I, 391, II, 389. — Niedermayer, a. a. O. S. 13.

[2]) Eckhart, l. c. II, 675. — F. A. Reuß, Aelteste Urkunde über den Umfang der Würzb. Stadtmarkung. Würzb. 1838. Archiv d. hist. Ver. v. Unterfr. V, 2, 140.

Wiege nahm, um die für die damalige Zeit höchst beschwerliche Reise von Höchheim bei Mainz bis Würzburg zu machen und dies noch weniger thun konnte, um einem Einfall der Hunnen oder Wenden auszuweichen. Der Heimath dieser Völker nach konnte ein Einfall von ihnen nur von Osten kommen. Eine Flucht nach Würzburg als dem nächsten festen Platz ist darum wohl von unserm Höchheim aus vernünftig aber nicht von Höchheim bei Mainz. Wer von dort sich vor diesen Feinden bergen wollte, der mußte es in Mainz versuchen nicht aber nach Würzburg eilen, da er sonst vor ihnen nicht geflohen sondern ihnen entgegengelaufen wäre.

Einen letzten Einwand, der davon hergenommen wird, daß die späteren Lebensbeschreibungen Bamberg als den Ort angeben, wo Hetan seine Hochzeit gefeiert habe, welches vielmehr im Odenwalde oder der Wetterau zu suchen sei, können wir füglich ganz übergehen. Mag diese Erzählung nun auf die dichterische Freiheit oder auf die Unkenntniß Herbelo's, der sie zuerst bringt, zurückzuführen sein, sie trägt wie auch die weitere, welche den griechischen Kaiser Justin II. mit seiner Gemahlin, obschon er bereits 548 verstorben, der Vermählung beiwohnen läßt, oder die noch spätere, nach der Bilhildis ihr Haus zu Mainz der hl. Walburga geweiht hätte, die doch erst lange nach ihr erscheint, so offen das Merkmal der späteren Zuthat zur Schau, daß eine Widerlegung nicht nöthig ist.

Alle diese Einwürfe können also die Gewißheit, daß Bilhildis in Höchheim unterhalb Würzburg geboren sei, um so weniger erschüttern, als sie bei näherer Beleuchtung vielmehr zu ihrem Beweise dienen. Diese Gewißheit stützt sich vor allem auf die ständige Ueberlieferung. So glaubte man von je in ihrem Kloster, so erzählen es die Mainzer Breviere, so berichten alle Chroniken von Stadt und Bisthum Mainz. Obschon ihnen allen Höchheim bei Mainz so nahe gelegen, ist es ihnen doch nie in den Sinn gekommen, dieses für jenes zu setzen. — Dafür spricht ferner die Legende sowohl nach ihrem Inhalte als ihrer Ausdrucksweise. Wenn Bilhildis als Kind nach Würzburg gebracht wurde aus Furcht vor feindlichen Einfällen, so kann das nicht, wie schon bemerkt, von jenem Höchheim aus geschehen sein, das Mainz, einem wohl sichereren Zufluchtsorte, gleichsam vor den Thoren lag. Wäre sie dort geboren worden, so wäre die Unterlassung ihrer Taufe an einem gewiß damals schon christlichen Orte in unmittelbarer Nähe einer Bischofsstadt, in der zudem ein Oheim von ihr wohnte, rein unerklärlich, während dieselbe durch die damaligen am oberen Maine waltenden Verhältnisse erst verständlich wird. Und dann, wenn Iberich und Mechthilde in Höchheim bei Mainz gelebt hätten, wie hätte von ihnen gesagt werden können, sie hätten heimlich dem Christenthum angehört? Wie diese Begebnisse, so weisen auch alle anderen, namentlich ihre Vermählung mit Hetan, dem heidnischen Fürsten, auf Ostfranken hin. Allein auch die Ausdrucksweise der Legende läßt keinen Zweifel zu. Nur einige Beispiele sollen hiefür angeführt

werden. Sie sagt deutlich, wenn sie von dem Aufenthalte Hetans redet, er habe in der Nachbarschaft gewohnt (in ejusdem regionis confinio), was doch nur auf Höchheim und das in der Nähe liegende Würzburg zu deuten ist und sie sagt in unverkennbarem Unterschiede, wo sie ihre Rückreise in die Heimath erzählt, sie habe ihr Vaterland besucht (patriam suam visitare), was doch nicht auf das fast unmittelbar vor Mainz befindliche Höchheim bezogen werden kann. Noch mehr, als Bilhildis von Höchheim nach Mainz kam, stand sie fremd und furchtsam am Ufer (quasi trepida et ignota in littore). Es wäre dies undenkbar, wenn sie ihre Jugendzeit in dem nicht zwei Stunden von jener Stadt entfernten Höchheim verlebt haben würde. Nach all dem hieße es wirklich, der Legende Gewalt anthunn, wollte man den Schauplatz der Jugend Bilhildens von der Umgebung Würzburgs in die von Mainz verlegen. — Auch der Name des Ortes Höchheim kann im gewissen Sinne zum Belege für jene alte Ueberlieferung dienen. Bei Höchheim oberhalb Mainz erklärt er sich durch die Lage desselben. Anders verhält es sich mit Höchheim unterhalb Würzburg. Hier kann es kaum die Lage gewesen sein, aus der man den Namen schöpfte. Sehen wir auf den Lauf des Flusses, so liegt es unter und nicht ober dem damals nächstbewohnten Orte, dem alten Virteburch. Blicken wir auf die Bodenverhältnisse, so kann es kaum das nur wenig ansteigende Ufer gewesen sein, das ihm diese Bezeichnung gab. Auch ein anderer tiefer oder niedriger gelegener Ort, von dem es sich gegensätzlich hätte unterscheiden wollen, findet sich nicht. Kurz, der Name steht ganz für sich, ohne durch einen anderen erklärt zu werden, während sonst dem Ober ein Unter, dem Hoch ein Tief, dem Alt ein Neu, dem Nord ein Süd u. s. w. entspricht. Dieser Umstand zwingt gleichsam nach einer anderen Erklärung für diesen Namen zu suchen. Die handschriftliche in Pommersfelden befindliche Chronik Helwig's, welche sich auf ältere Aufzeichnungen beruft, gibt uns einen Fingerzeig. Sie nennt Iberich „einen mächtigen Standesherrn am Rhein" fügt aber sogleich bei, daß er seinen Sitz in Höchheim unterhalb Würzburg hatte. Nun behandelten bekanntlich die fränkischen Könige die eroberten Thüringischen Lande um den Main ganz wie die früher den Alemannen entrissenen Gebiete. Sie legten nämlich nicht nur eine Reihe königlicher Meierhöfe an, sondern wiesen auch den Edlen, die ihnen den Sieg erstreiten halfen, reiche Güter in denselben zu. Auf diesen Besitz übertrugen sie die heimischen Freiheiten und Rechte und nannten ihn „Salisches Land". Wenn nun Iberich, wie kaum zu zweifeln ist, dem fränkischen Adel angehörte, so ist er oder seine Familie gewiß auf dieselbe Weise Eigenthümer der Güter bei Würzburg geworden. Ist es nun nicht denkbar, daß man den Namen der alten Heimath am Rheine auch der neuerworbenen am Maine gab? Man hätte nur gethan, was nicht nur für die Alten bei ihren Niederlassungen in fremden Ländern Gewohnheit war sondern was sich auch noch heute bei Ansiedelungen von Bewohnern der alten Welt

in der neuen wiederholt. Damit wäre der Name Höchheim, zu dem die Lage dieses Ortes keine genügende Veranlassung geben konnte, hinlänglich erklärt. Allein gerade diese einzige Beziehung, in die bezüglich Bilhildens Höchheim bei Mainz mit Höchheim bei Würzburg und vielleicht auch die Geschlechter dieses Namens an beiden Orten zu einander gebracht werden können, spricht nur wieder für die alte, unvordenkliche Ueberlieferung.

Aus allen diesen Gründen läßt sich nicht mehr darüber streiten, ob Bilhildis zu Höchheim bei Mainz oder zu Höchheim bei Würzburg geboren sei. Die Frage ist, wie auch F. Falk[1]), der sich zuletzt mit den Quellen unserer Legende beschäftigt hat, zugibt, zu Gunsten des letztgenannten Ortes endgiltig entschieden.

Es war also nur die Erfüllung einer längst schuldigen Pflicht, wenn man das Andenken der Heiligen in ihrem Geburtsorte erneuert hat. Dies geschah im Jahre 1720. Der damalige Pfarrer P. Benedikt Spies aus der Abtei zum hl. Stephan in Würzburg, welcher die Pfarrei Veitshöchheim seit 1087 einverleibt war[2]), und sein Ordensgenosse P. Ignaz Gropp hatten die Ueberlieferung des Klosters Altenmünster kennen gelernt und sich das schöne Ziel gesetzt, ihre Verehrung auch in ihrer Heimath zu verbreiten. Der eine war hiefür als Seelsorger, der andere als Schriftsteller thätig. Bald wurde erwirkt, daß ein eigenes Fest gestattet wurde, welches jährlich am letzten Sonntag nach Pfingsten begangen werden sollte. Auf die besondere Fürsprache des Fürstbischofs Johann Philipp Franz von Schönborn gelang es auch, von Altenmünster eine Reliquie der Heiligen zu erhalten. Die Aebtissin Maria Luitgardis Wilk schickte im Jahre 1722 der Gemeinde eine solche und zwar zugleich mit einem Brustbilde Bilhildens, in welches sie eingeschlossen war. Dabei gab sie im Namen ihres Stiftes die Erklärung ab, daß wenn eine aus Veitshöchheim gebürtige Jungfrau in ihrem Kloster den Schleier nehmen wolle, sie vor allen Mitbewerberinnen bei sonst gleichen Bedingungen den Vorzug haben solle. Groß war die Freude, mit welcher die Gemeinde wenigstens einige Ueberreste von jener, die sie vor eilfhundert Jahren verlassen hatte, wieder bei sich einziehen sah.

Am Tage vor der feierlichen Uebertragung, welche am Feste Mariä Opferung stattfand, wurde das Bildniß mit den Reliquien in aller Stille in das Martinskirchlein außerhalb des Ortes gebracht, wohin sich am folgenden Morgen eine herrliche Prozession von der Pfarrkirche aus bewegte. Voran ging das Cruzifix und eine neue weiße Fahne, an welche sich die zahlreiche Jugend, alle mit brennenden Wachskerzen und Rosmarin-Zweigen, anschloß. Ihr folgte ein Sängerchor mit der Musik.

---

[1]) Katholik. 1872. II. S. 90.

[2]) Ussermann, Episcop. Wirceburg. Cod. probat. p. 27.

Darauf kamen zwei kleinere neue Standarten von rother Farbe, zwei Traglaternen und der Baldachin, darunter der Pfarrer mit zwei andern Priestern aus dem Kloster St. Stephan. Den Schluß bildeten der fürstliche Amtskeller, der Schultheiß sammt dem ehrsamen Gericht und die Bürgerschaft. Nachdem man unter dem Absingen der Litanei zu allen Heiligen die Kapelle erreicht hatte, wurde das Bild nach der Verrichtung der vorgeschriebenen Gebete von vier Jungfrauen auf die Schulter genommen und in die Pfarrkirche übertragen. Man nahm den Weg um das Dorf und zog durch den fürstlichen Hofgarten ein. Hiebei wurde der Hymnus, mit dem die Kirche die hl. Frauen feiert:

„Fortem virili pectore
Laudemus omnes feminam
Quae sanctitatis gloria
Ubique fulget inclyta etc."

„Die, männlich kühn, dem Herrn geweiht,
Den Preis erkämpft der Heiligkeit,
Der hehren Frau die Erd' entlang
Ertöne Ruhm und Lobgesang. ff."

von den Sängern angestimmt. Die meisten aus dem Volke trugen Fackeln. In der Pfarrkirche wurde sodann Predigt und Amt gehalten und die Feier mit dem ambrosianischen Lobgesang geschlossen. Zum Gedächtnisse an diesen Tag theilte man den Kindern Wecke aus. Am folgenden Sonntage wurde das Fest der Heiligen zum erstenmal mit vollkommenem Ablaß begangen. Zur Erhöhung der Feier wurde das Hochamt von dem Abte Alberich Ebenhöch zu St. Stephan selbst gesungen. Der Zudrang zu den hl. Sakramenten war schon bei dieser Gelegenheit außerordentlich groß und stieg in der Folge so sehr, daß öfter an Tausend gezählt wurden, die zum Tische des Herrn gingen.

Auch heute noch wird ihr Fest unter großer Theilnahme dort gefeiert. Allein es ist nicht genug, daß nur ihr Geburtsort sich der hl. Herzogin erinnert, das ganze Bisthum dürfte und sollte in die Worte jener Sequenz einstimmen, die wohl einer der Söhne von St. Stephan gedichtet und Karch verdeutscht hat:

„Lilium convallium,
Regula humilium
Sanctimonialium,
Loci patrocinium,
Fundo dans subsidium
Tuum per praesidium:
Ex alta prosapia,
Sed de ista patria
Rite derivaris."

„Gottgeweihten Seelen gilt,
Lilienrein, die Frau Bilhild
Als der Demuth Musterbild;
Du des Ortes Schützerin,
Sei der Heimath-Helferin
Und erhab'ne Mittlerin!
Hoch und alt ist dein Geschlecht:
Ihm gehört hier Heimathsrecht,
Wenn man Alles wohl erwägt."

4. Die heiligen Kilian, Kolonat und Totnan.

(8. Juli.)



Drei Jahrhunderte ſind es, da trat zu einem einfachen Mönche in einem ſpaniſchen Kloſter ſein Oberer mit den Worten: „Mache dich auf mein Bruder zu einer Reiſe nach Peru, jenem fernen erſt entdeckten Lande, denn ich habe dich auserſehen, den Segen des Herrn dorthin zu tragen.“ Verwundert blickte der Jünger auf ſeinen Lehrer. Dieſer aber zog ein dichtverſchloſſenes Gefäß hervor, öffnete es und ſchüttete einen Haufen Waizenkörner vor dem ſtaunenden Kloſterbruder aus. „Hier, ſprach er, deine Sendung! Was andere vergeblich verſucht, ſollſt du abermals unternehmen. Du ſollſt dem Volke da drüben den Samen dieſer geſegneten Frucht bringen, die dort ſich noch mehr vervielfältigen wird als bei uns.“ Gehorſam dieſem Befehle griff Fray Jodoce Rixi zum Wanderſtabe, pilgerte durch wüſte Steppen, ſetzte über weite Meere und als er an dem Orte ſeiner Beſtimmung angekommen, da vertraute er die Fruchtkörner, die er aus der fernen Heimath hieher gebracht, der Erde, erntete und ſäte wieder, bis er jenes Land in einen weiten Garten umgeſchaffen. Dankbar nannten die Einwohner desſelben ihn ihren Wohlthäter; dankbar bewahrt man bis auf dieſen Tag noch einige von jenen Waizenkörnern, welche einſt der arme



Franziskaner über's Meer gebracht, in dem Kloster zu Quito; dankbar legte man lange Zeit hindurch die erste geschnittene Garbe an seinem Grabe nieder.

Zwölf Jahrhunderte sind es, da lebte auf einer fernen Insel in klösterlicher Einsamkeit ein gottbegeisterter Priester. Auch ihm war es, als höre er eine Stimme: „Ziehe aus deiner Heimath in das Land, das ich dir zeigen werde, denn ich habe dich bestimmt, demselben den Samen meines ewigen Wortes zu bringen, damit es dort keime und zu einer segensreichen Ernte reife.“ Auch er gehorchte diesem Rufe. Von wenigen Genossen begleitet durchfuhr er das Meer, durchzog er die Wildniß und als er mit dem Segen des hl. Vaters ausgerüstet in das Land, das ihm angewiesen war, gelangte, pflanzte er auf dem höchsten seiner Berge den Baum des Kreuzes, streute in die Herzen seiner Bewohner das Saatkorn der christlichen Lehre, pflanzte und säte wieder und begoß zuletzt den Acker des Herrn mit seinem eigenen Blute. Und siehe, der Same, der zuerst in einzelnen Körnern gestreut nicht aufgehen wollte, wuchs von seiner Hand gelegt zu einem großen Aehrenfelde. Von allen Höhen grüßen Kreuze, die aus jenem ersten von ihm gepflanzten hervorgegangen; hoch über allen Städten und Dörfern des Landes ragen Thürme von Kirchen, die jene Stätte, wo er zuerst die Geheimnisse des Heils gefeiert, ihre Mutter nennen; überall sehen wir sprossen die Saat des Glaubens und der Liebe, zu welcher sein Wort die Keime gelegt. Dankbar nennen darum auch wir alle, so viele ihrer wohnen von der Kette der thüringischen Berge bis zu den gesegneten Ufern des Neckars, von dem Kaisergrabe zu Bamberg bis zum grünen Waldessaume des Spessarts unsern Apostel; dankbar bewahren auch wir noch eines der Bücher, aus denen er das Wort des Lebens verkündet, das der heiligen Evangelien, als das kostbarste Kleinod in unserem Bücherschatze; dankbar versammeln auch wir uns aus Nah' und Fern alljährlich an seinem Grabe, um die Garben unserer Liebe und Treue in jenen Worten niederzulegen, die sich von den Ahnen auf die Enkel vererbten:

„Das Göttlich Wort hat ausgesät,
Von ihm der Franken Heil entsteht:
Sankt Kilian!
Dich loben, dir danken
Deine Kinder in Franken,
Sankt Kilian!“

Das natürliche Verlangen, über die Lebensumstände unserer Väter im Glauben möglichst genau unterrichtet zu sein, ist nicht ganz erfüllt. Außer den kurzen Aufzeichnungen des Rabanus Maurus um 847 [1]) und Notker's [2]) um 900 haben wir nur zwei Lebensbeschreibungen. Die eine, die kürzere aber zuverläßigere, wurde gegen Ende des zehnten

---

[1] Martyrologium: Opera ed. Migne. IV, 1155.

[2]) Martyrologium: Canisius, Lect. antiqu. VI. 3. p. 150.

Jahrhunderts verfaßt;[1]) die andere umfassendere, aber auch mit manchen Irrthümern durchsetzt, wird Egilward, einem Mönche des St. Andreas- später Burkardus-Kloster in Würzburg zugeschrieben,[2]) welcher im Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte. Unter den späteren metrischen Bearbeitungen ragt die des Johann von Luterbech, eines Mönches zu St. Stephan in Würzburg um 1450 hervor, die in Leoninischen Versen geschrieben ist[3]). Man kann offen die willkürlichen Ausschmückungen Egilwards, von denen manche indeß nur auf Verwechslungen beruhen, eingestehen, ohne darum alle Erweiterungen, die seine Schrift der früheren Beschreibung gegenüber zeigt, in das Gebiet der Erfindung verweisen zu müssen. Es darf vielmehr angenommen werden, daß ihm Quellen und Ueberlieferungen vorlagen, die eben nicht selbständig auf uns gekommen sind. Indem wir deßhalb der ersteren folgen, halten wir uns verbunden, auch diese wenigstens insoweit heranzuziehen, als sie mit jener nicht in Widerspruch ist.

1. St. Kilian's und seiner Gefährten Heimath.

Unter jenem Schottland, von dem die Legende des hl. Kilian redet, dürfen wir uns nicht geradezu jenen Theil Großbritanniens denken, der heute diesen Namen trägt. Alle Schriftsteller des Mittelalters von dem siebten bis fast zum zwölften Jahrhundert verstehen unter Scotia des heutige Irland. Die Scoten übertrugen ihren Namen zunächst nur auf jenen Theil Caledoniens, in den sie zuerst eingewandert waren, und erst mit dem zwölften Jahrhundert ging er auf das ganze Land über, das nunmehr Schottland heißt, während die heimathliche Insel von da an ständig Irland genannt wird. Das grüne Erin ist vielleicht das einzige Land, in welchem das Christenthum Wurzel faßte, ohne daß Christenblut dabei vergossen wurde. Allein jenes Martyrium, welches die Pflanzung des christlichen Glaubens nicht forderte, hat um so mehr die Bewahrung desselben dem treuen Volke während der blutigen Verfolgungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts auferlegt. Die Kinder haben reichlich jenes Opfer gebracht, das von den Vätern nicht verlangt worden ist. Die Bekehrung Irlands wie der Nordostküste des benachbarten Caledoniens ist das Werk jenes Dreigestirns: Patrik, Brigita und Columba. Der hl. Patritius, ein Verwandter des hl. Martin von Tours, war im Alter von sechszehn Jahren von Seeräubern ergriffen und als Sklave nach Irland verkauft worden, wo er die Heerden seines Herrn

[1]) Mabillon, Acta SS. Ord. Ben. II, 991. Canisius l. c. III. 1. p. 180. Acta SS. Julius tom. II. p. 612.

[2]) N. Serarius, S. Kiliani Franc. or. apostoli gesta. Wirceb. 1598. 4. Ludewig, Script. Wirceb. p. 966. Canisius, l. c. III, 1, 177. AA. SS. Julius. tom. II, 614.

[3]) Gropp, Scriptor. rer. Wirceb. I, 795.

hüten mußte. Nach sechsjähriger Gefangenschaft nach Gallien zurückgekehrt, hatte er keinen anderen Gedanken mehr, als die Bekehrung jenes Landes. Kaum hatte er seine Bildung in dem Kloster zu Lerin beendet, als er sich dem hl. Germanus auf einer Missionsreise zu den keltischen Völkern anschloß. Von dort zurückgekehrt, begab er sich nach Rom, von wo ihn Papst Cölestin als Bischof nach Irland sandte, um daselbst das Evangelium zu verkünden. Die Könige, die Häuptlinge, die einzelnen Stämme hören bereitwillig seine Lehre und bezeugen ihm jene leidenschaftliche Verehrung, die bis heute nicht erloschen ist. Nach einem drei und zwanzigjährigen Wirken stirbt er 465 und hinterläßt Irland als ein fast ganz christliches Land.

Auf das Engste mit dem Namen Patriks verknüpft ist der von Brigita. Mit ihrer verstoßenen Mutter von Schülern des hl. Patritius aufgenommen und getauft, schlug sie alle Bewerbungen, die ihre Schönheit und ihr Geist wachriefen, aus. In einem Eichenwalde, der kurz zuvor ein Götzenhain gewesen, weihte sie sich Gott und den Armen. Der Ruf ihrer Wunder zog viele Genossinnen herbei, mit denen sie das erste Frauenkloster Irlands, Kildare d. i. die Zelle der Eiche, gründete. Ueber ihrem Grabe, in das man sie nach einem siebenzigjährigen Leben voll Arbeit und Mühe gebettet, wurde jenes ewige Feuer angezündet, das, unter dem Namen Feuer der hl. Brigita bekannt, die Jungfrauen ihres Klosters an tausend Jahre fortwährend unterhielten, bis es die Feinde ihres Glaubens und ihres Landes ausgelöscht haben.

Das Beispiel Patriks und Brigitens wirkte mit einer unwiderstehlichen Kraft. Bald war das ganze Land mit Männer- und Frauenklöstern übersät. Dieselben, deren manche, wie z. B. Bangor, über dreitausend Mönche zählten und nicht Ordenshäuser sondern vielmehr klösterliche Städte waren, lassen sich nach Zahl und Größe nur mit den riesigen Lauren Aegyptens vergleichen, stehen aber bezüglich der Entfaltung geistigen Lebens weit über ihnen. Die irischen Klöster waren nämlich nicht nur Pflanzstätten der Frömmigkeit sondern auch die Schulen höherer Bildung. Die lateinische wie die griechische Sprache wurden mit Leidenschaft betrieben: jene Wissenschaft, welche sie von dem Festlande überkommen, gaben sie demselben nicht nur durch den Unterricht, welchen sie den zu ihren Schulen strömenden gallischen und römischen Mönchen ertheilten, sondern auch durch die mühsamen Handschriften, welche sie fertigten, mit reichlichen Zinsen zurück.

Das Werk jener beiden Heiligen wurde von Columba nicht nur fortgeführt, sondern auch über die Nordküste der Nachbarinsel verbreitet. Derselbe wurde noch zu Lebzeiten Brigitens i. J. 521 aus dem königlichen Geschlechte der Nialls oder der O'Donnells geboren. Während seine Mutter ihn noch unter ihrem Herzen trug, hatte sie einen Traum, welcher die Zukunft des Kindes verkündete. Ein Engel brachte ihr einen Schleier, über und über mit Blumen von wunderbarer Schönheit durchwirkt; sie

sah ihn davon fliegen, immer größer werden und Berge und Thäler überdecken und hörte den Engel sprechen: „Du wirst die Mutter eines Sohnes werden, der für den Himmel erblühen, unter die Propheten Gottes gezählt werden und zahllose Seelen zum Himmel führen wird.“ Der Engel, welcher der Mutter erschienen, verkehrte auch mit dem Kinde. Eines Tages fragte er es, welche Tugend ihm die liebste sei: „Ich wähle, so antwortete der kaum dem Knabenalter Entwachsene, die Jungfräulichkeit und die Weisheit.“ Darauf erschienen ihm drei holde Gestalten, die ihn umarmen wollten. Der Jüngling stieß sie rauh zurück. „Aber, kennst du uns nicht? Wir sind die drei Schwestern, die dir unser Vater angetraut.“ „Wer ist euer Vater und wie heißt ihr?“ gab der Jüngling zurück. „Unser Vater, so antworteten sie, ist Gott und wir heißen Jungfräulichkeit, Weisheit und Prophetie und wir kommen, um bei dir zu bleiben und dich mit unvergänglicher Liebe zu umfassen.“ Sie haben ihn wirklich durch sein ganzes Leben begleitet. In dem Kloster Clonard, das unter dem Abte Finnian stand, erhielt er seine Bildung. Mit größter Begeisterung gab er sich neben den Handarbeiten, die für Jeden Pflicht waren, den Wissenschaften hin. Er war Dichter und Gelehrter zugleich. Namentlich war seine Leidenschaft für schöne Handschriften groß. Wo er konnte, ging er darauf aus, Bücher zum Abschreiben zu erhalten. Soll er doch nicht weniger als dreihundert eigenhändige Abschriften von den Evangelien und den Psalmen gefertigt haben! Diese Vorliebe führte auch jenes Ereigniß herbei, welches die nächste Ursache zur Erfüllung des Traumes seiner Mutter werden sollte. Als er nämlich einst bei seinem Lehrer Finnian zum Besuche war, machte er sich insgeheim eine Abschrift von einem Psalter, welcher diesem gehörte. Er schloß sich Nachts in die Kirche ein, in welcher das Buch aufbewahrt wurde und hatte zu seiner Arbeit ein Licht, das von seiner linken Hand ausströmte, während er mit der rechten schrieb. Abt Finnian erfuhr den Vorfall von Einem, der den Schreiber belauscht hatte. Erzürnt über diese Handlung, die ihm als Diebstahl galt, verlangte er die Abschrift, weil das abgeschriebene Buch ein Kind der Urschrift, ein „Sohnesbuch“ sei. Da Columba sich weigerte, wurde die Angelegenheit vor den König Diarmid in Tara gebracht. Dieser entschied zu Ungunsten des Mönches, obschon er sein Verwandter war. „Jeder Kuh gehört ihr Kalb, lautete sein Ausspruch, und sonach auch jedem Buche die Abschrift.“ Columba aber rief: „Es ist ein ungerechter Spruch, ich werde mich dafür rächen.“ In der That wurde dieser merkwürdige Streit über das geistige Eigenthum mit den Waffen ausgekämpft. Während des Streites hatte sich ein junger Prinz, der wegen Mordes verfolgt ward, in das Kloster Columba's geflüchtet, ward aber ohne Achtung des Asylrechtes von dem Könige ergriffen und hingerichtet. Sofort klagte Columba die doppelte Kränkung seinen Verwandten und forderte sie zu deren Bestrafung auf. Der Norden und Westen Irlands erhob sich

gegen den Oberkönig und erfocht über ihn einen glänzenden Sieg, welcher den Gebeten und Gesängen Columba's, die er auf dem Schlachtfelde angestimmt hatte, zugeschrieben ward. Von da an wurde jene Abschrift des Psalters als ein Heiligthum verehrt. Unter dem Namen „Cathac" oder „Schlachtenheld" nahmen es seine Stammesgenossen, in einem tragbaren Altare verschlossen, in jeden ihrer Kriege mit sich und es war allzeit ein Unterpfand des Sieges, sobald es nur von einem von schwerer Schuld freien Priester getragen wurde. Noch heute wird die Reliquie in der Familie der O'Donnell aufbewahrt. Columba wurde indessen seines Sieges nicht froh. Nicht nur sein Gewissen sondern auch die öffentliche Stimme klagte ihn auf einer Synode zu Teilte, heute Teltown, wegen des Blutvergießens an. Als Buße ward ihm auferlegt, er müsse durch seine Predigt so viel Heiden zu Christus bekehren, als Christen durch seine Schuld in der Schlacht von Cooldrewny umgekommen seien. Dies schien ihm übrigens nicht genug. Von Einöde zu Einöde, von Kloster zu Kloster wanderte er, um bei frommen Mönchen anzufragen, was er thun müsse, um Vergebung zu erlangen. Da fügte denn sein früherer Beichtvater, Molasius, der ersten Verpflichtung noch die weitere hinzu, er müsse sich selbst für sein ganzes Leben aus Irland verbannen. So unendlich hart diese Bedingung für den leidenschaftlichen Anhänger an sein Vaterland und seine Verwandten auch war, er fügte sich, indem er voll Trauer und Ergebung sprach: „Was du befohlen hast, soll geschehen!" Columba hatte bereits viele Klöster in Irland gegründet, als das Urtheil, es zu verlassen, über ihn ausgesprochen ward. Zwölf seiner Schüler schlossen sich ihm an. Sie stiegen zu Schiffe und fuhren auf die Inselgruppe der Hebriden zu. Auf der mit dichten Wäldern bedeckten Insel Jona landeten sie. Von hier aus überschaute er das Land, welches er dem Christenthum gewinnen sollte. Es war das der unbesiegten Caledonier. Was den römischen Waffen nicht gelungen ist, diese Völker zu unterwerfen und zur Gesittung zu führen, das erreichte er „cruce et aratro" — „mit dem Kreuze und dem Pfluge." An dem östlichen Saume der Insel, Mull gegenüber, richteten die Eingewanderten aus Baumzweigen ihre erste Wohnung ein. So entstand nach und nach das berühmte Kloster Hy, der Lichtheerd und Mittelpunkt christlicher Bildung im Norden Großbritanniens. Der großen Umwälzung, welche Columba in dem Lande, das er als Ort seiner Verbannung gewählt, hervorgebracht hat, ging die vollständigste innere Umbildung seiner selbst voraus. Früher leidenschaftlich, kriegslustig, ja rachsüchtig, wurde er der mildeste, demüthigste und zartsinnigste der Väter. Der Einfluß, den er ausübte, grenzt oft an das Fabelhafte. So strenge die Regel war, nach welcher er mit den Seinen lebte, so groß war der Zudrang neuer Jünger. Stündlich hörten der Abt und seine Gefährten sowohl in der Zelle als bei der Arbeit über den Meeresarm, welcher Jona von Mull scheidet, das laute Rufen jener herüber, welche in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden

wollten und alsdann mit dem Klosterschiffe herübergeholt werden mußten. Bald ward der Raum auf Jona zu enge und so sah man sich gezwungen, auf den Nachbarinseln wie auf dem caledonischen Festlande neue Niederlassungen zu gründen. Der Klöster, die in Hibernien wie in Caledonien ihren Ursprung auf Columba zurückführten, sollen nicht weniger als dreihundert gewesen sein. Sie bildeten eine große Körperschaft, die lange Zeit der Orden der schönen Gesellschaft hieß, noch länger jedoch die Familie Columb-Kills genannt wurde. Die Uebungen, denen sie sich widmeten, beruhten größtentheils auf den Ueberlieferungen der Väter der Wüste und unterschieden sich kaum von jenen der sonstigen Klostergenossenschaften des sechsten Jahrhunderts; eine von Columba geschriebene Regel gab es nicht. War Columba als Klosterstifter groß, so war er es nicht weniger als Apostel. Er hat die ihm auferlegte Buße reichlich gezahlt, denn fast das ganze nördliche Schottland dankt ihm und seinen Gefährten die Bekehrung. Fünfunddreißig Jahre hatte er durch seine Lehre, sein Beispiel und seine zahllosen Wunder Caledonien erleuchtet, da nahte die Stunde, die seine Verbannung aufhob, indem sie ihm das himmlische Vaterland öffnete. Zum letzten Male setzte er sich an die Arbeit, eine Abschrift des Psalters. Im 33. Psalme bei den Worten angekommen: „Inquirentes autem Dominum non deficient omni bono — Die den Herrn suchen, werden keines Gutes ermangeln" hielt er inne und sprach: „Hier muß ich aufhören; Baithen — so hieß sein Nachfolger — wird weiter schreiben." Um Mitternacht eilte er zur Matutin seinen Mönchen voran zum Altare. Dort niederknieend ließ er das müde Haupt in den Schoos eines dienenden Bruders sinken, um es nicht mehr zu erheben. Der Tag seines Hinscheidens war der 9. Juni 597.

Kurz vor seinem Tode hatte Columba noch einen prophetischen Segen über sein Heiligthum gesprochen. „Dieser kleine Fleck, sagte er, so unscheinbar und enge, wird hoch geehrt werden nicht nur bei den Königen und Völkern der Scoten, sondern auch von fremden Volkshäuptern und barbarischen Nationen; selbst bei den Heiligen anderer Völker wird er in Ehren sein." Derselbe ist nicht nur an Jona sondern an ganz Irland wahr geworden. Was Hy zwei Jahrhunderte hindurch für das Mutterland gewesen, die Pflanzschule der Bischöfe und Missionäre, das war Irland für die Völker des Abendlandes. „Es ist fast eine halbe Welt, sagt Montalembert[1]), deren Christenthum aus der Quelle fließt, die auf britischem Boden zuerst emporgequollen." Die angeborne Wanderlust des Volkes erhielt durch den Drang, Glauben und Wissenschaft in der Ferne zu verbreiten, eine höhere Weihe. Das Streben, bis an die äußersten Enden der bekannten Welt vorzudringen und daselbst das Heidenthum zu bekämpfen, ist der gemeinsame Zug dieser irischen Mönche. Es wiederholt sich hiebei an ihnen, was schon ihrem Vorbilde, dem hl. Patrik, begegnet. Wie dieser einst in seinen Träumen

[1]) Die Mönche des Abendlandes. Uebers. von B. Brandes III, 10.

die Kinder jener irischen Heiden, deren hartes Joch er selbst kennen gelernt hatte, flehentlich ihre kleinen Aermchen entgegenstrecken sah und ihre bittenden Stimmen: „Theurer Christenknabe! komme wieder zu uns, kehre zurück zu unserer Rettung!" zu hören glaubte, so zeigten sich auch seinen Schülern in häufigen Gesichten die unbekannten Länder, die sie erobern sollten. Diese Sehnsucht, dem Herrn neue Reiche zu erwerben, steigerte sich zu dem votum peregrinationis — dem Gelübde der beständigen Pilgerschaft, welches Vielen derselben nicht gestattete, an dem Orte, den sie dem Glauben gewonnen, zu verweilen, sondern sie immer weiter zu neuer Arbeit trieb. So hat sich Irland mit Recht den Namen die „Insel der Heiligen" verdient, indem es fast allen Ländern Europa's in seinen Glaubensboten die ersten Heiligen gab. In Deutschland allein feiert man über hundert und fünfzig als Begründer verschiedener Kirchen, deren Ursprung sie häufig mit ihrem Blute geröthet haben. Zu ihnen werden auch Kilian, Kolonat und Totnan gezählt.

Kilian oder Killena, wie er wohl ursprünglich genannt wurde, ward in Schottland um 640 aus edlem Geschlechte geboren. Ob wir nun unter diesem Namen das Mutterland, d. i. Erin, oder jenen Theil von Caledonien oder dem heutigen Schottland zu verstehen haben, in welches frühzeitig der irische Stamm der Dalriadier eingewandert ist, bleibt ungewiß. Dürfen wir dem Würzburger Schotten Bonifatius Strachan Glauben schenken, so wäre dieser letztgenannte Landstrich seine Heimath gewesen. Derselbe erzählt nämlich,[1]) er habe in einer alten aus der Zeit König Pipins stammenden Handschrift auf der Bibliothek zu Venedig die Bemerkung gefunden, daß Kilian in der Provinz Lorna in der Nähe des Schlosses Dunestfag zur Welt gekommen sei. Die Ruinen von Dunstafage am See Errif sieht man noch heute. Der Knabe wurde von den Eltern einem der irischen Klöster zur Erziehung übergeben. Trithemius und jene Venediger Handschrift nennen beide als dieses das Kloster Hy auf Jona selbst. So hätte denn der spätere Apostel Frankens schon von früher Jugend an den Geist des großen Columba, des Apostels der Pikten, eingesogen. Noch war die Erinnerung an die erhabene Erscheinung dieses Heiligen frisch in Aller Herzen. Sein Leben, jenes himmlische Gewebe zusammengewirkt aus den Goldfäden des Gebetes, der Lesung, des Bücherabschreibens und vielfacher heißer Arbeit und Missionsthätigkeit, war das wirksame Beispiel, auf welches die Mönche von Hy mit unverwandten Blicken schauten. Ihr großes Kloster war nicht nur ein Sitz der Frömmigkeit und Zucht sondern auch eine Schule der Wissenschaft. Daß Kilian ihr sich ganz hingegeben, bezeugt uns dessen ältere Lebensbeschreibung ausdrücklich mit den Worten: „Von Kindheit an zeigte er einen großen Eifer, die heiligen

[1]) Germania christiana sive de plantatata et propagata Christiana religione in Germania per Scotos. — Papierhandschrift der Würzburger Universitätsbibliothek: M. ch. q. 53.

Wissenschaften sich anzueignen und machte so große Fortschritte in denselben, daß er hiedurch lernte, das bischöfliche Amt zu führen." Wann er nun zu dieser Würde erhoben worden sei, darüber gehen die Meinungen auseinander. Egilward und nach ihm Trithemius lassen ihn als Mönch in das Kloster treten, dort zu dem Amte eines Abtes und Priesters emporsteigen, die bischöfliche Weihe aber erst in Rom durch Papst Conon empfangen. An dieser Ueberlieferung hat man auch gewöhnlich in Würzburg selbst festgehalten. Sollier,[1]) Eckhart[2]) und Ussermann[3]) dagegen verwerfen jene Erzählung als eine spätere Zuthat und behaupten, daß er bereits in seinem Vaterlande zum Bischofe geweiht worden sei. Daß nun Kilian auch nach vollendeter Erziehung dem klösterlichen Berufe treu geblieben, wird kaum zu bezweifeln sein. Schon sein Name, den man nur von Kill — Zelle ableiten kann, deutet darauf hin. Zudem ist die ganze kirchliche Einrichtung Irlands zu jener Zeit eine klösterliche gewesen. Geistliche, die außerhalb jenes Verbandes lebten, kommen nur wenige vor. Ob er Abt geworden, mag dahingestellt bleiben; wir wissen nur soviel, daß er es nicht, wie Trithemius will, in Hy selbst gewesen sein kann, da die uns erhaltene Reihenfolge der dortigen Vorsteher ihn nicht erwähnt.[4]) Anders verhält es sich bezüglich der Zeit, in welche die Bischofsweihe Kilians zu setzen ist. Hier haben jene, nach denen er diese schon in der Heimath erhielt, den Wortlaut der älteren Lebensbeschreibung für sich. Sie gibt nicht nur zu verstehen, daß er dieses Amt schon in seinem Vaterlande ausgeübt, sondern weiß auch nichts davon, daß er erst von Conon gesalbt worden sei, nennt ihn vielmehr schon, wo sie seine Aufnahme bei dem Papste in Rom schildert, ausdrücklich Bischof — Pontifex. Dies stimmt auch mit dem damaligen Gebrauche der irischen Kirche. Dieselbe war nämlich zu jener Zeit noch nicht in bestimmte Sprengel abgetheilt, über welche je ein Bischof die ausschließliche Gewalt hatte. Im Gegentheil weihte man oft in einem Kloster mehrere zu Bischöfen, die dann ihr Amt in der Heimath oder als Missionäre in fremden Ländern ausübten. So befanden sich nach einer Urkunde aus der Zeit Karls des Großen in dem von Schotten gegründeten Kloster Honau allein sechs Mönche, die zugleich als Bischöfe angeführt werden.[5]) Es waren dies die sogenannten „Regionarii“ oder „Wanderbischöfe.“ Als einen solchen müssen wir auch den hl. Kilian betrachten.

Die Würde, zu welcher Kilian erhoben wurde, wies von selbst den Weg, den er einschlagen sollte. Wie man in jenen streitenden Orden des Mittelalters manchen edlen Mann zum Ritter schlug und ihm einen

---

[1]) Acta SS. Julius t. II. p. 601.
[2]) l. c. I. 273.
[3]) Episcop. Wirceburg. p. X. squ.
[4]) Usserius, Britan. eccles. antiquitates. Lond. 1687. p. 367.
[5]) Mabillon, Annales Benedict. II, 700.



Ort als Comthurei übertrug, der noch mitten im feindlichen Lande lag, in der Meinung, er solle sich diesen erobern, so war auch er zum Bischofe geweiht, nicht um eine schon bestehende Heerde zu weiden, sondern um eine solche in der Fremde erst Christo zu gewinnen. Dieser Aufgabe, die ihm gesetzt war, entsprach seine innerste Neigung. Von dem Tage seiner Weihe an, heißt es von ihm, fühlte er sich von einer so großen Liebe zum heiligen Glauben erfüllt, daß er Alles, was zum Gewinne der Seelen und zur Ausbreitung des Christenthums dienen konnte, mit dem größten Eifer erfaßte. Solchem Seeleneifer war bald die Heimath zu enge. Als er eines Tags wieder die Worte des heiligen Evangeliums hörte: „Wer mir nachfolgen will, verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach," drangen sie ihm besonders tief zu Herzen. Es war, als ob der Herr selbst sie ihm zuriefe. Indem er hin und her erwog, wie er dieser Mahnung am besten entsprechen könne, trat ihm lebendig das Beispiel jener vielen Heiligen seines Volkes vor Augen, die freudig das eigene Land verließen, um der Kirche neue Länder zu erwerben. Sein Entschluß, auf diesem Wege dem Herrn zu folgen, war schnell gefaßt. Voll heiliger Begeisterung sammelte er einige seiner Schüler und Freunde um sich, um sie zu Gleichem zu bewegen. Die Worte, die er zu ihnen sprach von der Größe dessen, der Alles daran gibt um Jesu willen, von dem Werthe auch nur einer Seele, die dem Herrn gewonnen wird, von dem Siegeskranze des Martyrers, der schöner als jede irdische Krone, zündeten so sehr in ihren Seelen, daß sogleich sich eilf als Gefährten anboten. Nur von vier derselben wurden uns die Namen aufbewahrt: es sind Kolonat, Gallo und Arnuval, welche bereits Priester waren, nebst Totnan, der erst auf der Stufe eines Diakons stand. So war die Zahl von Zwölfen voll, in welcher gewöhnlich, in Erinnerung an die zwölf Apostel, die irischen Glaubensboten auszogen, um dem Reiche Christi eine neue Provinz hinzuzufügen.

2. St. Kilian's und seiner Gefährten Ankunft in Franken.

Die keltischen Mönche waren als kühne Seefahrer bekannt. Auf Fahrzeugen aus Weiden geflochten und mit Rindshäuten überzogen schifften sie von Insel zu Insel, von Küste zu Küste. Manches dieser Gestade im hohen Norden haben sie zuerst entdeckt und betreten. Auch von Kilian und seinen Gefährten dürfen wir annehmen, daß sie ihre Fahrt auf ähnlichen Schiffen gemacht haben. Sie führte sie zunächst nach Gallien hinüber. Der Weg durch das weite noch hie und da von Heiden bewohnte Land mag geraume Zeit in Anspruch genommen haben. Einmal werden auch sie der Sitte ihrer Stammesgenossen, die bei ihren Reisen die Heiligthümer der Länder, welche sie durchzogen, zu besuchen pflegten, nicht untreu gewesen sein und dann mag sich schon dort Arbeit

für sie gefunden haben. Vielleicht, daß sogar einer oder der andere aus der kleinen Schaar in jenem Lande zurückgeblieben ist. Kilian selbst aber setzte mit den Uebrigen wahrscheinlich bei Mainz über den Rhein. Darauf scheint Manches hinzudeuten. Auffallend ist schon, daß so viele Kirchen am Rhein den hl. Kilian als Patron verehren. Zu ihnen gehören Agersheim jetzt Oggersheim, Ladenburg bei Worms, Nierstein, Mosbach und Kostheim, das Mainz fast gerade gegenüber liegt. Dies würde an sich nichts für jene Annahme beweisen, wenn nicht zugleich die Legende ginge, Kilian habe bei Mainz mit seinen Gefährten einige Tage Lager gehalten. Noch heute zeigt man in der Kostheimer Markung gegen Erbenheim, Mosbach und Biebrich zu eine Stelle, welche „Kiliansruhe" geheißen wird. Von hier aus wandten sie sich nach Osten. Ob sie nun die von König Dagobert erbaute Straße wählten, welche von Mainz aus, das Flüßchen Fulda durchschneidend, nach Thüringen führte,[1]) oder ob sie den Weg längs des Maines nahmen, wofür der Volksglaube, Kilian habe in Mainflingen, das ihn ebenfalls als seinen Schutzheiligen verehrt, gepredigt, zu sprechen scheint, darüber sind wir nicht unterrichtet. Sie kamen nach Würzburg, welches damals schon der Sitz des Herzogs war, aber bezüglich seines Umfanges noch keine große Bedeutung beanspruchen konnte. Es heißt ausdrücklich noch „castellum — Schloß". Hierunter haben wir uns zunächst die Herzogsburg auf dem Berge zu denken. Aus ihr und einigen wenigen Wohnungen zu ihren Füßen auf beiden Ufern des Maines mag der ganze Platz bestanden haben. Die herzogliche Gewalt übte damals Gosbert aus, der hierin einem älteren Bruder, dessen Namen uns nicht aufbewahrt ist, nachgefolgt war. Beide waren die Söhne Hetans I. und seiner ersten uns unbekannten Gemahlin, also die Enkel Radulfs.

Die irischen Glaubensboten waren, wie die ältere Lebensbeschreibung sagt, ebenso erfreut über die Schönheit des Landes und die Menge edler Männer, die es bewohnten, als betrübt über den Wahn, welcher deren Geist umnachtet hielt. Auch jetzt noch wandelte das Volk in dem Dunkel des alten Götterglaubens. Das Beispiel der wenigen Christen, die vorher und wohl noch vereinzelt unter ihnen lebten, war ohne größeren Einfluß auf die Menge geblieben. Sie leuchteten in jener Nacht des Heidenthums nur als einzelne Sterne, die den kommenden Tag wohl verkünden, aber nicht selbst bringen konnten.

Welches nun die Lehren waren, denen unsre heidnischen Voreltern anhingen, das ist eine Frage, welche wir wenigstens kurz beantworten müssen.

Nach dem Glauben unserer Vorfahren waren vor allem Anderen die beiden Welten Niflheim, das Land des Nebels und Eises, und

[1]) Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde XII,7. Wiesbaden. 1873.

Muspelheim, das Reich der Flammen. Jenes lag nördlich, dieses südlich; zwischen beiden aber befand sich ein ungeheurer Abgrund, „die Kluft der Klüfte“. Da gebot Allvater, daß beide sich vermischen sollten, um eine dritte, die Mittelwelt, hervorzubringen. Der Eisstrom im Norden und der Feuerstrom im Süden dehnten sich also immer weiter aus. Da sich nun beide in der Mitte begegneten, wurde das Eis belebt durch die Wärme und es entstand das erste Gebilde: Ymir das ist der Uralte. Von ihm wird erzählt, daß, als er im Schlafe zu schwitzen begann, ihm unter den Armen Söhne und Töchter hervorwuchsen und ebenso der eine Fuß mit dem andern Kinder erzeugte. Es waren dies die sogenannten Frostriesen. Neben Ymir, der mehr dem Reiche der Nacht angehörte, war aber auch die Kuh Audhumla entstanden, die mehr eine Geburt des Reiches des Lichtes ist. Diese leckte aus einem Salzfelsen den guten Buri hervor. Er hatte einen Sohn Bör, welcher mit der Riesentochter Bestla den Odin, Wili und We erzeugte. Das sind die Götter, welche Himmel und Erde beherrschen. Sie erschlugen den Ymir und als er fiel, floß aus seinen Wunden soviel Blut, daß alle Riesen darin ertranken. Nur Einer, Bergelmir, setzte sich mit den Seinen in einen Kasten und ward, gleichsam der Noah der Germanen, der Stammvater des neuen Riesengeschlechtes. Die drei Brüder aber warfen den todten Ymir in die Kluft der Klüfte und erschufen aus ihm die Welt: aus seinem Blute Meer und Wasser, aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus seinem Schädel den Himmel, aus seinem Hirn die Wolken, aus den Feuerfunken aber, die von Muspelheim geflogen kamen, die Gestirne. Um die Erde ward kreisrund das Meer gelegt, versinnlicht in einer Schlange, deren Kopf in den Schweif beißt; längst der Seeküsten wurden den Riesen Wohnungen angewiesen; nach innen wurde rund um die Erde gegen die Angriffe dieser ein Wall aus den Augenbraunen Ymir's gebaut und diese Burg, Midgard genannt, den Menschen gegeben. Wie die Schöpfung aus den Gliedern des ersten Gebildes, Ymir, aufgebaut wurde, so mußte nun umgekehrt wieder die ganze Welt zur Erschaffung des Menschen beitragen: die Erde gab das Fleisch, der Thau den Schweiß, die Steine die Knochen, die Wurzeln die Adern, die Gräser das Haar, das Meer das Blut, die Wolken den Muth und die Sonne die Augen. Das erste Menschenpaar selbst wurde aus zwei Bäumen, Esche und Erle gebildet, welche Bör's Söhne am Seestrande fanden. Von diesen Göttern kamen die übrigen Gaben und zwar verlieh der Erste Geist und Leben, der Andere Verstand und Bewegung, der dritte Sprache, Gehör und Gesicht.

Neben dieser mittleren Welt bestanden Niflheim und Muspelheim fort. Die Seele von diesem war Surtur, die von jenem Hela, die Todesgöttin. Sie wohnte in Helheim, Hölle; ihr Pallast hieß Elend, Hunger ihr Tisch, Spätkomm ihr Knecht, Fall ihre Schwelle, Kummer

ihr Bett und ihre Farbe Verwesung. Zwischen Midgard und Muspelheim liegt die Welt der guten Geister, der weißen Elfen, Lichtalfheim, die als Schutzgeister von Bäumen, Quellen u. s. w. sich wohlthätig gegen die Menschen erweisen. Zwischen unsrer Welt und Niflheim dagegen befindet sich die der schwarzen Elfen, Swartalfaheim, das Reich der Zwerge und Kobolde im Innern der Erde, welche den Menschen zu täuschen und zu verführen suchen.

Der Himmel wurde als ein festes Gewölbe gedacht, das an seinen Enden von vier Zwergen, welche die vier Weltgegenden darstellen, getragen wird. In ihm haben die Asen d. i. die Götter ihre Wohnung, daher der Name Asgard. Nach der Zahl der Vorzüglichsten derselben gab es dort zwölf Burgen. So sicher wir nämlich annehmen dürfen, daß der Religion unserer Väter ursprünglich der Glaube an Einen unsichtbaren Gott zu Grunde lag, welcher als der eigentliche Weltschöpfer zu denken ist, während die später entstandenen Götter nur als die Ordner und Bildner der Welt erscheinen, so trat doch jener gegen diese allmählig zurück. Ganz wurde indessen die Lehre von dem Einen Gotte nie verwischt. Sie sprach sich vielmehr als eine Erinnerung und als eine Hoffnung aus. Als eine Erinnerung daran mag es gelten, daß einer der vielen Götter, Odin, als der Höchste über alle anderen gestellt wurde und der Name, Allvater, auf ihn überging. Als eine Hoffnung wurde dieser Glaube bewahrt, indem die Weissagung ging, daß diese Götterwelt, wie sie einmal entstand, so auch wieder vergehen und Allvater an ihrer Stelle dann eine neue ohne Uebel erschaffen werde. Odin oder Wuotan ist der Gott des Himmels. Von ihm kommt den Menschen alles Gute: der Sieg, die Weisheit und auch die Dichtkunst. Wie er es vor allen andern war, der die Welt geordnet, so ist er auch der Lenker des staatlichen Lebens. Er wurde vorgestellt als ein bärtiger Greis, einäugig, mit einem breiten Hut und einem weiten Mantel. Das Auge bedeutet die Sonne, der Hut die Wolken, der blaue Mantel den Himmel. In seiner Rechten trägt er einen wunderbaren Speer; auf seinen Schultern sitzen zwei Raben, Gedanke und Erinnerung, die ihm Alles ins Ohr sagen, was sie auf ihrem Flug durch die Welt gesehen haben. Er reitet auf einem weißen Rosse und ist gefolgt von zwei Wölfen, die er täglich füttert. Seine Gemahlin Frigga ist die Erdgöttin und zugleich die Schutzgöttin des häuslichen Lebens. Sie fährt auf einem von Kühen gezogenen Wagen. In Thüringen trug sie den Beinamen Hulda oder Berchta. Als solche erscheint sie als ein freundliches Wesen, das nur zürnt, wo es Unordnung findet. Wenn es schneit, schüttelt Frau Holle ihr Bett, daß die Federn fliegen. Sie ist die Aufseherin der Spinnerinnen, belohnt die Fleißigen und bestraft die Faulen. Wie Odin und Frigga, so stehen sich Freyr und Freya gegenüber. Jener, der Sonnengott, reitet auf einem goldenen, diese, die Mond- und Liebesgöttin, auf einem silbernen Eber. Die Mondflecken

sind ihre Goldthränen, die Milchstraße ihr Halsgeschmeide. Einer der mächtigsten der Asen ist Thor, der Donnergott, der mit schwarzen Böcken durch die Luft fährt, den Alles zermalmenden Hammer Miölnir schwingt, welcher nach jedem Wurfe von selbst zu ihm zurückkehrt, und das große Trinkhorn führt, mit dem er einst beinahe das Weltmeer ausgetrunken hätte. Er bezeichnet die Witterung, wie seine Gemahlin Sif mit den goldenen Flechten den Segen der Ernte. Tyr auch Tiu, bei den Sachsen Saxnot, ist der Schwertgott. Tiu auch Tiusko war der Vater des Manus, von dessen Söhnen Inguio, Irmino und Istio, die drei deutschen Hauptvölker der Ingävonen, Hermionen und Istävonen stammen. Andere Asen waren: Balder, der Gott der Schönheit, Braga, der der Dichtkunst, Heimdal, der der einzelnen Stände, Forsate, der des Friedens und Rechtes, Iduna, die der Unsterblichkeit, welche der Genuß der goldnen Aepfel, die sie trug, den Göttern erwirkte, Gefion, die der Jungfrauen, Ostara, die des Frühlings u. s. w. Ein zunächst unserem Franken eigenthümlicher Gott soll Löllus auch Lölle gewesen sein, dessen Bild, freilich nach einer späteren Aufzeichnung,[1]) am Maine in der Nähe von Schweinfurt in einem Haine verehrt wurde. Es zeigte einen goldgelockten Jüngling mit einem Kranz von Mohnköpfen um den Hals, dessen Rechte mit Daumen und Zeigefinger die Zunge faßte, während die Linke einen Becher Wein hielt, in dem Kornähren standen. Nach ihm heißt noch heute eine Stelle der weingesegneten Mainleite das Löhle oder Lölle und auch Löllenfeld soll von ihm seinen Namen haben. Wenn alle diese einen wohlthätigen Einfluß übten, so ist dagegen Loki der feindselige Gott, der sogar Zank und Hader anstiftet unter den übrigen Asen. Er ist der Vater der Todesgöttin Hel, der Midgardschlange und des Wolfes Fenrir, welchen die Götter in Bande legten, die er aber einstens zu ihrem Verderben zerreißen wird. Ueber diese Zeit wie über die Geschicke des Erschaffenen überhaupt bestimmen die Nornen oder die drei Schicksalsschwestern, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft heißen. Die zwölf mächtigsten der Asen bildeten den Rath der Götter. Sie bedeuten zugleich die Monate und kehren in den Namen der Wochentage wieder. So ist Dinstag Tiustag, Mittwoch Odinstag, Donnerstag Thorstag, Freitag Tag der Freya.

Asgard und Midgard sind durch den Regenbogen, Asenbrücke genannt, mit einander verbunden. Auf ihr steigen die Götter zu den Menschen und diese zu jenen. Damit aber nicht auch die Riesen und die Söhne Muspelheims darüber gehen können, hält Heimdal an derselben Wache. Er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel, sieht bei Tag und bei Nacht hundert Meilen weit und hört das Gras und die Wolle auf den Schafen wachsen. Der Verkehr der Götter mit den Menschen war ein sehr häufiger.

---

[1]) Vgl. H. Chr. Beck, Chronik der Stadt Schweinfurt. Schweinf. 1836. I, 1. ff., wo sich alle Schriften über Löllus zusammengestellt finden.

Was den Glauben unserer Voreltern von dem der übrigen heidnischen Völker vortheilhaft unterscheidet, das ist die bei ihnen so bestimmt ausgesprochene Lehre von der Unsterblichkeit. Sie war es, die ihnen jene Todesverachtung einflößte, welche sie ihren Feinden gegenüber so furchtbar machte. Nur die ruhmlos Geschiedenen, also alle, die nicht durch das Schwert starben, wie die Diebe und Lügner, die Neidingswerk getrieben, kamen nach Helheim, dessen tiefster Abgrund ganz aus Schlangenköpfen gebaut ist, die unaufhörlich Gift auf die Verdammten speien. Jene aber, die in der Schlacht gefallen, die Einheriar, wurden von den Schildjungfrauen, Walkyren, welche in Schwanenhemden ausflogen, in Odins Burg, Walhalla, getragen. Diese war ein mit goldenen Waffen ausgeschmückter Saal, zu welchem 540 Thore führten, jedes so weit, daß 800 Helden nebeneinander einziehen konnten. Täglich zogen sie nun mit den Göttern auf die große Ebene Ida, um auch im Himmel die Kampfeslust zu genießen, die auf Erden ihr Höchstes gewesen; die Wunden, welche sie sich dabei schlugen, wurden sofort wieder heil. Abends setzten sie sich in die Runde, tranken aus goldenen Bechern köstlichen Meth, der reichlich aus den Eutern der Ziege Heidrum strömte, und aßen von dem Eber Sährimnir, der, so viel man auch herunterschnitt, doch immer ganz blieb, und von den Aepfeln der Iduna, welche ihnen unsterbliche Jugend verliehen, wobei die Skalden das Lob der Götter und den Ruhm vergangener Tage sangen. Von den Fenstern Walhalla's schaute man auf die Himmelsburgen der übrigen Götter, in welchen auch die frommen Frauen und Kinder wohnten, die nicht in Odins Halle aufgenommen werden konnten. Um nun diese Aufnahme, auch wenn man nicht im Kriege starb, zu erwerben, pflegte man sich bei herannahendem Tode mit dem Speere zu ritzen, damit die Seele durch die Wunde aus dem Leibe trete.

Die Götter verehrte man unter hl. Bäumen und in Hainen, auf Bergen und an Quellen. Ortsnamen, wie Eichstädt u. a. deuten noch heute auf solche Stätten. Deshalb waren aber aus Steinen gebaute Tempel wie auch Götzenbilder, freilich in roher Form, nicht ganz ausgeschlossen. Den Gottesdienst hielten Priester und Priesterinnen, welch' letztere namentlich als weissagende Frauen einen großen Einfluß übten. Die Opfer waren verschieden, man brachte solche von Blumen und Früchten, indem man z. B. bei dem Kornschnitt einige Aehren oder eine Garbe stehen ließ für Odins Rosse oder bei der Obsternte einige Aepfel nicht abnahm, damit der Baum im nächsten Jahre wieder trage. Häufiger waren die von Thieren, für welche man Hennen und Hähne, Ziegen und Böcke, Schafe und Widder, am gewöhnlichsten Schweine, ferner Rinder, und als das feierlichste Pferde wählte. Vor dem Opfer trank man aus einem Becher Odins oder des Gottes, dem sonst geopfert wurde, Minne; die Eingeweide wurden den Göttern aufbewahrt, das Fleisch aber von den Opfernden im gemeinsamen Mahle genossen; mit

dem Blute wurden das Volk und die Tempelwände besprengt. Die Häupter größerer Thiere, namentlich der Pferde, hing man im Haine, der das Heiligthum umgab, an Bäumen auf. Ließ die Erhörung auf sich warten, so steigerte man seine Opfergaben. Statt der geringeren Thiere brachte man größere und statt dieser auch Menschen. Diese waren nicht immer Sklaven und Kriegsgefangene, sondern nach dem Grundsatze, daß das Opfer um so wirksamer, je angesehener der Geopferte war, manchmal sogar Fürsten und Könige. Die Priesterinnen durchschnitten denselben den Hals über einem Kessel und weissagten aus dem strömenden Blute. Die Hauptfeste fielen in die Zeit der Sonnenwende. Das erste derselben war das große Julfest um Weihnachten. In den zwölf dunkelsten Nächten stieg die ganze Götter- und Geisterwelt von Odin geführt zur Erde nieder. Ein anderes wurde um Ostern als Frühlingsfest gefeiert. Das dritte fiel auf den Johannistag im Sommer. Das Anzünden großer Feuer ist beiden gemeinsam. Das letzte Jahresfest wurde im Herbst, zur Zeit unserer Kirchweih, gehalten. Mit ihnen waren oft feierliche Umzüge, bei denen das Bild des Gottes von den Priestern mitgefahren wurde, verbunden.

Diese ganze Welt muß, wie sie entstanden ist, auch wieder vergehen. Sie wird dargestellt unter einem großen Baume, der Esche Yggdrasil, deren Wurzeln in der Unterwelt gründen, während ihre Aeste Asgard überwölben. An den Wurzeln nagt eine Schlange und an den Zweigen weidet eine Ziege. Die Erde wie der Himmel ist also diesem Loose unterworfen. Die Nornen wollen zwar ihren Untergang so weit als möglich hinausschieben, indem sie den Baum täglich mit Wasser begießen, allein es gelingt ihnen nicht für immer. So heißt es in der Sage, nachdem von Thor die Rede war:

„Einst kommt ein Anderer, mächtiger als Er,
Doch noch ihn zu nennen wag' ich nicht."

Dieses Ende ist durch die Ueberhandnahme des Bösen bei Göttern und Menschen verschuldet. Ein Winter von drei Jahren geht ihm vorher. Die Götter sind des Lebens nicht mehr werth, deshalb wird ihnen Iduna, die Unsterblichkeit, von einem Riesen entführt. Die Midgardschlange steigt wie ein riesiges Gespenst aus dem Weltmeere auf; die beiden Wölfe, welche Sonne und Mond verfolgen, haben sie erreicht und verschlingen sie. Die Wurzeln des großen Weltbaumes sind abgenagt und er beginnt zu schwanken. Durch die Erschütterung wird der Wolf Fenrir frei und fährt mit klaffendem Rachen einher, so daß sein Oberkörper den Himmel und sein Unterkiefer die Erde berührt. Auch das Schiff Nagflar, welches aus den Nägeln todter Menschen zusammengesetzt und in Muspelheim aufbewahrt ist, wird flott und Loki, den die Götter gefesselt hatten, zerreißt seine Bande. Endlich kommt noch Surtur mit den feurigen Söhnen Muspels, vor und hinter ihnen glühendes Feuer. Indem sie über die Asenbrücke reiten, bricht sie und das

letzte Band der Einheit in der Welt ist zerrissen. Auf einem weiten Felde sammeln sich die Feinde der Götter, gegen welche diese nun, geweckt von Heimdals Horn, mit allen Helden streiten. Die einen fallen durch die Anderen. Odin selbst wird von Fernir lebendig verschlungen; der böse Wolf aber durch Widar, den Gott der Erneuerung, erlegt. Die ganze Welt geht in Surturs Flammen unter. Das ist der „Götterrauch" oder auch die „Götterdämmerung." Auf das Geheiß Allvaters taucht aber eine neue Erde auf, auf welcher das Korn ungesät wächst, und ein neues Menschengeschlecht, das von einem Manne und einer Frau, Leben und Lebenskraft, abstammt, die sich während des Weltenbrandes in einer Esche verborgen hielten und von Morgenthau nährten, und ein neuer Himmel, in dem es keine Zwietracht mehr geben wird.

So zeigt sich auch bei unseren Vorfahren das Heidenthum als eine Prophetie auf das Christenthum. Die Götter, wie sie nicht von Ewigkeit waren, werden auch nicht in Ewigkeit sein. Einst kommt Einer, welcher der Wiederhersteller der sündigen Welt sein wird. Es ist jener, der in Wahrheit den Wolf, jenen Feind alles Guten, bezwingt. Darauf tritt der Eine Gott wieder in seine Rechte ein. Das Angesicht der Erde verändert sich, ein neues Geschlecht wächst heran und ein neuer, diesmal ewiger Himmel thut sich demselben auf. —

Als Kilian und seine Gefährten unsern heimischen Boden betraten, war jener alte Glaube noch überall lebendig. Wurden auch nicht alle jene Gottheiten verehrt, so doch die vorzüglicheren unter ihnen. In manchen Ortsnamen sollen, wie man annimmt[1]), uns die Spuren derselben aufbewahrt sein. Wenn die Glaubensboten durch das Dunkel des Spessart zogen, so wies sie schon der Vogel, von welchem der Forst benannt wurde, Spechteshart, auf den höchsten der Götter hin, dem dieses Thier geweiht war. Auch der Odenwald, Odinswald gehörte zu dem Gebiete jenes himmlischen Jägers. Wunsiedel mag aus Wodanssiedel, Wonseß aus Wodansseß, Wunau aus Wodansau u. s. w. entstanden sein. Schauten sie von dem höchsten Punkte herab in das Land, so standen sie auf dem Aschberg, Asenberg, wie der Kreuzberg früher hieß. Namen, wie Asenbuch, Asenhausen, Asenheim weisen gleichfalls auf jenes Göttergeschlecht hin. Als sie die Herzogsburg bestiegen, stießen sie auf das Heiligthum der Hulda, die noch eine andere Stätte auf dem Huldastein zwischen Haßloch und Grünenwörth hatte. Auch Höllrich, Hollfeld und Hollstadt können hieher gehören. Wohin sie nur immer ihren Fuß setzen mochten, überall traten ihnen die alten Götter entgegen. Der Name Frigga's der Gemahlin Odins kehrt in Friggahuson (Frickenhausen) wieder. Donnersdorf und Donnersberg erinnern an den gewaltigen Thor. Balder hat sich in Baldern, Baldersheim und Balderschwang

---

[1]) Pl. Stumpf, Bayern. München 1862. S. 861. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. XII, 2, 57.

erhalten. Zeuzleben, Teutschnitz lassen an Zio oder Teut denken. Irmin sieht aus dem Namen Irminolteshuson, Irmelshausen, heraus. Osterbirg bei Bischofsheim läßt sich von der blühenden Ostara ableiten. Anklänge an die finstere Hel finden sich in dem Helgraben und der Helwiese bei Seyfriedsburg, wie in dem Helwald und dem Helweiher bei Willburgstetten. Albstadt, Alfalterbach hängen mit den Elfen zusammen. Die Walkyren: Mista, Hilda und Gondula lassen sich aus den Namen Mistelfeld, Mistelgau, Hildburghausen, Hildenburg und Gundelskirchen herauslesen. Mit Sköll, dem Wolfe, welcher die Sonne verfolgt, sind Schöllkrippen, Schöllbrunn und Schöllnach verwandt. Wielandsheim läßt auf den deutschen Helden Wielant schließen. Die Truten hausten in dem Trutenthal bei Röckingen und dem Trutenberg, Trutenstein und Trutenbrunnen bei Langenzenn. Aber nicht nur in den Ortsnamen, auch in den Sagen des Volkes leben diese Erinnerungen fort. In den Erzählungen vom wüthenden Heere, von der Frau Hulle auf ihrem Rollenpferde, von den Wasser-Jungfrauen, den Wichtelmännchen u. s. w. klingen noch heute die heidnischen Mythen nach. Diesen Göttern und Göttinnen rauchten bei Ankunft des hl. Kilian noch ihre Opferstätten. Solche befanden sich z. B. auf der Burg bei Altenstein, an der Stelle, auf welcher die Pfarrkirche zu Ebern erbaut ist, bei Beinsgesang nun Bessingen, Opferbaum, Grumbach, Werneck, Heiligenthal, auf der Höhe bei Buchen, auf dem Bergrücken bei Laudenbach, bei Hettstadt, in dem Guttenberger Walde, bei Giebelstadt, auf dem Girberg nun Schottenanger zu Würzburg[1]) u. s. w. Besonders reich an Opferplätzen war das Fichtelgebirge, wo das germanische Heidenthum vor seinem Erlöschen gleichsam eine letzte Verschanzung aufgeworfen zu haben scheint[2]). Der Weg, den die irischen Glaubensboten verfolgt hatten, mag sie durch manchen Hain geführt haben, in welchem die Pferdeköpfe, Waffen und sonstigen Trophäen, die an den Bäumen aufgehängt waren, ihnen von dem heidnischen Wahne erzählten und oft mögen sie jenen festlichen Aufzügen begegnet sein, bei denen das blumengeschmückte Opfer von den Priestern und Priesterinnen in wildem Tanz zum Opfersteine geleitet wurde. Ihnen nun die Kunde zu bringen, daß das Reich der erschaffenen Götter vor dem des einen und ewigen Gottes nicht länger bestehen könne; daß jener Erneuerer, von dem ihre Sagen berichteten, bereits gekommen sei und daß es des Blutes der Thiere und Menschen nicht mehr bedürfe, nachdem er in seinem eigenen eine ewige Erlösung erfunden, dazu waren sie gekommen.

Die Aufgabe, die sie sich gestellt hatten, war schwer, weßhalb sie dieselbe nicht ohne besondere Vorbereitung in Angriff nehmen wollten. Als solche sollte ihnen das eigene Gebet und ein höherer Segen dienen. Bevor sie das Wort des Herrn verkündeten, rangen sie zu ihm mit vielem

---

[1]) Archiv des historischen Vereins für Unterfranken. V, 1, 68.

[2]) Archiv für Geschichte Oberfrankens. XII, 2, 70.

und heißem Flehen, daß er „jene erleuchte, die in Finsterniß und Schatten des Todes saßen.“ Doch nicht nur der Boden, welcher das himmlische Samenkorn aufnehmen sollte, mußte für dasselbe empfänglich gemacht werden — auch sie, die Säleute, welche es ausstreuen wollten, bedurften der Weihe des obersten Hirten. Diese zu erlangen, wandten sie nach der Hauptstadt der Christenheit ihre Schritte.

3. St. Kilian's und seiner Gefährten Reise nach Rom.

Die Romfahrt der fränkischen Landesapostel hat zu den verschiedensten Aufstellungen Veranlassung gegeben. Einige, wie Rettberg[1]), halten eine solche von einem irischen Missionär überhaupt für unwahrscheinlich, so leicht sie sich auch von einem angelsächsischen annehmen ließe und meinen, die Erzählung verrathe hier den Einfluß der durch Bonifatius eingeführten römischen Denkungsart. Die irische Kirche war, so träumt man, eine „romfreie“ Kirche, sie soll protestantisch gewesen sein, lange bevor der Protestantismus geboren ward. Wie die „Culdeer“ — das ist der Name, den man den irischen Gläubigen der damaligen Zeit irriger Weise gegeben hat — sich in ihrer Heimath unabhängig vom Papste erhielten, so wahrten sie auch den von ihnen bekehrten Ländern die gleiche Selbstständigkeit. Erst der Angelsachse Bonifatius soll Deutschland unter das Joch Rom's, wie sie ihm vorwerfen, gebeugt haben. Die Erwiederung hierauf ist leicht. Einmal ist die Wallfahrt eines irischen Glaubensboten nach Rom nur die Nachahmung jenes Beispiels, das der hl. Patrik selbst seinem Volke gegeben hat. Diese Nachahmung wird nicht von Kilian allein erzählt. Willibrord und die meisten britischen Missionäre thaten es ihm hierin gleich. Zeigt sich uns also jener Besuch der Gräber der Apostelfürsten, statt unwahrscheinlich zu sein, vielmehr als eine allgemeine Uebung, so ist auch der Grund, auf welchen man jene Unwahrscheinlichkeit baut, ganz und gar hinfällig. Schon der Umstand, daß Patrik von Rom die Sendung zur Bekehrung Irlands erholt hat, schließt die Möglichkeit aus, daß die von ihm in das Leben gerufene Kirche eine romfeindliche gewesen sei.

Die Fabel von einer vermeintlichen „Kirche der Culdeer“ wurde von J. H. A. Ebrard[2]) am weitesten ausgesponnen. Nach ihm wäre nicht nur Kilian selbst ein „Culdeer“ gewesen, sondern sogar Iberich, der Vater Bilhildens, hätte zu den mit ihm nach Würzburg gezogenen Brüdern gehört und wäre in Höchheim als „culdeischer Bischof“ aufgestellt worden — eine Behauptung, die an das Ungeheuerliche grenzt. Seine

---

[1]) A. a. O. II, 306.

[2]) Zeitschrift f. histor. Theologie 1863, S. 325. — Die iroschottische Missionskirche des 6., 7. und 8. Jahrh. Gütersloh, 1873. S. 340.

Verheirathung fällt ihm nicht auf, da ja für diese Bischöfe und Priester die Ehelosigkeit nicht Pflicht gewesen sein soll. Daß diese Annahme vollständig aus der Luft gegriffen ist, braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden. Die altirische Kirchenverfassung[1]) forderte wie die römische von den Geistlichen, vom Diakon aufwärts, das eheliche Leben. Auch die Schwierigkeiten, an welchen diese Aufstellung bezüglich der Zeitrechnung leidet, machen ihm keine Sorgen. Er läßt im Gegensatz zur Legende Hetan II. schon 685 zur Regierung gelangen, also zu jener Zeit, in der Kilian und nach ihm Iberich in Würzburg ankamen, und trotzdem soll die Tochter dieses Iberich kurz darauf Hetans II. Gemahlin geworden sein. Dies wäre doch nur denkbar, wenn wir uns die irischen Glaubensboten ähnlich den Sendlingen der heutigen Bibelgesellschaften vorstellen, welche mit Weib und Kind ausziehen, was wir nach dem oben Gesagten eben nicht dürfen. Bilhilde wäre die Tochter eines „culdeischen Bischofs" gewesen und hätte trotzdem die Taufe nicht empfangen! Das gerade soll aber mit dem culdeischen Grundsatz stimmen, keinen Heiden vor vollendetem gründlichen Unterricht zu taufen. Bilhilde war aber die Tochter eines Christen und ihr Vater lebte noch, als dieselbe schon zur Jungfrau herangereift und längst genügend unterrichtet war. Bilhilde fürchtete die Vermählung mit einem heidnischen Fürsten und sehnte sich ebendeßhalb, ihre Ehe wieder lösen zu können. Nun haben wir aber Zeugnisse, daß sowohl Gosbert als sein Sohn Hetan II. den christlichen Glauben angenommen haben. Ebrard sagt hierauf, natürlich ohne auch nur im Entferntesten einen Beweis beizubringen, Hetan's II. Bekehrung müsse eben erst in die Zeit nach ihrer Flucht fallen. Dann würde sie wohl für Bilhildis ein Grund ihrer Rückkehr und für Hetan selbst kaum eine Rechtfertigung gewesen sein, zu einer neuen Ehe zu schreiten. Hetan II. aber war mit Theodrada vermählt. Dies schließt jede Verwechslung desselben mit Hetan I., welcher allein als Gemahl Bilhildens gelten kann, aus. — Was nun die Träumereien von einer „Kirche der Culdeer," die nichts anders sind als der oft gemachte und eben so oft mißlungene Versuch, für die junge Kirche des Protestantismus eine Reihe alter Ahnen zu suchen, überhaupt betrifft, so wurden dieselben von J. J. Döllinger,[2]) H. Varin[3]) und K. Schrödl[4]) schon widerlegt, ehe sie Ebrard niedergeschrieben. Nachdem man trotzdem neuerdings damit hervorzutreten wagte, hat K. Greith[5]) sie in ihrer ganzen Nichtigkeit blosgelegt. Montalembert[6])

[1]) Wasserschleben, Bußordnungen der abendländ. Kirche. S. 101 ff. Mansi, Coll. concil. XII, 117.

[2]) Gesch. der christl. Kirche. Landshut 1833. I, 2. 173.

[3]) Causes de la dissidence entre l'église Bretonne et l'église Romaine. Par. 1858.

[4]) Das erste Jahrhundert der englischen Kirche. S. 117.

[5]) Gesch. der altirischen Kirche. Freiburg 1867.

[6]) A. a. O. III, 310. 392. 484.

und Friedrich[1]) kommen zu dem gleichen Ergebnisse. Daß Ebrard heute noch auf seiner Meinung beharrt, kann an demselben nichts ändern. Der Name „Culder" — Diener Gottes selbst erscheint erst im neunten Jahrhundert und bezeichnet nichts anders als eine Art dritter Orden, die sich den eigentlichen Klöstern angeschlossen hatten. Weder diese noch eine frühere Zeit hatte sich von Rom getrennt. Im Gegentheile nennt die Glaubensregel des hl. Mochta, des Schülers von Patrik, den Lehrstuhl Petri den Sitz des Glaubens; die Kirchenhymnen preisen den Apostelfürsten als Oberhirten der ganzen Heerde Christi und Cumian berichtet um 630, daß nach kirchlichen Gesetzen in Irland alle wichtigen Angelegenheiten an den Apostloischen Stuhl gebracht werden müssen — lauter entscheidende Zeugnisse, die sich durch viele andere vermehren lassen. Wie das Heimathland sich immer als eine Tochter der römischen Kirche betrachtet hat, so war dies auch mit jenen Kirchen, die die Iren in der Fremde gegründet haben, der Fall. Die irischen Klöster Galliens und Italiens stunden in Gemeinschaft mit den Stiftungen nach der Regel Benedicts, die irischen Bischöfe saßen neben den gallischen und fränkischen auf den Kirchenversammlungen, unterschrieben mit ihnen die Beschlüsse und wurden von ihnen als Brüder anerkannt. Allerdings gab es einige Verschiedenheiten, allein diese betrafen weder den Glauben noch sonst einen wesentlichen Gegenstand der kirchlichen Einheit. Es waren ihrer überhaupt nur drei. Der Hauptunterschied betraf den Tag der Osterfeier. Patrik hatte die römische Berechnung mit nach Irland gebracht, welche auch in allen Kirchen eingeführt wurde; die im Jahre 532 aber vorgenomene Berichtigung blieb ihnen fremd. So hielten sie an dem alten römischen Gebrauche fest und betrachteten die durch Augustin und seine Mönche den Briten bekannte Verbesserung der Zeitrechnung als eine Abweichung von den Ueberlieferungen der Väter. Eine zweite Verschiedenheit lag in der Tonsur. Bei den Griechen war der Kopf vollständig geschoren — Tonsur des hl. Paulus; bei den Lateinern war die Tonsur kronförmig — Tonsur des hl. Petrus; bei den Iren war dieselbe von einem Ohre zum andern zugeschnitten, d. h. das Vorderhaupt war geschoren, das Hinterhaupt dagegen behielt seinen vollen Haarwuchs — Tonsur des Simon Magnus, wie sie wohl spottweise genannt wurde. Eine dritte Ungleichheit waltete rücksichtlich einiger unwesentlichen Gebräuche bei Spendung der hl. Sacramente. So hatten die Irländer einige der ergänzenden Ceremonien bei der Taufe nicht, weil solche zur Zeit ihrer Bekehrung überhaupt noch nicht eingeführt waren; so wurde die bischöfliche Weihe nur von einem Bischofe ohne Beihilfe zweier anderen ertheilt, welche Beihilfe ja auch heute noch kein unbedingt nothwendiges Erforderniß ist — also lauter Verschiedenheiten, die nicht so groß oder doch wenigstens nicht größer sind als jene, die

[1]) A. a. O. II, 1. 135.

zwischen den römischen Katholiken und den mit ihnen vereinigten Griechen bestehen, ohne daß darum Jemand die volle Unterwerfung dieser unter den römischen Stuhl bezweifeln wird. Ließe sich der irischen Kirche etwas zur Last legen, so sind es nicht diese Gebräuche sondern nur die Hartnäckigkeit, mit der einzelne Bischöfe und Klöster aus übertriebener Eingenommenheit für das Hergebrachte an ihnen festgehalten haben. Erst im Jahre 718 traten die Klöster Columba's auch hierin der Gewohnheit der übrigen abendländischen Kirche bei. —

Hat man die Romfahrt Kilians ohne jeden Grund bezweifelt, so gibt Egilward in dessen Lebenbeschreibung einen ganz unrichtigen Zweck für dieselbe an. Nach seiner Erzählung wäre er dahin gegangen, weil einst Irland von der Irrlehre des Pelagius angesteckt gewesen und darum dem Kirchenbanne verfallen war, von dem man nur durch den römischen Stuhl losgesprochen werden konnte. Es ist dies eine jener Verwechslungen, deren der Mönch des St. Burkardsklosters noch mehrere begangen hat. Wohl war Pelagius ein Brite und seine Lehre fand mannigfache Verbreitung in seiner Heimath. Sie auszurotten, war der hl. Germanus nach Britannien gezogen und der hl. Patritius hat ihn, wie wir schon hörten, auf einer seiner Reisen begleitet. Da dieser nun Irland für den Glauben gewonnen, so läßt sich kaum annehmen, daß er einer Lehre, die er mitbekämpfte, dort Eingang gewährt haben sollte. Hätte sie solchen aber auch nach ihm gefunden, so konnte sie nicht lange bestanden haben. Mit der Synode von 519 war dieselbe in dem ganzen Inselreiche vernichtet. Wenn nun seit anderthalb Jahrhunderten keine Schuld vorlag, so konnte auch keine Strafe verwirkt sein, um deren Aufhebung man nachsuchen wollte.

Nach der wirklichen Absicht, in welcher Kilian und seine Genossen nach Rom pilgerten, haben wir nicht lange zu forschen. Das Erforderniß, von dem der Segen ihrer Predigt abhing, war die rechtmäßige Sendung. „Wie sollen sie predigen, wenn sie nicht gesandt werden?" fragt der Völkerapostel. In die Kette der wirklichen Nachfolger der Apostel tritt man nur dann ein, wenn man eine Verbindung sucht mit ihrem ersten Ringe. Wie darum Patrik, bevor er zu dem Volke der Scoten wanderte, erst den Auftrag des Nachfolgers Petri sich erbeten, so thaten seine von dem Geiste des Lehrers durchdrungenen Schüler. Gewiß hat der Oberhirte nicht unterlassen, die frommen Pilger, wie es seine Pflicht war, zuerst um ihren Glauben zu befragen. Es wiederholte sich da in gewissem Sinne, was uns die Schrift von Petrus und Paulus berichtet, der jenen aufsuchte, um das Evangelium zu vergleichen. Wahrscheinlicher Weise wollten sie sich auch über jene Verschiedenheiten, wegen deren eben in der Heimath gestritten wurde, an dem Mittelpunkte der Einheit Recht erholen. Wissen wir doch von

einem anderen britischen Bischofe, Kentigern,[1]) der nach irischem Gebrauche geweiht war, daß er sogar öfter, manche sagen siebenmal, die weite Reise machte, um sich über die Gültigkeit seiner Weihe Gewißheit zu verschaffen, bis ihn Gregor der Große mit der Versicherung beruhigte, dieselbe sei als von Gott gekommen zu betrachten. In jedem Falle sind wir sicher, daß Kilian, falls dies nicht schon vorher geschehen, in Rom sich in Allem der dortigen Uebung angeschlossen hat. Die Aufnahme, die er nach der älteren Lebensbeschreibung am Grabe der Apostel gefunden, läßt hierüber keinen Zweifel übrig.

Als sie an ihrem Ziele, fährt die Erzählung fort, anlangten, war Papst Johann V. gestorben und Papst Conon an seine Stelle getreten. Aus dieser Angabe lassen sich bezüglich der Zeit, zu welcher die irischen Pilger sowohl in Rom als auch zuvor in Franken ankamen, bestimmte Schlüsse ziehen. Johann V. hat den päpstlichen Stuhl am 23. Juli 685 bestiegen und ist am 1. August 686 gestorben. Conon folgte ihm am 21. Oktober desselben Jahres in seiner Würde. Es ist also Kilian im Jahre 686 in Franken angekommen und, nachdem er geringe Zeit in Würzburg verweilt, gegen Anfang des Herbstes, als der Tod des Papstes und die Thronbesteigung seines Nachfolgers in Deutschland noch nicht bekannt war, nach Rom gereist. Conon nahm ihn mit seinen Gefährten auf das liebevollste auf. Als er ihren Entschluß vernahm, sich der Bekehrung der Heiden zu widmen, zeigte er sich hoch erfreut. Die Zeugnisse, welche sie sowohl für ihren Glauben als für ihre Wissenschaft ablegten, waren so günstig, daß er nicht nur Kilian in seiner bischöflichen Würde bestätigte, sondern ihm auch alle sonstigen Vollmachten ertheilte, welche ihm zu seinem großen Werke nöthig waren. Wie lange sie in Rom geblieben, wird zwar nicht gesagt, allein es ist wahrscheinlich, daß sie dasselbe längstens zu Anfang des Jahres 687 verlassen haben. Von den Segenswünschen des Statthalters Christi begleitet eilten sie, ihr Arbeitsfeld aufzusuchen. Es war aber nicht für Alle das nämliche. Diesen muthigen Männern schien gleichsam das Thüringische Franken zu klein, um alle in Anspruch zu nehmen. Sie trennten sich darum, wenn auch, wie die Lebensbeschreibung sagt, nur dem Raume und nicht dem Geiste nach. So ging Arnuval nach Gallien, wo er nach Sigebert[2]) noch um 694 wirkte und nach der Angabe des Abtes von Michaelsberg in Bamberg, Andreas Lang[3]), als Martyrer gestorben sein soll. Als sein Todestag wird der 8. Oktober angegeben. Wohin die Uebrigen gegangen sind, ist uns nicht aufbewahrt. Als solche, die mit Kilian nach Franken zurückgekehrt, werden nur Kolonat und Totnan genannt.

---

1) Usserius l. c. p. 358.
2) Chronicon v: Pertz, Monum. Germ. Scriptores. VI, 328.
3) De canonizatis Ord. S. Benedicti f. 92a — Bamberg. Bibliothek: E. III, 9.

4. St. Kilians und seiner Gefährten Predigt in Franken.

Das heidnische Rom sandte einst seine Feldherren und Legionen nach allen Theilen der Erde aus. Sie kämpften auf dem glühenden Sande Afrika's und stritten unter dem Schatten der riesigen Wälder des Nordens; ihr Blut färbte die klaren Wellen des Ebro und mischte sich mit den fahlen Wogen des Euphrat. Ueberall pflanzten sie ihre Adler auf und der Boden, auf dem dieses Zeichen stand, wurde ihrer Herrschaft unterthan. So schmolz die ganze bekannte Welt zu einem einzigen Reiche zusammen, über welches, wie Plinius[1]) sagt, „die unermeßliche Majestät des römischen Friedens" gebreitet war. Wie von dem goldenen Meilenstein des Forums unter dem Palaste der Kaiser die Straßen nach allen Gegenden der Erde führten, so wurde auf denselben ein und dasselbe Gesetz zu allen Völkern getragen, um allen gemeinsam zu gelten. Jenes Reich ging unter und die Völker, welche es gebildet, fielen auseinander. Wer wird ein anderes an seiner Stelle errichten und die Menschen wieder zusammenfassen? Die Stadt, welche der Mittelpunkt der alten Welt war, sollte auch der der neuen werden: an die Stelle des heidnischen Roms tritt das christliche. Auch es sendet seine Boten, um die Welt zu erobern. Wieder ist ihnen kein Meer zu weit, kein Gebirge zu hoch, kein Wald zu tief, keine Haide zu öde, die sie nicht durchschritten. Sie kommen nicht mit einem Schwerte sondern mit einem Kreuze, sie werden ausgesandt ohne Reisetasche, sie wollen nicht tödten, sind aber bereit sich tödten zu lassen. Und wo sie erscheinen, lauscht ihnen eine heilsbegierige Menge. Die Gelehrten Indiens steigen aus ihrem heiligen Flusse, um sich abzuwaschen im Bade des Heiles, und die heiligen Eichen Germaniens fallen von den Händen ihrer eigenen Priester, die aus ihrem Holze das Haus des Einen Gottes erbauen. In den Sonnentempeln des Westens weicht das goldene Bild des Gestirnes des Tages der strahlenden Monstranz, welche das Geheimniß einer ewigen Liebe in sich schließt, und die Könige des Ostens verehren in dem Gekreuzigten jenen Erlöser, dessen Ankunft sie von Westen erwarteten. Wieder wächst die Welt zu einem einzigen Reiche zusammen, das sich von dem alten durch seine noch größere Ausdehnung unterscheidet, und über sie lagert sich die unermeßliche Majestät nicht des römischen, sondern des christlichen Friedens, jenes Friedens, den einst die Engel an der Krippe von Bethlehem gesungen. Jene Bahnen, welche vom Mittelpunkte der Einheit, dem Rom der Päpste, alle die vielen Glaubensboten gezogen, sie bleiben auch die Wege, auf denen eine und dieselbe Regel des Glaubens, ein und dasselbe Gesetz der Liebe sich unter alle Völker verbreitet. Das stolze Wort des Heiden,[2]) daß Rom

---

[1]) Natur. Hist. XXVII, 1.

[2]) Vgl. Comte de Champagny, Les Césars. III, 200.

„den Menschen die Menschheit" gelehrt habe, wird, von dem alten so oft Lügen gestraft, eine Vorhersage für das neue. Die wahre „Menschheit" wird von jenem Rom den Völkern verkündet, das den Glauben an jenen Gott predigt, durch welchen der Mensch wieder hergestellt wurde. Auch uns wurden, wie wir vernommen, unsere Apostel von Rom zugesandt; zu jenen Ländern, in welche der Glaube von dem Grabe des hl. Petrus aus sich einen Weg gebahnt, gehört auch unser Vaterland. Daß unsere fränkische Kirche auf dem Einen Felsen aufgebaut wurde, haben unsere Voreltern mit Recht als eine besondere Gnade betrachtet. Darin lag für sie die Gewißheit, daß sie einen Theil der Kirche Christi bildet. Freudig sprachen sie und sprechen wir darum dieselbe in den Worten des Liedes aus:

„Der päpstlich' Stuhl hat dich gesandt,
Sankt Kilian,
Mit deinen Gesellen in's Frankenland."

Wo nun die Heiligen ihr Bekehrungswerk begonnen haben, darüber lassen uns ihre Lebensbeschreibungen nicht im Zweifel. Sie stimmen darin überein, daß dieselben zuerst in Würzburg gepredigt haben. Das Neue und Erhabene ihrer Lehre, die Beredsamkeit, mit welcher sie dieselbe vortrugen, und die Lauterkeit ihres Wandels, welche sie bestätigte, waren von großem Eindruck auf ihre Zuhörer. In manchen Herzen weckten sie zudem Erinnerungen, die bisher nur geschlummert hatten. War doch der christliche Glaube schon früher nicht ganz unbekannt geblieben und konnte doch das Beispiel, welches einzelne fränkische Geschlechter, die christlich waren, wie die Familie Iberichs des Vaters Bilhildens, gegeben, noch nicht ganz vergessen sein! Ihre Worte fielen darum auf fruchtbaren Boden. Die Bewegung, welche das Auftreten Kilians im Volke hervorrief, blieb auch dem Herzoge nicht verborgen. Er ließ die Glaubensboten zu sich rufen, um aus ihrem Munde die neue Kunde zu vernehmen. Der klare Blick Gosberts konnte sich nicht lange dem aufgehenden Lichte verschließen. Mit jeder neuen Unterredung verringerten sich die alten Zweifel und bald war er von der Nichtigkeit der heidnischen Götter wie von der Wahrheit jenes Einen Gottes, den ihm Kilian verkündete, überzeugt. Den Entschluß aber, sich offen von jenen loszusagen und zu diesem zu bekennen, wollte er erst nach nochmaliger Ueberlegung fassen. So verglich er denn wiederholt den von den Vätern ererbten Glauben mit jenem, der ihm eben geoffenbart worden, wog vielleicht auch die Rücksichten, die er dem Wahne seines noch heidnischen Volkes schuldete, gegen jene ab, welche die erkannte Wahrheit von ihm forderte. Die Ermahnungen des heiligen Bischofs und noch mehr sein Gebet bewirkten indessen, daß die Waage, auf deren Schalen Himmel und Erde lagen, sich nach der rechten Seite neigte. Gosbert erklärte sich bereit zur Taufe und mit ihm Viele aus seinem Volke. Wie Egilward erzählt, empfingen sie dieselbe am heil.

Osterfeste. Da Kilian mit seinen Gefährten erst gegen den Frühling des Jahres 687 von Rom nach Franken zurückgekommen ist, so wäre hierunter die Ostern des folgenden Jahres, also der 29. März 688, zu verstehen.

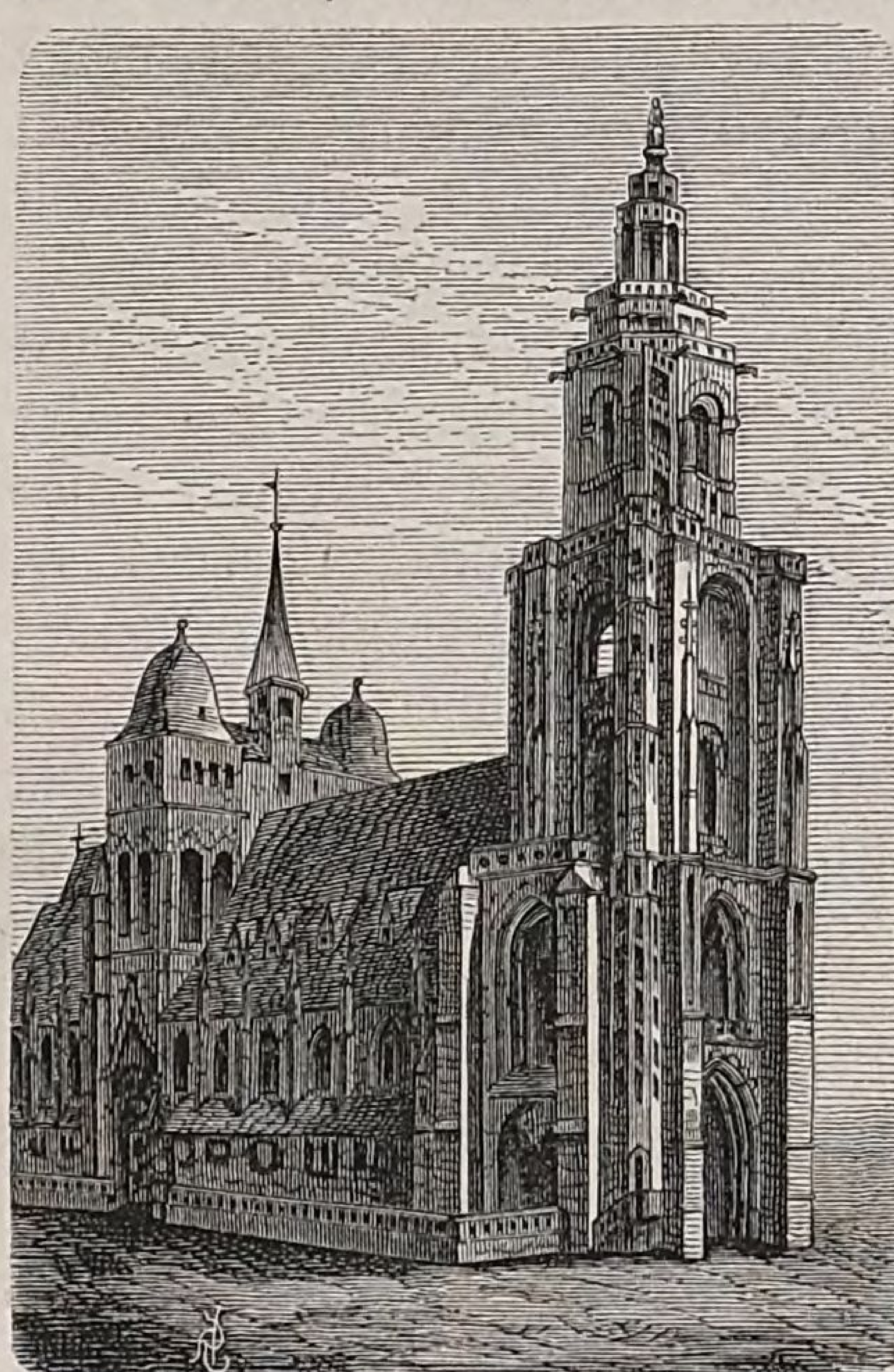
Als man unter Rudolph von Scherenberg im Jahre 1474 die Pfeiler zur gegenwärtigen Mainbrücke baute, wurden einige Götzenbilder im Flusse gefunden, welche unter der Greden am Dome aufgestellt wurden, aber später mit der Vorhalle des Domes selbst verschwanden. Die Häupter derselben waren hohl, so daß, wenn man durch eine daran angebrachte Oeffnung rief, ein mächtiger Schall erzeugt wurde [1]). Man hält dafür, diese Bilder seien einst von Kilian nach der Bekehrung des Herzogs in den Strom versenkt worden.

Es ist als gewiß anzunehmen, daß die irischen Glaubensboten ihre Thätigkeit nicht auf Würzburg beschränkten. Sie durchzogen vielmehr von hier als dem Mittelpunkte aus nach verschiedenen Richtungen das Land, um allenthalben das Evangelium zu verkünden. Fehlt es uns auch an einem geschichtlichen Reisebericht, so können wir doch an der Hand der bis heute erhaltenen Sagen gleichsam ihren Weg verfolgen. Ihre Namen knüpfen sich an die verschiedensten Gegenden. Die hervorragendste derselben ist die hohe Rhön [2]). Nach einer alten Ueberlieferung soll Kilian hier zuerst den Glauben gepredigt haben. Es müßte dies also sogleich bei seiner ersten Ankunft in Franken geschehen sein, da beide Lebensbeschreibungen ihn nach seiner Rückkehr von Rom ausdrücklich zuerst in Würzburg auftreten lassen. Auf einer der höchsten Spitzen des Gebirges soll er, wie zum Zeichen, daß er von dem Lande für seinen Herrn Besitz ergreife, das Kreuz aufgepflanzt haben und wie die alten Götter vor diesem Zeichen wichen, so machte auch in den folgenden Jahrhunderten der frühere Name, Aschberg, dem neuen, Kreuzberg, Platz. Bischofsheim wird nach ihm genannt, da er hier seinen Aufenthalt genommen. Der Kilmanskopf — Kilianskopf — mit dem erst 1690 entstandenen Weiler Kilianshof erinnert wieder an ihn und der Totemannsberg — Totnansberg — an seinen Gefährten. Der Herrgottsbrunnen in dem Dorfe Haselbach, vom Volke Heiland genannt, hat der Legende nach das Wasser zur Taufe der ersten Christen hergegeben. — Der Name Kilianstein für die Burg auf dem Sodenberge würde weniger auf ein dortiges Verweilen des Frankenapostels schließen lassen, wenn diese Vermuthung nicht noch der Name des Berges unterstützte, der ursprünglich wohl „Schottenberg" gelautet haben mag. — Von da gelangen wir an der Hand der Sage nach Wülfershausen, wo früher mitten im Dorfe ein hölzernes Kreuz gestanden sein soll zum Andenken an den hl. Bischof, der hier durchge-

[1]) Joannis Lorichii Hadamarii Hodoeporicon. Marpurgi 1541. 8°. p. 8; auch angeführt im Archiv des hist. Ver. v. Unterfranken. IV, 3, 166.

[2]) Vgl. die Schriften von Bauer (Kreuzberg), Jäger (Briefe über die Rhön), Spieß (Rhön) u. s. w.

pilgert sei. Die vielen Kreuzkirchen jenes Gaues, wie in Sulzthal, Wasserlosen, Machtilshausen, Eckartshausen, lauter Orte von sehr hohem Alter, mögen vielleicht ihre Entstehung der Erinnerung an die frühere Missionsthätigkeit des hl. Kilian verdanken. — Wie im hohen Norden so lebt auch noch im äußersten Süden des Landes das Gedächtniß an den fremden Heidenbekehrer. Als dichte Wälder den Boden bedeckten und tiefe Finsterniß die Geister umnachtete, da kam, so sagt man sich, aus einem fernen Lande, in dem schon gar frühe sich die Herzen der sanften Macht der Wahrheit geöffnet hatten, als ein Apostel des Friedens der hl. Kilian auch in die unwirthbare Gegend am Neckar. Eine frische Quelle war der Sammelplatz derer, die sich zum Evangelium bekehrten und hier die heilige Taufe empfingen. Als er wie der Sämann, welcher, nachdem er seinen Samen gestreut, nun dem Herrn das Gedeihen überläßt, wieder von dannen zog, um ein anderes Feld zu bebauen, setzte ein Schüler aus der Schaar der Neubekehrten das Werk fort, welches der Heilige begonnen. Diese Quelle ist keine andere als jene, welche dem Siebenröhrenbrunnen in Heilbronn Nahrung gibt. Sie entspringt unter dem Chore der prächtigen Kilianskirche, welche später dort erbaut worden ist. Der frühe Anfang, den das Christenthum nach dieser Sage an jenem südlichen Ende Ostfrankens genommen, wird uns von der Geschichte bestätigt. Bereits im Jahre 740 hatte Heilbronn eine Michaelskirche [1]). — Die Spuren, welche sich von der Anwesenheit unserer Glaubensboten am unteren Main erhalten haben, wurden bereits nachgewiesen. Wir können noch hinzufügen, daß die frühere Kapelle zu Nilkheim, wohl die erste christliche Kirche in der Umgebung Aschaffenburgs, von Manchen mit dem hl. Kilian in Beziehung gebracht wird [2]). Sie wurde zwar nach dem Tode und vor der Erhebung der Heiligen im Anfange des achten Jahrhunderts von dem Priester Adalhuno erbaut und von Bischof Rigbert zu Ehren des hl. Dionysius eingeweiht, allein man hält dafür, daß die Predigt St. Kilians an diesem Orte die ersten Gläubigen gewonnen habe. Thatsache ist, daß noch im vorigen Jahrhundert die Väter der Gesellschaft Jesu in Aschaffenburg



St. Kilianskirche in Heilbronn.

[1]) C. Jäger, Handbuch für Reisende in den Neckargegenden. Anhang S. 74.

[2]) Archiv des histor. Vereins III, 2, 76.

mit ihren Schülern alljährlich diese Kapelle besuchten, um in ihr den hl. Kilian zu verehren. — Wenden wir uns zu der Gegend des Obermains. Auch hier leuchtet uns nicht der helle Tag der Geschichte, sondern es ist nur das Dämmerlicht der Sage, bei dem wir sehen. Allein diese ist immer ein Wiederschein von jener. Unweit Werneck breitet sich eine weite Flurebene aus, auf welcher vor vielen, vielen Jahren das Dorf Otelshausen gestanden ist. Kilian predigte auch hier das Christenthum, doch die Bekehrten wandten sich verführt durch heidnische Priester wieder dem Heidenthume zu. Da soll ihnen der Apostel geflucht haben und in Folge dessen das ganze Dorf mit allen seinen Bewohnern versunken sein. Die Markung wurde darauf unter die Nachbarorte Schwanfeld, Eßleben, Waigolshausen und Theilheim vertheilt. Der Name des letzteren soll davon herrühren, weil dort die Theilung geschah und dieser Ort das Meiste empfing.[1]) So gerne man zugeben wird, daß hier die Sage eben nur das Eingehen eines ehemaligen Dorfes zu erklären sucht, so ist es doch immerhin bedeutsam, daß sie den Namen des Frankenapostels hiemit in Verbindung bringt. Er mag mit diesem Vorgange nichts zu thun haben, aber er haftet doch an diesem Boden. Gehen wir weiter flußaufwärts, so finden wir bei Schweinfurt den Kiliansberg. Auf ihm soll wieder der Heilige gepredigt und das Bild des Loll, welches die Einwohner verehrten, in den Main geworfen haben. Als er aber bald darauf den Martertod fand, fielen die Meisten wieder ab und ließen sich ein neues Götzenbild fertigen, das sie an dem Orte aufstellten, der heute das kleine Löllein heißt. Später wurde auch dieses vernichtet und auf dem Kiliansberge erhob sich ein Kirchlein, die erste Pfarrkirche Schweinfurts, welche in der Fehde mit Bischof Gerhard im Jahre 1387 zerstört, später wieder aufgebaut worden und endlich im Jahre 1543 oder 1544 durch Brand zu Grunde gegangen ist.[2]) Doch noch viel weiter scheint sich die Wirksamkeit der fränkischen Apostel erstreckt zu haben. Die Orte Kehlingsdorf und Kolnsdorf, beide im Steigerwald nicht weit von der alten Straße, welche von Würzburg nach Bamberg führt, gelegen, lassen sich aus den Namen Kilian und Kolonat erklären. Zu Eggolsheim, vier Stunden von Bamberg, soll, wie noch heute erzählt wird, der hl. Kilian selbst oder doch ein Schüler von ihm die christliche Lehre gepflanzt haben.[3]) Wenn wir nun auch aus Namen wie Bischofsgrün im Fichtelgebirg, Bischofsmühle bei Stadtsteinach, Bischofsberg nahe bei Bamberg keine Schlüsse ziehen wollen, so kann doch Bamberg selbst, dessen Anfänge sicher viel weiter zurückgehen, als die urkundlichen Nachrichten reichen, von Kilian nicht wohl umgangen worden sein. Die Maternkapelle zu

---

[1]) Bechstein, Sagen Frankens. S. 148. Bavaria IV, 1, S. 187.

[2]) Beck a. a. O. S. 32. 52 ff.

[3]) Eisenmann, Geogr. Beschreibung des Erzbisth. Bamberg. Bamberg 1833. S. 180. — C. Ringelmann, Gesch. d. Marktfl. Eggolsheim. Forchheim 1876. S. 42.

Bamberg in der Sutten, die Nikolaikapelle bei der alten Martinskirche, die Kapelle Unserer Lieben Frau auf dem Kaulberge mögen aus einer Zeit stammen, welche jener Kilians sehr nahe liegt. Ebenfalls uralt scheinen die Kapellen zu Forchheim, Bischofsdorf (Bischberg) und Trunstadt zu sein. Auch daß Kaiser Heinrich II. unter die Patrone des Bisthums Bamberg sogleich nach den Apostelfürsten den hl. Kilian aufnahm, geschah gewiß nicht blos deshalb, weil der neue Sprengel eben von dem Bisthum Würzburg abgetrennt worden war, sondern vielmehr auch darum, weil dieser Heilige als der Apostel auch dieses Theiles von Franken betrachtet wurde. [1])

So sehen wir denn Kilian mit seinen Gefährten sich einen Weg durch den größten Theil Frankens bahnen. Auf meistens noch unbetretenen Pfaden durchdringen sie das Dickicht der Wälder, um den zu verkünden, welcher für Alle gestorben ist. Dürfen wir den Fußtapfen, wie sie in jenen Sagen sich ausprägen, folgen, so ist in dem Lande zwischen Rhön und Neckar, zwischen Spessart und Rednitz, fast kein Gau, den sie nicht durchpilgert haben.

Es ist in neuerer Zeit öfters versucht worden, die Thätigkeit unsrer Glaubensboten auf eine möglichst kurze Zeit und ein äußerst kleines Gebiet zu beschränken. Was man Kilian und seinen Gefährten absprechen zu können meinte, hat man Bonifatius und Burkardus zugewiesen. Als ob diese einer Bereicherung auf Kosten jener bedürften! Der Ruhm eines Bonifatius und Burkardus wird auch dann groß genug bleiben, wenn wir den eines Kilian nicht schmälern. Worin aber müssen wir diesen suchen? Wenn einer jener altrömischen Feldherren dem großen Reiche ein neues Volk gewonnen hatte, so gab es für ihn keine größere Ehre, als sich nach jenem Volke nennen zu dürfen. So hat auch das christliche Rom jene seiner Heiligen, welche die Fahne des Kreuzes in fernen Gegenden zum erstenmal aufgepflanzt haben, dadurch ausgezeichnet, daß es sie als die Apostel jener Länder begrüßt. Einem Scipio Afrikanus, einem Drusus Germanikus und so vielen anderen stehen Patrik der Apostel Irlands, Augustin der Apostel Englands mit den sonstigen großen Völkerbekehrern gegenüber. Kilian und seine Gefährten haben sich den Namen der Apostel Frankens verdient. Es ist darum keine Uebertreibung, wenn Egilward in den freudigen Zuruf ausbricht: „O des seligen Mannes, an Würde den Aposteln vergleichbar! Wenn der Herr einst zum Gerichte erscheint und Petrus Judäa, Andreas Achaja, die übrigen aber die anderen vorführen, dann wird Kilian auf sein Ostfranken zeigen. Wie wird sich dann der Vater in seinen Kindern, wie werden sich die Kinder in ihrem Vater freuen, wenn alle Gefahren dieser Welt vorüber und von den irdischen Leiden selbst die Erinnerung ge-

[1]) Haas, Gesch. d. Pfarrei St. Martin. Bamberg 1845. S. 11.

schwunden ist!" Was Kilian und seine Gefährten durch ihr Wort nicht zu Ende führen konnten, das haben sie durch ihren Tod erwirkt. Ihr Blut war jene geheimnißvolle Stimme, die Andere zur Fortsetzung ihres Werkes erweckte.

5. St. Kilian's und seiner Gefährten Martertod.

Schon frühe ist die Aehnlichkeit aufgefallen, welche das Leben des hl. Kilian mit den Geschicken des hl. Johannes des Täufers hat. Wie dieser in der Einsamkeit der Wüste sich auf seinen erhabenen Beruf vorbereitete, so wurde Kilian nicht nur in der Stille des Klosters für die Aufgabe seines Lebens erzogen, sondern riß sich auch los aus den letzten Umarmungen seiner Lieben, um die Stimme des Rufenden in den Wäldern Frankens zu werden. Wie jener zu Herodes muthig das Wort sprach: „Es ist dir nicht erlaubt, deines Bruders Weib zu haben" und um dieses Wortes willen sein Leben hingeben mußte, so sah sich auch Kilian gezwungen, dem Herzoge Ostfrankens gegenüber dieses Wort zu wiederholen und mußte so der Rache einer Frau zum Opfer fallen.

Gosbert hatte nämlich nach heidnischer Sitte die Gemahlin seines verstorbenen Bruders, dessen Name, wie schon früher gesagt, uns nicht erhalten ist, zum Weibe genommen. Sie wird Geila oder Geilana genannt. Diese Verbindung war den christlichen Gesetzen zuwider. Da aber der Weise alles weise ordnet, so wollte Kilian den Herzog nicht früher darauf aufmerksam machen, als bis er in dem christlichen Glauben hinlänglich gefestigt war. Das Opfer der Trennung sollte erst von ihm verlangt werden, wenn er die nöthige Kraft, es zu bringen, gefunden. Der Bischof handelte hier ganz nach dem Rathe, den Gregor der Große früher dem hl. Augustin, dem Bekehrer England's, gegeben hatte. Als dieser anfragte, wie er es hinsichtlich der Heirathen unter nahen Verwandten halten solle, verbot der Papst die Ehen zwischen Schwägern und Schwägerinnen, wollte aber nicht, daß die Neubekehrten von der Communion ausgeschlossen würden, falls sie diese Ehen vor ihrer Bekehrung eingegangen, damit es nicht scheine, als würden sie für etwas bestraft, das sie aus Unwissenheit gethan, „denn — so lauten seine Worte — es gibt Dinge, bei welchen die Kirche mit Ernst einschreitet; es gibt andere, die sie aus Nachsicht duldet oder aus Klugheit hingehen läßt; immer aber so, daß sie das Böse, das sie erträgt, oder das sie nicht zu beachten scheint, für die Folge zu verhüten sucht."[1]) Diese Vorschriften sind die schöne Ausführung der Mahnung des hl. Paulus, daß man den Neubekehrten als Kindern die Milch des Evangeliums reichen,

[1]) Epist. lib. XI. ep. 14.

die kräftigere Speise aber für später aufbewahren solle. Als Kilian die rechte Zeit gekommen glaubte, säumte er auch nicht länger, dem Herzoge die nöthige Eröffnung zu machen. „Geliebter Sohn! — so läßt ihn die älteste Lebensbeschreibung sprechen — Du bist nun Christ; um aber Gott in Allem wohlzugefallen, bleibt Dir noch Eines zu thun übrig: Du mußt Deine mit Unrecht Dir angetraute Gemahlin entlassen, denn es ist nicht erlaubt, die Frau des Bruders zu haben." Der ganze gewaltige Kampf, der sich nach dieser Mittheilung in dem Herzen Gosberts zwischen der jungen, erst aufkeimenden Liebe zu Christus und der alten tiefgewurzelten Neigung zu seiner Gemahlin erhob und der Sieg jener über diese wird uns ebenso einfach, als rührend geschildert. „Da war es dem Herzog, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwache: Weit Härteres und Schwereres, entgegnete er, räthst und predigst du jetzt als früher. Allein aus Liebe zu dem allmächtigen Gott, den du verkündigt hast und noch verkündest, habe ich Alles, was mir lieb und theuer war, verlassen, und so will ich denn um derselben Liebe willen mich von meiner geliebten Gemahlin trennen, denn nichts ist mir lieber als die Liebe Gottes." So war denn der schwere Entschluß gefaßt, die Ausführung indessen wurde, wie Egilward beifügt, verschoben, bis der Herzog von dem Heereszuge, zu dem er gerade gerufen ward, zurückgekehrt sein würde. Als Geila das Vorhaben Gosberts vernahm, ward sie von demselben auf das Aeußerste betroffen. Ueberwand bei dem Herzog der opferwillige Glaube des Christen, so obsiegte bei der Herzogin die Leidenschaft des in seiner Liebe gekränkten Weibes. All' ihr Sinnen war nur auf Rache an jenen, denen sie die ihr drohende Trennung von dem Gemahle Schuld gab, gerichtet. Die Abwesenheit Gosberts begünstigte ihre Pläne; nach ruchlosen Händen, die bereit waren, sie zu vollziehen, brauchte sie nicht lange zu suchen. Den Glaubensboten selbst konnte das Loos, welches ihnen bevorstand, nicht lange verborgen bleiben. Sie verdoppelten ihre Gebete, um sich für dasselbe zu stärken. Wie Egilward erzählt, wurde Kilian durch ein Traumgesicht auf das Kommende vorbereitet. Es erschien ihm ein Mann von überaus schöner Gestalt und im prächtigen Kleide, der zu ihm sprach: „Freund Kilian stehe auf! Ich will nicht, daß du länger dich abmühest. Nur noch einen einzigen Kampf, und du wirst mit mir als Sieger einziehen." Der Heilige weckte seine Brüder, um ihnen die gehabte Offenbarung mitzutheilen. Während sie nun — so lauten beide Berichte — mitten in der Nacht das Lob Gottes sangen, drangen die gedungenen Mörder bei ihnen ein. Sobald Kilian sie erblickte, richtete er nochmals ermunternde Worte an seine Gefährten: „Meine geistigen Söhne, sprach er, schon ist der längst ersehnte Tag gekommen! So bestehet denn mit mir den Kampf ohne Beben und Zittern; eingedenk der Mahnung des Herrn: „Fürchtet nicht jene, welche wohl den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten können." Kurz darauf fielen ihre Häupter unter den feindlichen Streichen. Ihre Leichname, wie auch

ihre kirchlichen Gefäße, priesterlichen Gewänder und heiligen Bücher wurden noch in derselben Nacht an dem Orte der That begraben. Das Werk der Finsterniß hatte aber trotzdem einen Zeugen. Es war dies eine Frau mit Namen Burgunda. Die ältere Lebensbeschreibung nennt dieselbe blos, die jüngere jedoch weiß mehr von ihr zu erzählen. Von Anfang an durch die Predigt der frommen Männer gewonnen, nahm sie ihren Aufenthalt in der Nähe ihrer Wohnung. Da sie nun dieselbe Nacht im Gebete durchwachte, sah sie unvermerkt, was sich ereignete. Als Alles wieder ruhig geworden, begab sie sich in die Zelle der Heiligen. Noch waren zahlreiche Blutspuren übrig geblieben. Sie trocknete dieselben mit einem reinen Linnen, das sie darauf ehrerbietig begrub. Den Ort selbst besuchte sie öfter, um dort zu beten. Doch that sie dies nur in der Stille, weil sie fürchtete, sonst durch die Herzogin mit Gewalt entfernt zu werden. Burgunda wird von Arturus den heiligen Frauen beigezählt; die Bollandisten dagegen glauben sie übergehen zu dürfen, da kein Anderer ihr diese Ehre erweist, und wir sie überhaupt nur aus dem Leben des hl. Kilian kennen.[1]) Um jede Spur des begangenen Verbrechens zu verwischen, ließ Geilana, wie wieder Egilward beifügt, über dem Grabe der Heiligen einen Pferdestall errichten. Die Stelle, wo All' dieses sich ereignete, haben wir da, wo sich heute das Neumünster erhebt und zwar an dem Platze der Gruft unter der großen Kuppel zu suchen.

Ueber die Zeit, in welcher unsre Heiligen den Martertod erlitten, haben wir keine bestimmten Angaben. Den einzigen Anhaltspunkt bietet uns die Mittheilung beider Lebensbeschreibungen, daß es während der Abwesenheit Gosbert's geschehen sei, welche Abwesenheit, wie die jüngere hinzufügt, durch einen Krieg veranlaßt worden sein soll. Die Geschichte weiß aber von drei Heereszügen, welche Pipin von Heristal, der damalige Hausmeier von Austrasien, führte. Der eine ging 687 gegen Theodorich, König von Neustrien, der andere richtete sich 689 gegen den Friesenfürsten Radbod und der dritte wurde 695 oder 697 wieder gegen die Friesen unternommen. Eckhart entscheidet sich für das Jahr 687 und führt dafür das Chronicon Wirceburgense[2]) an, welches zu diesem Jahre bemerkt: „S. Kilianus martyrizatur — St. Kilian stirbt den Zeugentod". Nachdem aber, wie schon früher bewiesen, Kilian erst im Frühjahre 687 von Rom zurückgekehrt ist und die Taufe Gosberts kaum vor 688 stattgefunden hat, so kann diese Meinung unmöglich festgehalten werden. Weit mehr Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht Gropp's für sich, welcher das Jahr 688 annimmt. Sie weist den hl. Glaubensboten für ihr Wirken statt einer Frist von einigen Monaten, in der sie unmöglich fast ganz Franken, wie doch selbst die ältere Legende sagt,

---

1) AA. SS., l. c. p. 533.

2) Baluze Miscell. I, 501.

bekehrt haben können, wenigstens die Zeit von einem und einem halben Jahre zu. Allein auch diese erscheint noch zu kurz, wenn wir im Auge behalten, daß Kilian nach der Taufe Gosberts noch so lange mit der Forderung der Entlassung Geilana's wartete, bis derselbe hinlänglich im Glauben gefestigt war, wozu es wohl mehr als zweier oder dreier Monate bedurfte. Dazu kommt, daß sich mit dem Jahre 688 die Erzählung Egilwards, der Herzog sei in den Krieg gezogen, nicht vereinen läßt, da wir für dieses Jahr keinen Feldzug kennen. Beide Schwierigkeiten werden mit der Annahme des Jahres 689 gehoben, zu der sich Mabillon, Serarius, Sollier, Fleury, Ussermann u. A. bekennen. Der Apostolat Kilians wird damit auf einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren ausgedehnt, in welchen er all' das erreichen konnte, was von ihm berichtet wird; die Abwesenheit Gosberts ist durch den Krieg mit Radbod erklärt. Die Inschrift in der Kiliansgruft, der wir später begegnen werden, nennt gleichfalls das Jahr 689. Da aber die ältere Wiedergabe derselben bei Fries 688 setzt, so kann sie nicht als beweisend angesehen werden. Das Wirken Kilians bis zum Jahre 697 zu verlängern, in welches der andere Heereszug gegen die Friesen fällt, wie Sigebert[1]) in seiner Chronik thut, würde gegen den Inhalt der Legende verstoßen. Der Bischof kann weder zehn Jahre zugesehen haben, bis er auf Trennung der Ehe drang, noch würde es dem Herzog und seiner Gemahlin, die beide zu jener Zeit bereits zu höheren Jahren vorgerückt waren, so schwer geworden sein, in dieselbe einzuwilligen. — Auch über den Tag ihres Todes werden wir in den Lebensbeschreibungen selbst nicht unterrichtet. Eckhart läßt es dahingestellt sein, ob der 8. Juli, an welchem von je ihr Fest gefeiert wurde, der Tag ihres Leidens oder der der Erhebung ihrer Gebeine sei, weil überhaupt vor dem neunten Jahrhundert ihrer in den Martyrologien keine Erwähnung geschehe. Allein eine Aufzeichnung läßt sich nicht immer beanstanden, weil sie keine gleichzeitige ist. Sie kann dessen ungeachtet auf einer wahren Ueberlieferung beruhen. Nun wird in der That das Fest der fränkischen Landesheiligen nicht erst im neunten Jahrhundert, sondern schon im achten und zwar in dem Kalender Karl's des Großen vom Jahre 781[2]) erwähnt: „Scor. mart. Ciliani epi cu sociis suis“. Alle folgenden, wie z. B. das des Rabanus Maurus,[3]) die Einträge in den beiden Handschriften von Beda's Martyrologium in der Würzburger Universitätsbibliothek,[4]) von denen der eine in die Zeit des Rabanus zurückreicht, während der andere dem eilften Jahrhundert angehört, und Notker Balbulus,[5]) der zunächst auf

[1]) Pertz, Mon. Germ. Scriptor. VI, 328.

[2]) F. Piper, Karl's d. Gr. Kalendarium und Ostertafel. Berlin 1858. S. 26.

[3]) Opera ed. Migne IV, 1155.

[4]) Mp. th. f. 49 u. 50. Vgl. Eckhart l. c. I. p. 831. 629.

[5]) P. Canisii thesaurus monum. T. II. pars III. p. 150.

die beiden erstgenannten folgt, schreiben dazu bald „Passio“ bald „martirizatus“ bald „Natale“ — lauter Ausdrücke, die den Tag, bei welchem sie stehen, also hier den 8. Juli, als den Todestag bezeichnen. Daran hat man in Würzburg auch immer festgehalten.

Der Frevel, dessen sich Geilana schuldig gemacht, blieb nicht ungerächt. Als Gosbert wieder zurückgekehrt war, fragte er vor Allen nach Kilian und seinen Gefährten. Geilana gab zur Antwort, daß sie nichts über deren gegenwärtigen Aufenthalt wisse, wohl aber glaube, sie seien, wie sie sonst auch gethan, in das Land verreist, um zu predigen. Was aber sie verschwieg, wollte Gott selbst offenbar machen. Einer aus jenen, welche die heiligen Männer getödtet, fing mit einem Male an, ganz unsinnig hin und her zu laufen. Unter Heulen und Zittern klagte er sich an, er sei an dem Tode der Heiligen schuldig, und rief mit wehevoller Stimme: „Killena, der Heilige Gottes, peinigt mich mit dem heftigsten Feuer!“ Der Herzog ließ ihn in Bande legen und versammelte Alle, die mit ihm von Kilian die hl. Taufe empfangen hatten, um sie zu befragen, was mit dem Unglücklichen geschehen solle. Unter den Berufenen befand sich Einer, der redegewandt, wie er war, nicht zögerte, jenen Rath zu geben, welchen ihm Geilana eingeflüstert hatte. „Herr, hub er an, denke an dich und uns Alle, die wir mit dir die Taufe erhalten haben, und erprobe nun, ob der Gott, den sie uns verkündet, wirklich so mächtig, so wissend und so gerecht ist, daß er Gutes mit Gutem und Böses mit Bösem vergilt. Entledige diesen Elenden seiner Fesseln und überlasse ihn vor allem Volke seinem eigenen Willen! Wenn der Gott der Christen derjenige ist, für den sie ihn ausgegeben haben, dann wird den Gefangenen seine Strafe ereilen. Geschieht dies aber nicht, dann wollen wir Alle insgesammt wieder unsrer großen Göttin Hulda dienen, wie unsre Vorfahren gethan und sich dabei wohl befunden haben.“ Gosbert handelte nach diesen Worten und befahl, den Armen loszulassen. Kaum waren seine Bande gefallen, als er anfing noch viel mehr als vorher zu toben und mit den Zähnen sich selbst zu zerfleischen, bis er endlich seinen Geist aushauchte. Die Christen aber, welche Zeugen dieses schrecklichen Schauspiels waren, freuten und rühmten sich ihres Glaubens an einen Gott, der so wunderbar den Tod seiner Diener rächte.

Doch die strafende Hand Gottes griff noch weiter. Wie Egilward erzählt, wurde der andere Mörder gleichfalls von Wahnsinn befallen und durchbohrte sich mit dem eignen Schwerte, so daß seine Eingeweide sich auf die Erde ergossen. Auch Geilana mußte das Gottesgericht erfahren, das sie durch ihre eigenen Rathschläge herabgerufen hatte. Sie wurde, wie die ältere Lebensbeschreibung sagt, vom bösen Geiste erfaßt und so lange von wilder Tobsucht herumgetrieben, bis sie derselben erlag. Ja, wenn wir den Berichten, mit welchen beide Legenden schließen, folgen, so würde die Strafe des Herrn sich auf alle ihre Nachkommen

erstreckt haben. „Hetan, ihr Sohn — schreibt selbst die ältere — wurde von dem Volke der Ostfranken von dem Throne gestoßen und ihre Nachkommen wurden so verfolgt, daß nicht Einer aus ihrem Blute übrig blieb." Andere Abschriften dieser älteren Lebensbeschreibung, wie die jüngere ganz und gar, lassen sogar den Herzog Gosbert zur Strafe von seinen eigenen Dienern getödtet werden.

Diese letzteren Angaben wären begreiflich, wenn der Bericht des Rabanus Maurus, welchen Notker Balbulus wiederholt, daß nämlich die Heiligen auf Befehl des Herzogs selbst gemordet worden seien, auf Wahrheit beruhen würde. Dies steht aber mit Allem, was bisher über Gosbert erzählt wurde und was wir noch ferner von ihm erfahren, in offenem Widerspruch. Nach der kürzeren wie nach der längeren Legende war Gosbert bereit zu dem Opfer, welches Kilian von ihm verlangte und ein Grund zu einer Beseitigung der Glaubensboten sonach für ihn nicht vorhanden. Die That selbst geschah in seiner Abwesenheit und ohne sein Mitwissen. Könnte darüber noch ein Zweifel walten, so würde er durch die bei seiner Rückkehr eingezogene Erkundigung nach den Heiligen und durch sein Gericht über den Thäter gehoben. Wir wissen aber zudem, daß der Herzog auch nach dem Tode Kilian's dem christlichen Glauben treu geblieben ist. Willibald erzählt in seinem Leben des hl. Bonifatius,[1]) „daß nach der Herrschaft der christlichen Herzoge Theobald — ein Name, der nur die Uebersetzung von Gosbert oder Gozbald ist und entweder erst von dem lateinisch schreibenden Mönche oder vielleicht schon von Kilian selbst bei der Taufe gewählt wurde — und Hetan auch der christliche Glaube unter dem Volke geschwunden sei" (quo cessante religiosorum ducum dominatu cessavit etiam in eis christianitatis et religionis intentio). Ueber Hetans II. und seines Sohnes Thüring vielfache Bemühungen um Erhaltung und Verbreitung des Christenthums, sowie über Hetans Schwester Immina, der wir unter den Heiligen begegnen, besitzen wir noch weit mehr Zeugnisse, die später an ihrem Orte angeführt werden. Mögen nun selbst zur Zeit Gosberts und seines Sohnes, wie auch Willibald versichert, Unruhen stattgefunden haben und mag selbst Gosbert, wie auch das Chronicon Wirceburgense aus dem Kloster St. Stephan nacherzählt,[2]) in denselben umgekommen seien, so können wir darin durchaus keine Strafe für den auf Geilana's Anstiften vollbrachten Mord Kilians und seiner Gefährten erblicken. Jene Unruhen lassen sich hinlänglich erklären aus dem Bestreben der Herzoge, sich von den merovingischen Königen unabhängig zu machen, wie Willibald angibt, oder auch aus der Bedrückung des Landes durch die austrasischen Hausmeier, deren Befehle eben der Herzog zu vollziehen hatte, wie Ussermann vermuthet. Egilward selbst

[1]) Pertz, Mon. Germ. Script. II, 344.
[2]) Eckhart, l. c. I, 816.

läßt durchblicken, daß die Erzählung von der Tödtung Gosberts ihm verdächtig und die Auffassung derselben als einer Strafe widersprechend erscheint. Er gibt die behauptete Thatsache als ein „Man sagt — ut aiunt" und sucht für dieselbe nach einem andern gerade entgegengesetzten Grunde. Nach seiner Meinung könnte dies geschehen sein, weil entweder Gosbert später selbst vom Glauben abfiel und darum die Rache Gottes auf sich herabzog oder vielmehr weil er bei dem Glauben beharrte und deshalb den Haß jener, welche ihm untreu geworden waren, auf sich lud. Wie es sich nun verhalte, sagt er, werde Gott wissen, er seinerseits schäme sich seiner Unwissenheit nicht. Daß Gosbert nicht, weil vom Glauben abgefallen, ermordet worden sei, haben wir bereits erwiesen. Daß er auch nicht wegen seiner Glaubenstreue den Tod gefunden, geht daraus hervor, weil der Grund, der zu dem Morde Gosberts getrieben haben soll, auch den seines gleichfalls christlichen Sohnes hätte herbeiführen müssen. Hetan II. aber behauptete sich mit Sicherheit von 704 bis 716 auf dem Herzogsstuhle und fiel sammt seinem Sohne wahrscheinlich im folgenden Jahre, nicht unter den Händen seines eigenen Volkes, sondern in der Schlacht bei Vincy, welche Karl Martell dem König Chilperich lieferte. Dieses baldige Erlöschen des Stammes Hetans II. mögen die Späteren, die in ihm nur den Sohn Geilanas sahen, auf Rechnung des von dieser begangenen Verbrechens geschrieben und in der angegebenen Weise ausgeschmückt haben.

6. St. Kilian's und seiner Gefährten Erhebung.

Mit dem Untergange des fränkischen Herzogsgeschlechtes gerieth auch der christliche Glaube in Verfall. So kam es, daß das Andenken Kilians und seiner Gefährten unter dem Volke immer mehr erlosch. Allein gerade in jener Zeit, in der die Menschen der Heiligen vergessen zu haben schienen, wollte Gott selbst die Erinnerung an sie wieder wecken. Waren es auch nur Wenige, welche die Stätte ihres Leidens besuchten, so waren der Wunder um so mehr, welche an dem Grabe der Blutzeugen auf deren Fürbitte geschahen. Bald redeten, wie Egilward — hiefür die einzige Quelle — erzählt, Alle, sogar die Kinder davon. Von Würzburg aus hatte sich die Kunde in die Umgebung verbreitet, in welcher damals ein Priester Namens Atalongus oder Adelhelm lebte. Diesen hatte die hl. Gertrudis, als sie aus dem Frankenreiche flüchtete und in Karlburg einen Zufluchtsort fand, mit sich gebracht und bei ihrer Heimkehr dort zurück gelassen, um das Volk in dem christlichen Glauben zu unterweisen. Da er nun die Jugend unterrichtete, begannen die Kinder von dem Gehörten zu erzählen. „Kilian thut Wunder", riefen sie, „und muß von dem Orte, wo er vergraben liegt, erhoben werden." Atalongus, der aus der Fremde gekommen war und

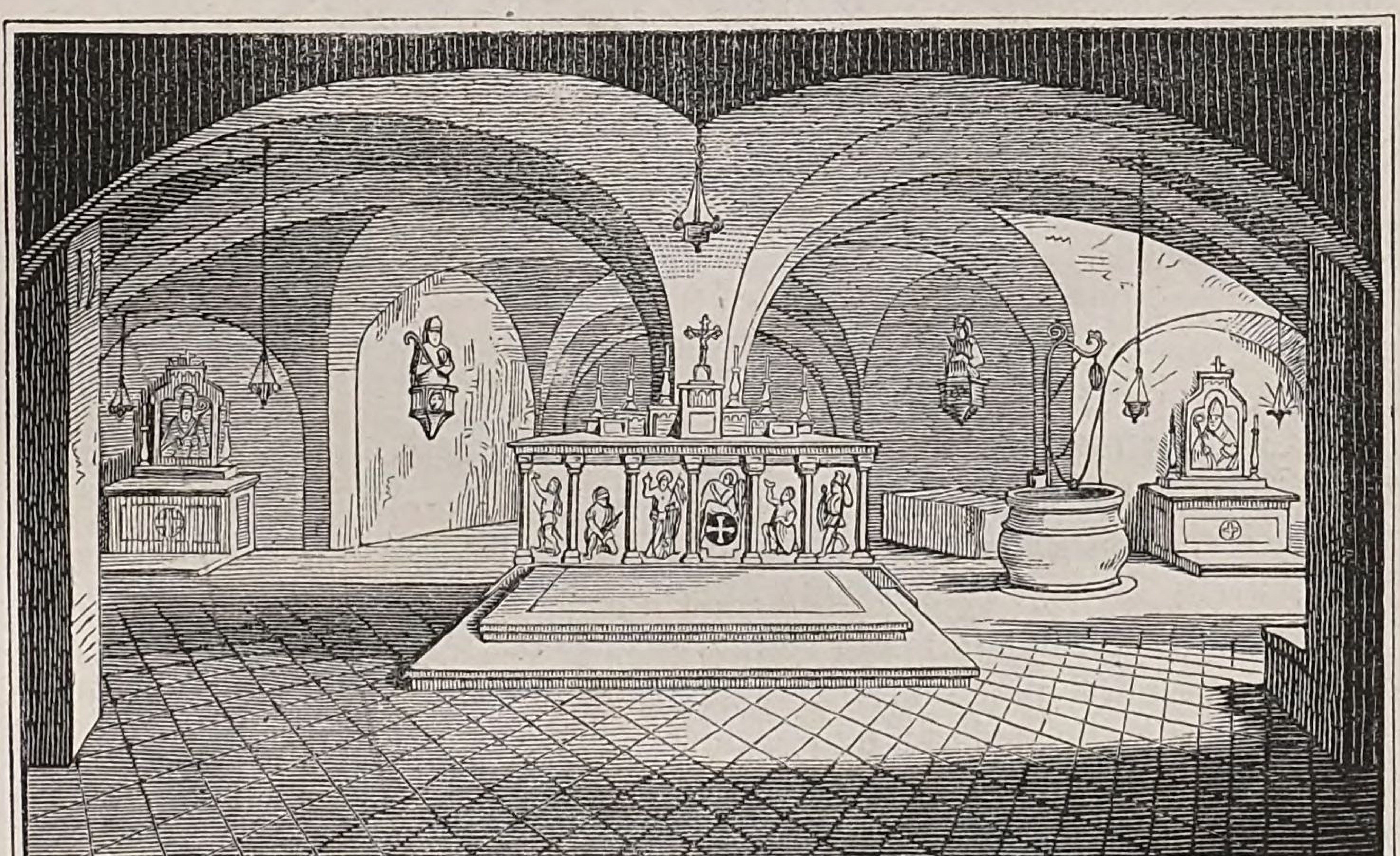
von den heiligen Glaubensboten nichts wußte, hielt diese Reden für leere Erfindungen und drohte den Kindern mit Strafe, falls sie nicht schweigen würden. Allein in der folgenden Nacht sah er im Traume einen Mann von ehrwürdiger Gestalt, der zu ihm sprach: „Wenn du nicht glaubst, so wirst du nicht sehen!“ Am andern Morgen war er erblindet. Der Schleier, welcher sein körperliches Auge verhüllte, sollte sein geistiges öffnen. Er zieht nähere Erkundigungen über die hl. Apostel ein und läßt sich sodann zu dem Grabe derselben führen. Dort angekommen bereut er sein vorschnelles Urtheil, betet innig und erhält das Augenlicht wieder.

Der Ruf dieser Wunder drang auch zu Bonifatius und Burkardus. Nach Egilward soll Bonifatius sie aus dem Munde des Atalongus selbst vernommen haben. Auf sein Anrathen beschloß deßhalb Burkardus, bald nachdem er zum Bischof geweiht war, die hl. Leiber zu erheben. Gefolgt von seinen Priestern und dem allenthalben herbeiströmenden Volke begab sich der Bischof an den Begräbnißort. Er selbst that den ersten Spatenstich. Kaum hatte man eine nicht sehr große Erdschichte ausgehoben, als ein köstlicher Wohlgeruch dem Grabe entstieg. Von den drei Leibern waren wohl die Fleischtheile in Staub zerfallen, alles andere aber, wie die Gebeine, Gewänder, Gefäße, selbst die mit vergrabenen Bücher, waren trotz des sumpfigen Bodens unversehrt. Mit größter Ehrerbietung wurden dieselben erhoben, in den schon hiefür bereiteten Schrein gelegt und in feierlicher Prozession unter Lob- und Psalmengesängen umhergetragen. Der Wunderzeichen, die sich hiebei ereigneten, waren so viele, „daß, wenn auch einer so ungläubig gewesen wäre wie Thomas, er durch dieselben gläubig werden mußte.“ Die hl. Leiber wurden in die Kirche auf dem Marienberg gebracht, wo Burkard anfänglich den Sitz des Bisthums aufzuschlagen gedachte. Diese erste Uebertragung fand im Jahre 743 statt. Bald kamen ihm aber Bedenken, ob nicht ein Platz in der Ebene für die Errichtung des Domstiftes geeigneter sei. Nach der Legende bestimmte ihn eine göttliche Erleuchtung, sich für diese zu entscheiden. Als er nämlich einmal Nachts dem Gebete oblag, sah er von der Schloßkirche, wo die drei Leiber ruhten, drei hellbrennende Kerzen in das Thal herniedersteigen, über dem Orte, wo die Heiligen gemartert worden waren, stille stehen und dann sich wieder auf den Berg zurück erheben. Er nahm dies als Zeichen, daß er sein Münster an dem Orte ihres Leidens erbauen solle. Vorerst wurde also über der Stätte eine Kapelle aus Holz hergestellt und in diese im Jahre 746 der Reliquienschatz getragen. Sodann begann Burkard mit dem Baue einer Kirche nebst Kloster, welche im Jahre 752 vollendet wurden. In diesem wurden die drei Leiber feierlich beigesetzt. Der Tempel selbst erhielt den Namen „Domus Salvatoris — Haus des Seligmachers.“ Das Stift, welches die Regel des hl. Benedikt annahm, wurde eine fruchtbare Pflanzschule der Wissenschaft und der Frömmigkeit.

Dieser erste Dom über dem Grabe des hl. Kilian sollte übrigens nur hundert Jahre stehen. Am 5. Juni 854, als die Väter eben die Non sangen, schlug ein Blitzstrahl in die Kirche und verzehrte sie sammt dem Kloster. Mehrere von den Mönchen blieben todt, die übrigen konnten nur mit Mühe ihre Heiligthümer retten. Sie wurden in eine nahe Kirche, worunter wohl das nächstgelegene St. Martinskirchlein zu verstehen ist, gebracht. Der zweite Dom, dessen Bau Bischof Arno 862 anfing, wurde nicht an derselben Stelle sondern etwas südlicher an dem Platze des heutigen Domes erbaut und erhielt von den Reliquien, die nun in dessen Chor aufgestellt wurden, den Namen Kiliansdom; die Stätte des Marterthums aber blieb bis 991 öde liegen. Erst in diesem Jahre errichtete Bischof Einhard eine Kapelle auf derselben, die zu „St. Kiliansgrab" genannt wurde. An der Stelle derselben wieder um das Jahr 1000 ein großes Stift aufgeführt zu haben, ist das Verdienst des großen Bauherrn Bischofs Heinrich I. von Rothenburg. Er ließ eine größere Kirche über dem Grabe der Heiligen erstehen und erbaute ein Kloster, welchem er deßhalb den Namen „Novum Monasterium — Neumünster" gab. Die gegenwärtig noch stehende sogenannte Kreuz-Gruft weist in seine Zeit zurück. Von da an hat fast jedes Jahrhundert an dem Grabe des hl. Kilian weiter gebaut. Im eilften Jahrhundert stellte Adalbero die Kirche von Grund aus wieder her. Ob das von dem ganzen Baue zu verstehen oder ob darunter nur die Muttergotteskapelle über der westlichen oder Kilians-Gruft gemeint sei, die ihm zugeschrieben wird und bis 1711 bestanden hat, bleibt ungewiß. Derselbe Bischof überführte 1057 statt der Benediktinermönche die Chorherren aus St. Stephan nach Neumünster und bestellte sie zu Wächtern der hl. Stätte. Einen weiteren Umbau erfuhr die Kirche um das Jahr 1220 durch Bischof Otto I. von Lobdeburg. Die Wiederaufrichtung des Thurmes, die Beifügung des Querschiffes und wohl auch die Erneuerung des Chores sind sein Werk. Im Jahre 1346 wurde die Kirche durch die Freigebigkeit des berühmten Scholasters Michael vom Löwen ausgebessert und von Meister Arnold von Würzburg mit herrlichen Gemälden verziert. Der weitest gehende Umbau sollte aber im achtzehnten Jahrhundert vorgenommen werden. Der Baulust der Zeit, welcher in Würzburg das neue Stift-Haug, jenes Abbild von St. Peter zu Rom im Kleinen, den Neubau von St. Stephan und viele andere Werke in's Leben rief, konnten auch die Chorherren von Neumünster nicht widerstehen. Als ehrwürdigste Stätte im Frankenlande sollte vor allen ihre Kirche im reichsten Schmucke prangen. Fürstbischof Philipp von Greiffenklau sagte bereitwilligst seine Unterstützung zu. So erlitt denn die ursprünglich dreischiffige Säulenbasilika in den Jahren 1711—1736 eine durchgreifende Umgestaltung. Der westliche Theil, also die Kiliansgruft wie die Marienkapelle über ihr, wurden niedergelegt und dafür die neue Gruft mit ihrem breiten Tonnengewölbe, über derselben aber der mäch-

tige Kuppelbau nach den Plänen Balthasar Neumanns aufgeführt. Die übrigen Theile der alten Kirche wurden den neuen angepaßt, indem man die kleinen Fenster vermauerte und andere mit weiterer Sprengung durchschlug. Die an der Westseite neu hinzugefügte Facade ist als ein klassisches Muster des Geschmackes jener Zeit zu betrachten.

Das Giebelfeld derselben schmückt das Wappen des Fürstbischofs Johann Philipp von Greiffenklau; in der Nische darunter thront das Bild des Weltheilandes, erinnernd an das erste Salvator-Haus, ihm zur Rechten befinden sich die Standbilder von Kilian und Colonat, zur Linken die von Burkard und Totnan. Der Sturz über dem eigentlichen Portale ist durch ein Basrelief, welches die Himmelskönigin vorstellt, ausgefüllt; in den Nischen zu beiden Seiten des Eingangs sind die Statuen von Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten, denen einst Heinrich I. seine Schöpfung weihte, hineingestellt. Der Bau selbst ist in warmrothem, die Bildsäulen sind in grauweißem Steine



Die St. Kiliansgruft im Neumünster zu Würzburg.

ausgeführt. Die beiden auf der untern und obern Säulenstellung ruhenden Querbalken tragen die Widmungsschrift: „SS. MM. CHILIANO. ET. SOC. PAT. PATR. MDCCXVI. IOANNES. PHILIPPUS. EPISCOPUS. HERB. F. O. D. — Den heiligen Blutzeugen Kilian und seinen Gefährten, den Schutzheiligen des Vaterlandes, errichtet im Jahre 1716 von Johann Philipp, Bischof von Würzburg, Herzog von Franken". Entsprechend den Veränderungen des Außenbaues wurde auch das Innere mit glänzender Rococcoarbeit überzogen,

die Decke von Semele, die Kuppel von Nikolaus Stuber gemalt und vierundzwanzig von Gold strotzende Altäre in der Kirche angebracht.[1])

So zeigt nun die weithin sichtbare Kuppel, von einem goldenen Adler, dem Sinnbild des Jüngers der Liebe gekrönt, dem Wanderer schon von ferne das Grab der Heiligen an, und der Stern mit seinem Strahle, der von der Spitze des Thurmes leuchtet, winkt ihm zu, dort einzutreten, wo die Geburtsstätte des Christenthums für Franken liegt. Wir müssen wenigstens die Gruft, das eigentliche „Grab St. Kilians" mit einigen Strichen zeichnen. Dieselbe ist in Kreuzesform gebaut und hat in ihrer größten Länge 26 M., in ihrer größten Breite 21½ M. und in ihrer Höhe 3½ M. Das Gewölbe wird von einem in der Mitte stehenden Pfeiler getragen. Von dem ursprünglichen Marmor-Sarkophage, in welchem Burkard die hl. Leiber beisetzte, steht noch in der Nähe des Brunnens die eigentliche Tumba, ein schmuckloser Steinsarg der ältesten Art. Die abgeschrägte Deckplatte aus rothem Marmor wurde im zwölften Jahrhundert aufgelegt und enthält am Rande in Uncialbuchstaben die Umschrift:

† Presul erat Kyllena sacer Colonatque sacerdos.
Nempeque Totnanus XPI levita pius. †
Qui cupias veniam, sanctos venerare memento!

d. h. in deutscher Uebertragung:

„Kilian führte den Stab, ihm stund als Priester zur Seite
Kolonat, dem Totnan sich der Levite gesellt.
Wenn du Verzeihung begehrst, so trachte die Heil'gen zu ehren."

Schon aus dem Umstande, daß diese Aufschrift aus einem vollständigen Distichon, dem ersten und zweiten Verse, und einem einzelnen Hexameter, dem dritten Verse, besteht, läßt sich erkennen, daß wir in ihr nur ein Bruchstück vor uns haben. Michael vom Löwen hat uns wirklich als Epitaphium des Grabes der Heiligen eine Inschrift von acht Versen oder vier Distichen aufbewahrt.[2]) Da nun die oben angeführten die dritte, vierte und siebte Zeile dieser bilden, so ist kein Zweifel, daß sie als die eigentliche Urschrift zu betrachten ist. Dieselbe hatte demnach vollständig gelautet

„Hic Kyllena sacer martir Colonat quoque Totnan
Offerunt hic domino sanguine se proprio.
Presul erat Kyllena sacer Colonatque sacerdos
Nempeque Totnanus ipse (XPI?) levita pius.
Hic debili, claudo, ceco surdoque mutoque
Martireis precibus certa manetque salus.
Qui cupias veniam, sanctos venerare memento!
Sic tibi propicius efficitur dominus."

---

[1]) Gropp, Lebensbeschreibung deren Heiligen Kilian, Bischoffens.. Wirtzburg 1738. S. 93 ff.

[2]) A. Ruland, Die Wirzburger Handschrift der kgl. Univ.-Bibl. München. Archiv des histor. Vereins von Unterfranken. XI, 2, 18.

In dem ursprünglichen Versmaß übersetzt sagt sie:

„Kilian, Kolonat und Totnan, die heiligen Zeugen,
Haben ihr Leben dahier einstens geopfert dem Herrn.
Kilian führte den Stab, ihm stund als Priester zur Seite
Kolonat, dem Totnan sich der Levite gesellt.
Hier wird auf das Gebet der Seligen sichere Hilfe
Jenen, die blind und lahm, Tauben wie Stummen zu Theil.
Wenn du Verzeihung begehrst, so trachte die Heil'gen zu ehren,
Dann wird immer für dich haben Erbarmen der Herr."

Ueber dem Sarge an der westlichen Mauer der Gruft erblickt man auf grünem Sandstein jene Inschrift, welche, wie bereits erwähnt, das Jahr des Todes und der Erhebung der drei Martyrer angibt. Sie lautet:

„Annis sexcentis octogenisque novenis
Istic Kyllenam scimus fontis prope venam
Et Colonatum nec non Totnanque beatum
Ob Salvatorem proprium fudisse cruorem.
Hinc fuit, est et erit salus illi, qui pie quaerit,
Est caecus, mutus, claudus surdusque solutus.
Septingentesimo quinquagesimoque secundo
A Bonifacio Burchardo consociato
Hi sunt sublati rite quoque canonizati.
Hos pete devote, qui sunt oramina pro te!
Septingentesimo nonagesimo quoque primo
Burchardus moritur corpusque suum sepelitur
Juxta sanctorum tumulum, ceu scribitur, horum
Per Megingaudum successorem reverendum."

Das heißt:

„Als sechshundert auch achtzig und neun nach Christus gezählt ward,
Haben dahier, wie bekannt, in nächster Nähe des Brünnleins
Kilian, Kolonat und mit ihnen der selige Totnan
Freudig ihr eigenes Blut für Gott den Erlöser vergossen.
Hier war Hilfe und ist und bleibt für den suchenden Frommen:
Blinde werden geheilt, wie Stumme, Lahme und Taube.
Da der Hunderte sieben man schrieb, nebst fünfzig und zweien
Jahren, hat Burkard vereint mit Bonifacius ihre
Leiber erhoben und ihnen der Heiligen Ehre erwiesen.
Rufe gläubig sie an, die dir Fürsprecher geworden!
Siebenhundert und neunzig und eins stirbt Burkard; das Grab wird
Ihm in der Nähe der hier bestatteten Heiligen bereitet
Durch Maingut, der ihm als Bischof würdig gefolgt ist."

Die theilweise verwitterte Schrift ist nach Salver [1]) gegeben. Daß die Chronik von Lorenz Fries [2]) nicht nur einzelne Lesarten, sondern stellenweise einen ganz verschiedenen Text enthält, wurde schon früher gesagt. Die wichtigste ist die, daß sie als Todesjahr 688 statt 689 angibt. Wenn als Jahr der Erhebung der hl. Gebeine 752 bezeichnet wird, so ist damit die dritte Uebertragung, nämlich jene in die von Burkard vollendete Kirche, gemeint. Die offenbar falsche Zeitangabe für das Hinscheiden des hl. Burkard werden wir bei dessen Lebensbeschreibung richtig stellen.

---

[1]) Proben des deutschen Reichsadels. Würzburg 1775. f°. S. 186. 187.
[2]) Ludewig, Geschichtschreiber von dem Bischoffthum Wirtzburg. S. 392.

Von den nach dem Brande von 854 aus dem ursprünglichen Sarge genommenen hl. Leibern kehrte nur ein Theil in das wieder aufgebaute Salvatorhaus zurück. Als Aufbewahrungsort für dieselben scheint das in Mitte der Gruft freistehende kunstvoll gearbeitete Denkmal benützt worden zu sein. Nach seiner Anlage Altar und Grabmal zugleich hat es als Gehäuse wenn nicht für den ursprünglichen Sarg so doch für einen später gefertigten Reliquienschrein gedient. Es bildet ein längliches Viereck, dessen Deckplatte auf sechzehn Säulchen ruht. An der Ost- und Westseite ist es von einer runden Oeffnung durchbrochen, in die Südseite sind zwei schmale Spitzbogenfenster, in die Nordseite ist, aber wohl erst später, ein viereckiger Eingang geschlagen, wodurch ein freier Einblick ermöglicht wird. Die Ausführung dieses Werkes weist in die Zeit Adalbero's, wo nicht Heinrichs, zurück. Die zierlichen Säulenkapitäle haben wenigstens mit den Schildereien des unter Bischof Heinrich ausgemalten Evangeliars in der Würzburger Universitätsbibliothek[1]) eine auffallende Aehnlichkeit. In diesem wird der in vier schmalen Columnen nebeneinander geschriebene Text der Evangelienharmonie von einer aus fünf schmucken Säulchen bestehenden Arkade umschlossen, über deren vier kleinere Bögen sich ein Hauptbogen wölbt. Einige derselben scheinen nun fast eine Vorlage für oder eine Abzeichnung von jenen unsers Grabmals zu sein. Die einzelnen Felder zwischen den Säulchen trugen von jeher Gemälde, welche im Jahre 1854 wieder aufgefrischt und ergänzt worden sind. An der Vorderwand sind es die Bildnisse des auferstandenen Heilandes, der Auferstehungsengel, der Frauen, welche mit Balsamgefäßen zum Grabe eilen, und der Wächter; an den übrigen die der Heiligen Kilian, Kolonat, Totnan, Bonifatius, Burkard, Bruno und der Apostel Petrus und Johannes — alle auf Goldgrund gemalt. Nach Gropp[2]) brannte, nachdem man die früher im Innern aufbewahrten Reliquien in einen kunstvollen silbernen Sarg übertragen hatte, der an den Festen auf den Altar gestellt wurde, in dem Grabe selbst eine Lampe; durch die runde Oeffnung pflegten jene, welche an Kopfschmerzen litten, das Haupt hineinzuhalten, um durch die Fürbitte der Heiligen davon befreit zu werden; auch wurden oftmals kranke Kinder hieher gebracht und in das Grab gelegt — Gebräuche, die uns später bei den Ruhestätten anderer Heiligen wieder begegnen werden. Gegenwärtig befinden sich in dem Kiliansgrabe jene Reliquien der Heiligen, welche früher im Hochaltare des Domes niedergelegt waren und im Jahre 1853 an das Neumünster abgegeben wurden. Sie ruhen in einem neusilbernen Sarkophage.

In der Nähe des Grabmals, das noch heute als Hauptaltar der Krypta dient, ist der Kiliansbronnen. Nach der einen Sage soll der-

---

[1]) Mp. th. f. 66.

[2]) A. a. O. S. 68.

selbe schon zu Kilians Zeiten vorhanden gewesen sein, der Heilige mit seinen Gefährten daraus getrunken haben und Herzog Gosbert mit dem Wasser desselben getauft worden sein. Andere, wie Gropp, schreiben seinen Ursprung erst von der Erhebung der Heiligen her. Als nämlich der hl. Burkard den Boden ausgrub, sei das Wasser hervorgesprudelt. Da nun das Volk zu der aus dem Grabe hervorsteigenden Quelle, weil durch die daselbst gelegenen Leiber der Heiligen gleichsam gesegnet, ein besonderes Vertrauen gezeigt, habe man die Grube offen gelassen und später als Bronnen gefaßt. Das Wasser wird noch heute von Kranken vertrauensvoll getrunken und namentlich gegen Augenleiden gebraucht, ein Glaube, der vielleicht in der Erzählung von dem an Atalongus gewirkten Wunder seinen Ursprung hat.

Schließlich ist noch einer Inschrift zu gedenken, welche sich früher im Eingange des Kapitelhauses von Neumünster befand, nunmehr aber verschwunden ist. Einige haben den hl. Burkard selbst für deren Verfasser gehalten; aus den Aufzeichnungen des Dechant Dr. Johann Gantzhorn geht indessen hervor, daß sie von Dr. Engelhard Funk, welcher von 1500—1513 dieselbe Würde bekleidete, verfertigt worden ist[1]. Die Erinnerungen, welche die schon mitgetheilten Aufschriften in dem Besucher von Kirche und Gruft wecken, wollte sie auch in jenen wachrufen, welche das daran stehende Stiftsgebäude betraten:

„Hi sunt, Herbipolis, qui te docuere magistri,
Qua verum coleres religione Deum.
Impia quos tandem jussit Geilana necari
Celavitque sub hunc corpora caesa locum.
Ne turpi sine laude situ defossa jacerent,
Corpora Burcardus sub monumento locat.“

„Diese sind es, die dich o Würzburg haben gelehret,
Wie du den einigen Gott mögest verehren hinfür.
Deßhalb wurden sie auch auf Befehl Geilana's ermordet
Und die Leiber verscharrt an dem verborgenen Ort.
Aus unrühmlichem Grab ließ Burkard ihre Gebeine
Heben und über der Gruft baute das Münster sich auf.“

7. St. Kilian's und seiner Gefährten Verehrung.

Als der hl. Bonifatius den hl. Burkard in seinen neuen Bischofssitz einführte, da soll er die werdende Stadt mit den Worten begrüßt haben: „Du wirst glücklich sein, o Würzburg, und nicht ruhmlos unter den deutschen Städten; magst du gegenwärtig noch hinter manchen anderen zurückstehen, du wirst bald, weil geschmückt mit den Leibern der Martyrer, nicht geringer als jene gehalten werden“ [2]. Man kann behaupten, daß alle kommenden Jahrhunderte daran gearbeitet haben, diese

[1] Serarius bei Ludewig a. a. O. S. 988.
[2] Mabillon, Ann. Bened. saec. III, p. I. pag. 702.

Vorhersage immer mehr zu erfüllen. Die unscheinbare fränkische Herzogsburg ward zu einer der bedeutendsten Städte und sie ward es durch den hl. Kilian. Wie über dem Grabe des Herrn sich die allgemeine Kirche aufgebaut, so ist es in fast allen Ländern das Grab eines Martyrers gewesen, welches für jedes derselben die Wiege des Glaubens geworden ist. Und um die Kirche, die sich über dem Orte erhob, baute die Stadt sich an, von der aus sich mit dem Glauben auch die Bildung über das Land verbreitete. Mit dem Cultus kam die Cultur; der Apostel ward zugleich Städtegründer. Es ist dies gleichsam die fortdauernde Verwirklichung jenes Wortes: „Sepulchrum ejus erit gloriosum — Sein Grab wird glorreich sein." Wir werden diese Wahrheit an all' den Mittelpunkten kirchlichen Lebens in unsrem Franken bestätigt finden, deren jeder ein Lichtherd für einen weiteren oder engeren Kreis geworden ist — am deutlichsten aber tritt sie uns bei Würzburg entgegen:

„Laude digna veneramur et eorum celebramus gesta, festa Orientis in Francia:
Aucta quorum ex favore est praecelsa et honore Herbipolis civitas nunc eximia.
Sanguinis namque effusione et hoc loco sepulturae horum est famosa et decorata.
Triumphantes ergo viros, sanctitate hos tres miros haec et tota recolat Ecclesia."

„Was ihr heiß vollführt in Franken, preisen läßt sich's würdig nimmer,
Euch muß Würzburg ewig danken seinen Glanz und seinen Schimmer.
Ihrem Blut und heil'gem Staube ist's entstiegen schmuck und hehr,
Darum soll es allzeit bringen seinen Helden Preis und Ehr'" —

so singt die alte Sequenz des St. Kiliansfestes und es ist nicht etwa eine dichterische Uebertreibung, sondern die geschichtliche Wahrheit, welche aus diesen Worten redet.

Wenn Bonifatius gerade Würzburg als künftigen Bischofssitz wählte, so geschah dies nicht, weil hier das bereits untergegangene Herzogsgeschlecht geherrscht, sondern weil hier Kilian gelitten hatte. Man errichtete eben da den Altar, wo die Reliquien waren. Diese waren es, welche auch fortan Tausende und Tausende von Wallfahrern, Kaiser und Könige mit eingeschlossen, nach Würzburg zogen. Von ihrer Wunderkraft hat uns die Chronik des Thietmar ein wichtiges Zeugniß aufbewahrt [1]). Nach ihrer Versicherung haben sich bei Uebertragung der Leiber der drei Heiligen in den neuen Dom, die von Bischof Arno angeordnet wurde, nicht weniger als siebenzig Wunder ereignet! Für die erhaltenen Gnaden wollte die Verehrung der Gläubigen sich dankbar zeigen und so erfolgten jene reichen Vergabungen, welche den Grund zu der weltlichen Größe Würzburgs und seiner Bischöfe legten. „Donavit S. Chiliano — Er schenkte dem hl. Kilian; Legavit ecclesiae S. Chiliani — Er vermachte der Kirche des hl. Kilian" — so drücken sich fast alle Schenkungsurkunden aus und sagen uns damit, wem das Bisthum Würzburg seine spätere Bedeutung verdankte. Sein Besitz galt,

---

[1]) Lib. I. c. 3. Pertz, Scriptores III, 735.

wie die Schlußformel bei den alten Verträgen, vorab bei der ältesten Ummarkungsurkunde Würzburgs[1]) aussprach: „joh Chirisahha sancti Kilianes, joh frono, joh friero Franchono erbi — als Kirchengut des hl. Kilian, als Besitzthum und freier Erbtheil der Franken." Wurde darum an den neuen Bischof bei seiner Einführung die herkömmliche Frage gestellt: „Was begehrst du?" so antwortete er: „Das Erbe des hl. Kilian" — ein Wort ebenso wahr in seinem buchstäblichen als schön in seinem geistigen Sinne. In diesem bedeutete es seinen Glauben, seine Liebe, seinen Seeleneifer und für Manche seiner Nachfolger auch sein Martyrium. Nachdem die Bischofsstadt aus dem Grabe der Blutzeugen gleichsam herausgewachsen, kann es nicht befremden, daß der Name des hl. Kilian für gleichbedeutend mit Würzburg gebraucht oder doch mit ihm verbunden wurde. So erzählen bei dem Jahre 793 die Annales Tiliani von Karl dem Großen: „celebravit natale Domini ad S. Chilianum — er feierte das Weihnachtsfest bei St. Kilian" [2]); die Annales Einhardi sagen: „apud S. Chilianum juxta Moenum fluvium — bei St. Kilian am Mainflusse" [3]) und die Annales Laurissenses: „ad S. Chilianum in Wirzinburg — bei St. Kilian zu Würzburg" [4]). Ein Anklang an jenen Sprachgebrauch findet sich noch heute in dem Munde des Volkes, das den gebornen Würzburger mit dem Ausdrucke bezeichnet, er sei mit Kilianswasser getauft.

Als die Stadt des hl. Kilian hat sich denn auch Würzburg schon in den frühesten Zeiten bekannt. Sein ältestes bekanntes Siegel[5]) zeigt das Domgebäude mit drei Thürmen, in dessen rundbogiger Thüre ein Brustbild ist, das wir als das des hl. Kilian betrachten dürfen. In jenem, das 1231 zum erstenmale erscheint, ist die Kirche mit vier Thürmen geschmückt und die halbe Figur im Portale durch eine Umschrift als die des hl. Bischofs bezeichnet. Sie hält in der Rechten den Stab, in der Linken die Palme, das Haupt ist von der Mitra bedeckt und mit einer Glorie umgeben. Dieser Typus erhält sich, wenige Abänderungen abgerechnet, bis zum Jahre 1560. Wie das Siegel der Stadt, so trug auch das des Neumünsters sein Bild. Ein Doppelsiegel vom Jahre 1119[6]) zeigt auf der einen Seite das stehende Bild des Heiligen mit Stab und Buch und der Umschrift Sanctus Kylianus und auf der anderen das eines sitzenden Bischofs mit den gleichen Emblemen, jedoch ohne Mitra und der Legende: Embrico dei gratia Wirce-

---

[1]) Archiv des hist. Vereins f. Unterfranken V, 2, 147.

[2]) Pertz, Script. I, 222.

[3]) Ibid. I, p. 45.

[4]) Ibid. I, 178, 179.

[5]) Vgl. C. Heffner, Würzburgisch-Fränkische Siegel: Archiv des histor. Vereins für Unterfranken XXI, 3, 73.

[6]) AA. SS. Julius tom. II, p. 611.

burgensis ecclesiae epus. Auch von den übrigen Städten des Bisthums nahmen mehrere den Landesapostel in Siegel und Wappen auf[1]). In dem von Bischofsheim bedecken drei Thürme das Haupt des hl. Kilian. Bei dem von Dettelbach thront derselbe in einem Thorgebäude mit zwei Thürmen. Fladungen zeigt sein Brustbild unter dem Spitzbogen einer Kirche. Auch Königshofen im Grabfeld birgt unter seinen drei Thürmen ein Bischofshaupt. Das Gleiche ist bei Neustadt an der Saale der Fall. Daß die Siegel der Bischöfe[2]) mit Vorliebe den Landespatron ausprägten, ist selbstverständlich. Dieselben tragen fast ausnahmsweise bis auf Lorenz von Bibra herab das Bild eines Bischofs. Diejenigen des bischöflichen Vicariates gehen in dieser Form viel weiter herab. Wir erwähnen von jenen nur die, auf denen dieses Bild ausdrücklich durch den beigegebenen Heiligenschein als das des hl. Kilian kenntlich gemacht wird. So zeigt das des Bischofs Adalbero an einer Urkunde von 1069 das Brustbild des Heiligen mit bloßem Haupte, in der Rechten hält er einen ganz einfachen Krummstab, die Linke drückt ein Buch an die Brust. Aehnlich ist eines von Bischof Einhard, während ein anderes von demselben den Landesapostel als Kniestück wiedergibt, das Haupt gleichfalls unbedeckt, und in den jedoch hier ausgestreckten Armen wieder Stab und Buch. Auf dem des Bischofs Erlong aus dem Jahre 1112 erscheint Kilian als Brustbild, baarhaupt, in der Rechten den Bischofsstab, die Linke an der Brust. Die sonstigen Siegel, auf denen die Figur nicht mit dem Nimbus umgeben ist, stellen denselben theils sitzend theils stehend vor, in den Händen bald Stab und Buch, bald Stab und Schwert, hie und da auch nur mit dem Stabe in der Linken, während die Rechte sich segnend erhebt.

Weit allgemeiner als auf den Siegeln sprach sich auf den Würzburgischen Münzen die Verehrung gegen den hl. Kilian aus[3]). In ihnen brachte das ganze Land den Schutzheiligen seine Huldigung dar. Es sind dabei drei Arten zu unterscheiden: solche, auf denen Kilian allein, solche, auf denen er mit seinen Gesellen und solche, auf denen er im Verein mit anderen Heiligen dargestellt wird.

Die älteste Würzburger Münze der ersten Art ist ein silberner Denar, welcher auf der Vorderseite das Brustbild des Heiligen mit der

---

1) Heffner a. a. O.

2) Ebenda.

3) Vgl. Gropp, Collectio I, 174. 277. 300. 310. 394. 430. II, 222. 287. 303. 462. 509. 515. 532. 547. 632. 674. 688. 718. — Schneidt, thesaur. jur. francon. I, 471—80. II, 476—85. 2909—14. — Die Münztafeln zu Th. Grebner's nicht veröffentlichter Münzgeschichte, worüber Th. Henner im Archiv XXIII, 91. — J. Rost's nur bis zu Bogen 7 gedruckter: Versuch einer vollständigen Beschreibung sämmtl. Münzen und Medaillen. Meiningen 1831. — G. J. Keller's Schriften über würzburgische Numismatik im Archiv des histor. Ver. Bd. V—VII, IX—XI. — A. Schäfflers Auszug aus L. Fries' „hoher Registratur" ebenda XXII, 33 und A. Rulands Abhandlung ebenda XXIII, 1. — J. Gutenäcker Festrede... Archiv V, 1, 165 und dessen Schrift: Die fürstbischöfl. bamb. und würzb. Münzen und Medaillen in ihren sinnbildlichen Darstellungen in der Vierteljahrsschrift für kathol. Theologie. Wien 1867. Heft 6.

Umschrift Kilianus und auf der Rückseite um ein mit einem Perlenkranze umrahmtes Kreuz die Worte: OTO IMPER trägt. Eine andere ähnliche unterscheidet sich von jener vorzüglich dadurch, daß sie statt des Brustbildes nur den Kopf des Heiligen zeigt. Beide werden in die Zeit Kaiser Otto's III. 984—1002 verlegt. Alle übrigen Würzburger Denare, von denen des Bischofs Mainhard angefangen, zeigen auf der Vorderseite den Bischof theils sitzend, theils in halber Figur, welcher in der Rechten ein blankes bald über den Schoos gelegtes, bald aufrecht gehaltenes Schwert und in der Linken gewöhnlich ein aufgeschlagenes Buch hat. Die Embleme sind auch öfter Kreuz und Buch, oder Schwert und Stab, Stab und Buch, Stab und Fahne, Schwert und Kreuz, Schwert und Fahne. Die Rückseite ist theils eine Kirche — der Dom, theils das Würzburgische Monogramm: Bruno episcopus, theils ein Bannerträger, theils das Familienwappen des Bischofs, theils der Fränkische Rechen. Die Umschrift der Vorderseite gibt den Namen des betreffenden Bischofs, die der Rückseite enthält zumeist das Wort Wirciburg. Man hat in den beiden Emblemen von Schwert und Buch oder Stab die bloße Symbolisirung der geistlichen und weltlichen Gewalt der Bischöfe von Würzburg und Herzoge von Franken sehen wollen.[1]) Wir weisen diesen Gedanken nicht ab, aber wir fügen hinzu, daß es nicht der erste und hauptsächlichste ist, der ausgedrückt werden sollte. Zunächst bezeichnet der Bischof den hl. Kilian. Auf einer dieser Münzen, welche den Bischof mit Schwert und Fahne, also gerade dem Symbole des Herzogthums zeigt[2]), steht vor dem Bilde ein deutliches K, wodurch dasselbe ausdrücklich als St. Kilianus bezeichnet wird. Dazu kommt, daß das Schwert, wie es als Zeichen der weltlichen Gewalt dient, zugleich auch das des Martyriums des hl. Kilian ist. Stehend in voller Gestalt, zwischen zwei thurmartigen Reliquiengehäusen, tritt Kilian zuerst auf zwei silbernen Bracteaten oder Hohlmünzen Bischof Sifrids auf. Mit Gottfried von Limburg beginnen die batzenartigen Gepräge mit der stehenden Figur des Heiligen und der Umschrift Sanctus Kilianus und werden von Johann von Grumbach und Rudolph von Scherenberg fortgesetzt. Unter Lorenz von Bibra verwandelten sich diese Münzen in Schillinger, welche von 1496 an mit der Jahreszahl versehen sind. Solche wurden von allen Bischöfen bis zur Säcularisation herab, nur Konrad von Thüngen, Konrad von Bibra, Melchior von Zobel, Julius Echter, Johann Gottfried von Aschhausen und Johann Philipp Franz von Schönborn ausgenommen, geschlagen. Abgesehen von den Schillingern des Friedrich von Wirsberg, welche statt des Landesapostels den Reichsapfel und die Werthzahl mit dem Namen des Kaisers als Umschrift tragen, zeigen alle die ganze Figur und den Namen des hl. Kilian auf der einen und

[1]) Gutenäcker a. a. O. S. 16.
[2]) Schneidt I. tab. IV nr. 42.

das Wappen des Fürstbischofs mit dessen Namen auf der andern Seite. Franz von Hatzfeld und Johann Philipp von Greiffenklau prägten daneben noch sogenannte Kiliansbatzen. Als zuletzt die Zwanziger aufkamen, gab Franz Ludwig von Erthal auch diesen das Bild des Martyrer-Bischofs. Es lag offenbar eine Absicht darin, daß man gerade den kleineren Münzen, die in großen Massen geprägt wurden, mit Vorliebe das Bild des Landesheiligen aufdrückte. Sie kamen in die Hände Aller, auch der Aermsten, und sollten so im ganzen Volke die Erinnerung an den Landes-Patron wach erhalten. — Allein auch unter den höheren Kreisen des Volkes wollte man das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Verkünder des Glaubens beleben. Deshalb erscheint das Bild Kilians auch auf Thalern, Goldmünzen und Medaillen, die in den Familien als Schatzgeld hochgehalten, in den Kirchen als Opfer gebracht, zu Pathengeschenken benützt, als Andenken an Freunde gegeben und als Schmuck von Frauen und Jungfrauen getragen wurden. Thaler, auf denen der hl. Kilian allein dargestellt ist, finden sich von den Bischöfen: Conrad von Thüngen, Melchior von Zobel, Friedrich von Wirsberg, Julius Echter, Johann Gottfried von Aschhausen, Philipp Adolph von Ehrenberg, Franz von Hatzfeld, Johann Gottfried von Guttenberg, Adam Friedrich von Seinsheim und Franz Ludwig von Erthal. Auf all diesen Geprägen, seien es nun ganze, halbe, Viertels- oder Sechstelsthaler, zeigt sich der Bischof mit Ornat und Inful, das blanke Schwert in der Rechten und den Stab in der Linken haltend, gewöhnlich in ganzer, zuweilen in halber Figur, meistens stehend, selten sitzend, bald mit dem bischöflichen Wappen, bald ohne dasselbe, jetzt mit dann wieder ohne den Heiligenschein, theils ohne nähere Bezeichnung, theils durch die Buchstaben S. K. kenntlich gemacht, theils mit Umschrift versehen, wie: Sanctus Kilianus Episcopus — Sanctus Kilianus Episcopus et Martyr — Sanctus Kilianus. Hic plantavit, alter rigavit, Deus incrementum dedit. (1. Epist. ad Corinth. c. 3. v. 6.) — Sanctus Kilianus Francorum Apostolus. Die fünf verschiedenen Thaler, welche der einzige Julius mit dem Bilde Kilians schlagen ließ, geben dem Landesapostel unverkennbar den Porträtkopf des Fürstbischofs. Das Gleiche gilt von den meisten der sechs ganzen und vier halben Kiliansthaler, die wir von Philipp Adolph von Ehrenberg besitzen. Eine Ausnahme von der herkömmlichen Darstellungsweise macht der sogenannte Herzogsthaler Adam Friedrichs von Seinsheim. Der Avers hat den Fürstbischof im Herzogsmantel und die Umschrift: Adam Fried. D. G. Franc. Orient. Dux. Im Revers zeigt sich rechts das fürstbischöfliche Bamberg-Würzburgische Wappen mit dem Seinsheimschen Herzschilde, welches von einem aufrechtstehenden Löwen gehalten wird und links steht der hl. Kilian mit Schwert und Stab; die Legende aber lautet hier: Adam Fried. D. G. Ep. Bam. et Wir. S. R. J. Pri. und im unteren Abschnitte: X. eine feine Mark. 1766. — Auch die beiden ersten Goldmünzen von Lorenz von Bibra 1506 und

1508 geprägt, sind mit dem Bilde des Heiligen geschmückt. Außerdem erscheint dasselbe allein noch auf den Goldgulden und Dukaten des Julius, Philipp Adolph und Franz Ludwig bald in halber bald in ganzer Gestalt. — Unter den Medaillen tragen von den Sedisvacanzmünzen, welche das Kapitel bei Erledigung des bischöflichen Stuhles schlagen ließ, das Bild des hl. Kilian allein die beiden vom Jahre 1749, die kleinere von 1754 und die gleiche von 1779. Um den Mittelpunkt, welchen auf der einen Seite das Wappen des Hochstifts, der fränkische Rechen, entweder allein oder wie auf den beiden letzteren zugleich mit denen des Dompropstes und Domdechants, auf der anderen Seite aber die stehende Figur des hl. Kilian bildet, laufen im Kreise die Schilder der sämmtlichen Domherrn. Von den sonstigen Denkmünzen gehört nur noch eine, aber vielleicht die prächtigste aus allen hieher. Es ist dies die 10 Loth schwere silberne Medaille des Fürstbischofs Christoph Franz von Hutten. Der Avers zeigt das Bild des Fürsten mit seinem Namen als Umschrift; der Revers stellt die Stadt Würzburg dar, über ihr hoch in den Wolken schwebend den hl. Kilian, welcher die vor ihm knieende, sich auf das bischöfliche Wappen stützende und den Heiligen mit den Worten der Umschrift: „Benedic haereditati Tuae. Psal. 79 — Segne dein Erbe" um seinen Segen bittende Franconia mit gehobener Rechte segnet.



Denkmünze von
Christoph Franz von Hutten.
Johann Philipp Franz von Schönborn.

Man begnügte sich indessen nicht, blos den hl. Kilian darzustellen;

eine zweite Reihe von Münzen nimmt auch seine beiden Gefährten auf! Die erste derselben ist die große 16löthige Medaille des Johann Philipp von Greiffenklau. Sie zeigt auf der Vorderseite Bild und Namen des Fürsten und auf der Rückseite auf Postamenten die drei Landesapostel, Kilian mit Stab und Schwert, Kolonat mit Kelch und Palmzweig, Totnan mit Buch und Palme, nebst der Ueberschrift: HaC Magna TrJaDe patroCInante — Unter dem Schutze dieser großen Dreizahl." Nach dem in derselben enthaltenen Chronostichon — C. M. I. D. C. I. — stammt sie aus dem Jahre 1702. Dasselbe Gepräge, nur kleiner, kehrt in einer 8 Loth schweren Medaille wie in einem Dukaten wieder. Auch Johann Philipp Franz von Schönborn ließ zum Andenken an seine am 18. September 1719 erfolgte Bischofswahl eine schöne 16 Loth schwere silberne Medaille schlagen, die auf dem Avers sein Porträt mit Namen und Titel, auf dem Revers Kilian, Kolonat und Totnan und im Hintergrunde eine Landschaft zeigt. Während der untere Abschnitt den Tag seiner Geburt und Wahl angibt, ruft der Fürstbischof in der Umschrift: „Laudate Dominum in Sanctis ejus — Lobet Gott in seinen Heiligen" gleichsam als sein erstes Wort seinem Volke zu. Von den späteren Würzburger Münzen sind noch ein Thaler Franz Ludwigs und ein Zwanziger Georg Karls von Fechenbach mit den drei Stiftsheiligen und der Legende: „S. Kilianus Cum Sociis Francorum Apostoli — der hl. Kilian mit seinen Gefährten, die Apostel der Franken" ausgeprägt. —

Wie im Verein mit seinen Gefährten, so tritt uns Kilian endlich auf einer dritten Reihe von Münzen auch in Gesellschaft von anderen Heiligen entgegen. Da ist es denn vor Allen die Mutter Gottes, mit der er zusammen dargestellt wird. Die Liebe zu Maria unter allen Würzburger Bischöfen zuerst auf Münzen ausgesprochen zu haben, ist das Verdienst des großen Julius. Er that dies auf zwei Dukaten ohne Prägejahr. Sein dritter Nachfolger Franz von Hatzfeld ließ vier ganz ähnliche Thaler in den Jahren 1637, 1638, 1640 und 1641 schlagen. Die genannten sechs Münzen enthalten im Avers Namen und Titel des Münzherrn als Umschrift, dann den hl. Kilian mit Schwert und Stab und unter ihm das bischöfliche Wappen. Der Revers zeigt die Mutter Gottes mit dem Christkinde auf dem linken Arm und dem Reichsapfel oder Scepter in der Rechten, auf Wolken sitzend und von Strahlen umgeben und unter ihr den Reichsadler mit dem österreichischen Herzschilde und der Legende: „Invicti patriae custodes — die unüberwindlichen Schutzwächter des Vaterlandes." — Eine andere Art sind wieder die Münzen, welche die Vereinigung der Bisthümer Würzburg und Bamberg wie Würzburg und Mainz unter einem Hirten feiern. Jene fand statt 1618, 1637, 1659 und 1729 und wieder 1755, um von da an bis zur Säcularisation zu währen. Nur die Medaillen der drei erstgenannten Jahre gehören indessen hieher. Die beiden ersten, näm-

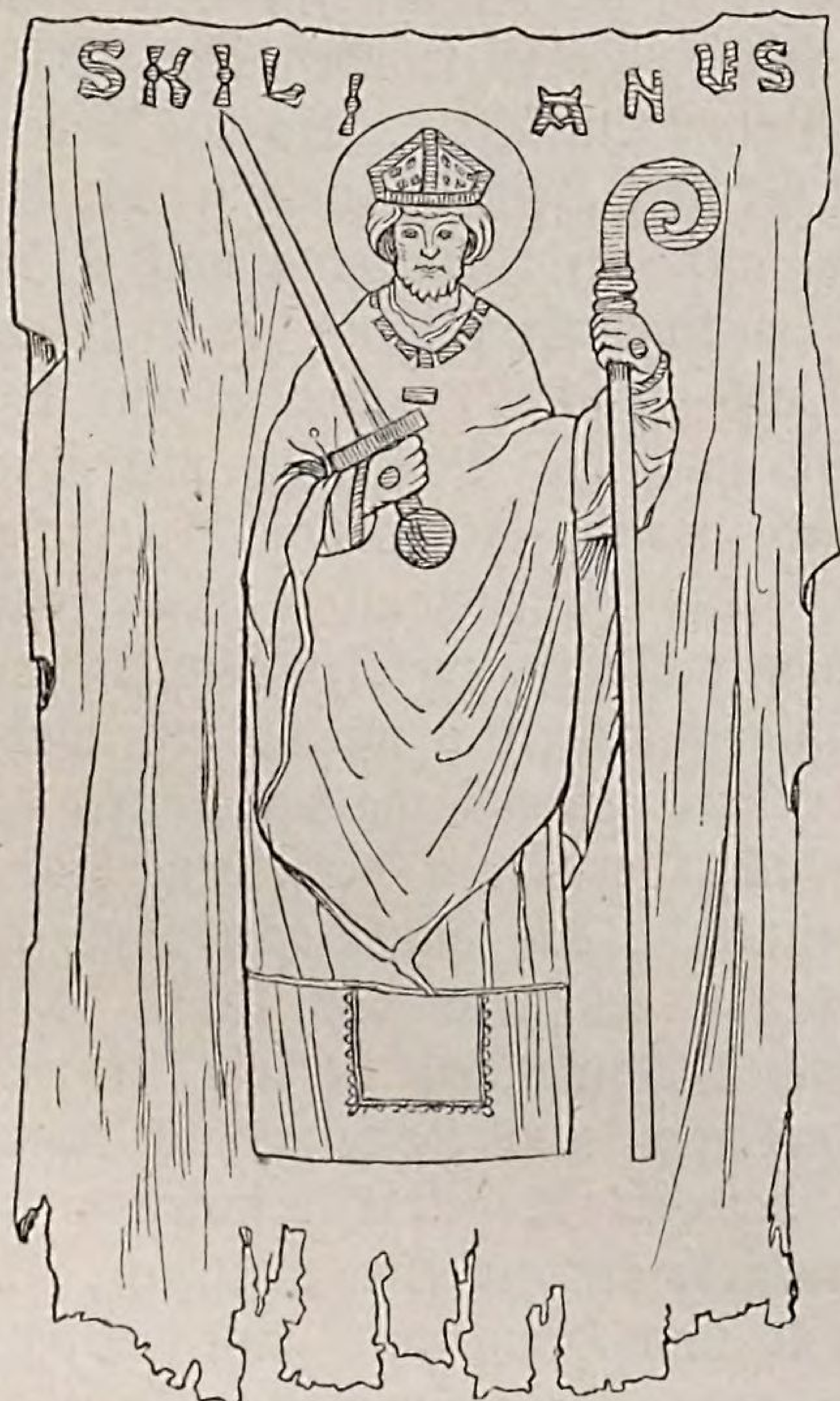
lich die eine vom Jahre 1618 unter Johann Gottfried von Aschhausen und die andere vom Jahre 1637 unter Franz von Hatzfeld unterscheiden sich nur durch Namen und Wappen der Münzherrn und die Prägungsjahre. Auf der Vorderseite bei beiden steht rechts der Bamberger und links der Würzburger Dom, dieser in seiner alten Gestalt mit der „Grede"; unten befindet sich das Wappen, im Umkreise der Name des betreffenden Bischofs. Auf der Rückseite stehen sich die Brustbilder der beiden Patrone: des Kaisers Heinrichs II. und des Franken-Apostels Kilian gegenüber, jener mit Scepter, dieser mit Schwert. Die Schrift heißt in der Rundung bei beiden: S. Henricus 1024. S. Kilianus 688, mit welchen Zahlen die Todesjahre der Heiligen bezeichnet werden wollen und nennt unten im Abschnitte das jeder eigene Prägungsjahr. Es ist dies dieselbe Münze, welche Gropp als ein Zeugniß dafür anruft, daß Kilian im Jahre 688 gestorben sei. Die dritte hierher gehörige Münze ist die seltene ovale Gußmedaille des Peter Philipp von Dernbach, welche auf dem Avers das Brust-Bild des Fürsten und auf dem Revers die hl. Heinrich, Kunigunde und Kilian, über ihnen das Wort „Concordia — Eintracht" und unter ihnen das Bamberg-Würzburgische Wappen von Engeln gehalten zeigt. Würzburg und Mainz waren nur einmal unter Johann Philipp von Schönborn vereinigt; allein diese Vereinigung sollte geistiger Weise immer dauern, indem unter diesem Fürsten beide Stifte ein geistiges Bündniß eingingen, nach welchem Würzburg das Fest des hl. Martin und Mainz das des hl. Kilian für ewige Zeiten in feierlicher Weise zu begehen versprachen. Das Gedächtniß hieran erhält eine ovale Medaille, mit dem hl. Martin, der vom Pferde herab ein Stück seines Mantels einem Bettler gibt und den Wappenschildern von Mainz, Würzburg und Schönborn auf der einen und dem hl. Kilian mit denselben drei Wappen auf der andern Seite. Dort lautet die Schrift: Confraternitas Sancti Martini MDCLVII. hier: Confraternitas Sancti Kiliani MDCLVII. — Wie Kilian allein mit anderen Heiligen verbunden wird, so treten Kilian, Kolonat und Totnan gemeinsam mit anderen Heiligen auf. Die größeren Sedisvacanzmünzen von 1754, 1779 und die von 1795 enthalten statt des Einzelbildes des Landespatrons oben in Wolken und Strahlen Maria mit Jesukind und Scepter, zu ihren Füßen die hl. Kilian, Kolonat und Totnan knieend. Auf einem Goldgulden Johann Philipps von Greiffenklau ohne Jahreszahl und Umschrift wird die Zahl der aufgenommenen Heiligen noch größer. Auf der einen Seite überragen die drei Stiftsheiligen das von Engeln gehaltene bischöfliche Wappen, auf der andern stehen über dem von zwei Greifen gefaßten Schilde mit der Herzogsfahne Maria mit dem Kinde zwischen Johannes Evangel. und Philippus, den Namenspatronen des Fürsten. Die jüngste Münze endlich, welche noch zu erwähnen ist, ist die auf das eilfhundertjährige Jubiläum des Bisthums Würzburg geschlagene Medaille. Sie hat im Avers den Dom zu Würzburg mit

der Umschrift: Cathedra Episcopalis Wirceburgensis Saeculum Undecimum celebrat. MDCCCXLIII. (Der bischöfliche Stuhl von Würzburg feiert sein eilfhundertjähriges Bestehen. 1843.) und im Revers die hl. Kilian, Bonifaz und Burkard auf Postamenten mit ihren Namen, zwischen den beiden ersten das Wappen des Bischofs Georg Anton von Stahl, zwischen den beiden letzten das des Stiftes mit der Umschrift: Deus incrementum dedit (Gott gab Gedeihen). — Diese Bildnisse der Landesheiligen auf den verschiedensten Geprägen zeigen uns so recht den Geist der christlichen Vergangenheit. Alles sollte in den Dienst des Glaubens gezogen werden, um diesen Glauben zu predigen, und so suchte man selbst dem Gelde, das an sich nur das Mittel des irdischen Erwerbes ist, den Stempel des Höheren aufzudrücken.

Die bildliche Verehrung des hl. Kilian wurde aber auch von den andern Künsten gepflegt. Würzburg darf sich rühmen, daß das erste Buch, welchem ein Kupferstich eingedruckt ist, in seinen Mauern entstanden ist. Es ist dies das Meßbuch, welches Rudolph von Scherenberg durch Jeorius Ryser im Jahre 1481 drucken ließ. Der Bischof schickte demselben einen Brief voraus, in welchem er — wohl das sprechendste Zeugniß für die Förderung, welche die neue Kunst von Seite der Kirche fand — Allen jenen, die zu dem Drucke durch Rath und That beigetragen oder zu dessen Verbreitung durch Kauf und Gebrauch mitwirken würden, einen Ablaß ertheilt und zu dessen Bestätigung sein und des Kapitels Wappen beisetzen ließ. Von diesen beiden Wappen, welche in Kupfer gestochen unter den Ablaßbrief gesetzt sind, zeigt das des Kapitels den fränkischen Rechen von zwei Engeln getragen und von dem hl. Kilian mit Schwert und Stab gekrönt. — Von den anderen Werken, welche die Kunst zu Ehren des Frankenapostels geschaffen, soll für Würzburg nur auf die großen Standbilder der drei Heiligen auf der Mainbrücke, an der Facade von Neumünster, und an die Kiliansstatuen über dem Eingange zum Bruderhofe, in der Hofkirche, in der auf Marienberg, sowie an die reichen Deckengemälde mit der Darstellung ihrer Marter im Neumünster, in der Hofkirche und der Kapelle auf dem Nikolausberge erinnert werden. Wollten wir die übrigen Denkmäler, die unsere Heiligen ehren, verfolgen, so müßten wir einen Weg machen, der uns bis tief in den Süden nach Subjaco führen würde, in dessen ehrwürdigen Räumen uns das Standbild Kilians unter denen der Martyrer des Benedictinerordens begegnet.

Wie St. Kilian gleichsam das gesammte bürgerliche Leben beherrschte, so war er auch der Patron, unter dessen Schutz unsere Voreltern ihre Schlachten schlugen. Sein Bild prangte auf ihren Kriegsfahnen, sein Name war ihr Feldgeschrei. Als im Jahre 1266 nach einer streitigen Bischofswahl Graf Berthold von Henneberg ohne die Entscheidung des Papstes abzuwarten, sich mit Waffengewalt des Bisthums bemächtigen wollte, zog ihm der Stiftspfleger Berthold von Sternberg zur Abwehr

entgegen. Eine große, mit dem Bilde des hl. Kilian geschmückte und im Dome geweihte Standarte ermuthigte seine Truppen, so daß sie am 7. August, dem Tage des hl. Cyriakus, bei Kitzingen einen entscheidenden Sieg über die Gegner errangen. Zum Andenken dieses Tages wurde bis zur Auflösung des Fürstbisthums alljährlich am 8. August eine feierliche Prozession der Geistlichkeit und der Bürgerschaft abgehalten, wobei das Heiligthum Kilians und das Siegespanier, mit Kränzen umwunden, umhergetragen wurde. Die Fahne, früher im Dome verwahrt und nun in der Sammlung des historischen Vereins, besteht aus einem langen weißgrauen Leinwandstreifen. Auf der Vorderseite prangt das



Das Panier des hl. Kilian.

in Umrissen gezeichnete und zum Theil mit gelbem und grünem Seidenzeuge übernähte Bild, über welchem in Buchstaben, aus braunem Leder geschnitten, der Name Kilians zu lesen ist. Die Rückseite zeigt oben in zwei Zeilen mit Buchstaben aus schwarzem Tuche die Aufschrift: Anno domini MCCLXVI factus est conflictus in die Sci Cyriaci (Im Jahre des Herrn 1266 fand die Schlacht statt am Tage des hl. Cyriakus), unter welcher sich ein aus vier Lederstreifen gebildetes Kreuz befindet; der untern Hälfte ist ein Bruchstück einer prachtvollen aus farbiger Seide und türkischem Garne gefertigten Stickerei aufgenäht, welche einen Kaiser in orientalischem Schmucke mit zwei über Kreuz gehaltenen scepterähnlichen Stäben und von zwei zurückschauenden Adlern getragen, vorstellt [1]). — Noch ein anderer Sieg wird ausdrücklich dem Schutze St. Kilians zugeschrieben. Unter dem Bischofe Otto von Wolffskeel überfiel der gewaltige Ritter Luitpold Küchenmeister von Nortenberg mit vielen Adeligen aus Bayern, Franken und Schwaben am 15. Juli 1338 die Stadt Ochsenfurt. Obwohl bereits in die Stadt gedrungen, wurden sie von den herzhaften Bürgern im Vereine mit den schnell von Würzburg herbeigeeilten bischöflichen Reisigen, welche das Bildniß des hl. Kilian in ihrem Banner führten, daraus vertrieben und theils erschlagen, theils gefangen. Luitpold selbst verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Rosses, auf dem er sich bei seiner

[1]) (A. Reuß) Monumenta Kilianea. I. Das Cyriakuspanier. Würzburg 1844.

Flucht noch einmal umgesehen und das damals wohlbekannte Lied „Uebel gewonnen, übel verloren" gesungen haben soll. Die Brücke, in deren Nähe das Gefecht stattfand, trägt davon bis heute den Namen der „rothen Brücke". Zur Danksagung aber für den erhaltenen Sieg gelobte die Stadt eine jährliche Prozession auf den achten Tag nach dem Feste des hl. Kilian, welchem Gelübde sie bis heute treu geblieben ist.[1])

Den schönsten Ausdruck fand die Verehrung der fränkischen Landesheiligen in der Begehung ihr Festes. So prächtig dasselbe auch heute noch gehalten wird, so ist doch unsre Feier nur ein schwacher Wiederschein jenes Glanzes, mit dem der Tag des hl. Kilian im Mittelalter und noch zur Zeit der letzten Fürstbischöfe geehrt worden ist. Schon frühzeitig wurde hiebei ein besonderer Prunk entfaltet. So lud bereits im Jahre 994 Bischof Bernward den Grafen Heinrich und seinen Anherrn Markgraf Leopold von Oesterreich auf den Kilianstag nach Würzburg ein, um das Heiligthum zu sehen, welcher Einladung sie auch entsprachen.[2]) Unter Bischof Embrico (1125 — 1127) wurden von dem gelehrten Johannes Gallicus die Messe und die Tagzeiten mit ihren schönen Hymnen und Sequenzen verfaßt, welche bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts gebräuchlich waren[3]). Die Bedeutsamkeit des Festes wurde noch erhöht durch den vollkommenen Ablaß, welchen Papst Bonifacius IX. im Jahre 1411 allen denjenigen ertheilte, welche mit wahrhaft bußfertiger Gesinnung während der drei ersten Tage des Festes den Kiliansdom besuchten. Immer mehr wuchs der Glanz desselben, bis es sich zu einem großartigen Volksfeste gestaltete, das durch acht Tage gefeiert wurde. Die Vesper am Vorabende eröffnete dasselbe[4]). Von Nah und Fern eilten die Gläubigen nach Tausenden herbei; einzelne Gemeinden, wie Veitshöchheim, Randersacker und Heidingsfeld kamen in wohlgeordneten Prozessionen. Aus der Stadt selbst erschienen die Pfarreien von St. Peter mit den Benedictinern zu St. Stephan, St. Burkard mit den dortigen Stiftsvicaren und Haug mit seinen Stiftsherren, sämmtliche mit ihren Reliquien oder „Heilthümern". Von der Marienkapelle auf dem Markte, dem gemeinsamen Versammlungsorte, bewegte sich sodann der Zug zu dem Dome. Am Portale erwarteten ihn das Domkapitel und die Chorherren von Neumünster. Nachdem die einzelnen Genossenschaften ihre Heiligthümer vor dem Pfarraltare niedergestellt hatten, begann die erste Vesper, welche der Fürstbischof selbst abhielt. — In wahrhaft bräutlichem Schmucke erschien an diesem Feste die erste Kirche des Bisthums. Grüne Maien wechselten mit hohen

---

[1]) J. B. Keßler, Beschreibung von Ochsenfurt. Würzburg 1845. S. 5.

[2]) Vgl. Fries bei Ludewig S. 445.

[3]) Ebenda S. 516.

[4]) Gropp, Lebensbeschreibung S. 55 ff. Gropp, Collectio II, 96 ff. Archiv des historischen Vereins IV, 1, 91. 144 ff. Niedermayer, Kunstgeschichte S. 393 ff.

Kerzenpyramiden. Die Wände des Chors waren mit jenen wundervollen noch vorhandenen Teppichen behängt, welchen die Marter der drei Apostel eingewebt ist. Sie wurden von Oswald Onghers entworfen und von Boumans in Antwerpen gewirkt. Der Altar selbst strahlte im reichsten Silberschmucke. Der Altartisch war umkleidet von einem silbernen Antependium im Gewichte von 531 Mark $4^3/_4$ Loth, welches der Dechant Christoph Franz von Rosenbach gestiftet; über ihm erhob sich, auf Kosten des Domkapitels beschafft, ein silberner Tabernakel, nicht weniger als 719 Mark $7^1/_4$ Loth schwer: er barg die Monstranz, ganz von Gold mit 403 Brillanten und 92 Rubinen besetzt und mit Perltrauben geziert, $835^3/_{16}$ Kronen auswiegend, von einem Ostein geschenkt, sammt dem Prachtkreuze von Gold mit Silberfuß und einer von Diamanten blitzenden Krone. Um den Tabernakel reihten sich silberne Blumenkrüge, Blumenkränze und zahlreiche zum Theil mehrarmige Leuchter, von denen die beiden großen zu Seiten des Altars allein 523 Mark wogen. Auch die Kanontafeln und Meßpulte waren von Silber. Im Hintergrunde baute sich eine reiche Pyramide von silbernen Heiligenstatuen auf. Da standen das Muttergottesbild von 183 Mark 6 Loth, das Standbild des Apostels Andreas, als des Kirchenpatrons, von 109 Mark, die Bilder Kilians, Colonats und Totnans von 99, 97, 102 Mark, alle drei von Faust von Stromberg (1673) gestiftet, die Statuen Burkards und Bruno's von zusammen 283 Mark, der übrigen Reliquiarien und Bildertafeln in getriebener Arbeit, wie z. B. des lieblichen Kunigundenschreins mit den zwölf kleinen Statuen der Apostel oder des überaus kostbaren Bildwerks mit der Ermordung der drei Heiligen, gar nicht zu gedenken. Auf den Stufen des Altars prangten die vier großen Apostelleuchter des Heinrich von Ostein (1697) mit einem Werthe von 317 Mark $4^1/_2$ Loth. Dieser Reichthum erstreckte sich bis auf die Evangelien- und Epistelpulte, die Credenztische und die Vesperstühle herab, die alle aus gediegenem Silber kunstreich gebildet waren. Das große Chorpult von Ph. Fuchs von Dornheim (1728) wog 363 Mark, das große Evangelienpult mit den vier Evangelisten von Friedrich Karl von Ostein (1718) 293 Mark $12^1/_4$ Loth, der große Credenztisch von Vitus von Würtzburg 286 Mark 5 Loth, der kleinere von Sickingen 19 Mark, die drei Silbersessel von Franckenstein 85 Mark. Der Lichtglanz, welcher vom Hochaltare ausströmte, wurde erhöht durch die Hängeleuchter und Ampeln, welche von dem Gewölbe des Chores funkelten. Jener waren es zwei, einer mit 18 Armen, zu 155 Mark $11^3/_4$ Loth, ein anderer mit 16 Armen zu 39 Mark 12 Loth; von diesen wogen vier größere von Carl Friedrich Voit von Rieneck allein 243 Mark. Wie der Hauptlatar, so waren nicht minder die Nebenaltäre mit Geräthen aus Edelmetallen bestellt. Nennt doch das Verzeichniß neben mehreren goldenen Kelchen und Kußtafeln noch eine ansehnliche Zahl von Cruzifixen, Leuchtern, Lampen, Zierrathen, Statuetten aus Silber, die sich im Cither

des Kiliansdomes befanden. Leider leben alle diese Schätze nur noch in der Erinnerung. Ein Theil derselben wurde im Jahre der Noth 1795 in die Münze gegeben und in Geld umgeprägt, das zum Gedächtniß die Aufschrift: „pro patria — Für das Vaterland" erhielt; den andern verschlang die Säcularisation. — Während der Vesper durchritt ein fürstlicher Beamter die Stadt und verkündete an vier Plätzen die sogenannte „Freiheit", d. h. er rief öffentlich aus, daß Jeder, der wegen irgend eines Verbrechens aus der Stadt oder dem Lande verwiesen war, ohne Gefahr an dem Feste und den zwei folgenden Tagen die Stadt betreten und sich darin aufhalten dürfe. Die Theilnahme an dem allgemeinen Ehren- und Freudenfeste sollte eben Niemand verwehrt sein. Desgleichen wurden nach uraltem Gebrauche die Domkirchner nach dem Stockhause geschickt, um die dortigen Gefangenen herauszuführen, welche dann bei der Prozession vor dem Kreuze hergingen und nach geleisteter Urphede entlassen wurden, gewiß ein sinniges Zeichen von jener geistigen Freiheit, welche der Welt vom Kreuze kam und von Kilian zuerst den Franken gepredigt wurde. Eine Stunde nach abgehaltener Vesper und Complet wurde die Mette gesungen, welche Feier der Domdechant zu leiten hatte. Am Festtage selbst fand nach Absingung der kleinen Tagzeiten morgens 6 Uhr das Frühamt statt, welchem die Predigt — eine Ehrenpflicht des Weihbischofs — folgte. Darauf begann die feierliche Prozession von dem Dome zu dem Grabe des hl. Kilian, die wieder der Fürstbischof selbst führte. Er erschien an diesem Tage in vollem Glanze seiner geistlichen und weltlichen Macht. Von seiner Hofhaltung bis zum Dome waren in langen Reihen sämmtliche Fähnlein seiner Streiter, oft an 6000 Mann, aufgestellt; hinter dem Dome befand sich die Bürgerwehr und zwar versah in jedem Jahr ein anderes Stadtviertel den Dienst. Ihre Hüte waren mit grünem Laub geschmückt, wie auch die Priester an diesem Tage ihr Haupt zu bekränzen pflegten. Die Straßen, durch welche sich die Prozession bewegte, prangten im Schmuck von Laubwerk, Blumen und Fahnen. Vor dem Allerheiligsten gingen die Ordensgeistlichen und der Pfarrklerus der Stadt, die 38 Stiftsherren von Haug, in gleicher Anzahl die von Neumünster, die 18 Vicare des Ritterstiftes St. Burkard, die 85 Kapitulare, Domizellare und Vicare des hohen Domstifts und sodann der Stiftsmarschall mit dem blanken Schwerte und ein Domizellar mit der herzoglichen Fahne. Sämmtliche Kapitulare waren in reiche Chormäntel gekleidet. In der Gruft des hl. Kilian war an diesem Tage der kostbare silberne Sarg mit den darin befindlichen übrigen Reliquien der Heiligen auf dem Altare ausgestellt. Nach der Rückkehr in den Dom hielt der Fürstbischof das feierliche Hochamt ab, wobei ihm 5 Diakonen und 5 Subdiakonen, nämlich zwei Domherren, zwei Domizellare und je zwei von jedem der drei Nebenstifte dienten. Während desselben opferten Abgeordnete von auswärtigen Klöstern z. B. der Prior der Karthause Ast-

heim, der des Klosters Birklingen einen Goldgulden; beim Gloria, Sanktus und bischöflichen Segen wurden von den Bürgern dreifache Freudenschüsse abgegeben. Nach der zweiten Vesper kehrten die auswärtigen Pfarrgemeinden mit ihren Heiligthümern wieder heim, von der Geistlichkeit des Doms und Neumünsters sowie von der Domer Schuljugend bis zur Rathhauskapelle begleitet. Während hier die Vicare die Todtenvesper sangen, wurden unter die Schuljugend Wecke und Dreier ausgetheilt, den Kanonikern aber von dem Stadtrathe ein Ehrentrunk vom besten Frankenwein gereicht. Hierauf kehrte die Prozession wieder in den Dom zurück. Während der Oktave wurde täglich im Dom ein feierliches Hochamt gehalten, wozu der Weihbischof und die Aebte und Prälaten der Stadt und Umgegend der Reihe nach gebeten wurden. Den Schluß der achttägigen Kiliansfeier bildete eine große Prozession rings um die Stadt, an welcher die Mitglieder aller Stifte, sämmtlicher Pfarreien und der zahlreichen Klöster Antheil nahmen. Die Heiligthümer, welche alle diese mit sich trugen, verliehen derselben ein besonderes Gepränge. Nach der Prozession fand noch ein Hochamt durch den Weihbischof statt.

Der kirchlichen Feier schlossen sich gemäß der alten Sitte auch weltliche Lustbarkeiten an. So gaben die jungen Domherren jährlich im „Grünen Baum", dem heutigen Grafen-Eckhart, dem Adel zu Ehren den „Kilianstanz", für welchen das Kapitel als solches zwei Eimer Wein oder acht Gulden bewilligte, jeder Domherr aber nach einem Beschlusse des Jahres 1577 bei seiner Aufschwörung zwei Gulden zahlen mußte. Der Kilianstanz erhielt sich durch Jahrhunderte und erlosch erst im dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1484 hielten mehrere Edelleute am Tage nach St. Kilian auf dem Judenplatze, dem heutigen Markte, ein Stechen, dem gleichfalls ein Tanz folgte, wobei die Frauen und Jungfrauen „gar cöstlich gekleidet" erschienen. Damit aber auch der gemeine Mann ein Ergötzlichkeit genieße, hatte das Ritterstift St. Burkard das Recht, in seinem Hofe zum Rückermain während der drei ersten Tage unter Befreiung von jeder Umlage Wein auszuschenken. Es machte davon insofern Gebrauch, als es solchen dem zahlreich herbeiströmenden Volke zu halbem Preise in großer Menge spendete.

Im Mittelalter verband sich mit der kirchlichen Feier des 8. Juli noch die sogenannte „Heiligthumsschau". Es wurden nämlich dem Volke und den fremden Pilgern die hauptsächlichsten Reliquien nicht nur des Domes sondern auch der anderen Kirchen der Stadt öffentlich vorgezeigt und ausgerufen. Diese fand entweder im Dome statt oder im Freien auf einer Tribüne, die vor dem Dechantshofe aufgerichtet war. Gleich anderen Städten ließ auch Würzburg alsbald nach Erfindung der Buchdruckerkunst das Verzeichniß seiner Reliquien drucken, theils um die Fremden auf jene Heiligthümer aufmerksam zu machen, theils

um den Gläubigen ein Büchlein in die Hand zu geben, womit sie dem die Reliquien vorzeigenden Priester folgen konnten. Dasselbe, aus sechs Quartblättern bestehend, erschien unter Rudolph von Scherenberg im Jahre 1483 und wurde 1488 neuerdings aufgelegt. Das Titelblatt enthielt die Ueberschrift: „In diesem puchleine ist czu wysen das hochwirdig heylthum in der loblichen stat Wirczpurg das man do pfligt zu weisen alle Jar an Sant kyligans tag“ und darunter einen großen Holzschnitt mit den drei Heiligen. Die Darstellung weicht hier von der gewöhnlichen nur insofern ab, als Kolonat zum Zeichen seiner Priesterwürde mit einer Patene abgebildet ist. Die letzte Seite trägt als Schlußschrift: „Gedruckt vnd seligklichen geendet in der keisserliche stat Nurmberg von Hans Mayr an der heiligen Drifaltigkeit abend nach Christi gepurt als man zelt MCCCC vnd lxxxij Jar.“ Wir lernen aus demselben ganz genau die Art und Weise des Vorganges kennen. Voraus wurde dem Volke die Legende des hl. Kilian und seiner Gefährten, sodann die Ablaßbulle des Papstes Bonifaz IX. verkündet. Nach dem Hochamte trug man sodann das Heiligthum an den Chorpult, von dem man das Evangelium las, neben dem Pfarraltar. Nach einer andächtigen Ermahnung von Seite des Priesters und der Ablegung der offenen Schuld durch das Volk wurden sodann die Reliquien einzeln vorgezeigt und benannt. Dieselben befanden sich in kostbaren Gefäßen, von denen das Büchlein immer die entsprechende Abbildung gibt. Die erste war die Reliquie vom Arme des hl. Andreas, die letzte die vom hl. Kreuz, mit der man den Segen gab. Von den drei Landesaposteln werden folgende Heiligthümer namentlich angeführt:

> „Item in der vbergülten monstrantzen der herren Eberhart von Wertheim ist heylthum der heyligen kylian vnd seiner geselschaft, Sixti vnd Bonifacii vnd seiner geselschaft.
> Item in der monstrantzen Infoli ist heylthum der heyligen merterer Kyliani vnd bonifacij.
> Item in dem kreutz mit den dreien engel ist heylthum deß heyligen Pauli.... kyliani burcardi...
> Item im pecher den di Trubin von Rotenburg hat geschyckt ist heyltum von saunt kiligan...
> Item in dem haubt sandt Totnani deß leuiten do ist beschlossen sein haubt.
> Item in dem haubt sandt Colonati deß pristers ist beschlossen sein haubt.
> Item in dem hauibt sandt Kyollan do ist beschlossen sein haubt.
> Eß ist zu mercken das in der kyrchen zu wirtzpurg ist Heylthum vnd leichnam deß heyligen merterer Dye Patron der kyrchen Kiliani, Colonati, Totnani....“

Den Schluß der Heiligthumsschau bildeten Gebete für den Papst, für den römischen Kaiser und König, für den Fürstbischof, sein Kapitel und Stift und endlich für alle Churfürsten, Grafen, Herren und das gesammte christliche Volk. — Neben diesem Verzeichnisse ist uns noch ein anderes handschriftliches aus dem sechzehnten Jahrhundert erhalten, das erst in neuerer Zeit veröffentlicht worden ist[1]). Nachdem aber im Markgräflichen Kriege 1553 aus Noth viele Kleinode und Kirchengeschmeide, darunter auch St. Kilians Bild, zerbrochen, eingeschmolzen und

[1]) A. Ruland, Ueber das Vorzeigen und Ausrufen der Reliquien, oder über die „Heiligthumbfahrten“ der Vorzeit s. Chilianeum II, 231. 285. 336.

vermünzt werden mußten, so erscheint der Bestand an kostbaren Schaugefäßen gegen früher gering. Da gibt es keine Monstranzen „von cristalen“, „mit parilen“; es ist keine Rede mehr von dem „sylberen übergülten Dracken“ oder von dem „kreutz meybron“ mit seinen kostbaren Steinen; es wird nicht mehr die Monstranz angeführt, die man heißt „Bybelrieth“ oder „der Herren von Hoenberg“ — „von Reinstein“; es wird auch nicht erwähnt der „Koff Erlbachs“ und der „lange pecher den der herre Ydil hiltmar thumherr hat geschafft“ — sie sind alle verschwunden und haben einigen bescheidenen „lädlein, kästlein, sarchlein und Monsträntzlein“ Platz gemacht, in denen die einst gesonderten Reliquien nun vereinigt erscheinen, bis eine spätere Zeit ihnen wieder eine würdige Fassung verlieh. Auch die silbernen Bilder mit den alten fränkischen Heiligthümern müssen damals durch andere, wohl von Holz, ersetzt worden sein, denn es fehlt die Bezeichnung „silbern“, welche sonst nicht vergessen ist. Dagegen wird aber ausdrücklich unter Nr. 9 des lateinischen Verzeichnisses der „Codex Evangeliorum ubi in fine sanguinem S. Kiliani videre licet — das Evangelienbuch, an dessen Ende man noch das Blut St. Kilians sehen kann“ genannt, in welchem nach den entsprechenden Nummern des deutschen Verzeichnisses Reliquien von den drei Martyrern und dem hl. Laurentius eingeschlossen waren. Die Angabe des älteren Büchleins, daß auch die drei Leiber in der Domkirche aufbewahrt wurden, wird mit den Worten bestätigt: „Auch ist zu merken, das in dem hohen Altar auf dem chor dieses löblichen Dombstiffts nachfolgente Heyligtumb verwart sein: Die Leiber der h. Mart. Kiliani, Colonati vndt Totnani.“

Viel feierlicher gestaltete sich die Heiligthumsschau, wenn sie im Freien abgehalten wurde[1]). Noch ist uns die Beschreibung einer solchen aus dem Jahre 1484 erhalten. Nach derselben sammelten sich am St. Kilianstage 200 wohl geschmückte Wappner im grünen Baum, denen vom Rathe zwei Hauptleute, Orttolff Groese und Jörg Reychlin, gegeben wurden. Dieselben waren hübsch und zierlich in Harnisch gekleidet und hatten jeder einen Knaben, der Eisenhut und Wehre nachtrug. Wohl geordnet zu zweien und zweien zogen sie die Domstraße hinauf, zuerst die Büchsen, dann die Armbrüste, hernach die Helbarten und endlich die Spieße; allen voran aber ritten die beiden Bürgermeister mit ihren Knechten. Vom Dome bis zum Hofe des Dechants Martin von der Kehre bildeten sie in zwei Reihen eine Gasse, durch welche das Heiligthum von der Kirche zu dem Schaugerüste getragen wurde. Auf diesem, das mit kostbaren Teppichen behangen war, stunden der Weihbischof, der Domprobst, der Domdechant und eilf Aebte in vollem Ornate mit Infel

[1]) C. G. Scharold, Beiträge zur älteren und neueren Chronik von Würzburg. Würzburg 1821. Heft 1. S. 36.

und Stab. Die Heiligthümer selbst wurden eines nach dem andern von Johann Heller, Chorherrn zu Neumünster, ausgerufen. Sobald die Reliquien in den Dom zurückgebracht waren, vertheilten sich die Wappner in die Höfe der vier Stadtviertel, um daselbst den ganzen Tag und die Nacht über in Harnisch zu bleiben. Die Bürgermeister aber ritten zu allen Thoren und Thürmen, um sich zu überzeugen, ob sie wohl bestellt seien. Diese Heiligthumsschau im Freien kam indessen mit der Glaubensspaltung in Abnahme und seit dem Schwedenkriege ist auch die im Dome erloschen.

An die Heiligthumsschau reihen sich die „Heiligthumsfahrten". Der Zuzug des gläubigen Volkes zu dem Grabe St. Kilians beschränkte sich nämlich nicht auf den Kilianstag, sondern wiederholte sich öfter im Jahre. Nach einem alten Gebrauche mußten auch aus den entlegensten Orten des Bisthums wenigstens die Männer sammt ihren Pfarrern einmal im Jahre in geordneter Prozession singend und betend mit ihren Heiligthümern und ihren Kirchenfahnen die Stätte des Martyriums der fränkischen Apostel besuchen.[1]) Diese großartige Heiligthumsfahrt fand jährlich am Pfingstfeste statt. Wie strenge man auf Einhaltung dieser Verpflichtung sah, geht daraus hervor, daß Bischof Heinrich III. auf der Diözesansynode 1192, Bischof Andreas auf der von 1314 und Bischof Wolfram auf jener von 1329 sie ausdrücklich erneuern.[2]) Ueber diesen Gebrauch im frühen Mittelalter und seine allmählige Abnahme in späterer Zeit berichtet die Chronik von Fries[3]) wie folgt: „In dieser Zeit war im Brauch und von vielen jahren also herkommen und gehalten worden, daß aus allen und jeden dörffern und städten des ganzen Bisthums Wirtzburg ein anzahl volckes im jahr einmahl, nemlich zu pfingsten mit ihren pfarrern prozession-weiß, wie man sonsten bei den Creutz-wochen gepflogen, gen Wirtzburz zu dem heiligen Kilian walleten ... dahin die, so am weitesten gesessen seyn, erst am andern Pfingsttag kommen und am dritten wieder abgeschieden seyn; den haben auch die Geistlichkeit hier zu Wirtzburg mit ihrem heiligthum vom Domb aus den mark (Domstraße) hinab, biß für den Graven-Eckhart das geleit gegeben, die fremden Pfarrherrn mit einem trunk weins verehrt und sie wieder anheims ziehen lassen. Wie dann auch zu unsern zeiten (1500) das pfarrvolk zu Hochheim, Gundersleben, Gerbrun, Randesacker, Heidingsfeldt und Schwarzach vor dem closter samt dem Convent daselbst jährlich mit ihren Pfarrherren und heiligthum uf die Pfingstfeyertag hieher kommen: und ist wohl zu gedencken, daß solche jährliche wallfarth folgender zeit durch vehd, feindschafft, krieg und andere ursachen von jahren

[1]) Fries bei Ludewig S. 396.

[2]) Fr. X. Himmelstein, Synodicon Herbipolense. Würzburg 1855. S. 111. 161. 186.

[3]) Ludewig S. 530. 531.

[4]) Lib. I. c. 3. Pertz, Scriptores III, 735.

zu jahren abgangen sey, und letztlich dahin gemacht habe, daß nicht mehr dann die jetztbestimmten pfarren hieher kommen. Darunter doch die von Schwarzach, darum daß ihnen ihr heiligthum und kirchen=gezierd in der bauerischen entbörung entwendet und verbrannt ist, auch Gerbrun, so der lutherischen lehr anhing (jedoch bald wieder zum alten Glauben zurückkehrte), ausgesetzt haben und nicht mehr kommen. — Aber der wein, damit man jährlich die erscheinenden pfarrherren uf den dritten feyertag in ihrem widerabkehren, wie oblaut, verehret hat, wird noch alle jahr an der geladenen Pfarrherren statt den Domherren, dem hoffgesind, auch Bürgermeister und Rath hie zu Wirtzburg mit gläsern ausgetheilt und einem jeden mit inliegenden ispense (Näpfchen) anheims geschickt, und einem jeden damit ein irmes= (Immergrün=) kräntzlein geschickt, welches noch stümpf (Ueberbleibsel) und anzeigung sind von der berührten alten wallfarth". Mit der Auflösung des Domstiftes im Jahre 1803 erloschen diese Heiligthumsfahrten ganz.

Um die Verehrung des hl. Kilian und seiner Gesellen immer mehr zu verbreiten, traten eigene Bruderschaften in das Leben. Den Anlaß zur Gründung der ersten unter ihnen gab die Unterhaltung und Wiederherstellung des Kiliansdomes. Da die vorhandenen Mittel hiefür nicht ausreichend waren, sandte Bischof Rudolph von Scherenberg (1466—95) im Einverständnisse mit seinem Kapitel einen geeigneten Geistlichen aus, welcher zu diesem Zwecke im ganzen Bisthum Almosen sammeln sollte. Man gab ihm Reliquien vom hl. Kilian mit, weshalb ihn jede Pfarrei in feierlicher Prozession und unter dem Geläute der Glocken einholen, den Tag aber, an welchem die hl. Reliquien im Orte weilten, als einen Feiertag achten mußte. An den verschiedensten Orten bildeten sich auf dieses hin Kilians=Bruderschaften, deren Mitglieder sich zu Beiträgen zum Dombau verpflichteten und für jedes derartige Almosen einen Ablaß von 40 Tagen gewinnen konnten.[1]) — Wie man der Stätte, an welcher die Martyrer den Tod erlitten haben, gedachte, so vergaß man auch nicht jenes Ortes, an welchem sie der Ueberlieferung nach zuerst das Kreuz aufgepflanzt haben. Schon von den frühesten Zeiten an hatten die Gläubigen die Gewohnheit, den Kreuzberg zu besuchen und erst mit den Unruhen der Glaubensspaltung trat hierin eine gewisse Lauheit ein. Als aber Bischof Julius die Abgefallenen zur Kirche zurückgeführt hatte, suchte er auch jene Sitte wieder zu beleben. Er ließ darum im Jahre 1582 auf der Spitze des Berges statt des längst zerfallenen Kreuzes ein neues aus Stein errichten und befahl einigen Franziskanern aus Dettelbach, sich an den Festtagen dorthin zu begeben und den zahlreichen Wallfahrern das Wort Gottes zu predigen. Eine im Jahre 1598 errichtete nothdürftige Wohnung bot

[1]) Himmelstein, Reliquien S. 22. — Derselbe, St. Kiliansdom zu Würzburg. Würzb. 1850. S. 9.

ihnen Schutz gegen Wind und Wetter. Der Ruf der Wallfahrt verbreitete sich immer mehr, so daß die Brüder aus dem gefallenen Almosen im Jahre 1646 in Bischofsheim ein Klösterchen bauen konnten, das ihnen indessen nur im Winter zum Aufenthalt diente. Unter Peter Philipp von Dernbach wurde endlich auf dem Kreuzberge selbst das gegenwärtige Kloster errichtet und am 6. Juli 1692 durch den Weihbischof Stephan Weinberger feierlich eingeweiht.[1]) Seit dieser Zeit ist der Kreuzberg einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Frankens. Namentlich sind es die verschiedenen Kreuzbruderschaften des Bisthums, welche alljährlich seit zwei Jahrhunderten mit der kurzen Unterbrechung von zwei Jahrzehnten, während deren alle Wallfahrten verboten waren, zu demselben pilgern. Die größte ist die, welche aus der Stadt Würzburg selbst immer am 22. August dort eintrifft; von den andern genüge es, die von Arnstein, Burglauer, Burggrumbach, Carlstadt, Königshofen, Heustreu, Hollstadt, Kissingen, Mellrichstadt, Münnerstadt, Neustadt, Oberbach, Oberstreu, Ochsenfurt, Premich, Salz, Steinach, Stralsbach, Thüngersheim, Unterelsbach, Waldaschach, Wegfurt, Weißbach und Wülfershausen zu nennen. Allein nicht nur das Bisthum Würzburg sendet seine Vertreter — auch aus dem angrenzenden Buchenlande, besonders aus Fulda, strömen die Waller dort zusammen. Dabei darf ein schöner Gebrauch nicht ohne Erwähnung bleiben. Zur Erinnerung, daß Kilian auf dem östlichen Abhange des Kreuzberges, wo jetzt der Kilianshof sich befindet, das Evangelium verkündet habe, wird dort alljährlich am Nachmittag des Kiliansfestes von dem Kaplane zu Bischofsheim eine Christenlehre an die aus der Umgegend zusammenströmenden Gläubigen gehalten. —

Wie Bischof Julius seine Verehrung gegen die Landesapostel durch die Wiederaufrichtung des Kreuzes auf dem Gipfel der hohen Rhön bekundete, so bezeugte er sie nicht minder dadurch, daß er die Pflanzschule seines Clerus, das Seminar, unter den Schutz des heil. Kilian stellte. Gleichsam eine Fortsetzung dieses Gedankens ist die „Confraternitas S. Chiliani", welche die Seelsorgs-Geistlichkeit der Diöcese Würzburg im Jahre 1727 in der Kirche des Seminars zum hl. Kilian, der Universitätskirche, errichtete. Ihre Mitglieder wollen, wie die früher alljährig gedruckten Verzeichnisse besagen, „zur Ehre des göttlichen Namens, zur Nachahmung Jesu Christi, des obersten Seelenhirten, zur Verherrlichung St. Kilians und seiner Gesellen, zur Beförderung des Gedeihens der katholischen Kirche und besonders des Bisthums Würzburg, zur Erzielung einer reicheren Frucht in der Seelsorge und endlich zur Erlangung des eigenen Heils und der ewigen Ruhe sich gegenseitig durch ihre Fürbitten unterstützen und so ein neues Band brüderlicher Liebe um einander schlingen." Deshalb verpflichten sie sich erstens: täglich die

[1]) Gropp, Collectio II, 39.

Litanei zu Allen Heiligen mit folgenden fünf Orationen, von allen Heiligen, von St. Kilian und seinen Gefährten, für den jeweiligen Bischof, für die Bruderschaft und für die verstorbenen Mitglieder zu beten; zweitens: für jeden dahingeschiedenen Mitbruder einmal das heil. Meßopfer darzubringen und drittens: das Wohl und die Ehre des Würzburger Clerus nach Kräften zu wahren und zu fördern. Dieses Bündniß wurde unter dem 10. Mai 1727 von Papst Benedict XIII. bestätigt und mit reichen Ablässen begnadet.[1]) So schön und fruchtbar der Gedanke ist, welcher dieser Einigung zu Grunde liegt, so sehr ist es zu wünschen, daß derselbe sich immer so rege und lebendig wie zur Zeit ihres Entstehens entfalte. Dann wird gewiß jenes hohe Lob, das dem fränkischen Clerus bei dem ersten Jubiläum seiner Confraternität gesprochen wurde,[2]) auch bei dem zweiten wiederholt werden können. Um hiezu noch mehr anzueifern, wollte man jenen Gedanken als Keim schon in die kindlichen Herzen senken. Wie die Priester des Bisthums in die Einigung St. Kilians zusammengetreten, wie die Priesterzöglinge sich unter seinen Schutz gestellt, so gab man auch dem neugegründeten Knabenseminare den Namen „Chilianeum" und die Gläubigen, welche dasselbe mit ihren freiwilligen Gaben unterhalten, spenden auf diese Weise für den geistigen Aufbau der Diöcese heute denselben Kiliansgroschen, den die Vorfahren für den Unterhalt des Kiliansdoms gereicht haben. — Die jüngste Vereinigung zur Verehrung der drei Landesapostel ist im Jahre 1851 entstanden. Jene klösterliche Genossenschaft, welche einst Burkardus zu Wächtern an dem Grabe der Heiligen eingesetzt, Bischof Heinrich I. wieder hergestellt und Adalbero in ein Chorherrnstift umgewandelt hatte, war gleich so vielen andern im Jahre 1802 aufgelöst worden. Auch nach der Aufhebung fuhren die Stiftsherren noch lange fort, ihren Chor gemeinsam in der Stiftskirche zu halten, doch der Tod lichtete allmählich ihre Reihen, so daß sie aus den weiten Räumen sich in die Sakristei zurückziehen mußten, bis endlich das Lob des Herrn aus dem Munde seiner Diener, nachdem es durch so viele Jahrhunderte an dieser heiligen Stätte fortgeklungen hatte, ganz verstummte. Das ehrwürdige Gotteshaus, an dem ein Kapitel wirkte, welches aus einem Propste, einem Dechant nebst fünfundzwanzig Kapitularen und Domizellaren und zwölf Vikaren bestand, entbehrte fortan eines eigenen Priesters; die Feste, welche einst in demselben mit so viel Prachtentfaltung gefeiert wurden, konnten theils gar nicht mehr, theils nur nothdürftig abgehalten werden; die Farben seines reichen Bildschmucks erbleichten und der Goldglanz seiner Altäre ward trübe — da erhob sich das

---

[1]) Gropp l. c. II, 102.

[2]) Vgl. „Cleri Wirceburgensis ecclesiae Universitati specialis suae sub. S. Chiliani auspiciis initae fraternae consociationis saecularia festa idibus Quintilis celebranti hoc programmate adplaudit Franc. Oberthuer. Wirceburgi 1827. p. 16.

gläubige Volk, um den Platz der Dahingegangenen auszufüllen. Die Gläubigen traten zahlreich in die „St. Kilians-Bruderschaft" zusammen, um die Verehrung sämmtlicher Frankenapostel nach Kräften zu befördern, dem Grabe St. Kilians neue Fürsorge zu widmen und durch Gebet und Almosen für die Wiederherstellung der Glaubenseinheit in unserm Vaterlande zu wirken. Seit dieser Zeit werden die Feste nicht nur der drei ersten, sondern auch der übrigen fränkischen Heiligen in den ihnen vorzugsweise geweihten Stätten, wenn auch nicht mit all dem Prunke, so doch mit der ganzen Innigkeit der verflossenen Jahrhunderte gefeiert, die Lampe an ihrer Gruft, das Sinnbild des Glaubenslichtes, ist wieder angezündet, die frühere Zierde ihrer Altäre wenigstens theilweise erneuert und anhaltende Gebete für die Bekehrung des britischen Reiches suchen der Heimath der Apostel jene Gnade zurückzuerflehen, die uns einstens von dort gekommen ist.

Daß die Verehrung des heil. Kilian sich nicht auf Würzburg beschränkte, sondern von hier aus sich über das ganze Bisthum und die fränkischen Lande überhaupt verbreitete, ist selbstverständlich. Zeugen hiefür sind die vielen Kirchen, die auf seinen Namen eingeweiht wurden. Wir finden in dem weiten Umkreis der alten Würzburger Diözese, die zu Bamberg geschlagenen Theile hier nicht gerechnet, Kilianskirchen zu Assamstadt, Berolzheim, Bieringen, Buchen, Duttenberg, Ermskirchen, Schwäbisch-Hall, Heilbronn, Herbolzheim, Markelsheim, Mulfingen, Oberschefflenz, Osterburken, Pulfringen, Reinharshofen, Rietfeld, Römhild, St. Kilian im Hennebergischen[1]), mit welcher im Jahre 1400 ein Spital verbunden wurde, Unterschüpf, Westhausen, der Reichsstadt Windsheim u. s. w. Innerhalb der gegenwärtigen Grenzen des Bisthums Bamberg ist vor Allem der Dom von Bamberg selbst zu nennen, der Kilian als Mitpatron zählt, wozu dann die Kirchen von Altenkunstadt, Hallstadt, Hemmersheim, Pretzfeld, Rodheim, Scheßlitz, Seßlach, Staffelstein kommen.[2]) Die Laurentiuskirche zu Nürnberg besaß einen Kiliansaltar[3]) und die alte Pfarrkirche in Rothenburg a. T., an deren Stelle gegenwärtig St. Jakob sich erhebt, war gleichfalls dem heil. Kilian geweiht.[4]) Auch in Eichstädt, wo, wie in Nürnberg, das Kiliansfest auf Betreiben des Bischofs Otto II. von Wolfskeel (1335—45) für die ganze Diözese eingeführt ward, wurde dem heil. Kilian in der Gruftkapelle des Domes ein eigener Altar errichtet.[5])

---

[1]) J. A. Schultes, Hist. stat. Beschreibung d. Grafsch. Henneberg. Hildburgh. 1794. I, 130.

[2]) J. A. Eisenmann, Beschreibung des Erzbisthums Bamberg. Bamberg 1833. S. 438. 74. 259. 134. 268. 421. 336. 341.

[3]) Himmelstein, Reliquien S. 43.

[4]) Jahresbericht des historischen Vereins für Mittelfranken XXXVI, 69.

[5]) Himmelstein a. a. O. S. 17. 41.

Von den Kilianskirchen außerhalb Frankens wurden die zu Mainz gehörigen in Nierstein, Mosbach, Kostheim und Mainflingen bereits angeführt. In Mainz selbst war ihm eine Kapelle gewidmet;[1]) auch das zu diesem Erzstifte gehörige Erfurt hatte eine solche;[2]) die ursprüngliche Peterskirche in Umstadt nahm später gleichfalls St. Kilian als Patron an.[3]) Das benachbarte Worms hat deren gleichfalls mehrere zu verzeichnen. Wir nennen nur die Kapellen zu Worms und Wimpffen im Thal, jene von Bischof Azzecho 1034, diese von Burchard von Hall um 1300 gegründet, und die Kirchen zu Hausen am Massenbach, Kubelberg bei Landstuhl, Ladenburg und Oggersheim.[4]) Bischof Matthias von Rammung von Speier gab der von ihm am nördlichen Seitenschiffe des dortigen Domes erbauten Kapelle ebenfalls den heil. Kilian zum Mitpatron.[5]) Besonders zahlreich sind die Kilianskirchen in Westphalen. Das Gebiet von Paderborn war den ersten Bischöfen von Würzburg als Missionsbezirk zugewiesen worden. Mit dem christlichen Glauben brachten sie dorthin auch die Verehrung des heil. Kilian. Der Dom zu St. Marien in Paderborn wurde eine Kilianskirche und als mit der Uebertragung der Reliquien des heil. Liborius dieser als erster Schutzheiliger angenommen wurde, wollte man doch noch Kilian als Mitpatron beibehalten. Von den übrigen Kirchen tragen gerade die ältesten seinen Namen, wie Lügde, Welde, Hözter (jetzt verwüstet), Vörden, Löwen, Lichtenau, Branken und Corbach.[6]) Auch zu Freiburg an der Unstrut war die im 16. Jahrhunderte abgebrannte Kirche unsern Heiligen geweiht[7]). Wie von den Bischöfen Burkard und Maingut nach Niederdeutschland, so wurde von Bischof Adalbero die Verehrung der heil. Martyrer nach Oesterreich getragen. Das von ihm gegründete Kloster Lambach wurde mit seiner herrlichen Kirche unter den Schutz des heil. Kilian und seiner Gesellen gestellt, deren Fest noch heute nach Würzburg wohl dort am feierlichsten begangen wird.[8]) Wie überhaupt die Liebe zu den Glaubensboten die Franken in die Fremde begleitete, das sehen wir an den zahlreichen fränkischen Handwerkern, die, in Wien in Arbeit stehend, dort alljährlich am 8. Juli in der Dorotheenkirche auf ihre Kosten eine eigene Kiliansfeier veranstalteten. Mit den angeführten Kilianskirchen ist übrigens die Zahl derselben noch nicht erschöpft. Es lassen sich ihrer noch andere wie z. B. in Unteralteich bei Deggendorf, in Heilbrunn bei Benediktbeuern,[9]) dessen Heilquelle den Namen „St. Kiliansbrunnen" führt u. s. w. finden.

---

1) Johannis rerum Mogunt. I, 85.
2) Schmerbauch, Dom zu Erfurt. S. 42.
3) Steiner, Geschichte von Umstadt und Babenhausen. Aschaffenburg 1827. S. 62.
4) Schannat, ep. Worm. I, 66. 8. 32.
5) Himmelstein a. a. O. S. 45.
6) H. Kampschulte, Die westfälischen Kirchen-Patrocinien. Paderborn 1867. S. 79.
7) Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. 1864. S. 374.
8) (P. Schmieder), Chronicon mon. B. M. V. Lambacensis 1865.
9) Moderna ecclesia Augustana 1762. p. 361.

Man würde irren, wenn man glauben wollte, die Verehrung des heil. Kilian habe sich nur auf jene Orte oder Gegenden beschränkt, in denen ihm Kirchen errichtet wurden. Dieselbe war vielmehr, wie sie der Zeit nach eine der ältesten ist, so auch dem Raume nach fast über ganz Deutschland verbreitet. Wie frühe sie begann, zeigt der schon erwähnte Eintrag seines Festes in den Kalender Karls des Großen. Während des Mittelalters wurde es in fast allen deutschen Bisthümern von den Alpen bis zur Nordsee hinab gefeiert. Die uralten Sakramentarien von St. Gallen und St. Blasien enthalten schon eine Messe für St. Kilian.[1]) Die Kirchen Belgiens wie die von Minden und Osnabrück hielten ihm eigene Feste und heute noch haben ihn die Breviere und Meßbücher mehrerer Diözesen auch außerhalb Frankens, z. B. Augsburgs, beibehalten. „Martyr pretiosissimus“ — das war der Ehrenname, mit dem ihn die Vorzeit ausgezeichnet hat.

8. St. Kilians und seiner Gefährten Reliquien.

Nachdem die Vorrede zu dem Gesetze der Salischen Franken[2]) erzählt hat, wie die vier Abgeordneten der gleichnamigen Gaue, Wisogast, Bodogast, Salogast und Windogast in drei Zusammenkünften alle Rechtsgebräuche festgestellt haben, bricht sie in den freudigen Zuruf aus: „Es lebe Christus, der seine Franken liebt!“ An diesen reiht sich die Bitte: „Möge er, der Herr der Herrscher, ihr Reich bewahren, ihre Fürsten mit dem Lichte seiner Gnade erhellen, ihr Heer beschützen, ihren Glauben befestigen und Freude und Glück gnädig verleihen.“ Daß dieses Flehen Erhörung finde, darauf haben, wie der Schreiber jener Vorrede meint, die Franken gleichsam ein Recht: „denn sie sind das Volk, welches, stark und tapfer, das harte Joch der Römer von seinem Nacken abgeschüttelt, und nachdem es die Taufe erhalten, die Leiber der heiligen Martyrer, welche dieselben Römer theils dem Scheiterhaufen übergeben, theils durch das Schwert hingerichtet, theils den wilden Thieren vorgeworfen, mit Gold und kostbaren Steinen geschmückt haben.“ Diese Worte muthen eigenthümlich an. Selbstbewußter Stolz und gläubige Hingabe reden zugleich aus ihnen. Das Volk berühmt sich, daß es die Macht Roms gebrochen habe, um sich dem Glauben Roms zu unterwerfen. Sie sind gleichsam die Rächer der Martyrer, wie sie auch gerne die Rächer des Herrn gewesen sein würden. „Wäre ich, rief Chlodwig, als er von dem Leiden Christi hörte, mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte das Unrecht, das man an ihm verübt, gerächt.“ Der

[1]) Gerbert, Vetus Liturgia Alemannica. II & III, p. 901. Monumenta vet. lit. Alem. II, 148. 407.

[2]) Lex Salica. Herausgegeben von J. Merkel. Berlin 1850. p. 93.

Geschichtsschreiber, der dies erzählt, fügt beifällig hinzu: „Hiedurch erwies er seinen Glauben und bewährte, daß er ein wahrer Christ sei“.[1])

Wie groß nun in der That die Verehrung der Franken gegen die Reliquien der Heiligen war, dafür haben wir bereits Beispiele angeführt und werden später noch mehreren begegnen. Daß ein Volksstamm, der keine Mühe scheute, um die Leiber der Martyrer aus der Fremde heimzuführen, die Ueberreste der eigenen Apostel nicht minder hoch gehalten habe, läßt sich im Voraus annehmen. Bereits haben wir dies bei den Reliquien der fränkischen Apostel bestätigt gefunden und es bleibt nur noch übrig, daß wir ihre Schicksale in einem kurzen Ueberblick zusammenfassen.[2])

Die von Bischof Arno in den neugebauten Dom übertragenen heiligen Leiber blieben nicht als Ganzes beisammen. Der Ruf ihrer Wunderkraft war zu groß, als daß nicht viele Kirche nach Theilen derselben hätten begehren sollen. So sehen wir denn, wie solche vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert an die verschiedensten Orte abgegeben werden. Zunächst waren es bischöfliche Städte, welche sich um dieselben bemühten und schon deshalb erhielten, weil sie zu dem Dombau unter Hermann I. freigebig beigesteuert hatten. Voran steht Bamberg, bei dessen „Heylthumbfahrt“ nach dem im Jahre 1493 gedruckten „puchlein“ ausgerufen wurde: „So sei in diesem bild das in der ere von des h. Bischoffs vnd mertrers sant Kylians Gemacht vnd der auch diß wirdigen stifts hie zu Bamberg vnd des wirdigen stifts zu Wirtzpurg ein Hawbther vnd patron ist, desselben sant Kiliagns zway große Treffliche und merckliche stucke heiligtums.“ In Eichstädt legte Bischof Gundecar VI. 1060 in den Hauptaltar des Domes und 1062 in eine der von ihm erbauten Kapellen zu der hl. Jungfrau und dem hl. Johannes Ev. Reliquien von St. Kilian. Ebenso wurden in der Marienkapelle am Dome zu Speyer Ueberreste von unserm Heiligen aufbewahrt. Andere Kirchen, die solche erhielten, waren die von Augsburg, Merseburg, Naumburg, Paderborn, Passau, Regensburg, Worms, Fulda, Onolzbach (Ansbach), Lambach und viele Pfarr- und Klosterkirchen im Bisthum Würzburg selbst. Eine solche befindet sich z. B. noch heute in der Kirche der unbeschuhten Carmeliten zu Würzburg. Auch an einzelne Personen wurden mitunter deren verliehen.

Das größte Anrecht auf die Leiber der Heiligen hatte wohl das Salvatorhaus, von dem sie der Dom erst überkommen hatte. Als es aus dem Schutte wieder neu erstanden war, hörten auch die Stiftsherren von Neumünster nicht auf, ihre Ansprüche geltend zu machen

---

[1]) Fredegari Chronic. c. 21.

[2]) Vgl. Himmelstein a. a. O. S. 16 ff.

und immer zu wiederholen. Den Streit schloß endlich ein Vergleich, nach welchem die Wächter des „Kilians-Bettes" mit den Domherren dahin vertragen wurden, daß sie einen kleinen Theil der Ueberreste, für den größeren aber, welcher dem Dome verblieb, den Zehnten zu Carlstadt erhielten. Um den wiedergewonnenen Schatz würdig aufzubewahren, wurde auf Kosten des Stiftes 1494 ein kostbarer silberner Sarg gemacht, der 92 Pfund oder 180 Mark im Gewichte hatte. Nachdem nun dieser in dem Kriege mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg nebst anderen Heiligthümern eingeschmolzen worden war, ließ das Stift auf Anregen Bischofs Julius durch Martin Röhelein in Nürnberg noch einen weit kostbareren fertigen. Er wurde am Charsamstage des Jahres 1594 bei der gewöhnlichen Prozession von acht Stiftsvicaren zum ersten Male mitgetragen. Die Zeichnung, die Gropp aufbewahrt[1]) und der gleichfalls erhaltene Vertrag, welcher mit dem Meister abgeschlossen wurde[2]), gewähren uns ein Bild von der Schönheit und dem Reichthume dieses Prachtwerkes deutscher Goldschmiedekunst. Der Silbersarg, 3 Fuß lang und 3/4 Fuß breit, ruhte auf sechs Löwenfüßen. Das untere Gesimse trug ringsum Engelsköpfe; in den eigentlichen Sockel waren auf den beiden Langseiten die Wappen der Stiftsherren, auf den Schmalseiten die Wappen des Würzburger Bischofs Julius und des Bamberger Bischofs Neidhart von Thüngen, als Stiftsdechants, sowie die der Stifts-Fundatoren, also Rothenburg und Lambach, in Email eingelassen. Der Bau selbst zeigte auf den Langseiten je vier, auf den Schmalseiten je zwei von Säulchen umrahmte Nischen. In denen der Vorderseite waren die Statuetten von St. Kilian und St. Burkard, in denen der Rückseite und beiden Langseiten die von zehn Aposteln, sämmtliche aus Silber gegossen. Die sechs Felder zwischen den Nischen auf beiden Langseiten waren durch die Reliefdarstellungen des hl. Nikolaus, des hl. Sebastian, des hl. Stephanus auf der einen, des hl. Georg, des hl. Laurentius, des hl. Pancratius auf der andern, alle in getriebener Arbeit und von Rahmen umschlossen ausgefüllt. An den Ecken waren Engelfiguren angebracht, welche das Kranzgesimse trugen. Der Sargdeckel zeigte an den vier Orten die sitzenden Gestalten der vier Evangelisten; oben stand nach Vornen das Bild des Salvator, nach rückwärts kniete der Evangelist Johannes, in der Mitte aber die hl. Jungfrau, vor welcher sich der Engel Gabriel, die frohe Botschaft bringend, verneigte; die Schrägseiten desselben waren theils mit Engelsköpfen, theils mit sonstigen Zierrathen geschmückt. Sämmtliche Schildereien hoben sich durch eine reiche Vergoldung von dem Hintergrunde ab. Der Sarg kostete 3428 Gulden, wozu noch als besondere Verehrung 120 Gulden und zwei Eimer Wein für den Meister und 100 Gulden für dessen Gesellen kamen. Neidhart von Thüngen

[1]) Collectio II, 38.

[2]) Archiv des historischen Vereins III, 3, 175.

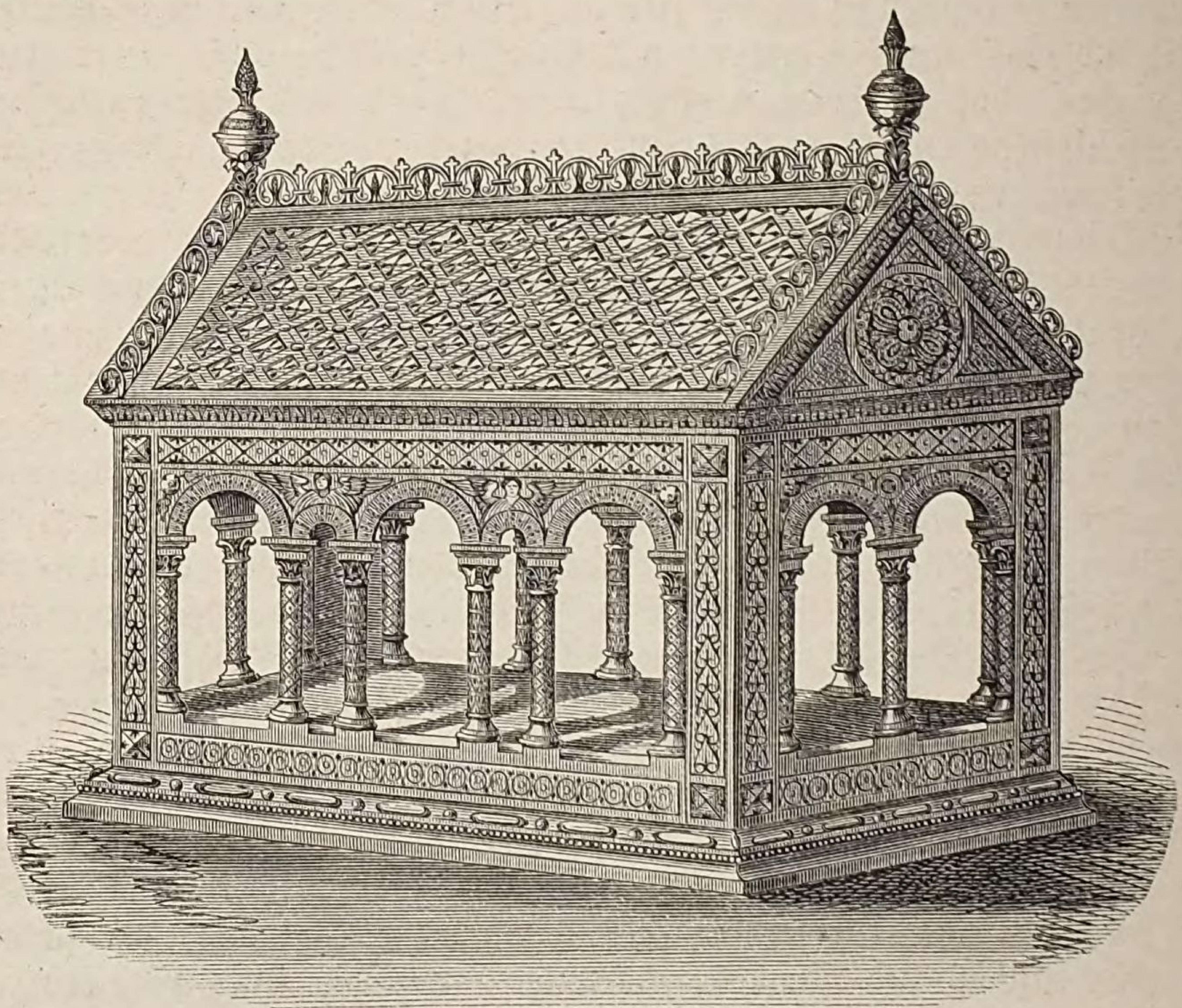
hatte allein einen Beitrag von 500 Gulden geleistet. Indeß auch dieses Kunstwerk sollte dem Loose seines Vorgängers nicht entgehen: es mußte im Jahre 1795 gleichfalls zur Münze wandern. Ueber den Verbleib der Reliquien konnte, mit Ausnahme eines „Röhrstückes" vom hl. Kilian, das, in eine silberne Monstranz gefaßt, sich erhalten hat, lange keine Auskunft gewonnen werden. Sie waren bei den Stürmen der folgenden Jahre in Vergessenheit gerathen, weshalb bei der letzten Wiederherstellung der Gruft andere, die nachher noch einzeln aufgeführt werden sollen, vom Dome an das Neumünster abgegeben wurden. Dieselben sind jedoch unter den in einem Schranke der Sakristei von Neumünster aufgefundenen zahlreichen Reliquien zu suchen, wie aus einer der wenigen noch erhaltenen jedoch abgefallenen Inschriften mit Gewißheit hervorgeht. Wir können versprechen, daß sie bald in einem neuen, wenn auch nicht so kostbaren doch wenigstens würdigen, Schreine der Verehrung der Gläubigen zurückgegeben werden.

Bei weitem der größte und auch vorzüglichste Theil der heiligen Leiber war bei dem Domstifte verblieben. Es behielt die drei Häupter der Heiligen, die sonstigen Ueberreste derselben, Geräthe und Gewänder und das Evangelienbuch des hl. Kilian. Die erstgenannten erfreuten sich von je eines besonders reichen Schmuckes. Nennt doch bereits die Beschreibung von 1483 die drei silbernen Brustbilder, in denen die Häupter Kilians, Kolonats und Totnans aufbewahrt wurden. Dieselben wurden später vielmals erneuert und immer reicher ausgestattet. Da das Bildniß Kilians nicht größer als das seiner Gesellen war, so ließ Bischof Lorenz von Bibra, um den Bischof den Leviten gegenüber auszuzeichnen, in Nürnberg ein schöneres verfertigen, an welchem das Gold und Silber 2000 Gulden und die Edelsteine eben soviel werth waren. Würzburg's Bürger, obwohl mit den Bauern im Bunde, schützten doch das Heiligthum Kilians gegen diese, indem sie ihre Habgier mit 500 Gulden stillten. Im Jahre 1553 eingeschmolzen, muß es bald wieder ersetzt worden sein, denn die Schweden schätzten den Kirchenschatz des Domes, darunter auch die Bildnisse der drei Heiligen, und nahmen das Geld dafür. Allein auch diese scheinen der Reliquien, welche sie in sich schlossen, noch nicht würdig genug gewesen zu sein. Dompropst Franz Ludwig Faust von Stromberg ließ nämlich in den Jahren 1673—76 von Georg Reuschlein in Augsburg drei neue silberne Brustbilder verfertigen, zu denen der Maler Oswald Onghers die Zeichnung entworfen hatte.[1]) Es sind dies dieselben, welche schon oben[2]) beschrieben wurden. Als sie im Jahre 1795 der Noth zum Opfer fallen mußten, wurden die hölzernen Untersätze, in denen die drei Häupter geborgen waren, in die Ornatkammer des Domes gebracht. Die

---

1) Archiv des historischen Vereins IV. 1, 147.
2) S. S. 113.

Unruhen der folgenden Jahrzehnte ließen wenig an sie denken; allerlei Geräthe, das sich über denselben lagerte, entzog sie vollends auch den Augen jener, die nach ihnen gesucht haben mögen, und so bildete sich zuletzt die Sage, dieselben seien in den Kriegs-Zeiten zu Grunde gegangen. Außerordentlich war darum die Freude, als man bei einer vollständigen Durchsuchung jenes Raumes am 9. August 1849 auf drei schwarz verglaste Untersätze stieß, in denen sich drei Häupter von dunkelbrauner Farbe fanden. Daß man in ihnen den längst verloren geglaubten Schatz vor sich habe, wurde durch die an denselben befestigten Pergamentstreifen, auf



Reliquienschrein des hl. Kilian.

denen in alterthümlichen Zügen die Namen der Martyrer geschrieben waren, außer allen Zweifel gestellt. Das des hl. Kilian zeigt deutlich die Stelle, wo das Schwert eingedrungen ist. Sie sind in eigene Gehäuse gefaßt und auf dem Hochaltare des Domes verwahrt, wo sie an den Hauptfesten geöffnet werden; am Kilianstage selbst aber werden sie in einem eigenen Schreine in der Prozession mitgetragen. An die Stelle des ersten Reliquiariums — eines gothischen Baldachins, der auf vier gewundenen Säulen ruhte — das im Jahre 1850 zum ersten Male gebraucht wurde, ist in der neueren Zeit ein geschmackvolleres getreten.

Die Anlage ist die eines von gekuppelten Säulchen getragenen und nach allen Seiten offenen romanischen Baues, in welchen die drei entsprechend gehaltenen, an den Seiten mit Glas verkleideten Kästchen eingestellt werden. Der Entwurf ist von J. Marggraff, die Ausführung von dem Goldschmiede F. Harrach in München.

Daß neben den drei Häuptern und kleineren Ueberresten, welche in eigenen Monstranzen aufbehalten wurden, auch die drei Leiber in dem Dome beigesetzt waren, wird in den bereits angeführten Heiligthumsbeschreibungen ausdrücklich versichert. Wir haben darunter offenbar nur jene Reliquien zu verstehen, welche von den oftmaligen Vertheilungen übrig blieben. Dieselben waren laut Inschrift in einem früher auf dem Hochaltare stehenden Marmorsarge mit messingenen Füßen zugleich mit den Reliquien anderer Heiligen verwahrt. Der steinerne Sarg hatte, wie sich bei dessen Oeffnung im Jahre 1678 zeigte, innen eine Holzverkleidung, in welcher, in einem weißen, theilweise schon verzehrten Tuche verschiedene Gebeine, jedoch ohne nähere Bezeichnung, ruhten. Sie wurden genau verzeichnet und wieder in dem Sarge verschlossen. Bei Errichtung des neuen Altars wurde der Marmorsarg von jener Stelle entfernt, später in die Ornatkammer zurückgestellt und endlich im Jahre 1822 in das Peter- und Paul-Chörlein im Querschiffe versetzt, wo er sich noch heute gegenüber dem Steinsarge Bischofs Konrad I. befindet. Außerdem fanden sich bei jener allgemeinen Aufnahme der Reliquien im Dome noch drei Kästen innerhalb des Hochaltares. Von dem dritten heißt es in der betreffenden Urkunde: „Im tritten Kasten sub inscriptione: Sacculus et sudarium sancti Kiliani martyris (ein Säcklein und ein Schweißtuch des hl. Martyrers Kilian) — befindet sich in einer ziemlichen Quantität Terra sancta mixta cum cineribus S. S. Martyrum (heilige Erde mit der Asche der heiligen Martyrer vermischt). Ein schwarzes, ledernes säcklein, ein beinernes Büchslein, das schweistuch ganz verwesen, 9 rundte steinlein vermuthlich von der Inful, ein klein büchslein von bley vndt etliche büchslein von Holz zerbrochen.“ Dieses sind nun jene Reliquien, welche am 7. Juli 1853 an das Neumünster abgegeben und in dem neuen Metallsarge des Gruft-Altares hinterlegt wurden.

Die letzte und am besten erhaltene Reliquie ist das Evangelienbuch des hl. Kilian, welches in dem Jahre 1803 aus dem Domschatze in den Besitz der Universitäts-Bibliothek überging.[1]) Bereits Notker er-

---

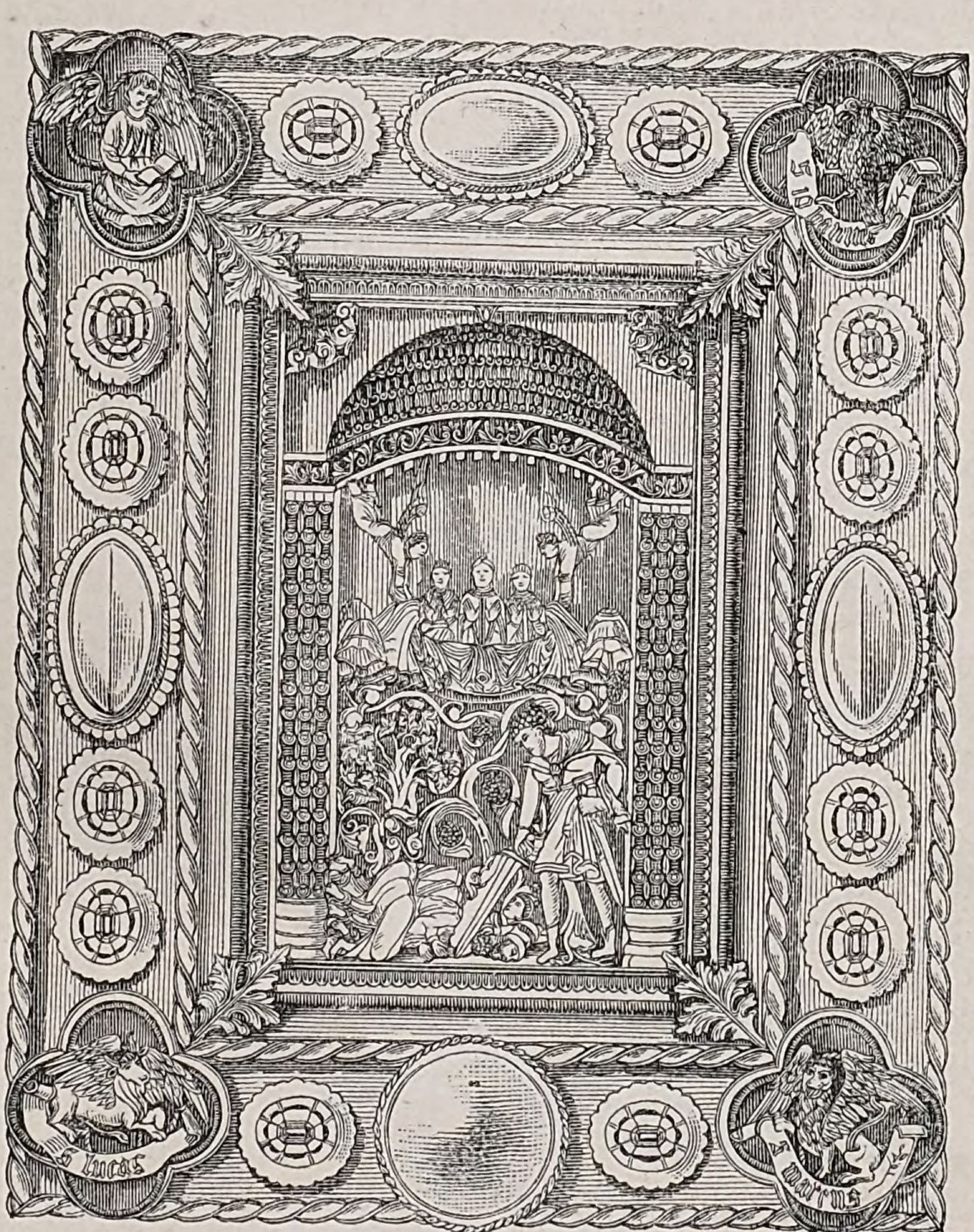
[1]) Mp. th. q. 1ª. Vgl. Eckhart l. c. I, 281. 452. — Bessel, Chronicon Gotwicense I. 34. Schannat, Vindemiae litterariae, I, 228. — Gercken, Reisen. Stendal 1784. II, 343. — Hirsching, Beschreibung merkwürdiger Bibliotheken. Erlangen 1786. I, 269. — Hufeland, Vorläufige Nachricht von den juristischen Schätzen der Wirzburger Universitäts-Bibliothek. Bambg. u. Wirzb. 1805. S. 20 — Fränkische Chronik. Jahrgang 1808, Nr. 8. — J. A. Oegg, Korographie von Würzburg. Würzburg

zählt in seinem Martyrologium, daß bei der Auffindung der Gebeine der Heiligen auch deren Kleider und Bücher wohlerhalten erhoben wurden. Dieser Nachricht aus dem neunten Jahrhundert schließen sich die älteste Lebensbeschreibung und Egilward an. Sie nennen vor Allen das Plenarium des Wanderbischofs, d. h. die Handschrift der Evangelien, welche seit eilfhundert Jahren als eines der kostbarsten Heiligthümer des Frankenlandes verehrt wird. Als das ehemalige Eigenthum des hl. Kilian wird sie in der Heilthumsbeschreibung aus dem sechzehnten Jahrhundert ausdrücklich angeführt. Diese mehr als tausendjährige Ueberlieferung findet sowohl in der Beschaffenheit des Buches, als in dem Bilderschmuck seines Einbandes ihre Bestätigung. Der Codex besteht gegenwärtig aus 152 Blättern, die in 20 Quaternionen zusammengelegt sind. Auf jede einzelne Lage kommen gewöhnlich acht, manchmal auch weniger und nur einmal zwölf Blätter. Schon früher sind mehrere Blätter verloren gegangen. Die Lücke ist indessen nicht so groß, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Die Handschrift beginnt wohl erst mit Matthäus K. 11 V. 7, allein zwei Quaternionen, die dessen Evangelium von K. 6, V. 19 an enthalten, wurden bei dem letzten Einbande am unrechten Orte eingelegt, so daß dasselbe von K. 6, V. 19 an mit Ausnahme von den Versen 3—44 im 13. Kapitel, welche fehlen, vollständig ist. Markus und Lucas sind ganz erhalten, das des Johannes jedoch bricht mit K. 20, V. 23 ab. Nach der Größe der Blätter, $20^1/_2$ cm hoch und 17 cm breit, gehört die Handschrift der kleineren Quartform an, wie sie bei den alten Taschenbüchern gebräuchlich war. Sie entspricht also in dieser Beziehung vollständig ihrem Zwecke, der darin bestand, dem Bischofe auf seinen Bekehrungsreisen als ein leicht tragbares Handbuch zu dienen. Der Schriftcharakter weist zum mindesten in das siebte Jahrhundert, also die Zeit des hl. Kilian, wenn nicht in das sechste zurück. Jede Blattseite ist in zwei Columnen von je 26 Zeilen getheilt, deren Linien mit dem Griffel gezogen sind. Die Buchstaben zeigen den Uebergang von der Unciale in die Semiunciale, das Pergament hat einen gelblichen Ton, die Tinte von der alten, erdigen Art ist meistens abgesprungen und hat nur einen matten braunen Schatten zurückgelassen, das Roth der Initialen und Schlußschriften dagegen leuchtet meist noch in dem ursprünglichen Glanze. Wie die Handschrift uns über die Zeit ihrer Entstehung nicht im Ungewissen läßt, so zeigt sie auch ihre Heimath an. Gewisse Eigenthümlichkeiten in der Orthographie; wie z. B. die Verwechslung des e mit i weisen auf einen hibernischen Mönch als den Schreiber hin. Ja sogar von den

---

1808, S. 328—49. — C. Becker und J. v. Hefner, Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Neuzeit. I, S. 19. Taf. 16. — Niedermayer a. a. O. S. 7. J. Sighart, Geschichte der bildenden Künste in Bayern. München 1862/3 S. 117. — K. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. 2. Auflage. Düsseldorf 1866.. III, 261.

Wanderungen, die sie gemacht, trägt sie noch Spuren. Die sogenannten trionischen Noten, welche auf den Rand geschrieben sind, beweisen, daß das Buch mit anderen verglichen wurde, was aller Wahrscheinlichkeit nach zu Rom geschehen ist, wohin sich der hl. Kilian eben deshalb begeben hat, um sich über die Reinheit seiner Lehre auszuweisen und darauf die Bestätigung des Papstes zu erhalten.



Das Evangelienbuch des hl. Kilian.

Der Einband des Buches scheint öfter gewechselt zu haben. Gegenwärtig besteht derselbe aus zwei 3 cm dicken Brettern, welche $25\frac{1}{2}$ cm lang und 20 cm breit, die Quadratur der Pergamentblätter merklich überragen. Während der Rücken des Buches wie der untere Deckel mit rothem Sammt überzogen sind, ist in die Vorderseite eine reiche Elfenbeinschnitzerei eingelassen. Der Rahmen des Bildes besteht aus zwei Säulchen, in kunstreicher Filigranarbeit durchbrochen, welche einen

gedrückten Bogen und darüber eine Art Kuppel, wieder von durchbrochener Arbeit, tragen. Er umschließt zwei zusammengehörige Darstellungen. Unten sehen wir einen Krieger in römischer Tracht, dessen Linke den Mantel zusammenfaßt, während die Rechte das Schwert wie nach dem Schlage sinken läßt; ihm zu Füßen rollen die Häupter der drei Apostel, ihre Leiber selbst liegen dicht neben einander zu Boden. Anspielend auf das Wort Tertullians: „das Blut der Martyrer ist der Same neuer Christen", läßt der Künstler aus ihrem Blute einen Weinstock emporsprießen, dessen Ranken mit Trauben behangen sind. Er ist das Sinnbild der fränkischen Kirche, die aus ihrem Grabe erwuchs. Ueber dieser außerordentlich bewegten Scene der Marter der Heiligen befindet sich die Darstellung ihrer Verherrlichung. Zwei geflügelte Engel schweben hernieder und heben in einem faltenreichen Tuche die drei Heiligen, welche, um gleichsam ihre Glorie zu verkünden, die Hände ausbreiten, zum Himmel empor. Mögen Säulen und Baldachin, wie wohl anzunehmen, nach dem griechischen Elfenbeindeckel auf dem Evangelienbuch des hl. Burkard [1]) gearbeitet sein, die Darstellung der Figuren läßt sowohl nach Ausdruck und Bewegung wie dem milden und doch freien Faltenwurf der Gewandung nach auf die römische Schule schließen. Ein aus ihr hervorgegangener, jedoch heimischer Meister mag das schöne Werk im neunten, höchstens zehnten Jahrhundert gefertigt haben. Es hat also unserem Evangelienbuche schon seit wenigstens neunhundert Jahren zum Schmucke gedient und ist nach seinem Inhalte ein weiterer Beweis, daß wir in demselben das Plenarium Kilians vor uns haben. Um das Elfenbeinbild hat man sodann im fünfzehnten Jahrhundert unter Rudolph von Scherenberg eine zierlich gearbeitete silberne Einfassung gelegt. Ihr innerer und äußerer Rand wird von einem gewundenen Bande umschlungen; an den Ecken prangen in je einem Vierpasse die Symbole der Evangelisten mit Spruchbändern, die in Minuskeln ihre Namen tragen; von diesen aus greifen vier zart behandelte Blätter nach innen, um gleichsam das Schnitzwerk zu halten; die vier Leisten haben in der Mitte einen Bergkrystall, welchen an den Schmalseiten je zwei blaue, an den Langseiten je zwei rothe und zwei grüne Glasflüsse umgeben. Unter den durchsichtigen Krystallen befanden sich früher die Reliquien, von denen in der öfter genannten Heilthumsbeschreibung die Rede ist; die Glasflüsse sind offenbar an die Stelle früherer Edelsteine getreten. Alle Theile, welche sich von der Grundfläche abheben, sind gut vergoldet. Der Schmuck des Rückdeckels, welcher derselben Zeit angehört, besteht aus vier niedlichen Eckschühlein und einem vielbuckeligen Schilde in der Mitte, auch diese wieder, wie die beiden Schließen, aus Silber. Um das kostbare Heiligthum, welches einst nicht nur am Kiliansfeste im Dome ausgestellt wurde, sondern auch bei Abnahme des Homagiumseides diente, würdig zu ver-

[1]) Mp. th. f. 66.

wahren, ließ das Domkapitel im Jahre 1624 ein eigenes Kästchen mit rothsaffianem Ueberzug fertigen, dem in Gold die Wappen sämmtlicher Domherren eingepreßt sind.

Die Legende spricht indessen nicht nur von einem, sondern von mehreren „Büchern", die mit den Heiligen vergraben und erhoben worden seien. Man hat deshalb unter den Handschriften der ehemaligen Dombibliothek wiederholt nach jenen gesucht, welche möglicher Weise auf diese Ehre Anspruch erheben könnten. So vermuthet Oegg,[1]) daß die Handschrift, welche gegenwärtig den Titel führt: „Opuscula patristica" und neben verschiedenen Abhandlungen und Homilien aus den Vätern am Ende den herkömmlichen Segen über das Volk enthält[2]), sowie der Codex: „Hieronymi Commentarius in Ecclesiasten"[3]) zu den Büchern des hl. Kilian gehört haben mögen. Dieselben sind nun allerdings die beiden ältesten Manuscripte: das letztere gehört dem sechsten Jahrhundert an, das erstere wurde von Einzelnen sogar schon in das fünfte zurückverlegt. Ist darum auch der Zeit ihrer Entstehung nach die Möglichkeit vorhanden, daß sie von Kilian gebraucht worden seien, so fehlt doch jeder weitere Behelf, um dieselbe zur Wahrscheinlichkeit oder gar zur Gewißheit zu erheben. Geradezu unmöglich aber ist es, daß, wie den vorhandenen Beschreibungen[4]) zum Trotze, immer noch hie und da behauptet wird, eine der beiden Handschriften mit den Briefen des hl. Paulus, von denen die erste[5]) durch die merkwürdige Darstellung der Kreuzigung, die zweite[6]) durch die beigeschriebenen irischen Glossen bekannt ist, ein Handbuch des hl. Kilian gewesen sei. Jene stammt erst aus dem achten, diese aus dem neunten Jahrhundert.

Wohin immer nun jene anderen Bücher gekommen sein mögen, es ist genug an dem Einen, das Kilian uns brachte, und das sich bis heute erhalten hat. Alle übrigen, ob sie nun für oder gegen dieses geschrieben wurden, haben nur dazu dienen wollen oder dienen müssen, seinen göttlichen Ursprung zu erweisen. Es ist die Quelle, aus der alle wahre Weisheit seit zwei Jahrtausenden geflossen und ferner fließen wird, und weil er diese uns eröffnet hat, darum rufen in dem St. Kiliansliede die vergangenen Jahrhunderte den kommenden, die Ahnherrn den Enkeln zu:

„So lobe denn du edler Frank,
St. Kilian!
Sag' auch sein G'sellen Lob und Dank!
Dich loben, dir danken
Deine Kinder in Franken,
St. Kilian!"

---

[1]) A. a. O. S. 321. 313.
[2]) Mp. th. q. 3.
[3]) Mp. th. q. 2.
[4]) Eckhart: l. c. I. 272. 847. Schannat: l. c. I, 228. Oegg a. a. O. S. 391. 460.
[5]) Mp. th. f. 69.
[6]) Mp. th. 12.

5. Der selige Cobol.



St. Cobolzell.

Auf einer geringen Anhöhe dicht über der Tauber und unterhalb des steilen Thalrandes, auf welchem sich hoch oben das malerische Rothenburg mit seinen altersgrauen Mauern und zinnenreichen Thürmen hinzieht, steht das schöne Kirchlein „Unserer Lieben Frau zu Cobolzell.“ An seine Entstehung knüpft die Sage den Anfang des Christenthums in dem alten Mulachgau. Wenn wir schreiben „die Sage“, so soll damit das von ihr Erzählte nicht in das Gebiet des Unglaubhaften verwiesen werden. Was sie von dem seligen Cobol weiß und ohne jede Ausschmückung berichtet, geht nicht viel über dessen Namen hinaus; dieser aber und mit ihm das geschichtliche Dasein seines Trägers ist schon durch den Ort, der sich seit den ältesten Zeiten nach ihm nennt, hinlänglich verbürgt.[1]).

Zur Zeit, als der hl. Kilian in und um Würzburg die heidnischen Thüringer bekehrte, traten an der oberen Tauber noch andere Glaubensboten auf. Unter ihnen befand sich der selige Cobol, welcher in der Nähe des heutigen Rothenburg seinen Aufenthalt nahm. Der Name mag mit Cobbo, auch Coppo, verwandt sein, welche Bezeichnung sich öfter in den Urkunden jener frühen Jahrhunderte findet.[2]) Die alte Schreib-

---

[1]) Vgl. J. G. Lehmus, Particula de rebus sacris Rotenburgens. prima. Rotenburgi 1778. 4°. p. 8. — J. W. v. Winterbach, Geschichte der Reichsstadt Rothenburg. Ebenda 1798. S. 181. — H. W. Bensen, Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rothenburg. Nürnberg 1837. S. 35. 513. — Derselbe, Alterthümer, Inschriften und Volkssagen der Stadt Rothenburg o/T. Ansbach 1841 S. 59. — Derselbe, Handschriftliche Aufzeichnungen über St. Cobolzell in der kathol. Pfarr-Registratur daselbst. — (A. Merz) Rothenburg o/T. in alter und neuer Zeit. Ansbach 1873. S. 104 ff.

[2]) Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. Nordhausen 1856, I, 319.

art „Koppelzell" scheint wenigstens darauf hinzudeuten. Woher er gekommen, verschweigt die Legende. Möglich, daß er ein Schüler der irischen Apostel war und von diesen selbst seine Sendung empfing. Noch war der Thalgrund mit den Felstrümmern der Vorzeit überdeckt, rings umher dehnten sich dichte Eichwälder aus, zwischen ihnen lagen einzelne Roden. So wild die Gegend war, so hatte sie doch schon damals eine gewisse Bedeutsamkeit. Die Ueberreste riesiger Ringwälle, welche die umliegenden Höhen krönen und mit einander verbinden, zeigen sie uns als den Schauplatz früher und gewaltiger Kämpfe. Von der heutigen Stadt selbst ist in jenen Tagen nur die Burg in ihren Anfängen gestanden. Wer den ersten Stein zu ihr gelegt, darüber gehen die Meinungen auseinander. Ob nun aber, wie die Einen wollen, schon der mythenreiche Franken-König oder Herzog Pharamund im Jahre 419 den nach ihm benannten Thurm gegen die eindringenden Alemannen erbaut hat, oder ob derselbe, wie Andere behaupten, zu jenen festen Plätzen gehört, welche der thüringische Herzog Radulf um 630 gegen die Einfälle der Wenden errichtet haben soll, soviel ist gewiß, daß das ursprüngliche Mauerwerk, soweit es erhalten ist, ein sehr hohes Alter verräth. Neben diesen dunklen Nachrichten von den ersten Ansiedlungen haben wir auch Spuren von der ältesten Gottesverehrung, welche dort in Uebung war. So führte bis in die jüngste Zeit ein waldiger Hügel jenseits der Tauber den Namen „zum alten Göth"; der Weg, welcher dahin leitet und noch bis in das vorige Jahrhundert von dem Dorfe Reutsachsen, einer alten Niederlassung der von den Franken unterworfenen Sachsen, unterhalten werden mußte, wird „Gottssteig" genannt. Nach der Chroniksage soll sich hier das Heiligthum der Diana, d. h. in unsere Sprache übersetzt, das der thüringischen Hulda befunden haben. Die ehemalige, etwas über eine Stunde davon entfernt gelegene „Hundskirche" scheint gleichfalls ein Opferplatz der Frau Holle gewesen zu sein. Auch andere Stätten lassen noch auf einstige heilige Haine und Opfersteine schließen. Tief unten im Thale hart an dem Flusse richtete sich Cobol seine Wohnung ein. Er schaute zur Rechten hinauf zur Rothenburg; zur Linken hatte er die Höhen, auf denen der Heide seinen Göttern opferte. Diese Wohnung war nur eine einfache Zelle aus Baumästen zusammengefügt. Wie so manche Genossen an den Ufern des Neckar und in dem Taubergrunde selbst lebte auch er als Einsiedler in der Wildniß.

Der Anblick dieser Männer, die, auf jeglichen Lebensgenuß verzichtend, als Büßer und Lehrer mitten in der Einsamkeit wirkten und unbekümmert um das eigene Schicksal nur an fremdes Heil dachten, verfehlte seines Eindrucks auf die Heiden nicht. Auch der Wildeste empfand, es mußte Großes sein, was die neuen Ankömmlinge bewogen hatte, den heimathlichen Herd mit dem düstern Wald zu vertauschen. War es zuerst Neugierde, die sie zu der Hütte aus Baumrinde führte,

so verwandelte sich diese bald in Bewunderung, welche sie zu den Füßen des Predigers lauschend niedersitzen ließ. Dem Herzen, das seines Gottes voll, entströmte feurig die Rede. Was der heimische Glaube hinter dunklen Bildern verbarg, das verkündeten sie offen und mit der Zuversicht untrüglicher Gewißheit allem Volke. Dem Häuptlinge wie dem Knechte offenbarten sie die Geheimnisse der Gottheit; beiden drohten sie mit derselben Strafe, beiden verhießen sie denselben Lohn. Und sie waren nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten mächtig. Der Glaube, den sie predigten, bewies sich selbst durch die Gnaden, die er brachte. Ihr Spruch über das kranke Glied zeigte sich kräftiger als der Segen der weisen Frauen; das Kreuz machte den Stahl härter als das Blut der Opferthiere es vermochte; die flehentliche Bitte, mit welcher sie sich an den ewigen Sohn wandten, den Allvater auf die Menschenerde gesandt hatte, war weit wirksamer als die alten Beschwörungen ihrer Priester. Sie legten damit die wilden Thiere, die nächtlich ihre Zelle umkreisten, zu ihren Füßen nieder; sie bannten das giftige Gewürm, daß es fortzog, um nie wiederzukehren; ja sie bauten unsichtbare Brücken über Seen und Ströme, über welche sie trockenen Fußes schritten. Selbst die Erde schien ihrem Einflusse zu gehorchen. Wo sie sich ansiedelten, da ward die Finsterniß licht und die Oede schuf sich um zu einem Garten. Es war, als wollte die Natur gleichsam auch ihrerseits jene wunderbare Veränderung nachahmen, die sie an den Menschen vor sich gehen sah. Wich dort die Nacht des Irrthums dem Morgenrothe der Wahrheit, so verwandelte sich hier das Buschland in goldene Aehrenfelder; machten dort die alten Leidenschaften trotzigen Stolzes, grimmen Hasses und ungezähmter Sinnlichkeit den neuen Tugenden sanfter Demuth, verzeihender Liebe und freiwilliger Entbehrung Platz, so trugen auch hier die Wildlinge, auf die man ein neues Reis gepfropft, andere und süßere Früchte. Die seltsamen Fremdlinge hatten aber nicht nur eine Hilfe für die gegenwärtige Noth, sie wußten auch einen Rath für die Zukunft. Die Weissagung, welche die Germanen so oft in dem geworfenen Zweig von Fruchtbäumen vergeblich gesucht, wird ihnen jetzt aus den heiligen Schriften der Christen. Dreimal schlägt ihnen der Diener Gottes die Blätter des ehrwürdigen Buches auf und die Bibelverse, auf welche der Finger trifft, enthalten die Prophezeiung. Bei hochbegnadeten Männern bedarf es dieses Mittels nicht — ihnen werden unmittelbare Erleuchtungen zu Theil. Ein Waldbruder war es, der hl. Severin, welcher einem landlosen, fahrenden Krieger, Odoaker, in sicherem Schauen die Krone Italiens verhieß. Andere haben Anderen nicht Geringeres vorausgesagt. So bekämpfen sie den Wahn in der Menschenbrust, allein sie wenden sich auch, ein in den Augen der Heiden unerhörtes Wagniß, gegen die Götter selbst. Muthig fordern sie die Himmlischen zum Kampfe heraus, kühn dringen sie in den Bann der hl. Haine, legen die Axt an den geweihten Baum — er fällt und der Blitzstrahl, den die Umstehen-

den für den Frevler erwarten, bleibt aus: die Götter leben nicht mehr, denn sie rächen sich nicht. Wohl unternahmen da oft die Menschen, was die Götter nicht wagten und erschlugen jene, die ihr Heiligthum entehrt hatten. Allein die Art und Weise, wie sie unterlagen, machte sie wieder zu Siegern. Man sah staunend, wie wacker sie zu sterben wußten in der Hoffnung, daß die geflügelten Boten ihres Gottes ihre Seelen in seinen Saal geleiten würden, und wie immer Andere ohne Bangen an ihre Stelle traten. Gerade aus dem Tode seiner Bekenner schöpfte darum der Glaube neues Leben. Dieses allmähliche Zurückweichen des Heidenthums haben die alten Sagen in rührender Weise geschildert. Wo das Glöcklein läutete, so erzählen sie, da fürchteten sich die alten Geister der Landschaft; die Riesen auf den Felshäuptern riefen einander über die Thäler zu, daß ihres Bleibens nicht mehr in der Gegend sei; der Wassernix weinte bitterlich, daß er nicht auch selig werden konnte, und der Fährmann am Ufer wurde in der Nacht durch feine Stimmchen geweckt, welche die Ueberfahrt verlangten: er sah nicht, die er hinweg fuhr aus der Heimath, aber er hörte die wehmüthige Klage der kleinen Unsichtbaren, daß der Glockenklang des neuen Glaubens sie vertreibe und fand am Morgen viele kleine Fußtapfen im Sande und Goldstücke, welche die Zwerge als Fährgeld zurückgelassen hatten.

In ähnlicher Weise thätig und mit dem gleichen Erfolge gesegnet müssen wir uns den seligen Cobol denken. Seine Wirksamkeit erging sich zunächst über das Thal, in dem er sich angesiedelt, aber sie stieg gewiß auch die dasselbe einschließenden Bergwände hinauf, um sich dort auf der Hochebene auszubreiten. Noch heute trägt ein weiter bei Blumweiler gelegener Anger den Namen der „Taufsteinwiese"; dort lag noch vor wenigen Jahren im Boden ein grob aus Dolomit gehauenes Taufbecken, wie solche in Zeichnungen aus dem siebten oder achten Jahrhundert dargestellt sind, so tief, daß ein Mann ungefähr bis an das Knie darin stehen konnte, und unten mit einer Oeffnung zum Ablaufen des Wassers versehen; dabei rinnt die heilige Quelle; einer kleinen sechsseitigen Kapelle wollen sich noch die ältesten Leute erinnern. Sie gehörte wohl zu jenen ersten Taufkirchen, wie sie sich gerade in dem Süden Ostfrankens, z. B. in Standorf, Oberwittighausen, Grünsfeldhausen u. s. w. zahlreicher als in andere Gegenden erhalten haben. Wir können nicht als gewiß behaupten, aber immerhin als wahrscheinlich annehmen, daß Cobol an diesem Orte zwischen den beiden Heiligthümern der Heiden, dem „alten Göth" und der „Hundskirche" gepredigt und getauft habe.

Nach seinem Tode verkündete man von seinen Gebeinen Wunder und das Volk verehrte ihn als einen Heiligen. Bald erhob sich eine kleine Kapelle über seiner Zelle, welche eine Menge frommer Wallfahrer herbeizog. Vielleicht ist dies der kleine uralte Bau aus Sandsteinquadern, sichtlich erst später mit der Spitzhacke bearbeitet, welcher der

später errichteten Kirche an der Nordseite angeschlossen ist und gegenwärtig als Sakristei benützt wird. Der enge Raum zeigt rohe Steinwände und wird nur durch zwei äußerst schmale Fensteröffnungen, jede durch einen Stab getheilt, erhellt. Eine schwere Steinplatte bildete den Altar; eine Mauernische diente als Sanctuarium, ein grob ausgehöhlter Stein mit Abfluß wurde als Piscina, vielleicht auch zur Taufe gebraucht. Das Ganze, höchst einfach und rauh, steht zu der Zierlichkeit des Hauptbaues in grellem Gegensatz.

Wann neben dieser ersten Kapelle die größere Kirche errichtet wurde, ist ungewiß. Der gegenwärtige Bau oder vielmehr dessen jetzige Gestalt stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert; verschiedene Anzeichen deuten indessen darauf hin, daß schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten ein geräumigeres Gotteshaus hier erstanden ist. Im Grunde unter dem Schutze der Burg ließen sich zuerst die Dienstmannen nieder und bildeten das ehemalige Reichsdorf Detwang, d. i. Wiese des Dienstvolkes. Die alte Kirche daselbst galt bis in das dreizehnte Jahrhundert als Mutterkirche der Stadt. Oben an die Burg selbst schlossen sich die Herrenhäuser des lehnbaren Adels an, dem bald gewerbetreibende Bürger folgten. Nachdem die Stadt, welche unter dem Schutze der Hohenstaufen herangewachsen war, durch Rudolph von Habsburg 1274 die volle Reichsfreiheit erlangt, entfaltete sich in ihr ein reiches Leben. Große Stiftungen und Kirchen entstanden rasch hintereinander: so das Kloster der Dominikanerinnen 1258, das Hospital zum hl. Geist 1280, das Franziskanerkloster 1281, die alte Pfarrkirche in der Stadt mit der Kapelle zum hl. Blut zuerst genannt 1278. Kreuzfahrer hatten diese kostbarste unter den 323 Reliquien dieser Kirche mitgebracht und zugleich darauf hingewiesen, wie ähnlich die Lage Rothenburgs mit der von Jerusalem sei. Dies gab Veranlassung zu verschiedenen Benennungen einzelner Orte und zur Anlage von Stationen. Ein herzförmiges Feld im Thalgrunde hieß der Blutacker, von hier lief der Weg zur Burg hinauf an den Calvarienberg. Die Ablässe, mit welchen fünf Päpste die Kapelle zum hl. Blute begnadeten, zogen eine Menge Wallfahrer aus weiter Ferne herbei, darunter sehr vornehme Büßer, wie den Herzog Heinrich von Bayern, dem 1413 zur Sühne einer Blutschuld ein „Bittgang zu dem hl. Blute gen Rotenburg" auferlegt wurde. Alle diese Wallfahrer gingen nun den vorbezeichneten Leidensweg, der von der Doppelbrücke unten im Thale an der Cobolzeller Kirche, mit der gleichfalls ein Ablaß verbunden war, vorüber, zum Calvarienberge hinauf und von da bei der Burgkapelle und dem Franziskanerkloster vorbei zur Kapelle zum hl. Blute führte. Auch die Prozessionen an den Kirchenfesten zogen von der Kirche zum hl. Geist durch das Cobolzeller Thor den Steig herab bis zur Liebfrauenkirche, um von da aus auf dem Wallfahrtspfade zurückzukehren. Welche Menschenmenge sich da bei Cobolzell sammelte und aus welchen verschiedenen Ländern, beweisen manche seltene Münzen, die

dort schon gefunden wurden. Es befanden sich darunter schwergoldene Dickpfennige mit arabischen Schriftzügen, eine große Kupfermünze Manfred's des Hohenstaufen u. a. m. Um das Kirchlein baute sich ein kleines Dorf, das, bereits 1360 urkundlich genannt, zur Aufnahme der Pilger diente. Noch die Abbildung bei Merian[1]) zeigt an dieser Stelle mehrere Häuser, die jetzt Alle bis auf zwei kleinere jenseits des Flusses verschwunden sind. Um dieselbe Zeit, 1367, gab Heinrich, der Stadtschreiber von Rothenburg, den Deutschordensbrüdern daselbst 500 ℔ Heller, um damit die hl. Messe zu Cobolzell durch einen besonderen Priester ihres Hauses versehen zu lassen. Nach alldem ist wohl anzunehmen, daß schon in jener Zeit des frischesten kirchlichen Lebens die Kirche zu Cobolzell nicht auf die ursprüngliche kleine Kapelle beschränkt gewesen sei.

Mit dem fünfzehnten Jahrhundert begann Rothenburgs reichste Blüthe. Der Aufschwung der Stadt machte sich in einer Reihe großartiger Baudenkmale kund. Im Jahre 1471 ward nach einer mühevollen hundertjährigen Arbeit die herrliche St. Jakobskirche „mit Gabe, Rath und Hülfe und gemeinem Almosen der Bürger" vollendet; die einst viel bewunderte St. Michaelskapelle daneben wurde 1449 gegründet; zur Kapelle des hl. Johannes ward der Grundstein 1403, zu der der hl. Jungfrau Maria 1404 gelegt; das zierliche St. Wolfgangskirchlein wurde im J. 1492 errichtet. Eine so baulustige Zeit konnte das alte Heiligthum zu Cobolzell nicht unbeachtet lassen. Man nahm einen Neubau oder doch eine durchgreifende Umgestaltung vor. Ueber die Zeit desselben belehrt uns ein eingemauerter Denkstein mit der Inschrift:

> Anno Dni MCCCCLXXII am St. Ulrichs dag
> ist der erst stein gelegt worden an disem
> gozhaus zu unser lieben frawen zu Kobeltzell".

Ein anderer rechts daneben sagt nach Bensen:

> In diser capellen zu iglicher zeit elff hundert
> und XL dag ablaß. 1472.

Andere, wie Merz, lesen „vff hundert und XI tag" statt: „elff hundert und XL tag". Welches nun auch das Richtigere sei — in beiden Fällen hat man wohl die gewöhnlichen kleineren Ablässe, die verschiedene Päpste oder Bischöfe ertheilten, zusammengezählt.

Die Kirche, aus grünem Gailnauer Sandstein erbaut, ist einschiffig mit schmälerem Chor; die Decke bildet ein herrliches Sterngewölbe, das auf reichen Kämpfern ruht; die sieben Fenster des Chores und die vier des Langhauses prunken mit reichem wechselnden Maßwerk; links von dem schönen Hauptportale ist ein zierlicher Treppenthurm eingefügt, dessen merkwürdige doppelte Wendeltreppe die Begegnung zwischen Auf- und Absteigenden vermeiden läßt; über dem westlichen Giebel erhebt sich ein schmuckes durchbrochenes Dachreuterchen. Das Ganze ist einfach ge-

[1]) Topographia Franconiae p. 84.

dacht, in seinen Maßen folgerichtig berechnet und mit reicher Mannigfaltigkeit ausgeführt.

Doch nur ein halbes Jahrhundert sollte das stattliche Gotteshaus seinem Zwecke dienen. Am Ostermontag des Jahres 1525 brach ein wilder Haufe von Bilderstürmern aus dem Taubergrund, durch die Brandreden des Andreas Bodenstein von Carlstadt, welcher die neue Lehre nach Rothenburg gebracht hatte, aufgereizt in die Kirche von Cobolzell. Die Thüren wurden eingestoßen, die gemalten Fenster zerschlagen, die Altäre geschändet. Mit den heiligen Gefäßen und Meßbüchern übte man frevelnden Muthwillen, die trefflichen Gemälde, zum Theil Werke Wohlgemuths, trieb der Fluß hinab. Auch die zertrümmerten Bilder warf man in das Wasser. Nur eines derselben nahmen sie mit sich, um noch größeren Unfug damit zu beginnen. — Hatte der Aufruhr einer rohen Menge die Kirche ihres Schmuckes entkleidet, so drohte dem Baue selbst, der unversehrt geblieben war, von einer andern Seite der völlige Untergang. Sie wurde im Jahre 1804 von dem Staate zum Verkaufe auf Abbruch bestimmt. Diesem Schicksale, welches die herrliche St. Michaelskapelle, die zur reinen Maria und die Dominikanerkirche wirklich ereilte, entging die Kirche von Cobolzell nur dadurch, daß ein ehrsamer Bürger sie um 500 fl. erwarb. Er richtete dieselbe zu einer Scheune ein!

Der Bau, der zweimal dem Verhängniß entgangen, wurde endlich auch seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgegeben. Den unausgesetzten Bemühungen mehrerer verdienter Männer, unter denen der langjährige katholische Seelsorger Rothenburgs, F. Eichhorn, an erster Stelle genannt werden muß, gelang es, die Aufmerksamkeit Königs Max II. auf dieses ehrwürdige Denkmal zu lenken, welcher dasselbe auch wirklich im Jahre 1853 erkaufte und den dortigen Katholiken als zweite Kirche übergab. Die Wiederherstellung der Kapelle wurde der Leitung Karl Heideloff's anvertraut, der auch den Plan zu dem von dem Kunstschreiner Adelhart und dem Bildhauer Thieme ausgeführten Altare entwarf. Die Hauptzierde desselben bildet ein Bild der Mutter Gottes mit dem Kinde aus der besten Zeit der Holzschnitzkunst. So erhielt „Unsre liebe Frau" ihr Heiligthum wieder; der Stadt Rothenburg aber, nach Nürnberg wohl das reichste Schmuckkästlein der Architektur im Frankenlande, wurde eine der kostbarsten Perlen gerettet.

6. Der selige Bruder Hartmann.



Der selige Bruder Hartmann.

Ein Verzeichniß der Archidiaconate und Stifte des Bisthums Würzburg aus dem vierzehnten Jahrhundert, welches Michael vom Löwen in eine seiner Handschriften aufgenommen hat, führt unter den Frauenklöstern nach der Regel des hl. Norbertus zwei mit dem Namen Husen oder Hausen auf. Der verdienstvolle Geschichtschreiber unserer Diözese, Aemilian Ussermann, hat dieses älteste Register zuerst, aber keineswegs wortgetreu, veröffentlicht.[1]) So gibt er für das eine dieser beiden Hausen gar keine nähere Bezeichnung, bei dem anderen aber fügt er hinzu, daß es unterhalb der Botenlaube gelegen sei und bemerkt, es dürfte unter beiden nur eine und dieselbe Niederlassung verstanden werden. Dem entsprechend wird in dem Werke selbst auch nur von einem einzigen Prämonstratenserkloster Hausen gehandelt. Die Handschrift jedoch unterscheidet, wie der zweite genaue Abdruck zeigt,[2]) dieselben deutlich von einander. Sie sagt von dem ersten: „zu der Husen oder zu Bruder Hartmann", von dem zweiten: „in Husen unter Botenlaube" und weist jenes der Oberaufsicht der Abtei Oberzell, dieses der des Abtes von Veßra zu. Damit stimmt ein Diözesanverzeichniß aus dem Jahre 1619 überein,[3]) welches unter den eingezogenen Klöstern ausdrücklich neben

---

[1]) Episcopatus Wirceburgensis. p. XXVIII. squ.

[2]) A. Ruland, Die Ebracher Handschrift des Michael de Leone in: Archiv des historischen Vereins von Unterfranken XIII. 1. S. 143.

[3]) Archiv des bischöflichen Ordinariates Würzburg.

Hausen noch Bruder Hartmann nennt. Wenn nun der gelehrte Benediktiner von St. Blasien nur eine einzige Norbertinerstiftung dieses Namens in unserem Bisthum annimmt, so ist er eben — und das mag zu seiner Entschuldigung dienen — dem Beispiele des Annalisten des Ordens selbst gefolgt, welcher gleichfalls nur ein Hausen gelten lassen will, „das unterschiedslos bald Husen, bald zu Brouder Hartmann genannt werde“.[1]) Beiden gegenüber haben aber die Diözesan-Kataloge Recht, welche zwei Klöster dieses Namens erwähnen, von denen das eine Hausen bei Kissingen war, das andere aber bei dem Dorfe Hausen „am Bach“ in der ehemaligen Rothenburger Landwehr, nun in dem württembergischen Oberamte Gerabronn lag und bald Hausen, bald Frauenhausen, bald Hartmanns-Zell, bald auch blos Bruder Hartmann genannt wurde. Den letzteren Namen trug es von dem seligen Bruder Hartmann, welcher in grauer Vorzeit sich hier niedergelassen und den Ort durch sein Gebet und seine Buße geweiht hat.

Auch hier sind wir blos auf die Legende aus dem Munde des Volkes angewiesen, dem sie Neuere nacherzählen. Dabei sind ihre Aufzeichnungen höchst dürftiger Art.[2]) Sie sind zu spät gekommen, um die Blüthe zu pflücken, da sie noch farbenfrisch und duftig war, und so haben sie nur ein welkes Blümchen gefunden, das ihnen aber, obschon es kaum mehr als das dürre Geäste erkennen läßt, immerhin der Aufbewahrung würdig schien.

Ungefähr um dieselbe Zeit, so heißt es, da der selige Cobol im Tauberthale seine segensreiche Wirksamkeit entfaltete, lebte auch weiter landeinwärts auf der südwestlich des Flusses sich hinziehenden Hochebene der fromme Waldbruder Hartmann. Mitten in dem dichten Gehölze, das damals die zwischen den beiden Dörfern Hausen und Brettheim gelegene Fläche überdeckte, schlug er seine Wohnung auf. Was er von der Welt begehrte, war nur eine einfache Zelle, darin zu wohnen, ein rauhes Gewand, damit seine Blöße zu bedecken, ein rohgezimmertes Kreuz, davor zu beten, ein Evangelienbuch, darin zu betrachten. Die dürftige Nahrung bot ihm die Erde mit ihren Kräutern und Früchten, den Trank schöpfte er aus der nahen Quelle. So verbrachte er als Einsiedler seine Tage in der Stille. Bei dem Martyrer kehrt sich der Kampf gegen äußere Feinde und ist im Verlaufe einer kurzen Zeit entschieden; bei diesem wendet sich der Streit nach innen, gegen die Leidenschaften oder doch die Versuchungen des eigenen Herzens, und er währt hier ein ganzes langes Leben. Der Apostel predigt die Lehre Christi

---

[1]) Sacri et canon. Ordinis Praemonstrat. Annales. Nanceii. 1734. f°. I, 801.

[2]) Vgl. Aktenheft über Hartmannszell im städtischen Archiv zu Rothenburg. — H. W. Bensen, Rothenburg.. S. 471. 555. — Beschreibung des O.-A. Gerabronn. Stuttgart 1847. S. 146. — (A. Merz) Rothenburg.. S. 123.

in begeisterten Worten und beweist sie durch augenfällige Zeichen; dieser verkündet die große Lehre: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" durch seine Entsagung, seine Weltverachtung, seine Buße. Er spricht nicht und redet doch, dem Wegweiser gleich, der, obwohl stumm, dem Wanderer die rechten Pfade zeigt. Der fromme Waldbruder, welcher dem umwohnenden Volke die Wirklichkeit einer künftigen Welt durch nichts mehr bewies, als daß er auf die gegenwärtige verzichtete, war denn auch schon bei seinen Lebzeiten der Gegenstand vielfacher Verehrung. Nach seinem Tode aber wuchs von Jahr zu Jahr die Zahl jener, die zu der Stätte pilgerten, wo seine Gebeine ruhten. Bald wurde der Wald ringsum gelichtet und an der Stelle seiner einstigen Behausung eine kleine Kapelle errichtet.

Als die Gegend später in den Besitz der Edlen von Bebenburg, eines Nebenzweiges der Küchenmeister von Nortenberg, kam, wurde, wenn nicht von ihnen allein, so doch mit ihrer Hilfe, dort ein Klösterlein für zehn Frauen erbaut, die allda Gott nach der Regel des hl. Norbert ihr Leben lang dienen sollten. Am 16. Mai 1214 weihte Bischof Sigebotho von Havelberg den Hochaltar der Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria und des Evangelisten Johannes, und Tags darauf einen zweiten auf den Namen der Heiligen Oswald und Kunigundis ein.

Schon im Jahre 1338 war indeß ein Neubau nöthig geworden. Zu diesem Zwecke ertheilte am Vorabend von Mariä Himmelfahrt Lupold von Bebenburg, Offizial und Archidiacon zu Würzburg und später Bischof von Bamberg, dem Priester Conrad von Hopferstadt die Vollmacht, im Namen der Meisterin und des Conventes Almosen zu sammeln. Es waren besonders die Töchter des benachbarten Adels und der ehrbaren Geschlechter zu Rothenburg, welche darin Aufnahme suchten und fanden. Von diesen stammen auch die meisten Vergabungen an das Kloster her. In Reubach erhielten sie 1355 einige Gülten von Engelhart von Bebenburg; über Gütererwerbungen in Hagenau liegen Urkunden aus den Jahren 1357, 1363, 1380 und 1390 vor; zu Brettheim wurden ihnen 1361 verschiedene Zinse von Heinrichs von Sulz Wittwe und ihrem Sohne Hugo zu einem Seelengeräth für Conrad von Prettach übergeben; in Raboltshausen treten sie 1379 und 1406 als Besitzer von dortigen Gütern auf; wegen Wolffhartsweiler werden sie 1379 mit Conrad von Ligartshausen verglichen; 1496 kaufen sie noch eine Gült auf einem Haus zu Rothenburg in der Schmiedgasse. Mit dem Beginne des sechszehnten Jahrhunderts kamen vielfache Beunruhigungen für das Kloster. Bald sind es die umwohnenden Bauern, welche dessen arme Leute bedrücken oder die Frauen selbsten schmähen; bald sind es streifende Landsknechte, welche dasselbe mit Plünderung bedrohen. Die Nonnen wenden sich meist an den Rath von Rothenburg, sie zu schützen, und verehren ihm zu Neujahr 1525 einen Lebkuchen, um geneigteres Gehör

zu finden. Doch auch dieser konnte das ihnen bevorstehende Schicksal nicht abwehren. Um Ostern desselben Jahres wurde von den aufrührerischen Bauern „das ganze Gebäu zerrissen und ausgebrochen". Die Frauen erboten sich, „den Erbarkeiten" Rothenburgs gegenüber, alle ihre Güter für den gemeinen Nutzen der Stadt abzutreten, wenn dieselbe sie auf Lebenszeit mit dem Nothwendigen versorgen wolle. Diese Uebertragung scheint aber nicht sogleich vollzogen worden zu sein. Obschon nämlich die Nonnen einstweilen in der Stadt ein Unterkommen gefunden hatten, stellten sie doch neuerdings die Bitte, ihnen dazu verhelfen zu wollen, daß sie wieder in ihrem Kloster nach der Ordensregel leben könnten und auch Bischof Conrad von Würzburg betrachtete dasselbe keineswegs als aufgelöst, da er noch am 13. Oktober 1529 den fünften Theil des Einkommens als Umlage begehrte. Erst mit dem Jahre 1532, als nur noch eine einzige Nonne übrig war, ging der Rath auf das erneuerte Anerbieten dieser ein, jedoch nicht ohne gerechte Besorgniß, daß die außerhalb seines Machtbereiches gelegenen Güter und Einkünfte verloren gehen möchten. Das noch übrige Vermögen, in 68 Morgen Aecker, 22 Tagwerk Wiesen und 12 Schilling Gült bestehend, wurde dem Hospitale einverleibt und dafür der Ueberlebenden die volle Verpflegung bis zu ihrem Tode zugesichert. Sie starb, als sich die Stadt bereits der neuen Lehre zugewendet hatte. Das Klösterlein selbst, seit 1810 mit der ganzen reichen Landschaft links der Tauber an Württemberg abgetreten, ist ein Bauernhof geworden, welcher noch an einigen Merkmalen seines alten Baues, mehr aber durch den Namen „Klosterhof", an seinen einstigen höheren Zweck erinnert.

4. Der heilige Willibrord.

(7. November.)



Schloß Saaleck und Kloster Altstadt bei Hammelburg.

Urkundlichen Nachrichten zufolge hatte bereits im Jahre 704 Hetan II. den fränkischen Herzogsthron inne. Dieselben sagen uns aber nicht nur, daß er von seinem Vater Gosbert die Regierung überkommen hat, sondern beweisen zugleich, daß er, wie dieser, dem von dem hl. Kilian verkündeten Glauben treu geblieben ist. Ja, es ist noch mehr, was wir aus ihnen erfahren. Um diesen Glauben dem Theile seines Volkes, der sich bereits zu ihm bekannte, zu erhalten und auch unter dem anderen auszubreiten, sehen wir ihn mit einem der größten Heidenbekehrer jener Zeit in Verbindung treten. Kein Geringerer als Willibrord, der Apostel Frieslands, ist es, welcher die so bald verwaiste Christengemeinde des fränkischen Thüringens auf so lange an Kindesstatt annahm, bis er, schon ein Greis, jenen seiner Stammesgenossen segnen konnte, der nur darum sich von ihm und seinem ersten Arbeitsfelde trennte, um seine volle Kraft jenem Lande zu widmen, welches Kilian mit seinem Schweiße und seinem Blute bethaut hatte.

Ueber die Hauptumstände seines Lebens unterrichtet uns schon Beda der Ehrwürdige[1]), welcher noch vor ihm selbst das Zeitliche segnete; eine ausführlichere Geschichte desselben, und zwar einmal in Prosa für die Erbauung und dann in Versen zum Gebrauche in den Schulen, hat Alkuin[2]) geschrieben; eine Erweiterung dieser ist die nur theilweise ver-

[1]) Histor. ecclesiast. V, 10. 11.

[2]) Canisius, Lect. antiquae ed. Basnage II, 1. p. 458–69. Mabillon, Acta SS. O. S. B. Saec. III, 1. p. 603—29. Ph. Jaffé, Biblioth. rer. german. VI, 35—79.

öffentlichte Lebensbeschreibung, welche Abt Theofried von Echternach[1]) (1078 — 1110) verfaßte. Sie bilden die Quellen, aus denen alle Späteren schöpften.

Willibrord wurde um das Jahr 657 in Northumberland, dem östlichen Theile Englands, geboren. Sein Vater Wilgis war ein frommer Kriegsmann, der später an der Mündung des Flusses Humber ein Bethaus zu Ehren des hl. Andreas erbaute und dort einen Kreis von Mönchen um sich sammelte, an deren Spitze Alkuin zur Zeit, als er das Leben unseres Heiligen niederschrieb, selbst gestanden ist. Ein Traumgesicht, welches seine Mutter Mena schon vor seiner Geburt hatte, bestimmte die Eltern, das Kind dem Herrn zu weihen. Sie sah nämlich, wie der Mond erst schmal und sichelförmig am Himmel erschien, allmählig wuchs, bis er in seiner vollen Größe strahlte. Während sie über das Seltsame dieser Erscheinung nachdachte, siehe, da flog er ihr auf einmal zum Munde ein und erfüllte ihr Inneres mit hellem, nie gesehenen Glanze. Ein Mönch, dem sie das Vorgefallene erzählte, sagte ihr, sie würde Mutter eines Sohnes werden, der viele ferne Länder aus den Finsternissen des Heidenthums zum hellen Lichte der göttlichen Wahrheit führen werde. Kaum war der Kleine entwöhnt, so wurde er, ein anderer Samuel, dem Kloster Ripon anvertraut, welches damals Wilfried, der Bischof von York, leitete. Dieser war der unerschrockene Vorkämpfer für die römische Uebung hinsichtlich der Osterfeier, wurde darum von seinen Gegnern aus seinem Bisthum vertrieben und sah sich gezwungen, die Berufung an den Papst zu ergreifen. Seine Feinde, in der Meinung, er werde die gewöhnliche Straße der Rompilger einschlagen und an der Küste von Boulogne das Festland betreten, sandten Boten mit Geschenken an den grausamen Ebroin, welcher damals als Hausmeier über Neustrien und Burgund regierte, und ersuchten ihn, sich Wilfrieds zu bemächtigen und Sorge zu tragen, daß er nicht mehr nach England zurückkehre. Sei es nun, daß Wilfried von der Gefahr, die ihn erwartete, Kenntniß erhalten, oder sei es, daß er einer höheren Schickung, dem Westwinde, folgte, der sich auf dem Meere erhob, als er zu Schiffe stieg — er landete nicht an dem Ufer des Frankenreiches, sondern an den Gestaden Frieslands. Kaum war Wilfried an diesem wilden Strande angekommen und hatte daselbst bei dem Könige Adalgis und seinem Volke freundliche Aufnahme gefunden, so beschloß er, die ihm günstige Stimmung zur Verkündigung des Glaubens zu benützen. Während eines ganzen Winters (677—678) predigte er täglich den heidnischen Friesen. Da dieselben in diesem Jahre einen reichlicheren Fischfang und eine ergiebigere Ernte hatten, so schrieben sie diese Glücksfälle dem Segen des Gottes zu, der ihnen verkündet wurde, und ließen sich zahlreich taufen. Wir können es uns vorstellen, wie die Berichte, welche

[1]) Mabillon l. c. p. 629.

Wilfried über seine Thätigkeit in die Heimath sandte und bei seiner Rückkehr mündlich ergänzte, in Willibrords empfängliche Seele den Keim jenes apostolischen Sinnes legten, der in späteren Jahren zu einem so fruchtreichen Baum heranwachsen sollte.

Als er zwanzig Jahre alt geworden, reiste er zu seiner weiteren Ausbildung in das irische Kloster Rathmelsigi, eine jener berühmten Pflanzschulen sowohl der Frömmigkeit als der Gelehrsamkeit, an denen damals jenes Land so reich gewesen ist. Die Anregungen, welche er durch Wilfried erhalten, sollten hier durch Abt Egbert neue Nahrung empfangen. Dieser war nämlich der erste unter den Briten, welcher nach jenem wieder den Versuch gewagt hatte, die Friesen zu bekehren. Obschon der Abt eines benachbarten Klosters in Folge einer gehabten Offenbarung von seinem Vorhaben abrieth, machte er sich dennoch mit seinem Gefährten Wigbert auf den Weg. Da aber, als sie kaum abgesegelt, ein Sturm sich erhob und sein Schiff zurücktrieb, nahm er dies für einen Fingerzeig der Vorsehung, seine Reise aufzugeben und ließ Wigbert allein ziehen. Auch dieser kehrte, nachdem er zwei Jahre (686—688) ohne großen Erfolg gepredigt hatte, nach Hause zurück. Damit wurde aber der Eifer der angelsächsischen Mönche, den stammverwandten Friesen das Evangelium zu bringen, keineswegs entmuthigt. Man sah ein, daß das Werk der Bekehrung mit größeren Kräften versucht werden müsse, und war um so bereitwilliger, diese aufzubieten, als der im Jahre 689 von dem fränkischen Hausmeier Pipin von Heristal über Radbod, den Nachfolger des Adalgis bei Dorstat erfochtene Sieg die Wege viel mehr geebnet hatte. Es war nicht blos die Wahl der Oberen, sondern noch mehr der Wunsch des eigenen Herzens, welcher Willibrord bestimmte, sich dieser großen Aufgabe zu unterziehen. Mit dreißig Jahren hatte er die Priesterweihe erhalten, mit drei und dreißig Jahren machte er sich nebst eilf anderen Genossen auf den Weg. Der Segen des ehrwürdigen Egbert sollte ihr Geleitsbrief sein. Von seinen Gefährten werden Mehrere mit Namen genannt, so Werenfried, der schon im Kloster als Jüngling mit Willibrord in der Uebung christlicher Tugend gewetteifert hatte; Adalbert, welchen der Heilige nach dem Kennemenerlande schickte; Suidbert, welcher später von Wilfried zum Bischof geweiht, dann zu den Brukterern gesandt wurde und endlich zu Kaiserswerth sich niederließ; Engelmund, der als Apostel der Seeküsten und Patron von Velzen verehrt wird. Ueber alle aber ragte Willibrord durch Würde und Verdienst hervor. Beda und Alkuin rühmen seine schöne Gestalt, sein klares Angesicht, sein heiteres Gemüth, seine Weisheit und Beredsamkeit, besonders aber seinen aufrichtigen, reinen Eifer für seinen Gott und Heiland. Der Name Willibrord wird bald mit „Wohlredend", bald mit „Wohlbewehrt", bald mit „Willenlenker" übersetzt. Er hat ihn nach allen diesen Deutungen zu verdienen gewußt.

Im Jahre 690 stiegen die Zwölfe bei Katwyk, dem gewöhnlichen

Ankerplatze der englischen Schiffe, an das Land. Das Kreuz, das ihnen voranging, wies auf den Zweck ihres Kommens hin. Sie waren gelandet, um Friesen und Sachsen den Frieden dessen anzukündigen, der durch sein Blut Gott und die Welt versöhnt hat. Muthig zogen sie darum den Ufern des Rheines entlang nach Wildaburg, heute Utrecht, wo der König dieses Landes, Radbod, häufig sich aufhielt. Dieser, ein gewaltthätiger Fürst, welcher die von Dagobert I. schon im Jahre 631 dort errichtete Kapelle zerstört und die Keime des christlichen Glaubens, welche die späteren Missionäre gepflanzt, verwüstet hatte, zeigte sich den Bestrebungen Willibrord's durchaus nicht geneigt. Er begab sich deßhalb unter den mächtigen Schutz Pipins, welcher mit seinen Franken das Land bis zum mittleren oder alten Rhein besetzt hielt. Der fränkische Hausmeier empfing sie huldvoll und versprach ihnen kräftigen Schirm. Es galt nun, auch den Segen der Kirche zu dem Bekehrungswerke zu erholen, und zu diesem Zwecke unternahm Willibrord die Reise nach Rom. Vier Tage vor seiner Ankunft daselbst wurde Papst Sergius I. durch einen Engel im Traume ermahnt, den Pilger freundlich aufzunehmen, da er von Gott zur Erleuchtung Vieler ausersehen sei. Mit den nöthigen Vollmachten versehen und vielen heiligen Reliquien ausgerüstet kehrte er 792 oder 793 zurück. Da die Franken gerade wieder mit den Friesen im Kampfe lagen, so begann Willibrord sein Apostolat in den Landstrichen, über welche Radbod keine Gewalt zustand. Die Lebensbeschreibung faßt dieselben unter dem Namen Toxandrien zusammen, womit das heutige Limburg und Nordbrabant gemeint ist. Mehr als zwanzig Kirchen tragen dort noch heute den Namen Willibrord's. In diese Zeit wird auch von Mehreren der Vorfall auf Walcheren verlegt, den Alkuin erzählt. Diese Insel war ein Hauptsitz des Wodan-Kultus. In heiliger Entrüstung widersetzte sich Willibrord mit Wort und That den Götzendienern und zerbrach ihr Götzenbild. Die Priester wurden wüthend und griffen zu den Waffen. „Der Schlag der Axt traf zwar, schadete ihm aber nicht". Die Rache, welche er seinen tapferen Begleitern verbot, führte Gott selber aus, denn der Thäter wurde vom bösen Geiste erfaßt und starb nach drei Tagen eines elenden Todes. Auch in Walcheren und in ganz Seeland wurde der Heilige bis zur Glaubensspaltung als Schutzpatron verehrt.

Unterdessen hatte Pipin dem Radbod eine große Niederlage beigebracht, ihn aus Wildaburg vertrieben und ihm auferlegt, nicht nur der Ausbreitung des Christenthums unter den Seinen keine weiteren Hindernisse entgegenzusetzen, sondern sich auch selbst taufen zu lassen. Sofort kehrte Willibrord zu den Friesen und zwar nach Utrecht selbst zurück. Er begann seine Arbeit mit der Erbauung einer Kapelle zum hl. Kreuz und übte von hier als dem Mittelpunkte das Predigtamt aus. Der Erfolg war so groß, daß Pipin daran denken konnte, in Utrecht ein Bisthum für die Friesen zu errichten und Willibrord auf dessen

Stuhl zu erheben. Lange sträubte sich der demüthige Priester, weil, wie er sagte, die Eigenschaften, die Paulus von einem Bischofe verlangt, sich nicht gehörig in ihm vereinigten. Endlich gab er den dringenden Bitten nach und zog mit einem Empfehlungsschreiben Pipins im Herbste 696 ein zweites Mal über die Alpen. Nach Beda wurde er in der Kirche der hl. Cäcilia an ihrem Festtage zum Bischof geweiht, nach Alkuin geschah dies unter großem Zusammenlauf des Volkes und in Gegenwart vieler Priester in der Kirche des hl. Petrus. Man hat beide Angaben durch die Annahme in Einklang zu bringen gesucht, Willibrord sei wahrscheinlich am Cäcilientage, dem 22. November, in der Kirche dieser Heiligen als Bischof ausgerufen und am 23. November, dem Feste des hl. Clemens, in der Peterskirche geweiht worden, weßhalb er auch vom Papste den Namen „Clemens" erhalten habe.

Nach einem Aufenthalte von nur vierzehn Tagen begab sich Willibrord in das Land seiner Bestimmung zurück. Seine erste Aufgabe war, neben der schon bestehenden Kapelle eine größere Kirche zu errichten, die er dem hl. Martin weihte. Ob die außerdem noch genannte Basilika des göttlichen Erlösers ein eigener Bau oder nur ein anderer Name für jene Martinskirche war, ist ungewiß. An der Kathedrale führten seine Mitarbeiter ein gemeinsames Leben und hielten eine Schule, in welcher junge Friesen zu Priestern herangezogen wurden. Schon nach einigen Jahren konnte er solche aussenden, um ihre Brüder zu bekehren. — Bald darnach gelang ihm eine andere, seine Lieblingsstiftung. Irmina, die zweite Tochter Dagoberts II., Aebtissin des St. Marienklosters zu Oehren bei Trier, schenkte 698 ihm auf den Rath der beiden heiligen, unter sich nahe verwandten Bischöfe Basinus und Leotwin ihre Ländereien zu Echternach an der Sauer und gab ihm die Mittel, ein Kloster dort aufzuführen. Die andere Hälfte des Ortes, welche Pipin gehörte, wurde ihm von diesem 706 abgetreten. Es wurde der Ruheort, wohin der Heilige, namentlich bei der öfteren mißlichen Lage Frieslands, sich zurückzog, um neue Kräfte zu sammeln. Ein anderes Kloster, das zu Susteren an der Maas, wurde ihm von Pipin kurz vor dessen Tode übergeben.

Die Thätigkeit Willibrords ließ sich nicht auf die unter fränkischer Hoheit stehenden Theile Frieslands einengen. „Derselbe Mann Gottes, sagt Alkuin, versuchte die Ströme des himmlischen Lebens auch über die Grenzen des fränkischen Reiches hinauszuleiten. Denn zu der Zeit (698) fürchtete er sich nicht, zu König Radbod und seinem heidnischen Volke zu gehen. Ueberall gelangen ihm seine Bekehrungen, aber, obschon der genannte König der Friesen ihn seiner Demuth halber wohlwollend empfing, konnte Willibrord doch dessen steinernes Herz nicht erweichen. Als er darum gewahrte, daß er bei dem König ohne Erfolg arbeiten würde, wandte er seine Schritte zu den wilden Dänen, wo Ongend herrschte". Sein Lohn war indessen auch hier kein großer; immerhin

aber blieb sein Wort und seine Erscheinung nicht ohne Eindruck. Von dreißig Jünglingen jenes Landes begleitet, die er unter Wegs auf die hl. Taufe vorbereitete, trat er die Rückreise an. Ein Sturm verschlug sie an die Küste von Fositesland. Diese Insel, das heutige Helgoland, trug ihren Namen von dem Gotte Forsete, welcher als der leuchtende Sohn des guten Balder und der Nena zu den zwölf Asen zählte, und war ein gemeinschaftliches Heiligthum der beiden Völker der Dänen und Friesen. Alles auf ihr war dem Gotte geheiligt und es nur zu berühren, galt als ein todeswürdiges Verbrechen. Nichts von den Erzeugnissen des Bodens durfte gegessen werden, auch die Thiere waren vor dem Jäger sicher, nur unter tiefem Schweigen durfte man aus der heiligen Quelle Wasser schöpfen. Als Willibrord ankam, war eben viel Volk versammelt, ja Radbod selbst war zugegen, da eines der größten Feste von allen umher wohnenden Stämmen gefeiert werden sollte. Dem Heiligen war die Gelegenheit willkommen, vor den Augen der zahlreichen Heiden zu zeigen, wie ohnmächtig ihre Götzen seien. Er taufte mit lauter Stimme einige seiner Begleiter aus dem Wasser des geweihten Brunnens und ließ von den umherlaufenden Thieren offen mehrere für die Seinigen schlachten. Vergeblich warteten die Friesen auf die Strafe der Götter für solchen Frevel. Während sie vor Zorn und Ingrimm bebten, pries Willibrord froh jenen Gott, neben dem es keinen anderen gibt. Radbod wollte schon aus Furcht vor einem Aufstande dieses Wagniß nicht ungestraft hingehen lassen. So ward denn nach Landessitte drei Tage lang und zwar an jedem wieder dreimal das Loos über die Fremden geworfen, wer von ihnen als Opfer für die erzürnte Gottheit fallen sollte. Es traf nicht Willibrord, sondern einen seiner Gefährten, der auch geschlachtet wurde. Ihn selbst entbot der König zu sich, um ihm mit zornigen Scheltworten die Entehrung seines Heiligthums vorzuwerfen. Doch unerschrocken erwiderte der Heilige: „Der, dem du dienst, o König, ist nicht Gott, sondern der Teufel, der dich in argem Irrthum verstrickt hält, um deine Seele dem ewigen Feuer zu überliefern. Es gibt keinen Gott, als den Einen, der Himmel und Erde, das Meer und Alles, was darin ist, erschaffen. Wer im wahren Glauben ihm dient, wird das ewige Leben haben. Als sein Diener beschwöre ich dich, daß du von dem alten Wahne, in dem deine Väter gelebt, dich endlich einmal abwendest und glaubest an den einen allmächtigen Gott, unsern Herrn Jesus Christus. Lasse dich taufen in der Quelle des Lebens und deine Sünden abwaschen, damit du alle Bosheit und Ungerechtigkeit von dir werfest, und hinfür als ein neuer Mensch züchtig, gerecht und selig lebest. Wenn du dieses thust, wirst du mit Gott und allen Heiligen das ewige Leben ernten; falls du aber mich, der ich dir den Weg des Heiles weise, verachtest, so wisse, daß du ganz gewiß die ewigen Strafen und die höllischen Flammen mit dem Teufel, dem du dienest, erleiden wirst.“ Diese Rede des muthigen

Bischofs machte einen solchen Eindruck auf den König, daß er sagte: „Ich sehe, daß du unsere Drohungen nicht fürchtest und daß deine Worte mit deinen Werken übereinstimmen." Und so sandte er, wenn auch nicht selbst überzeugt, doch voll Hochachtung den kühnen Prediger in das fränkische Reich zurück.

Im Jahre 704 erhielt Willibrord den Besuch seines ehemaligen Lehrers Wilfried. Wiederum war er in England verfolgt, wieder befand er sich auf der Reise nach Rom und wieder zog es ihn, den Weg über Friesland zu nehmen. Mit welchen freudigen Gefühlen mochte der siebenzigjährige Greis, der gekommen war, die Kraft für den letzten seiner vielen Kämpfe da zu suchen, wo er sie schon für den ersten gefunden, nämlich bei dem Felsen Petri, auf seinen Schüler schauen, der in der schönsten Kraft seiner Jahre, inmitten einer zahlreichen Heerde und voll Eifer, dieselbe immer mehr zu vergrößern, vor ihm stand! Wo der Meister einstens gepflanzt, da hatte der Jünger begossen und der Herr selbst hatte reiches Gedeihen gegeben. So sah Wilfried gleichsam in Willibrord seine Krone. Unter der Erzählung ihrer gegenseitigen Schicksale und Besprechung neuer Hoffnungen und Pläne verflossen die glücklichen Tage ihres Zusammenseins und als sie sich trennten, gaben sie sich für diese Erde den Abschiedskuß. Im Jahre 709 starb Wilfried, dieser große Bekenner, nachdem er zuvor die Sache, für die er sein Leben lang mit unbeugsamem Muthe gestritten, zum endgiltigen Siege geführt hatte.

Um diese Zeit sehen wir Willibrord in Beziehung zu dem fränkischen Thüringen treten. Am 1. Mai des Jahrs 704 schenken ihm nämlich Herzog Hetan II., seine Gemahlin Theodrada und sein Sohn Thüring verschiedene Güter bei Arnstadt im heutigen Fürstenthum Schwarzburg, bei dem Schlosse Mühlberg, nicht weit von Gotha, und in dem Dorfe Monhore, Monhove oder München zwischen Arnstadt und Weimar. Die Urkunde wurde auf dem Schlosse Virteburch ausgestellt und von einem Priester, Laurentius, geschrieben.[1]) Daraus geht mit unumstößlicher Gewißheit hervor, daß das Christenthum mit dem Tode Kilians in Ostfranken keineswegs erloschen ist. Namentlich war es die herzogliche Familie, die ihm treu blieb, wofür schon der Umstand spricht, daß an dem Hofe zu Würzburg ein Priester sich findet. Wenn diese einem der hervorragendsten Bischöfe des fränkischen Reiches eine so ansehnliche Schenkung macht, so ist dies offenbar nur in Ansehung bereits geleisteter oder erhoffter Dienste geschehen, welche unter den obwaltenden Verhältnissen kaum in etwas Anderem als in der Ausübung seines Missionsberufes und zwar in Thüringen selbst gesucht werden dürfen. Daß dieser

---

[1]) E. Martene & U. Durand, Veter. scriptor. ampl. Collectio. Par. 1724. I, 13—. Eckhart, Commentarii I, 311—. Ussermann, Ep. Wirceb. Cod. prob. p. 3. Brequigny & Pardessus, Diplom. chart. Paris ... 1849. II, 263.

Bischof gerade der Apostel der entlegenen Friesen war, kann bei näherem Zusehen nicht befremden. P. P. M. Alberdingk Thym,[1]) durch dessen ganzes Buch sich das Streben hinzieht, Pipin und Willibrord, die fränkischen Bischöfe und die britischen Missionäre einander feindlich gegenüber zu stellen, verficht den seltsamen Gedanken, Gosbert habe Kilian, also denselben, von dem er die Taufe annahm, als einen Feind seines Hauses betrachtet, deßhalb sei Hetan darauf bedacht gewesen, auf anderem Wege, als durch Gesinnungsgenossen jenes ihm verhaßten Glaubensboten das Christenthum unter seinem Volke auszubreiten und habe gerade in Willibrord, der sich durchaus nicht als Anhänger der fränkischen Hausmeier und darum auch nicht als Feind der verschiedenen nicht zum eigentlichen Frankenreiche gehörigen Völker betrachten lasse, den geeigneten Mann gesehen, ihm zur Gründung eines von den Franken unabhängigen christlichen Staates behülflich zu sein. Abgesehen davon, daß diese Anschauung, wie Friedrich[2]) erweist und selbst Wattenbach[3]) zugibt, in den Quellen nicht die geringste Bestätigung, sondern die beste Widerlegung findet, so läßt sich die Verbindung Hetans und Willibrords auf eine ganz einfache Weise erklären. Wir haben schon früher gehört, daß bereits Gosbert dem fränkischen Hausmeier in seinem Kampfe gegen die Friesen Heeresfolge leistete und wir dürfen als ebenso gewiß annehmen, daß dessen Sohn Hetan, wenn nicht schon mit seinem Vater, doch in den späteren Kriegen gegen Radbod auf Seite Pipins stand. Bei dieser Gelegenheit mag er Willibrord kennen gelernt und ihn über den Zustand Thüringens unterrichtet haben. Willibrord müßte nicht er selbst gewesen sein, hätte er nicht die sich ihm darbietende Hand des Herzogs ergriffen, um Mitteldeutschland mit Norddeutschland durch kirchliche Bande zu vereinigen. Haben doch die Päpste, als es sich um die Einführung des Christenthums in Deutschland handelte, immer zu erkennen gegeben, daß sie Thüringen als einen Mittelpunkt betrachteten, von wo aus die Bekehrung der umliegenden Lande versucht werden müsse, wie die Sendung des Bonifatius durch Gregor II. vor Allem nach Thüringen genugsam beweist. Man hat zugegeben, daß jene Schenkung wohl ein Zusammentreffen Hetans mit Willibrord voraussetzen lasse, aber zugleich bemerkt, daß dieses nicht nothwendig in Thüringen selbst stattgefunden haben müsse.[4]) Der Umstand, daß jene Vergabung in Würzburg selbst geschieht, noch mehr der Wortlaut, der sich in Ausdrücken wie: „Dies Alles übergebe ich von dem heutigen Tage an dir, ehrwürdiger Vater" an Willibrord als an einen Gegenwärtigen wendet, läßt fast mit Gewißheit auf die Anwesenheit des Heiligen am Sitze des Herzogs schließen. Daß Willibrord in Thüringen gepredigt habe, gilt

---

[1]) Der hl. Willibrord, Apostel der Niederlande. Münster 1863. S. 145.

[2]) Kirchengesch. Deutschlands. II, 1, S. 142 ff.

[3]) Deutschlands Geschichtsquellen im MA. 3. Aufl. Berlin 1873. I, S. 104. Note 2.

[4]) Rettberg, Kirchengeschichte. II, 521.

auch den neueren Schriftstellern als glaubwürdig.[1]) Wie dem nun auch sei, in jedem Falle darf angenommen werden, daß er schon, um von jenen Gütern Besitz zu ergreifen, Priester nach Thüringen sandte, welche von diesen ihren festen Sitzen aus in der Umgegend den Glauben zu verbreiten suchten.

Ihre Thätigkeit war nicht nur in dem Lande jenseits, sondern auch diesseits des Thüringer Waldes keine vergebliche. Im Jahre 706 ließ Hetan schon auf seinem Schlosse zu Würzburg die erste Kirche errichten und einweihen.[2]) Es ist nicht gewiß, aber immerhin möglich, daß Willibrord selbst die Einweihung vorgenommen hat. Dieselbe wurde an der Stätte des alten Huldaheiligthums erbaut und der hl. Jungfrau gewidmet, wovon die Burg den Namen Marienberg erhielt. Wir müssen sie uns nach der Anlage der gegenwärtigen Kirche, die sicher auf den Grundmauern jener ersten ruht, als einen Rundbau von mäßigem Umfang vorstellen. In der Umgestaltung des Huldatempels in eine Marienkirche sehen wir wieder einen Rath befolgt, den einst Papst Gregor I. den Boten des Glaubens unter den Heiden ertheilte. Er empfahl ihnen,[3]) ihre Kirchen auf den früheren Cultusstätten zu errichten und an die Stelle der alten Götterfeste die der christlichen Heiligen zu setzen, damit die Heiden, welche sich nicht mit einem einzigen Sprunge erheben könnten, schrittweise zur Wahrheit gebracht würden. Wo der heidnische Baum stund, da baute man deßhalb und zwar oft aus dessen Holz den Altar; statt der Verehrung der einzelnen Götter führte man mit Vorliebe die



Der heilige Willibrord.

---

[1]) Ph. Heber, die vorkaroling. Glaubenshelden am Rhein. Frankf. 1858. S. 193–212.
[2]) Chronicon Wirceburgense ap. Eckhart I. p. 816.
[3]) Beda, histor. eccles. I, 30.

gewisser Heiligen ein. So wurde das Heiligthum Thors gewöhnlich in eine Peterskirche, das des Wodan in eine Michaels-Kapelle verwandelt. Die Gestalt, in welcher uns die Göttersage Hulda vorführt, läßt sie fast als ein heidnisches Vorbild Mariens erscheinen. Schon der Name „Hulda" oder „liebe Frau" ist beiden gemeinsam und die Bezeichnung „Liebfrauenberg", sicher älter als „Marienberg", kann möglicher Weise noch in die vorchristliche Zeit zurückreichen. Hulda war unseren heidnischen Voreltern die Gnadenspenderin — „in dir ist alle Gnade", sagt die Kirche von Maria. Hulda wird als die Besitzerin des Paradieses vorgestellt, und in diesem wächst die Wurzel der Erlösung; auch Maria wird „der verschlossene Garten" genannt und sie trägt die Heilsdolde in ihren Händen. Die Blumen, welche die heidnische Anschauung jener weihte, sind auch die Bilder, unter welchen nach der Deutung der Kirche die Schrift uns diese zeigt; ja in mehreren Pflanzennamen ist die Jungfrau an die Stelle der Göttin getreten. Diese innige Beziehung kommt vor Allem zum Ausdruck in der Weihe der Würzbüschel, zu denen man siebenundsiebzig Kräuter vereint, in die Mitte aber das einst der Hulda geweihte Kraut „Himmelbrand" stellt. Der Tag, an welchem sie vollzogen wird, ist ihr Hauptfest, das der Himmelfahrt, welches darum auch „Maria-Würzweihe" heißt. Gerade dieses ist das Patrocinium der Kirche auf Marienberg. Hulda war Wegweiserin, Führerin, Herzogin. Auch hierin machte sie Maria Platz; zu ihr fleht nicht nur der Hymnus, daß sie ein Licht den Blinden sei, daß sie sichere Reise verleihe, daß sie wie der Mond die Irrenden erleuchte — sie wird auch noch heute im Kirchenliede als die „Herzogin von Franken" gegrüßt. Selbst in den kleineren Zügen lassen sich Aehnlichkeiten zwischen den Huldasagen und den Marienlegenden entdecken. Der „Schneekönigin" unserer Vorfahren steht z. B. „Maria vom Schnee" gegenüber, unter welchem Titel sich auch bei Röllbach eine Kapelle findet; wie Holle im Grünen wohnt, so erscheint auch Maria im Grünen, selbst in Ortsbenennungen u. s. w. Haben wir nun gesagt, die heidnische Göttin weise prophetisch auf die heilige Jungfrau hin, so hat man auf gegnerischer Seite behauptet, auf die christliche Heilige seien vielmehr heidnische Vorstellungen übertragen worden. Gewiß ist Maria in das Erbe des Heidenthums eingetreten, allein sie nahm nur in Besitz, was von Anfang ihr Eigen war. Was sind alle jene Lieder der Heiden von einer hoch in Paradiesesauen erscheinenden und dem Tode gebietenden Jungfrau, die sie bald mit diesem, bald mit jenem Namen nennen, anders als die schwachen Nachklänge jener ersten Verheißung von der Schlangenzertreterin? In dem Preisgesange der Kirche auf die Gottesgebärerin tönen alle diese zerstreuten Stimmen in einen vollen Accord zusammen; nur das Unreine, der Menschen Zuthat, ist geschwunden, das Reine, das Werk des Himmels, ist geblieben. — Die Kirche auf dem Marienberg ist indessen nicht allein auf das Wirken der von dem Bischofe von Utrecht gesandten Missionäre

zurückzuführen. Von den in Thüringen gelegenen Kirchen, welche Karlmann dem hl. Burkard übergab, waren nicht weniger als zwölf dem hl. Martin, dem Patron der Kathedrale Willibrords geweiht. Daß Bonifatius sie errichtet und auf diesen Namen geweiht habe, bezweifelt man deßhalb, weil er zur damaligen Zeit noch nicht auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz, der gleichfalls den hl. Martin als Schutzheiligen verehrt, erhoben war. Sie scheinen also schon unter Hetan erbaut, nach seinem Tode zerfallen und von Bonifatius und Burkard wieder hergestellt worden zu sein.[1])

Der Einfluß Willibrords und seiner Priester auf die Verhältnisse des fränkischen Thüringen war kein blos vorübergehender. Zwölf Jahre nach seiner ersten Schenkung an den Heiligen macht Hetan eine zweite an denselben und zwar in der ausgesprochenen Absicht, daß er für seine Schüler eine dauernde Niederlassung als Pflanzstätte des Christenthums in seinem Lande gründe.

An der Stelle, von der jetzt die Burg Saaleck in das liebliche Saalthal herniederschaut, erhob sich damals das Schloß Hamulo. Ein reicher Sagenkranz umschlingt das stolze Gebäude, von dem einzelne Theile, wie der dicke Thurm links am Eingange, der Zeit, von der wir reden, sehr nahe stehen mögen. Es ist wohl nur die Aehnlichkeit des Namens, welche den dichtenden Volksmund verführte, hieher den Sitz der grausamen Königin Amalaberga zu verlegen. Von den Zinnen des Schlosses aus soll sie ehedem ihre jugendlichen Opfer erspäht und herangelockt haben, um ihnen, nachdem sie frevelnder Lust gepflogen, ein elendes Ende zu bereiten. Die Anfänge der Stadt Hammelburg, welche jetzt auf der weiten Ebene jenseits des Flusses sich hinzieht, sind dicht unter dem Burgberge zu suchen, wo heute ein Bild des Friedens gegenüber der trotzenden Feste auf der Höhe das Kloster der Jünger des hl. Franziskus steht. Sein Name Altstadt hält die Erinnerung daran wach. Diese Burg Hamulo sammt ihren Zugehörungen vergaben nun Hetan, seine Gemahlin und sein Sohn am 18. April 716 an Willibrord und bemerken, daß sie beabsichtigen, nach dem Rathe des Apostolischen Mannes daselbst ein Kloster zu gründen. Die Urkunde wurde auf dem genannten Schlosse durch den Cleriker Richisus ausgestellt und neben den Schenkgebern von den Grafen Cato und Sigerich, von Ado, dem Erzieher des Hetan und Adogoto nebst Herenico als Zeugen unterschrieben.[2]) Willibrord hatte erkannt, daß zu einer erfolgreichen Wirksamkeit eine Art Schule geschaffen werden müsse, wie es sein geliebtes Echternach für die Gegend am Rhein war, und deshalb Hetan die Gründung eines Klosters angerathen. Daß er bei dieser Gelegenheit selbst an Ort und Stelle war, dafür scheinen verschiedene Anzeichen zu sprechen. Nach dem Tode Pi-

---

[1]) Eckhart l. c. I, 324.

[2]) Martene l. c. I, 22. — Eckhart l. c. I, 323. — Ussermann l. c. — Brequigny & Pardessus l. c. II, 308.

pins hatte Radbod wiederum zum Schwerte gegriffen. Der ausgebrochene Krieg hatte Willibrord genöthigt, sich zeitweise aus Friesland zurückzuziehen. Nur dadurch wird der sonst auffallende Umstand aufgehellt, daß die Lebensbeschreibung des hl. Bonifatius bei Erzählung von dessen erster Ankunft in Friesland im Jahre 716 von einer Begegnung beider durchaus nichts weiß. In der That finden wir auch Willibrord um diese Zeit in der Moselgegend, von wo aus er ohne allzu große Beschwernisse nach Thüringen gelangen konnte. Hetan in der Vorbereitung begriffen, Karl Martell, der 716 die ganze austrasische Macht gegen Radbod aufbot, zuzuziehen, machte nun noch zuvor auf den Rath seines Freundes diese Stiftung. Es ist die letzte, bei der sein Name genannt wird, denn schon im folgenden Jahre fiel er mit seinem Sohne in der Schlacht bei Vincy, in der Karl an Ragenfried, dem Hausmeier Neustriens, für dessen Bund mit Radbod blutige Rache nahm. Der Tod Hetans mag auch die Ursache gewesen sein, warum das beabsichtigte Kloster nicht zur Ausführung kam. Es fehlt wenigstens jede sichere Nachricht, daß ein solches jemals dort bestanden habe. J. Ch. A. Seiters[1]) meint zwar, jenes Amanaburg, in welchem Bonifatius sogleich nach seiner Abreise aus Friesland ein Kloster errichtet hat, in Hammelburg suchen zu dürfen, indem anzunehmen sei, daß er vor Allem die Besitzungen Willibrords aufgesucht und benützt haben werde. Allein gerade dieser Grund, auf den er seine Vermuthung stützt, erweist sich als hinfällig. Nach dem letzten Willen Willibrords sollte nämlich sein thüringischer Besitz nicht an Bonifatius, sondern an das Kloster Echternach übergehen. Auch die Schenkungsurkunde Karlmanns an das Bisthum Würzburg führt wohl in Hammelburg eine Martinskirche, deren Erbauung auf Willibrord zurückzuleiten ist, aber kein Kloster auf. An die Kirche des hl. Bonifatius (partibus S. Bonifacii martyris) wäre Hammelburg, so weit es noch in den Händen des Königs war, nach der Erzählung des Mönches Rudolph[3]) durch Pipin gelangt. Der förmliche Schenkungsbrief wurde indessen erst im Jahre 777 von Karl dem Großen an Abt Sturmius ausgestellt.[4]) Wenn nun der Bericht von der Uebertragung der Reliquien des hl. Venantius 837 erzählt[5]), daß, als man zu Hammelburg angelangt, ihnen der Abt mit vielen Mönchen und zahlreichem Volke entgegengekommen sei, so ist unter diesem Abte, wie der Wortlaut klar ergibt, nur Rabanus von Fulda zu verstehen und die Mönche sind die aus der nahen Baugulfszelle, dem heutigen Wolfsmünster, gewesen. Um den Zug zu begrüßen, eilte Rabanus von Fulda hieher und kehrte alsbald

---

[1]) Bonifazius, der Apostel der Deutschen. Mainz 1845. S. 117 ff.

[2]) Eckhart l. c. I, 391.

[3]) Vita Rabani bei Brower, Antiquit. Fuldenses p. 237. — Schannat, Tradit. Fuld. nr. 51. not.

[4]) Schannat l. c. nr. 51 p. 27. Eckhart l. c. I, 644.

[5]) AA. SS. Aprilis I, 8.

wieder zurück, um noch vor der Ankunft der hl. Reliquien daselbst anzulangen und sie an der Spitze der dortigen Mönche würdig empfangen zu können. Auch spricht der Bericht von keinem Kloster in Hammelburg, sondern ausdrücklich von einem Bethaus in dem Orte (oratorium in villa), wo der Leib des Heiligen für die Nacht niedergestellt wurde. — Von einem weiteren Eingreifen Willibrords in die Verhältnisse Thüringens zeigt sich keine Spur. Es war aber nicht Gleichgiltigkeit, die ihn nicht mehr zu dieser jungen christlichen Pflanzung zurückkehren ließ, sondern das Bewußtsein, daß dieselbe einen andern großen Apostel gefunden, der in der Vollkraft seiner Jahre nicht mehr der Hilfe des entfernten Greises bedürftig war.

Nachdem Radbod niedergeworfen worden war, kehrte Willibrord nach Utrecht zurück, um, was zerstreut war, zu sammeln und das Zerstörte wieder aufzubauen. Der König selbst überlebte seine Niederlage nicht lange. Er starb im Jahre 719, ohne den christlichen Glauben angenommen zu haben. Bischof Wulfram von Sens, der eine Zeit lang neben Willibrord den Friesen predigte, war es gelungen, einen seiner Söhne zu bekehren und Radbod schien erweicht diesem Beispiele folgen zu wollen. Schon hatte der König, wie erzählt wird, einen Fuß in das Taufbecken gesetzt, als er auf einmal inne hielt und, das ernste Gesicht mit den wild hervorstehenden langen Zähnen zu Wulfram kehrend, diesen beschwor, ihm zu sagen, wo sich die Mehrzahl der Fürsten und Edlen der Friesen befände, ob an dem Orte, der ihm durch die Taufe verheißen werde oder in Walhalla, welches der Bischof die Hölle der Verdammten nenne? „Irre dich nicht, o Fürst, erwiderte Wulfram, deine Vorgänger, die ohne die Taufe gestorben sind, haben gewiß das Urtheil der Verdammniß empfangen." Da zog Radbod sogleich den Fuß zurück und erklärte, er wolle die Gesellschaft seiner verstorbenen Vorfahren nicht aufgeben, um mit einem Häuflein armer Wichte im Himmel zu leben. Alle weiteren Versuche, ihn umzustimmen, waren vergeblich.

Kaum war Radbod gestorben und dem Lande die Hoffnung längerer Ruhe gegeben, als Willibrord eine kräftige Hilfe aus fernem Heimathlande kommen sollte. Bereits im Jahre 716 war der junge Winfried, dessen späterer Name Bonifatius so groß geworden ist, in Friesland an das Land gestiegen. Die damals wüthenden Kriege scheinen ihm eine Wirksamkeit unmöglich gemacht zu haben, denn nach kurzem Aufenthalte kehrte er wieder über das Meer zurück. Im Jahre 719 erschien er zum zweiten Male. Drei Jahre arbeitete er nun mit Willibrord an der Bekehrung der Friesen. Dem greisen Bischof kam diese Unterstützung um so erwünschter, je mehr er sich sehnte, die letzten Jahre seines Lebens in derselben stillen Zurückgezogenheit zu verbringen, in der er einst seine Laufbahn begonnen hatte. Wiederholt drang er darum in Bonifatius, daß er sich von ihm zum Bischof weihen lasse, um mit ihm die Mühen seines Hirtenamtes zu theilen und später dasselbe ganz zu übernehmen.

Dieser lehnte ab, indem er zuerst seine Jugend vorschützte; als aber Willibrord nicht nachließ mit Bitten, wies er ihn auf den eigentlichen Auftrag hin, der ihm geworden war. „O mein heiliger Bischof, sprach er, o mein Steuermann im geistlichen Kampfe, ich habe von Papst Gregor heiligen Andenkens eine Sendung an die Völker Deutschlands erhalten. Als Legat des apostolischen Stuhles zu den westlichen Gegenden der Barbaren geschickt, habe ich mich aus eigenem Antrieb dem deiner Leitung übergebenen Sprengel einverleibt und nach eigenem Gutdünken angeschlossen ohne Wissen jener erhabenen Gebieter, denen ich durch mein Gelöbniß verpflichtet bin. Und so beschwöre ich dich denn, daß du mich in jene Länder hinziehen lassest, zu welchen ich ursprünglich vom heiligen Stuhle abgesandt worden bin." Willibrord unterwarf sich dem höheren Willen. Sollte doch der junge Brite nur darum nicht sein Nachfolger auf dem Stuhle zu Utrecht werden, um in dem fernen Thüringen sein Werk mit größerem Erfolge fortzusetzen! Schöner konnte Willibrord seine Thätigkeit für unsere Heimath nicht krönen, als daß er jenen mit seinem Segen in dieselbe entließ, der bestimmt war, sie für immer in die Reihe der christlichen Länder einzuführen.

Mit der alten Liebe setzte Willibrord sein Bekehrungswerk unter den Friesen fort. Seine Kräfte mochten abnehmen, sein Eifer dagegen schien nur zu wachsen. Immer weiter verbreitete sich sein Einfluß, immer größer wurde die Anhänglichkeit und Liebe, die man ihm zollte. Nicht nur die Fürsten und Mächtigen, an ihrer Spitze Karl Martell, der Sohn Pipins selbst, bewiesen ihm ihre Ehrfurcht durch reiche Geschenke, sondern auch das Vertrauen des gläubigen Volkes auf seine Macht stieg von Tag zu Tag. Nicht selten bezeugte sich dieselbe durch glänzende Wunder, von denen wir wenigstens einige erwähnen wollen.

Im Kloster Oehren bei Trier, wo die hl. Irmina Abtissin war, brach einst eine ansteckende Krankheit aus, an welcher ein Theil der Schwestern bereits gestorben war, während der andere gleichfalls davon ergriffen wurde. Da der hl. Willibrord sich gerade in Echternach befand, schickten die Nonnen zu ihm, wie einst Maria und Martha zu dem Heilande, er möge herüber kommen und ihnen helfen. Nachdem er die hl. Messe in der Kirche des Klosters gelesen hatte, segnete er Wasser, um es den Kranken zu trinken zu geben und die Mauern des Klosters damit zu besprengen und von da wich die Krankheit vom ganzen Hause und auch nicht eine einzige erlag mehr der Seuche. — Mehrmals wird von ihm erzählt, daß er bei großer Dürre Wasser habe entspringen lassen. Einst wurden zu Heilo, unweit Alkenaar in Holland, seine Gefährten von heißem Durste gequält. Da rief er Einen von ihnen zu sich in sein Zelt und befahl ihm eine Grube zu graben. Während er betete, daß der Herr, wie er sein Volk einstens in der Wüste getränkt habe, auch hier seine Diener nicht verschmachten lassen möge, quoll trotz der Nähe der salzigen Seeen süßes Wasser aus dem Boden hervor. Die Quelle

heißt noch heute St. Willibrord's-Brunnen. Eine andere nach ihm benannte Quelle ist die zu Wilwerwiltz — Willibrordswiltz — welche er dadurch hervorrief, daß er seinen Reisestab in den Boden stieß. Auch der Brunnen, welcher unter der Krypta in der Basilika zu Echternach hervorfließt, verdankt seinen Ursprung der Kraft des Gebetes des Heiligen. Das Wasser von ihnen allen wird als Heilmittel gegen verschiedene Leiden angewendet. — Eine andere Reihe ihm eigenthümlicher Wunder besteht in der Vermehrung des Weines. So begegneten ihm eines Tages zwölf arme Bettler, die ihn um eine Gabe ansprachen. Er sah dieselben mitleidig an und befahl einem seiner Begleiter, ihnen aus seiner Weinflasche einzuschenken. Obwohl nun Alle tranken, so wurde sie doch nicht leer. Die Zeugen dieses Wunders aber priesen Gott und riefen: „Wahrhaftig, es erfüllt sich das Wort des Herrn: „Gebet, und es wird euch gegeben werden." Ein anderes Mal kam Willibrord nach Echternach zu seinen Brüdern. Mit der Sorgfalt eines Vaters besichtigte er das ganze Haus, um zu erkunden, ob ihnen nicht etwas fehle. Er kam auch in den Keller und fand dort nur ein wenig Wein in einem Fasse. Betend setzte er seinen Stab hinein und forschte wieder weiter. Während der Nacht aber stieg der Wein im Fasse so hoch, daß er überfloß. Als der Kellermeister, wohl wissend, daß dieses Wunder nur durch den Segen des Heiligen bewirkt worden sei, sich vor ihm niederwarf, dankte dieser in gewohnter Weise Gott und verbot jenem, vor seinem Tode davon zu sprechen. Die Wunder der Weinvermehrung wiederholten sich noch nach seinem Tode. Wie Alkuin erzählt, füllten sich, als man zu Echternach den Gedenktag von Wilgis, dem Vater des Heiligen, feierte, auf die Anrufung desselben viele leere Flaschen. Wegen dieser Zeichen kehren auf seinen Bildern immer der Stab, der dem Boden Wasser entquillen läßt, und eine Flasche oder Tonne wieder.

Der Friede, welcher der Wirksamkeit Willibrord's seit dem Tode Radbods so sehr zu Statten kam, wurde nur einmal durch den schnell unterdrückten Aufstand der Friesen im Jahre 736 gestört. Seine letzten Jahre verflossen in Ruhe. Nachdem er ungefähr um dieselbe Zeit, in seinem neunundsiebzigsten Lebensjahre, sich einen Mitbischof beigegeben, dachte er, ohne ganz auf die Predigt zu verzichten, vor Allem daran, sich auf sein Ende vorzubereiten. Schon im Jahre 726 hatte er seinen letzten Willen abgefaßt, in welchem er alle seine Güter seinem geliebten Echternach vermachte, wo auch sein Leib bestattet werden sollte, „weil das ein heiliger Ort sei und eine Hütte Gottes." Ebendort entschlief er auch, einundachtzig Jahre alt, in der Nacht von dem 6. auf den 7. November 739, in Mitten seiner Brüder. Einer derselben, der eben in weiter Ferne weilte, sah in dem Augenblicke seines Scheidens, wie die Seele, von hellem Lichtschein umflossen, unter dem Gesange zahlreicher Engel zum Himmel stieg, um dort einen herrlichen Lohn zu empfangen. Als man den Leib in den marmornen Sarg legen wollte, fand sich dieser

um einen halben Fuß zu kurz. Während nun die Mönche sich hierüber betrübten und rathlos sannen, wo sie einen andern Sarg hernehmen möchten, wurde derselbe plötzlich um so viel größer, als er vorher zu klein gewesen war. Die frommen Brüder betteten ihn hinein zum letzten Schlaf und begruben ihn vor dem Altare ihrer Kirche, wo er so oft die heiligen Geheimnisse gefeiert hatte. Die schönste Grabschrift hat ihm Bonifatius selbst geschrieben. Er nennt ihn in seinem Briefe an Papst Stephan[1]) einen „Mann von wunderbarer Enthaltsamkeit und Heiligkeit" und sagt: „Fünfzig Jahre lang hat er den Friesen gepredigt, den größten Theil des Volkes zu dem Glauben Christi bekehrt, ihre Haine und Tempel zerstört, Kirchen gebaut und den Bischofssitz mit der Basilika zum hl. Erlöser in Utrecht errichtet; auf diesem seinem bischöflichen Stuhle verblieb er, immer lehrend, bis zur Schwäche des Alters, wo er sich einen Mitbischof zu seiner Unterstützung wählte, und endlich nach Vollendung eines langen Lebens im Frieden zum Herrn hinüberging." Diese Worte sind als das sprechendste Denkmal der Verehrung, welche Bonifatius allzeit für Willibrord hegte, für sich allein genug, um alle jene Wahngebilde von einem späteren feindlichen Gegenüberstehen beider Glaubensboten, in denen sich neuere Schriftsteller noch immer gefallen[2]), auf ihr Nichts zurückzuführen.

Die Wunderkraft, welche Willibrord während seines Lebens bewies, äußerte sich noch mehr, nachdem er zu den Seligen eingegangen war. Schon Alkuin führt eine Menge von Zeichen an, die an seinem Grabe geschahen. Echternach war darum seit den frühesten Zeiten einer der besuchtesten Wallfahrtsorte. Im Jahre 849 traten Weltgeistliche an die Stelle der dortigen Mönche, allein schon 971 zogen die Benediktiner wieder ein, um ununterbrochen hier zu wohnen, bis ihr Kloster im Jahre 1795 von den Franzosen ausgeplündert wurde. Hiebei wurden auch die Gebeine des Heiligen in der Kirche zerstreut, aber schon Tags darauf von dem Volke unter Gebet und Thränen wieder gesammelt, in die Pfarrkirche übertragen und in dem ursprünglichen Sarge beigesetzt. Im Jahre 1868 wurde endlich auch die Abteikirche, nachdem sie lange weltlichen Zwecken gedient, wieder für den Gottesdienst eingeweiht. Eine eigenthümliche Art der Verehrung des hl. Willibrord, die sogenannte „Springprozession," hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Alljährlich am Pfingstmontage kommen Tausende von Wallern bald einzeln, bald in Prozessionen — früher zählte man solche aus 600 Pfarreien — zum Grabe des hl. Willibrord. Tags darauf findet die eigentliche Feier statt. Nachdem man am Grabe des Heiligen das Veni creator angestimmt, ziehen Geistlichkeit und Volk aus der Pfarrkirche dem alten, steinernen Kreuze jenseits der Sauerbrücke zu. Nach einer kurzen An-

---

[1]) S. Bonifacii opera ed. J. A. Giles. Londin. 1844. I, 207. Jaffé, Bibliotheca. III, 259.
[2]) Vgl. Heber. a. a. O. S. 209 — Ebrard, Iro-schott. Missionskirche S. 395 ff. 442.

rede an die Gläubigen, nimmt die Prozession der springenden Heiligen ihren Anfang. Die Geistlichkeit beginnt die Willibrord-Litanei und die Musik fällt mit der herkömmlichen Weise des Willibrordus-Tanzes ein. Wie mit einem Schlage kommt Bewegung in die Massen. Die Pilger reichen sich in Reihen von drei bis sechs die Hände und springen nach den Klängen der Musik fünf Schritte vorwärts und wieder drei zurück oder drei vor- und einen rückwärts. Langsam schreiten Clerus und Sänger voran, damit die Springenden gut folgen können. Je weiter die Prozession vorrückt, um so Mehrere treten in dieselbe ein, denn Tausende harren mit ihren Spielleuten an der Brücke, um sich anzuschließen. Auf der Evangelienseite treten sie in die Kirche, bewegen sich um den Hochaltar, wo viele den Sarg des Heiligen umklammern, um ihn zu küssen und ziehen dann auf der Epistelseite heraus. Auf dem Kirchhofe umspringen sie noch dreimal im Kreise das große Holzkreuz und der Tanz ist geschlossen, das Gelübde gelöst. So eigenthümlich die Beschreibung dieser Feier berühren mag, so mächtig ist der Eindruck, den ihr Anblick auf die Zuschauer macht. Wenn man den Ernst der Theilnehmer sieht, unter denen hier ein Vater seinen leidenden Sohn an der Hand führt, dort eine ganz in Schweiß gebadete Mutter ihr krankes Töchterlein auf dem Arme trägt; wenn man diese Tausende und Tausende den Ruf: Heiliger Willibrord, bitt' für uns; wir bitten dich, erhöre uns, o hl. Willibrord!" immer flehentlicher und lauter wiederholen hört — dann ergreift es Einen tief im Herzen. Ein doppeltes Gefühl ringt in der Brust, das Mitleid mit den armen Pilgern und die Freude über ihren lebendigen Glauben in einer so herzlosen Zeit. Oft steigert sich dasselbe so, daß auch der Fremde von dem nämlichen Feuereifer erfaßt wird und sich springend und singend dem Zuge anschließt. Diese Erfahrung haben nicht etwa blos gläubige Christen gemacht; auch den Ungläubigen und Gleichgültigen, die gekommen sind, um zu spotten, erstirbt der Hohn auf den Lippen und tritt die Thräne in das Auge. Ueber das Alter der Springprozession unterrichtet uns Abt Theofried, welcher schon von der Zeit vor dem Jahre 1017 erzählt, daß nach einer unvordenklichen Ueberlieferung alljährlich in der Pfingstwoche eine unzählbare Menge von Priestern und Volk aus ganz Gallien zu dem Grabe des Heiligen käme. Ueber den Entstehungsgrund dieser Sitte gehen die Meinungen auseinander. Die Einen suchen denselben in einem Gelübde, zu dem eine unter den Thieren ausgebrochene Drehkrankheit den Anlaß gegeben; nach anderen soll sie zur Abwendung des Veitstanzes eingeführt worden sein; eine dritte Meinung will in ihr einen Ueberrest der bekannten Geißlerfahrten des Mittelalters erkennen;

---

[1]) J. B. Krier, Die Spring-Prozession und die Wallfahrt zum Grabe des hl. Willibrord zu Echternach. Luxemburg 1870. S. 110.

eine letzte und wohl die gegründetste Ansicht geht dahin, daß Willibrord in der Gegend einen heidnischen Lusttanz vorgefunden und demselben ein christliches Gepräge, gleichsam die Taufe, gegeben habe. Scheint doch der Tanz als Ausdruck religiöser Freude etwas den Völkern Gemeinsames gewesen zu sein! Wir finden ihn nicht nur bei den Israeliten, sondern auch im christlichen Mittelalter; ja in Spanien hat er sich an einzelnen Orten bis in unsere Tage erhalten.

Während das Fest des hl. Willibrord sich in dem Kalender von Bamberg und Eichstätt bis heute behauptet hat, wurde es in dem Bisthum Würzburg nur bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gefeiert. Indessen ist sein Andenken bei uns nicht ganz erloschen. In dem alten Urdorf oder Euerdorf an der Saale befindet sich heute noch eine Kapelle zur Ehre unseres Heiligen, um welche sich ein Kirchhof — Coemeterium S. Willibrordi — zieht, der früher die Begräbnißstätte für die dort eingepfarrten Orte bildete, also sicher älter ist, als der bei der Pfarrkirche gelegene, auf welchem die Einwohner Euerdorfs beerdigt wurden. Zu jenem Gottesacker führte ein uraltes jetzt abgetragenes Thor, von „Wülfert", wie der Name Willibrord dort vom Volke gesprochen wird, das „Wülfertsthor" genannt, welche Bezeichnung die Straßenöffnung noch heute trägt. Die Willibrordskapelle war früher ein Wallfahrtsort und wurde ganz in derselben Absicht wie die Kirche zu Echternach besucht. Auf einem Hofe in der Nähe der Kapelle ruhte die Last, vier Mönche des Klosters Aura, welche jährlich das Fest des hl. Willibrord feierlich begehen mußten, für die Dauer desselben zu unterhalten. Im Jahre 1854 wurde nicht nur die Kapelle, welche im Laufe der Zeit manchfachen Umbau erfahren hat, von der Gemeinde wieder auf das Schönste hergestellt, sondern auch 1875 in der vollendeten neuen Pfarrkirche ein Standbild des Heiligen auf dem Hochaltare angebracht und eine Glocke auf seinen Namen getauft. Warum die Verehrung Willibrords sich gerade in dieser Gegend erhalten hat, darüber werden wir durch eine Urkunde König Ludwigs vom 19. März 907[1]) belehrt. Nach dieser tauschte Abt Huoki zu Fulda von Abt Reginhar zu Echternach des letzteren Güter in dem Saal- und Wern-Gau, zu Fafunhusa (Pfaffenhausen), Phusestat (Fuchsstadt), Urdorf (Euerdorf), Gozzinesheim (Gössenheim) u. s. w. gegen andere dem Kloster Fulda gehörige und Echternach näher gelegene ein. Wir gehen kaum irre, wenn wir in diesen Besitzungen jene Güter wieder erkennen, welche einst Herzog Hetan II. als zu dem Schlosse Hamulo (Hammelburg) gehörig an Willibrord geschenkt, dieser aber seinem geliebten Echternach hinter-

[1]) Dronke, Codex diplomat. Fuldensis. nr. 653 p. 301.

lassen hat. Ob auch die Namen der beiden Dörfer Wülfershausen bei Burghausen und Wülfershausen an der Saale an Willibrord erinnern, ist ungewiß. Wenn das alte Vulfricheshus, Vuolfricheshusono, Wulerichshusen nicht Völkershausen [1]) sondern Wülfershausen im Grabfelde [2]), ist, so ist wenigstens bei diesem der Gedanke an eine Ableitung von Willibrord ausgeschlossen.

[1]) Dronke, Traditiones Fuld. p. 226.

[2]) J. A. Genßler, Geschichte des fränk. Gaues Grabfeld. Schleusing. 1803. II. 380. Archiv d. hist. Ver. XXI, 3, 241, 245.

8. Die heilige Gertrudis.

(17. März.)



Die St. Gertruden-Kapelle bei Waldzell.

Je weiter die Berge zurücktreten, um so mehr scheinen ihre Spitzen in den blauen Aether eingetaucht. Der zarte Duft, welcher sich wie ein Schleier ihnen um Haupt und Schultern legt, wird mit der Entfernung allmählig dichter und die Umrisse, in denen sie sich von dem Horizont abzeichnen, werden immer schwächer, bis sie endlich ganz verschwinden, so daß Himmel und Erde gleichsam ineinander fließen. Da begegnet es manchmal auch einem geübten Auge, daß es für eine luftige Wolkenschichte ansieht, was in Wirklichkeit die leichten Conturen eines entlegenen Gebirgskammes sind. In ähnlicher Weise verhält es sich mit vielen Gestalten der heiligen Legende. Je weiter sie unserer Zeit entrückt sind, um so tiefer scheinen sie in einen gewissen Nebel gehüllt. Das Altersgrau einer langen Vergangenheit hat die Farben ihres Antlitzes immer bleicher gemacht und die Linien ihrer Figur immer undeutlicher werden lassen, bis sie endlich ganz verschwimmen, so daß jede Grenze zwischen dem Gewissen und Ungewissen aufgehoben ist. So kommt es, daß selbst sonst scharfblickende Forscher unbedingt für ein eitles Luftgebilde erklären, was nur darum so abgeblaßt und schwankend erscheint, weil es aus so weiter Ferne zu uns herüberragt. Dieses Loos hat denn auch unsere heilige Gertrudis, welche zum Unterschied von anderen Heiligen dieses Namens bald die fränkische Gertrudis, bald die heilige Gertraud von Karlburg oder von Neustadt am Main genannt wird, erfahren müssen.

Die Quelle für die Geschichte ihres Lebens soweit Karlburg der Schauplatz desselben war, ist Egilward, der in der Lebensbeschreibung des hl. Kilian und des hl. Burkard ihrer erwähnt.[1]) Für die ihr zugeschriebene Mitwirkung bei der Gründung des Klosters Neustadt ist der älteste schriftliche Beleg die Urkunde Karl's des Großen vom Jahre 812[2]), welche jedoch, wenigstens in der auf uns gekommenen Form, eine offenbare Fälschung eines späteren Jahrhunderts ist. Alle übrigen Aufzeichnungen gehen nicht hinter das sechzehnte Jahrhundert zurück und stellen eben die Ueberlieferung fest, wie sie sich in Neustadt und der Umgegend gebildet hat. Die jüngeren aus ihnen sind meist dem Fleiße des Jesuiten Johann Gamans zu verdanken, welcher im Auftrage der Bollandisten unser Franken durchforschte, und haben sich theilweise von seiner eigenen Hand geschrieben in der Würzburger Universitätsbibliothek erhalten.[3]) Auf Grund dieser Nachrichten, deren Dürftigkeit sich nur aus der wiederholten Zerstörung oder Beraubung der Neustadter Klosterbibliothek einigermassen begreifen läßt, haben denn Verschiedene in sehr verschiedener Weise das Leben der hl. Gertrudis geschrieben. Wir erzählen zuerst die Legende, wie sie sich aus jenen ältesten Ueberlieferungen zusammengesetzt, und würdigen dann die verschiedenen Darstellungen und Beurtheilungen, welche sie bei den Einzelnen gefunden hat.

Im Anfange des achten Jahrhunderts blühte in unserem Franken eine wunderliebliche Blume auf,— die jungfräuliche **Gertrudis**. Das Land um den Main war ihre zweite Heimath; die erste lag unweit des Niederrheins in dem heutigen **Brabant**. Nur ihren Vater, den „König **Pipin**" nennt Egilward; den Namen ihrer Mutter hat er uns nicht aufbewahrt. Daß dieselbe **Berberta** geheißen, glaubte man aus der Aufschrift um den Mantel, den die Mutter der Tochter zum Geschenke gemacht haben soll und die Heilige dem Kloster Neustadt hinterlassen hat, schließen zu dürfen. Nicht allein der Name, welchen das Kind in der hl. Taufe erhielt, sondern auch die fromme Richtung, welche es von frühen Tagen einschlug, erinnern lebhaft an eine andere Gertraud, die große Aebtissin von Nivelles. Vielleicht haben die Eltern die Kleine nach ihrer heiligen Ahnfrau genannt und diese hat ihr im Himmel die eigenen herrlichen Tugenden als Pathengeschenk erfleht. Unter der Obhut des elterlichen Hauses wuchs sie einer Lilie gleich heran. Die Unschuld war ihr Gewand, die Demuth ihr Wohlgeruch, die Gnade Gottes,

---

[1]) AA. SS. Julius. II, 618. October. IV, 584.

[2]) Ussermann, Episc. Wirceburg. Cod. probat. nr. V.

[3]) Fabricii Collectio circa monasteria ordin. S. Bened. M. ch. q. 85. Bl. 229—236. — Fabricii Collectio circa parochias et varia loca sacra. M. ch. q. 74. Bl. 243.

in heißem Gebete erfleht, ihr Himmelsthau. Kaum war sie in das jungfräuliche Alter getreten, da warb einer der ersten fränkischen Großen, aus königlichem Geblüte entsprossen, wie die Ueberlieferung will, um ihre Hand. Niemand wünschte diese Verbindung sehnlicher, als ihr Vater, welcher darum auch auf ihre Einwilligung drang. Allein das Beispiel so vieler hl. Frauen aus dem Stande der Merovinger und Karolinger hatte auch auf Gertrudis gewirkt. Wie diese großmüthig jener römischen Jungfrau nachsprachen: „Alle Reichthümer und allen Schmuck der Welt habe ich verschmäht um der Liebe Jesu Christi willen", so gab auch Gertrudis ihrem Vater zur Antwort: „Weder diesen noch einen andern werde ich zum Manne nehmen, weil ich mich dem himmlischen Bräutigam verlobte!" Pipin stand jedoch von seinem Willen nicht ab. Was er durch Ueberredung nicht erreichte, wollte er mit Gewalt erzwingen. Von nun an bot das Vaterhaus der Jungfrau nicht mehr den nöthigen Schutz: die Lilie der Reinheit bedurfte des Schattens der Einsamkeit, um nicht entblättert zu werden. Die sorgsame Mutter kam ihr mit Rath und That zu Hilfe. Sie empfahl ihr die Flucht, richtete Alles, was hiezu nothwendig war, aus und gab ihr in dem Priester Atalongus und dem Diakon Bernhard ein sicheres Geleite mit auf den Weg.

Die Flüchtlinge wandten sich dem entlegensten Theile des weiten Frankenreichs, dem fernen Thüringen zu. In Karlburg am Main, drei Meilen unterhalb Würzburg wählten sie ihren Aufenthalt. Ein Sohn aus dem Hause unserer Heiligen, der gewaltige Karl Martell, welcher nach Michael vom Löwen [1]) dort in der Mühle bei dem Dorfe Mühlbach am Fuße des Bergrückens geboren sein soll, hatte nicht lange zuvor die Burg auf dem Felsen aufgeführt. Hier erbaute Gertrudis eine Kirche zu Ehren der hl. Maria und richtete sich mit den wenigen Frauen, die ihr gefolgt, klösterlich ein. Atalongus und Bernhard warteten des Gottesdienstes und widmeten sich zugleich dem Unterrichte des nach dem Tode Kilians vielfach wieder in das Heidenthum zurückgefallenen Volkes.

Man preist den Wald wegen seiner Schönheit und liebt ihn wegen seines Nutzens. Was nun dieser im Haushalte der Natur, das ist das Kloster im Reiche der Gnade. Wenn du von der staubigen Heerstraße abbiegst, um unter die grünen Hallen eines dieser lebendigen Dome zu treten, dann nimmt dich ein eigener Zauber gefangen: der erquickende Schatten, den das Laubdach über dich breitet, erfrischt die Kräfte und die einsame Stille, nur unterbrochen durch das Murmeln der Quelle, das Rauschen der Wipfel und das Lied der gefiederten Sänger, gibt

[1]) Archiv d. hist. Ver. XIII, 1, 148.

den Geist sich selbst zurück. Wo ist der Mensch, welcher, wenn er von dem lauten Markte durch eine offene Klosterpforte schreitet, nicht in ähnlicher Weise ergriffen wird? Wir sehen hier bei einem anderen Lichte, das, obwohl es ein durch die verschiedenen Farben der hohen Bogenfenster gebrochenes ist, uns viel tiefer in uns selbst blicken läßt; das erhabene Schweigen und wieder der ernste Gesang sind beide gleich beredt und wecken in uns Empfindungen, denen wir vielleicht seit lange fremd geworden und ob wir noch so sehr in sündliche Neigungen verstrickt, hier fühlen wir diese Bande lockerer werden, wissen uns freier und werden über das Gemeine emporgetragen. — Beide, der Wald und das Kloster, erheben nicht nur, sondern ernähren auch. Jener ist gleichsam der natürliche Wasserbehälter seiner Gegend, welcher die Feuchtigkeit anzieht, sammelt und auf manchfachen Wegen wieder mittheilt. Dieses ist ganz das Gleiche für die sittliche Welt. Das Heil der Gesellschaft kommt von jenen ungekannten Händen, welche vereint in der Einsamkeit beten und im Verborgenen Almosen austheilen. Hier fließen die Seufzer und die Liebe vieler Herzen in einen Strom zusammen, der die Wellen fürbittender Verwendung und theilnehmenden Erbarmens überall hinträgt, wo man darnach dürstet. Wenn die Menschen sündigen, der Bruder gegen den Bruder steht, die Reiche sich auflösen, dann stellt sich immer die Buße dieser Gottgeweihten zwischen die Verbrechen der Erde und den Zorn des Himmels und der Herr zieht die strafende Rechte zurück; wenn eine Noth den Armen verzehren will und die Welt, wie ein Land ohne Wasser, ohne Hilfe ist, dann öffnet sich die Zelle und heraus tritt die Liebe, immer mit jenem Kleide angethan und immer mit jener Gabe oder jenem Mittel in der Hand, welches sie zur Linderung dieser Noth am geschicktesten macht. — Die Fluren und die Dörfer und die Städte, die hineingebaut, verändern ihr Aussehen; der Wald ist ihnen gegenüber etwas Bleibendes: es kommen wohl andere Bäume, aber es ist immer derselbe Wald. So drängt auch die Welt mit unruhiger Hast immer weiter, nimmt immer neue Formen an; aber jene Mönche und Nonnen bleiben unbeweglich betend in ihrer Verborgenheit: es folgen sich Geschlechter auf Geschlechter, aber über alle ergießt sich der Strom des Segens, der im stillen Kloster seinen Anfang nimmt. — Die Menschen trinken aus ihm, aber sie denken nicht an den Ort, von dem seine Quelle entspringt; und wenn, so geschieht es oft nur, um ihn anzuklagen. Man fragt, warum an der Stelle dieser unfruchtbaren Baumriesen kein Aehrenfeld oder Weingarten sei und vergißt, daß hier nur darum keines von diesen ist, damit jene, welche daneben liegen, gedeihen können. Man redet und schreibt von einem heiligen Müßiggang des Klosters und bedenkt nicht, daß das Gebet die erhabenste Arbeit der Seele ist, von der jede andere erst ihr Gedeihen erwartet. — Ja noch weiter ist man gegangen! Sie haben die Wälder gefällt und die Klöster aufgehoben. Und siehe, die Höhen, die man abgeholzt, geben

keinen Schatten und lassen keine Quelle mehr fließen und mit den Häusern des Gebetes hat man auch der Armuth die „Gabenpforte" verschlossen, welchen Namen die Thüre, durch welche man in Clairvaux den Fremdling einließ und dem Dürftigen das Almosen reichte, wirklich trug und das Thor jedes anderen Klosters führen dürfte. —

Zu diesen Ruhestätten für die Müden und Vorrathskammern für die Armen, mit welchen einst unser heimischer Boden übersät war, den Grund gelegt zu haben, ist das Verdienst der hl. Gertrudis. Sie eröffnet nicht nur den Reigen jener frommen Frauen, welche in der Einsamkeit, wie brennende Lampen vor dem heiligen Grabe, wachten — sie zeigte sich auch thätig bei den ersten Anfängen einer anderen Stiftung, welche eine der fruchtbarsten Pflanzschulen für die Söhne des hl. Benedikt geworden ist.

An der westlichen Seite des großen Bogens, welchen der Main in seinem Laufe zwischen Würzburg und Wertheim beschreibt, lag Karlburg gerade gegenüber auf einer dichtbewaldeten Anhöhe das Jagdschloß Rorlacha. Es war entweder schon früher ein Krongut der fränkischen Könige gewesen oder doch mit dem Tode Hetans und seiner Söhne diesen zugefallen. Die Hausmeier aus dem Stamme der Karolinger nahmen hier mit Vorliebe ihren Aufenthalt, wenn sie in den wildreichen Forsten des Spessarts jagten. Dieser Ort geräuschvollen weltlichen Treibens war bestimmt, eine der ersten Stätten frommen Gebetes und stiller Betrachtung in unserem Vaterlande zu werden. Aus fernen Landen war auf den Ruf des heil. Bonifatius der heil. Burkard mit mehreren Brüdern in das heutige Ostfranken gekommen, um hier das Werk des hl. Kilian wieder aufzunehmen. In einer Waldeinöde des Spessarts und zwar in dem sogenannten Ryffenthale unweit von Rorlacha ließen sie sich nieder, um sich in der Einsamkeit auf ihre schwierige Arbeit vorzubereiten. Das heutige Einsiedel wird von der Ueberlieferung als der Ort bezeichnet, wo der spätere Bischof seine Zelle errichtet hat. Die fränkischen Hausmeier zeigten sich dem Vorhaben der frommen Fremdlinge mit Freuden gewogen. Der Beweis ist die frühe Schenkung, welche sie dem hl. Burkard mit dem nahen Rorlach machten. Bald erhob sich hier eine dem hl. Michael geweihte Kapelle; der Platz selbst heißt noch heute der Michaelsacker auf dem Michaelsberge. Hieher lenkte nun von dem nur wenige Stunden entfernten Kalburg aus Gertrud öfter ihre Schritte. Sie kam sowohl, um für sich Trost und Belehrung bei den frommen Priestern zu erholen, als auch, um ihnen Hilfe und Unterstützung zu bringen.

Die Spuren des Weges, den nach dem frommen Glauben Gertrudis von Karlburg nach Neustadt genommen haben soll, wurden erst vor wenigen Jahren durch neue Pflanzungen im Walde verwischt. Er ist mit lieblichen Sagen wie mit Blumen bestreut, welche bis heute in der

Erinnerung des dankbaren Volkes nicht welk geworden sind. So soll der Theil des Pfades, welchen die Jungfrau beschritt, sich von dem anderen immer unterschieden haben. Er grünte, wenn dieser verdorrte, und ward dürre, wenn dieser sich zu begrasen anfing. So oft sie den Brüdern zu Rorlach Brod und Wein zutrug, pflegte sie in Mitte des Weges in der Markung von Waldzell auf einem großen Steine zu kurzer Rast sich niederzulassen. Der Stein hat sich bis heute erhalten und zeigt mehrere tiefe, runde Löcher, welche nach der Erzählung des Volkes von den Stollen des Tragkorbes der Heiligen herrühren sollen. Einstmals, als sie mit ihrer Dienerin in glühender Sonnenhitze wieder mit schwerer Bürde an diesem ihrem Ruheorte ankam, da wurde diese von so brennendem Durste überfallen, daß sie zu verschmachten meinte. Gertraud betete, grub mit ihrem Stabe in der Erde und sogleich sprudelte eine klare Quelle, deren heilkräftiges Wasser von den Landleuten in verschiedenen Krankheiten getrunken wird. Schon im frühen Mittelalter wurde die Stätte mit einem Bildstocke bezeichnet, bei dem ein Opferkasten angebracht war. Aus den Erträgnissen desselben errichtete man im Jahre 1616 eine Gertrudiskapelle, welche im Jahre 1849/50 erweitert und mit einer einfachen Vorhalle versehen wurde. In der neuesten Zeit machte Theobald Loschert eine Stiftung zu dem Zwecke, daß einmal im Jahre in dieser Waldkapelle ein Gottesdienst abgehalten werden solle. Auch die Stelle, an welcher Gertrudis über den Main setzte, wird noch gezeigt. Auf dem Michaelsberge selbst hat sie gleichfalls ein Merkmal ihrer Frömmigkeit hinterlassen. Vor dem an der Stelle des gegenwärtigen Hochaltars von dem hl. Burkard errichteten Kreuze soll sie ganze Nächte auf den Knieen, mit dem Angesichte zur Erde gebeugt, im Gebete zugebracht haben, so daß die Spuren davon sich tief in die Erde eindrückten. Diese Fußstapfen, obwohl, weil vor dem Chore im Freien befindlich, allen Stürmen der Witterung preisgegeben, erhielten sich Jahrhunderte hindurch in dem ursprünglichen Zustande und sollen die Eigenthümlichkeit besessen haben, daß sie zur Größe eines Jeden paßten, der sich darin niederließ. Ein Edelmann aus der Umgegend, Andreas Voit von Rieneck, welcher der Lehre Luthers anhing, faßte den Entschluß, diese Zeichen der Wunderkraft der hl. Gertraud zu zerstören; zweimal hatte er mit einem Knechte Nachts die Fußstapfen aufgehauen und unkenntlich gemacht und immer waren sie Morgens wieder in ihrem alten und unversehrten Zustande vorhanden. Als er einen dritten Versuch machen wollte, da kam aus dem heiteren Himmel ein so heftiger Sturm, daß er in der Meinung, die bösen Geister wollten ihn von hinnen führen, Haue und Pickel fortwarf und eiligst entfloh. Nicht lange darauf gestand er dem Klosterabte sein Vergehen, kehrte zum alten Glauben zurück und fing an, jene Fußstapfen selbst zu verehren, die er hatte beseitigen wollen. Ein anderes nicht weniger wunderbares Ereigniß hat P. Cyprianus a S. Maria aus dem Kloster der unbeschuhten Carmeliten zu Würzburg als

Augenzeuge aufgezeichnet und später, im Jahre 1638, zu Löwen durch den geschworenen Notar Remigius Wouters urkundlich feststellen lassen.[1]) Eine vornehme Dame, die Gemahlin eines französischen Edelmanns, der bei Philipp Adolph von Ehrenberg Kriegsdienste genommen hatte, war im Jahre 1630 nach Neustadt gekommen. Als sie dort von den Fußstapfen der hl. Gertraud hörte, schenkte sie, weil der Lehre Calvins zugethan, der Erzählung nicht nur keinen Glauben, sondern ließ sich auch in der Aushöhlung nieder und fing an, Spott und Kurzweil zu treiben. Mitten in ihrem Beginnen fühlte sie sich aber auf einmal im Gemüthe wie umgewandelt. Ihre Witzworte verstummten und statt ihrer flossen reichliche Thränen. In der Ergriffenheit ihres Herzens faßte sie sogar den Entschluß, zur Kirche zurückzukehren. Zu Würzburg wieder angelangt, genas sie wenige Tage darauf eines Knäbleins, aber von solcher Mißgestalt, daß sie sich entsetzte. In dieser Noth erinnerte sie sich ihres Gelübdes und wiederholte dasselbe. Und siehe, zur Stunde wurde das Kind schön und wohlgestaltet. Auch damit ist indessen die Zahl der Gebetserhörungen nicht erschöpft. Ein eigenhändiger Brief des Benediktiners P. Benedickt Hauck vom 1. Juni 1655 berichtet von noch mehreren Wundern, von denen zwei sich während seiner eigenen seelsorgerlichen Thätigkeit in Neustadt begeben haben sollen[2]). Heute sind diese Fußstapfen nicht mehr sichtbar; der Ort jedoch ist noch immer dadurch kenntlich, daß kein Gras auf dem Platze wächst. Eine metrische Inschrift auf dieselben wird von den Bollandisten angeführt; eine andere noch an der Außenseite des Chores der Kirche auf dem Michaelsberge unter einem in Oel gemalten Bilde der Heiligen befindliche lautet wörtlich:



Denkmal Gertrudis zu Neustadt a. M.

„D. O. M. Intuere atque imitare isthaec, o lector, Div. Gertrudis vestigia sub Anno Dni DCC. orandi assiduitate impressa posterisque ad exemplum pietatis tot saeculis divinitus conservata. Julius Schultes pietatis ergo fac. curavit 1587.“

---

[1]) Gg. Christian Krieg, Montes aromatum Würtzberg oder Würtzburger gewürtz daß ist Beschreibung der fränkischen Würtzburgischen Heilligen, welche als ein Kostbahres gewürtz mit ihrem leben vnnd Wandel dieser Hochfürstl. Residenzstatt Würtzburg den lieblichen Geschmackh vnnd annehmlichen geruch bey Gott verursachet. 1693. (Handschrift in der Pfarr-Repositur zu Neustadt.) Kap. 7.

[2]) Mch. q. 85. Bl. 229. Würzburg. Univ.-Bibliothek.

Das heißt:

„Betrachte und ahme nach, o Leser, diese Fußstapfen der hl. Gertraud, welche um das Jahr des Heils 700 durch ihr anhaltendes Gebet eingeprägt und den Nachkommen als Vorbild der Frömmigkeit so viele Jahrhunderte lang durch Gottes Gnade erhalten worden sind. Julius Schultes hat aus Dankbarkeit diesen Denkstein setzen lassen 1587."

Gertrudis unterstützte aber die Einsiedler auf dem Michaelsberge nicht nur vorübergehend, sondern in nachhaltiger Weise. Der Vergabung Rorlachs durch die Herrscher ihres Hauses fügte sie auch ihrerseits mehrere ihr eigenthümliche Güter hinzu. Als solche werden in der schon erwähnten Urkunde, in welcher Kaiser Karl Gertrudis seine „Schwester" nennt, Steinfeld und Waldzell angeführt. Aus dieser klösterlichen Ansiedlung ging die Abtei Neustadt hervor, weshalb man eben wegen jener Schenkung Gertrudis immer als Mitstifterin betrachtet hat. An der alten Klostermauer, welche die Abtei gegen den Main hin abschließt, finden sich unter einem byzantinischen Doppelbogen neben vier Gebilden mit wunderlichen Gestalten noch vier größere Steine, dem zwölften Jahrhundert angehörig. Die drei ersten zeigen Maria mit dem Kinde, den hl. Martin und Karl den Großen. Der vierte, kaum vor dem vierzehnten Jahrhundert entstanden, gibt das Bild der hl. Gertraud. Die Heilige trägt in der Rechten das Modell der Klosterkirche und in der Linken ein Buch; vor ihr kniet ein Abt mit einem einfachen Stabe zur Seite und einem Wappenschilde zu seinen Füßen, dessen verwitterte Zeichnung eine Lilie darzustellen scheint; das Spruchband, welches nach oben läuft, enthält die Worte: „Ora pro me sancta Gertrudis dotatrix hujus loci." (Bitte für mich, hl. Gertrudis, Wohlthäterin dieses Ortes.) Bogen und Figuren wurden erst später hier eingemauert und haben wohl früher das Portal der Kirche geschmückt.

Mehrere Jahre hatte Gertrudis in der Stille ihres Klosters zugebracht, als die Nachricht eintraf, daß ihr Vater Pipin gestorben sei. Da aber jener, welcher einst um sie gefreit hatte, noch lebte, zögerte sie, in die Heimath zurückzukehren. Erst nachdem die Botschaft gekommen war, daß auch dieser dahin gegangen, machte sie sich zu den Ihrigen auf den Weg. Atalongus blieb in Karlburg um das Kloster zu leiten und später bei Erhebung der Gebeine des hl. Kilian als Werkzeug der Vorsehung zu dienen. Hatte die Jungfrau auch den Ort geändert, so blieb sie doch ihrem Gelübde treu. Als sie, geleitet von den vielen ihr schon vorangegangenen heiligen Frauen ihres Hauses und ihres Landes, eintrat in die Wohnungen ihres himmlischen Bräutigams, da brachte sie ihm unverletzt die Lilie ihrer Reinheit dar, um von ihm die Krone des Lebens entgegenzunehmen. Ueber den Tag und Ort ihres Hinscheidens wie ihres Begräbnisses bestehen nur grundlose Vermuthungen.

Wenn ein Stern, wie das Volk sich ausdrückt, erlischt, zieht er in seinem Falle einen Funken sprühenden Streifen, wie er ihm nie zuvor

eigen war. Wenn das Leben der Heiligen zumeist ein stilles und von Dunkel umgebenes ist, so ist dafür ihr Tod von einem eigenen Lichtglanze umflossen; ja noch mehr: mit ihrem Scheiden beginnt erst ihre Leben und zwar nicht nur ihre Seligkeit im Himmel, sondern auch ihr Ruhm und ihre Verehrung auf Erden. Dies trifft besonders bei unserer Heiligen ein. So wenige der Spuren ihres irdischen Wandels, so viele sind jener der Verehrung der Verklärten. Dieselbe hat schon frühe ihren



St. Gertraud's Einkehr in den Himmel.

Anfang genommen. Rodulfus erzählt in dem Leben seines Lehrers Rabanus[1]), daß bei Uebertragung der Reliquien der Heiligen Januarius und Magnus nach Holzkirchen im Jahre 837 ein Mädchen aus Hohus, nicht weit von Holzkirchen, gerade mit Weben beschäftigt, plötzlich vom bösen Geiste ergriffen worden sei, in diesem Zustande volle drei Tage und drei Nächte hindurch verharrt und vieles, was sie aus sich nicht wissen konnte, als sei es ihr wohl bekannt, ausgesagt, besonders aber den Namen der hl. Gertraud und anderer Heiligen ausgesprochen habe, darauf aber gleich vielen andern geheilt worden sei. Mabillon[2]) folgert daraus als gewiß, daß damals schon in jener Gegend eine Heilige mit Namen Gertraud verehrt worden sei und stellt es, da Holzkirchen und also auch Hohus nicht weit von Neustadt und Karlburg gelegen, als höchst wahrscheinlich hin, daß diese Heilige keine andere als unsre sei. Wir werden übrigens durch unbezweifelbare Zeugnisse belehrt, daß Gertraud in ihrem Kloster zu Karlburg nicht vergessen wurde. Als das durch die Grafen von Rieneck

[1]) Schannat, Cod. probation. hist. Fuld. p. 129.
[2]) AA. SS. Ord. S. Bened. Saec. III. p. I, 718.

im Jahre 1236 verheerte Schloß wieder hergestellt wurde, baute man auch die Kapelle schöner und geräumiger als zuvor auf und weihte sie ausdrücklich auf den Namen Gertrudis ein. Bischof Otto von Wolfskeel nennt in einer Urkunde vom 26. Mai 1336[1]) die Gertrudenkapelle auf der Karlburg eine „schöne, große und berühmte Collegiatkirche" und verleibt ihr zur Erhaltung ihres Glanzes die von der Abtei Neustadt abgetrennten Pfarreien Wiesenfeld und Schwebenried ein. Mit dem Jahre 1413 ging die Karlburg in den Besitz des Domkapitels über. Auch dieses war nicht gleichgiltig gegen das alte Heiligthum. Es ließ die Kapelle herrichten, durch den Weihbischof von Bossock im Jahre 1418 den Hochaltar zu Ehren der hl. Gertraud einweihen und hiebei einen vierzigtägigen Ablaß verkünden für alle, welche an den hohen Kirchenfesten die Kirche besuchen würden.[2]) Wie die Kapelle auf der Burg, so bewahrte auch die Kirche im Dorfe Karlburg das Andenken der Heiligen. Sie war hier gleichfalls Patronin. Am 1. August 1341 ertheilten mehrere Bischöfe in Avignon allen denen, welche die Pfarrkirche zum hl. Johannes dem Täufer und zur hl. Gertraud in Karlburg an bestimmten Festen besuchen oder die hl. Wegzehrung zu den Kranken begleiten, oder bei der Abendglocke drei Ave beten oder etwas zur Kirche leisten, einen Ablaß von vierzig Tagen. Die alte Abschrift der betreffenden Urkunde enthält den Zusatz: „Sancte Joannes ora pro Bertoldo plebano hic apud dominum cum beata Gertrude — Hl. Johannes bitte mit der hl. Gertraud bei dem Herrn für Berthold, Pfarrer dahier." Wieder am 12. April 1459 verliehen zu Rom Georg Bischof von Ostia und vier andere Cardinäle dieser und ihren beiden damaligen Filialkirchen — Rohrbach und Gambach — einen solchen von hundert Tagen.[3]) Als die Kapelle auf der Burg im Jahre 1525 zerstört wurde, um nicht mehr zu erstehen, übertrug man die dort aufbewahrten Reliquien der Heiligen in die Pfarrkirche im Dorfe. Es waren dies ihr Spiegel mit einer uralten Darstellung des Leichnams Christi auf dem Schooße seiner Mutter auf der Rückseite, Theile von ihren Gebeinen, ihr Zopf aus hellblonden Haaren und ein Bruchstück des Gefäßes, in welchem sie den Brüdern auf dem Michaelsberge den Wein zugetragen hat. Der Spiegel findet sich leider nicht mehr vor; dagegen wird noch eine Perlenschnur als von ihr herrührend gezeigt, welche die älteren Beschreibungen nicht erwähnen.

Hinter der ersten Stiftung der hl. Gertrudis blieb ihre zweite, Neustadt, nicht zurück. Es hat vielmehr noch das voraus, daß es als Kloster die Verehrung der Heiligen durch seine tausendjährige Dauer gepflegt und als Pfarrort dieselbe bis heute nicht unterbrochen hat. Ihr Gedächtniß

---

[1]) Monum. Boica. XL. 73. J. A. Kraus, Die Benediktiner-Abtei Neustadt a. M. Würzburg 1856. S. 240.
[2]) Krieg a. a. O. Kap. 12.
[3]) M. ch. q. 85. Bl. 235. 236.

wurde von der Abtei am 17. März als Fest zweiter Klasse begangen, wobei die Gläubigen einen vollkommenen Ablaß gewinnen konnten. Das der hl. Gertraud von Nivelles dagegen wurde auf den folgenden Tag verlegt.[1]) Noch bewahrt man dort ihren Mantel, welcher von allen ihren Reliquien die gefeiertste ist. Derselbe hat eine Höhe von über 1 Meter und mißt in der untersten Breite 4 Meter. Der Stoff besteht aus weißer, durch das Alter gräulich gewordener Seide, in welche ein zierliches Arabesken-Muster gewebt ist. Er ist oben mit einer kleinen Kapuze und an der Vorderseite mit einem violetten Rand versehen, welcher in Goldfäden die Inschrift trug: „Berberta jussit me fieri ad honorem et decorem filiae suae. Deum visu merito laus assit debita nostro — Berberta ließ mich machen zur Ehre und zum Schmuck ihrer Tochter. Unserm Verdienste werde durch die Anschauung Gottes das gebührende Lob." Eckhart konnte noch den ersten Satz deutlich lesen und bezeugt, daß die Schrift zur Zeit der Karolinger stimme.[2]) Heute sind nur mehr fünfundzwanzig Buchstaben übrig. Von dem Gertrudenmantel wird nämlich viel Wunderbares erzählt. Die Frauen, über welche er gebreitet wird, erlangen durch die Fürbitte der Heiligen Kindersegen und eine leichte Niederkunft. Vielfach wurden daher Stückchen desselben begehrt und diese Bitten so bereitwillig erfüllt, daß er gegenwärtig bis auf ein Drittheil seiner ursprünglichen Größe zusammengeschwunden ist. Daß dieser Glaube nicht bloß der des gewöhnlichen Volkes, dafür werden hervorragende Beispiele angeführt. Herzog Wilhelm von Pfalz-Neuburg bat sich 1600 bei seiner Durchreise durch Neustadt ein Stück davon aus; die Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia erhielt im Jahre 1677 den Theil des Randes, auf welchem sich die andere Hälfte der Inschrift befand und schrieb dem Gebete der Heiligen die glückliche Geburt ihres Sohnes Joseph I. zu.[3]) Für die abgetrennten Theile wurden neue eingesetzt und die Lebensbeschreibung verfehlt nicht, es als eine Merkwürdigkeit hervorzuheben, daß die neu eingefügten Stücke schon nach wenigen Jahren „zerrissen und zerschlissen", während das übrige Gewebe widerstehe.

Außer der Verehrung, welche die Selige an den beiden Orten ihrer Wirksamkeit genießt, ward und wird ihr eine solche noch an zwei anderen Kirchen zu Theil, welche sie als ihre Patronin feiern. Die eine ist die Pfarrkirche zu Karsbach. Nach dem Glauben des Volkes wie nach schriftlichen Aufzeichnungen ist es unsere fränkische Gertraud, deren Fest dort am 17. März mit einem erst von Clemens XIV. im Jahre 1770 verliehenen vollkommenen Ablaß begangen wird.[4]) Die andere ist die Pfarrkirche zu Pleichach in Würzburg. Meister Enzelin, welcher die Mainbrücke erbaut und den Kiliansmünster wieder hergestellt, hatte hier eine

[1]) Gropp, Collectio. II, 129.
[2]) Eckhart, Commentar. I, 632.
[3]) Kraus, Neustadt. S. 77. Krieg, a. a. O. Kap. 9.
[4]) Gallus Ign. Nickels, Leben der hl. Gertraud. (Handschrift in der Pfarr-Repos. zu Karsbach.)

Kapelle erbaut, welche Bischof Embrico in dankbarer Anerkennung der Verdienste ihres Stifters im Jahre 1133 zu einer Pfarrkirche erhob. Bischof Hermann übergab dieselbe im Jahre 1248 dem Kloster St. Markus. Sechs Jahre später wurde sie durch den Anbau eines Chores vergrößert und im Jahre 1612 durch Bischof Julius als baufällig abgebrochen und neu aufgeführt. Sie bewahrt gleichfalls eine Reliquie der hl. Gertraud, nämlich einen Theil ihres Rockes. Derselbe, ein Gewebe von braungelber Farbe, ist oben in Falten gelegt und hat ein angeheftetes viereckiges Brustblatt mit Gold und Silber verbrämt. Wegen dieser Form wird er auch vom Volke als „Schürze der hl. Gertraud" bezeichnet. Was der fromme Glaube von ihrem Mantel erzählt, wird auch diesem Gewande nachgerühmt, weshalb es mit jenem das Loos vielfacher Abtrennung einzelner Stücke theilte. Zur Zeit des 30jährigen Krieges wurde die Reliquie auf dem Schlosse Marienberg verborgen, von wo sie erst unter Peter Philipp von Dernbach wieder in ihre Kirche zurückgelangte.[1]) Auch der Kirche von Pleichach ist für den 17. März ein vollkommener Ablaß verliehen. Neben der Begehung ihres Festes ehrte aber die Gemeinde in früherer Zeit ihre Schutzfrau noch durch eine feierliche Prozession, die alljährlich am Pfingstmontag nach Karlburg und von da nach Neustadt zog.

Die „Gertraud-Reise", wie diese Wallfahrt hieß, war einer jener volksthümlichen Bittgänge, an denen unsere Voreltern eine so große Freude hatten. Das schöne Mainthal, durch welches sie auf dem Flusse dahinglitten; die herrliche Maizeit, welche die Wiesen in frisches Grün kleidete und über die Bäume den Blüthenschnee streute; die schönen Gesänge und innigen Gebete, welche mit einander wechselten — dies alles wirkte auf das Gemüth mit einem eigenthümlichen Zauber. Nach dem ersten „Fußfall" in der Kirche bewegte sich die Prozession an den Main. Auf dem Wege dahin wurde der „Vorbereitungsgesang" angestimmt:

„Gott durch die heilige Gertraud zu gefallen,
Gehen wir mit Andacht und Liebe wallen.
Ach für uns bitt,
Verlaß uns nit!

Nach Neustadt wollen wir sambtlich nun gehen,
Die Zeichen der hl. Gertraud zu sehen!
Ach für uns ꝛc.

Sie ist Patronin, wir seind ihre Kinder;
Sie ist ein Braut Christi, wir aber seind Sünder.
Ach für uns ꝛc.

Sie kann gar viel bey Christo erwerben:
Ein tugendsams Leben und seliges Sterben.
Ach für uns ꝛc.

Der Mutter zu folgen die Kinder nachgehen,
Ihr Sinn nach Neustadt und Carlburg thut stehen.
Ach für uns ꝛc.

Dahin ist Gertraud zum öfftern gewallet,
Uns Kindern desgleichen ihr Wallfahrt gefallet,
Ach für uns ꝛc.

Wir Kinder ihren Rock zu Würzburg verehren,
Nun wollen wir weiter, ihr Lob zu vermehren.
Ach für uns ꝛc.

Ihr Gedächtnuß zu Carlburg erstlich zu schauen,
Allwo sie ihr Closter anfienge zu bauen.
Ach für uns ꝛc.

Von dannen auf Neustadt wollen wir reisen,
Noch mehr Gedächtnuß wird man uns da weisen.
Ach für uns ꝛc.

Auffs Michelberglein wollen wir steigen,
Ihr Stapffen und Gruben einander zu zeigen.
Ach für uns ꝛc.

Auß Andacht aber muß dieses geschehen,
In Gottes Namen die Wallfahrt soll gehen.
Ach für uns ꝛc."

---

[1]) Krieg, a. a. O. Kap. 9.

Es war also eine Heiligthumsfahrt, welche eine einzelne Pfarrei zu den heiligen Stätten ihrer Patronin anstellte, ganz ähnlich jener, welche früher alle Pfarreien zu den Schutzheiligen des Bisthums führte. Beim Eingange in das Schiff wurde das alte Walllied:

„Ihr Würtzburger fahret all,
Fahret fort, fort allzumahl;
Kommt zusammen Hauffenweiß,
Schickt euch zu Sanct Gertraud-Reiß . . . ꝛc."

gesungen, welchem das „Itinerarium" folgte. Während das Schiff schon stromabwärts fuhr, hielt der begleitende Priester eine Anrede an die Pilger. Die ganze übrige Fahrt war nach den sieben anderen „Fußfällen" eingetheilt und zwar so, daß nach jedem ein Gertraudenlied folgte, die bis zum nächsten übrige Zwischenzeit aber durch verschiedene Gebete und Gesänge ausgefüllt wurde. Die einzelnen Gertraudenlieder haben die Legende der Heiligen zur Unterlage und führen folgende Titel: (2) Von dem Geschlecht der hl. Gertraud, (3) Von der Flucht St. Gertraud in's Frankenland, (4) Von dem Caplan der hl. Gertraud, (5) Von dem Closter Neustadt, so S. Gertraud gestifftet, (6) Von denen Heylthumen der hl. Gertraud, (7) Von den Fußstapffen der hl. Gertraud, (8) Von der Seeligen Immina in St. Gertrauden Kloster. Die Zwischenlieder waren vielfach der Oertlichkeit, an der man vorüberfuhr, angepaßt. So sang man im Angesicht von Retzbach: „Nach Retzbach in dem grünen Thal, kombt allzumahl"; in Karlburg, wo man zum Besuche der Kirche aus dem Schiffe stieg, wurde die dort befindliche hervorragende Reliquie vom hl. Kreuze mit dem Liede: „O Hochheiliges Creutze" begrüßt; hatte man die waldbewachsenen Gelände in der Gegend von Gemünden erreicht, stimmte man den Gesang: „Die Gespons Jesu spielet im Wald mit einem Echo oder Widerschall" an, wobei die Bergwände den Wallfahrern Antwort gaben. Sobald die Prozession in Neustadt gelandet war, begab sie sich auf den Michaelsberg unter Absingung des Liedes:

1. „Die Heilige Gertraud
Jesum jetzt anschaut,
Dem sie nachgangen,
Vor lieb gefangen,
Ein lange Strassen,
Dir Gott verlassen,
Zu uns in Francken,
Dero wir dancken.
Ein lange :|:

2. Bald thät sie fliehen
Und darvon ziehen,
Als sie solt werden
Ehelich auf Erden.
Jesum den liebt sie,
Jesum den wolt sie,
Jesum den sucht sie,
Jesum den fand sie.
Jesum den :|:

3. Dem Closterleben
Thät sie nachstreben.
Sie wolt mit Seiden
Nicht sich bekleyden.
Jesu dein Armuth,
Dein tieffe Demuth,
Thät sie betrachten,
Die Welt verachten.
Jesu dein :|:

4. Nicht wolt sie haben,
Daß wurd begraben
Ihr Leichnamb reichlich
Wie sonst war bräuchlich;
Kleyder von Haaren
Ihr lieber waren,
Gleichwie im Leben
Also im Tod eben.
Kleyder von :|:

5. Ihr Hertz entzündet,
Auff Gott gegründet,
Nichts thät sie klagen,
Vor lieb thäts sagen:
Jesu dir leb ich,
Jesu dir sterb ich,
Jesu dein bin ich
Todt und lebendig.
Jesu dir :|:

6. Ruhen und rasten
Von Buß und Fasten
Wollte sie nimmer
Im Thal der Zäher:
Mit Lieb und Freuden
Thät sie alls leyden,
Biß sie im Frieden
Zu Gott verschieden.
Mit Lieb :|:

7. Die Engel kamen,
Die Engel nahmen
Die Seel St. Gertraud;
Sie führten dein Braut
Zu dir o Jesu.
O süsser Jesu,
O süsse Hochzeit,
Die währt in Ewigkeit!
Zu dir :|:

8. Nun thun wir Seelen
Uns all befehlen
Durch die Lieb Jesu
Auff dich St. Gertraud.
Auff dich St. Gertraud
Unser Hertz vertraut,
Laß nicht uns Sünder,
Uns deine Kinder.
Auff dich :|:

9. Laß keinen fallen
Hie auß uns allen,
Daß keinen fange
Die alte Schlange.
Auff dich St. Gertraud
Unser Hertz vertraut.
Laß nicht uns Sünder,
Uns deine Kinder.
Auff dich :|:

10. Laß nicht verderben,
In Sünden sterben,
Die dich verehren;
Thu sie bekehren.
Auff dich St. Gertraud rc. :|:

11. Hilff, daß wir droben
Im Himmel loben,
Jesum dein Bräutigam,
Jesum den süssen Nahm.
Auff dich rc. :|:"

Auch die Gesänge bei dem Hochamte waren Gertrudenlieder. Die Rückkehr der Wallfahrer fand größtentheils auf dem Landwege statt, welcher sie über Anspach, Urspringen und Duttenbrunn in die Muttergotteskapelle nach Zellingen führte, wo sie wieder ihr Schiff fanden, um mit demselben Main aufwärts nach Hause zu fahren. In Würzburg angekommen, zogen dieselben unter dem Preise ihrer Schutzheiligen in ihre Pfarrkirche, wo sie mit dem Segen entlassen wurden.[1])

Viele Jahre hindurch hat sich die Gertraud-Reise nach Karlburg und Neustadt erhalten. Nachdem aber im Jahre 1749 dabei mehrere Ungehörigkeiten vorgefallen, wurde die Prozession von da ab auf den Nikolausberg bei Würzburg geleitet, immer aber noch, wie ausdrücklich betont wird, „zur Ehre der hl. Gertrudis." Gegenwärtig ist indessen auch dieser Bittgang außer Uebung.

Wir haben in dem Vorstehenden Alles zusammengestellt, was sich an schriftlichen Aufzeichnungen und mündlichen Ueberlieferungen über das Leben und die Verehrung der fränkischen Gertraud findet. Schon auf der Erzählung Egilwards liegt dadurch, daß sie als Vater Gertrudens Pipin den „König der Franken" nennt, ein gewisses Dunkel. Welcher von den Fürsten dieses Namens ist gemeint? Auf Pipin von Landen, welchen wir wohl als den Vater einer hl. Gertraud, nämlich der von Nivelles, kennen, paßt nicht die Bezeichnung „König der Franken." Daß Pipin der Kleine, der wirkliche nachherige König, eine Tochter mit Namen Gertraud gehabt habe, wird von keinem anderen Schriftsteller bestätigt. Zudem würde, wenn wir auf die Zeitfolge sehen, weder von der Tochter Pipins von Landen noch von einer Pipins des Kleinen das gesagt werden können, was Egilward weiter von unserer Gertraud berichtet. Das Dunkel scheint sich zu einem offenbaren Widerspruch zu steigern, wenn wir mit der Erzählung Egilwards die Angaben der Neustädter Urkunde von 812 vergleichen. Was jener weiß und was diese

[1]) Vgl. Wallfahrts-Gesänge Von St. Gertraud, Patronin der Pleichacher Pfarr-Kirche zu Würtzburg, Auff die Jährliche Procession nach Closter Neustadt eingerichtet. Anno 1705. Cum Licentia Superiorum. Würtzburg, Joh. Mich. Kleyer. 12. — Spätere Auflagen erschienen 1720 u. 1729 bei Marc. Ant. Engmann.

verlautbart, das kann, den strengen Wortlaut der letzteren als fest angenommen, nicht zusammen von einer und derselben Gertraud gelten. Wenigstens kann jene Gertraud, die schon vor 741 in Karlburg gelebt hat, nicht zugleich die „Schwester“ Karls des Großen gewesen sein. Die Legende von unserer Gertrudis war darum von je das Kreuz nicht nur der fränkischen Geschichtschreiber, sondern auch aller anderen, welche sich damit befaßten, und man trug so schwer daran, daß endlich der Versuch gemacht wurde, dasselbe ganz abzuwerfen, indem man beantragte, ihren Namen ein für allemal zu streichen. Wir prüfen vorerst die einzelnen Lösungen, welche man auf unsere Frage gegeben, und reihen daran den Versuch, die Legende mit sich und mit der Geschichte in Uebereinstimmung bringen.

Um das Jahr 1200 schrieb ein dem Namen nach unbekannter Verfasser ein Leben der hl. Gertraud von Nivelles, die sogenannte vita prolixior. Derselbe kannte die Erzählung des Egilward und übertrug sie fast wortgetreu auf die Tochter Pipins von Landen und seiner Gemahlin Iduberga.[1]) Daß er aus Egilward und nicht Egilward aus ihm geschöpft hat, steht deshalb fest, weil Egilward vor ihm schrieb und wenn er ihm gefolgt wäre, ihn gewiß auch namentlich bezüglich der bekannten späteren Schicksale der Nonne von Nivelles ausgebeutet haben würde. Die Legende der hl. Gertraud von Nivelles hat einige Aehnlichkeit mit jener der Heiligen von Karlburg. Auch sie soll den Sohn eines austrasischen Herzogs heirathen und weigert sich. Hieran ließ sich auf den ersten Blick ganz gut die Geschichte der Flucht, welche Egilward von der fränkischen Gertraud erzählt, knüpfen. So wurden zwei Legenden zweier verschiedenen Heiligen in eine verschmolzen. Fast allen ersten Bearbeitungen des Lebens unserer Heiligen liegt diese Verwechslung zu Grunde. Hieronymus Düngersheim[2]) aus Ochsenfurt, G. Wicelius[3]), Molanus[4]), Franz Harraeus[5]), Valent. Leucht[6]) und noch P. Avertanus[7]), Carmelit und Pfarrer zu Pleichach in Würzburg, lassen Gertraud von Nivelles und Gertraud von Karlburg eine und dieselbe sein. Wir dürfen uns nicht wundern, daß selbst fränkische Schriftsteller diesen falschen Spuren nachgingen. Schien es dem Verfasser der vita prolixior als ein Gewinn, das Leben seiner Heiligen durch eine passende Episode bereichert zu haben, so verlor nach der Meinung dieser die verehrte Landesheilige auch nicht, wenn sie mit der Aebtissin von Nivelles dieselbe war. Im Gegentheile, es war eine merkliche Lücke in ihrer Legende

[1]) Acta SS. Martius. II, 601. Mabillon AA. SS. Ord. Benedicti. Saec. III. P. I, 718.
[2]) Encomium S. Scholasticae v. AA. SS. Februar. II, 410.
[3]) Chorus sanctorum. Colon. 1563.
[4]) Militia sacra ducum et princip. Brabantiae. Antverp. 1592. 8.
[5]) Annal. Brabant. Duc. 3 vll. Antv. 1643. fol. Historia Sanctor. omn. nation. Col. 1675.
[6]) Leben der Heiligen. 5. Ausgabe. Köln 1708. S. 231.
[7]) Vgl. Krieg, a. a. O. K. 1.

ausgefüllt: man wußte jetzt, wo sie nach ihrer Rückkehr in die Heimath hingekommen war. Leider vergaß man aber, daß das von ihrem Zeitgenossen geschriebene ältere Leben der hl. Gertraud von Nivelles von einer Flucht derselben nach Franken nichts erwähnt; daß die Bemerkung Egilwards, Gertraud von Karlburg sei eine Tochter des Frankenkönigs Pipin gewesen, sie bestimmt von der Tochter Pipins von Landen unterscheidet, dem dieser Titel nie beigelegt wird; daß endlich, was die Hauptsache ist, Gertraud von Nivelles, die schon im Jahre 659 starb, unmöglich mehrere Jahre vor dieser Zeit in das damals noch ganz heidnische Franken geflüchtet, daselbst ein Kloster gegründet und den Atalongus zurückgelassen haben konnte, der um 741, also ein volles Jahrhundert später, bei Erhebung der Gebeine des hl. Kilian mitgewirkt haben soll.

Es ist das Verdienst der Bollandisten und nach ihnen Mabillons,[1]) die Unmöglichkeit, das, was Egilward von Gertrudis von Karlburg erzählt, auf Gertrud von Nivelles zu übertragen, unwiderleglich nachgewiesen zu haben. Man sah sich deshalb gezwungen, auf die ältere, in Neustadt selbst nie vergessene, Ueberlieferung, welche die fränkische Heilige dieses Namens von jener unterscheidet, zurückzugehen. Die zweite Reihe der Darstellungen ihres Lebens führt uns dieselbe auch als Tochter Pipins des Kleinen, des nachherigen Frankenkönigs und seiner Gemahlin Bertrada, somit als Schwester Karls des Großen vor. Diese Annahme, welche Dionysius von Luxemburg,[2]) Georg Christian Krieg, Vicar im Neumünster und Pfarrer in Pleichach,[3]) Gallus Ignatius Nickels, Pfarrer in Karsbach,[4]) Johann Ludwig Schönleben[5]) u. A. und unter den Neueren noch J. E. Stadler[6]) und M. Jocham,[7]) vertreten, gestattete es, an der Theilnahme Gertrauds bei der Gründung Neustadts im Jahre 784, ganz wie die betreffende Urkunde es will, festzuhalten, ohne dabei nach dem damaligen Stande der Forschung die Erzählung Egilwards von ihrem Wirken zu Karlburg aufgeben zu müssen. Nach der Zeitrechnung des letzteren wäre nämlich die Gründung des Bisthums Würzburg und die Erhebung der Reliquien der Landesapostel durch Vermittlung des Atalongus in das Jahr 751 zu setzen. Pipin, welcher 714 geboren wurde, konnte, siebenunddreißig Jahre alt, in jener Zeit eine erwachsene Tochter haben, welche sich nach Karlburg flüchtete, dort vorübergehend verweilte und Atalongus zurückließ. Die Berechnung Egilwards ist nun aber eine falsche: das Jahr 741 und nicht das Jahr 751 ist das der Gründung des Bisthums. Gertrudis, die schon vor 741 nach Karlburg geflüchtet

---

[1]) l. c.
[2]) Legende der Heiligen. Frankfurt 1685. 4.
[3]) A. a. O.
[4]) A. a. O.
[5]) Annus sanctus Habspurgo-Austriacus. Salisburgi 1696. fol. p. 196.
[6]) Vollständiges Heiligen-Lexikon. Augsb. 1861. II, 422.
[7]) Bavaria Sancta. I. 303.

ist und es wieder verlassen hat, kann offenbar nicht die Tochter König Pipins des Kleinen gewesen sein, welcher selbst im Jahre 741 erst siebenundzwanzig Jahre zählte.

Die Schwierigkeit, die Karlburger und die Neustadter Klostergründung als von einer und derselben Heiligen herrührend nachzuweisen, führte auf einen dritten Ausweg. Man nahm statt einer Heiligen zwei verschiedene an, eine eigene Gertraud von Karlburg und eine eigene Gertraud von Neustadt. Schon die Bollandisten haben auf die Möglichkeit einer derartigen Lösung hingewiesen. Was sie nun mit allem Vorbehalt ausgesprochen, das hat Eckhart[1]) mit dem Aufgebote seines ganzen Scharfsinns zu erweisen gesucht. Nach seiner Ansicht ist Gertrudis von Karlburg keine andere als Giltrudis, die Tochter Karl Martells und seiner ersten Gemahlin Rotrudis, also Schwester Karlmanns und Pipin des Kleinen. Die Verschiedenheit in den Namen erklärt er aus der Verwechslung des Buchstaben l mit dem Buchstaben r in Giltrudis, welche, wie Beispiele zeigen, bei älteren Namen öfter vorkommt. Giltrudis floh, um den Ränken ihrer Stiefmutter Sunnehild zu entgehen, über den Rhein, vermählte sich mit Herzog Odilo von Bayern, wodurch der Krieg zwischen diesem und ihrem Bruder Karlmann veranlaßt wurde, und starb im Jahre 754. Auf dieser ihrer Flucht oder nach dem Tode Odilo's mag sie sich „vielleicht", wie Eckhart meint, auf der Karlburg aufgehalten haben. Die andere, Gertraud von Neustadt, soll die Tochter Karlmanns, des Bruders Karls des Großen und seiner Gemahlin Gerberga gewesen sein. Derselbe hinterließ nämlich bei seinem im Jahre 771 erfolgten Tode zwei Kinder, Pipin und ein anderes, dessen Name und Geschlecht unbekannt ist, mit denen die Mutter zu dem Langobardenkönig Desiderius floh. Da sie später gänzlich vom Schauplatze der Geschichte verschwinden, so vermuthet Eckhart, beide Kinder seien nach damaligem Brauche in ein Kloster geschickt worden, und meint, das zweite könne die fragliche Gertraud gewesen sein, welche in Karlburg gelebt und zur Stiftung von Neustadt beigetragen habe. Sein einziger Wahrscheinlichkeitsgrund ist, wie oben die Aehnlichkeit der Namen Gertrudis und Giltrudis, so hier die in dem Namen der Mutter. In Gerberga, für welchen Namen auch, aber nicht bei der Gemahlin Karlmanns, Gerberta vorkommt, will er die Berberta auf der Inschrift des Mantels zu Neustadt erkannt haben. Wie Eckhart, so hat auch Gropp[2]) die Heilige von Karlburg von jener von Neustadt unterschieden, ohne sich über deren Abstammung näher zu erklären. Nach einer an einem anderen Orte gemachten Bemerkung scheint er sich jedoch seinem Vorgänger anzuschließen.[3]) Am Glücklichsten hat die Annahme von zwei fränkischen

[1]) Comment. I, 631, 368 sq.
[2]) Die hl. Bilhildis. S. 25. 27.
[3]) Lebensbeschreibung des hl. Kilian. S. 184. — Collectio. IV, 193. 194.

Gertruden noch Ussermann[1]) vertheidigt. Indem er den von den Bollandisten gegebenen Andeutungen folgt, entscheidet er sich dafür, daß die Karlburger Heilige weit eher in einer Tochter Pipins von Heristal als in der Karlmanns zu suchen sei, wofür neben der Zeit noch der Umstand spricht, daß Egilward ausdrücklich versichert, sie sei als „Jungfrau" gestorben. Muß man nun, und er ist dieser Ansicht, neben dieser noch eine Neustadter Heilige annehmen, so weist der Name ihrer Mutter Berberta doch deutlicher auf Bertrada oder Berta, die Gemahlin Pipins des Kleinen als auf Gerberga, die Gemahlin Karlmanns hin. Zudem wäre damit die Neustadter Ueberlieferung nach ihrem ganzen Umfang gerettet. In Wirklichkeit kann indessen auch diese Art der Lösung nicht befriedigen. Einmal spricht nämlich die Legende zu deutlich nur von Einer fränkischen Gertrudis, die in Karlburg und Neustadt zugleich gewirkt haben soll, als daß wir, was ihr nachgerühmt wird, willkührlich auf zwei verschiedene vertheilen dürften; sodann wird mit der Annahme zweier hl. Jungfrauen, die unter diesem Namen in einer und derselben Gegend gelebt haben sollen, die Schwierigkeit nur eine doppelte. Um das Dunkel, das über eine Persönlichkeit herrscht, zu erhellen, erfindet man eine zweite, von der die Geschichte gar nichts weiß.

Wo die Versuche, einer Heiligen in der Geschichte eine bestimmte Stelle zu sichern, so weit auseinander gehen, da darf es uns nicht wundern, wenn man am Ende darauf verfallen ist, sie ganz und gar als eine Gestalt der Mythe zu erklären. Mit J. W. Wolf[2]), der selbst in jenen drei Schwestern Filomuet, Helburg und Aldigart, welche nach dem falschen Diplome Ludwigs des Frommen vom Jahre 817 die Abtei Neustadt begabt haben sollen, heidnische Figuren erkannt haben will, findet Alex. Kaufmann in seinen werthvollen „Beiträgen zur fränkischen Geschichts- und Sagenforschung" [3]) in der Legende der hl. Gertraud Anklänge an die Huldasage. Wir geben ohne Bedenken zu, daß manche Züge der alten Götter von dem Volke auf christliche Heilige übertragen wurden. Es geschah dies manchmal in so sinniger Weise, daß man fast sagen möchte, die heidnische Sage habe in der heiligen Legende ihre Erlösung gefeiert. Diese Thatsache berechtigt jedoch keineswegs zu dem Schlusse, daß aus den alten Göttergestalten christliche Heilige geworden seien. Im Gegentheile, wenn man die letzteren mit den Gewändern der ersteren bekleidet hat, so setzt dies voraus, daß eben diese letzteren wirklich vorhanden sein mußten. Alle diese Aehnlichkeiten, zumal wenn sie so schwach sind und so weit hergeholt werden wie in unserem Falle, können also nicht genügen, die fränkische Gertrudis in das Reich der

---

[1]) Episcop. Wirceburg. p. 326. 454.
[2]) Vgl.: Archiv des hist. Ver. v. Unterfr. XX, 3, 171.
[3]) Archiv des hist. Ver. v. Unterfr. XIII, 2, 153. Vgl. J. W. Wolf, Beiträge z. deutschen Mythologie. I, 52, 151, 152, 191. II. 107.

Fabel zu versetzen. Es bedürfte, um dies zu beweisen, ganz anderer, gewichtigerer Gründe. Indessen auch dieser Beweis wurde angetreten und zwar von Joh. Bapt. Adolph Kraus,[1]) einem um die Geschichte der Abtei Neustadt höchst verdienten Forscher. Der letzte Versuch über die Geschichte unserer Gertraud gipfelt darin, darzuthun, daß dieselbe niemals gelebt habe und die unter ihrem Namen in Würzburg, Neustadt und Karlburg verehrten Reliquien von der hl. Gertraud von Nivelles herrühren.

Bevor wir nun die Gründe, auf welche diese Ansicht gestützt wird, prüfen, ist es rathsam, die Beweise, welche für die fränkische Getraud sprechen, uns zu vergegenwärtigen. Den ersten finden wir in den Quellen, aus welchen wir geschöpft. Sehen wir hiebei ganz von der zweifelhaften Neustadter Urkunde ab und beschränken wir uns auf Egilward. Es ist gewiß, daß derselbe vielfach gegen die historische Wahrheit gefehlt, aber es geschah dies nicht aus Absicht, sondern nur aus Unwissenheit. Der Schluß seines Lebens des hl. Burkard, worin er betheuert, nur wahrhaften Ueberlieferungen gefolgt zu sein, und zugleich bittet, ihn, wo es nöthig scheine, zu berichtigen, spricht ihn von jeder absichtlichen Fälschung frei. Soweit also nicht erwiesene Unrichtigkeiten mitunterlaufen, verdient er jenen Glauben, den man ihm auch sonst nicht versagt hat. Nun erzählt er die Legende von der heil. Gertrudis zweimal, am Schlusse des Lebens des heil. Kilian wie bei dem des heil. Burkard. Und was enthält dieselbe? Die Anfänge eines Klosters, welches noch zu seiner Zeit bestand (quod usque in praesentem diem permanet). Er erzählt eine Geschichte, welche das kaum sechs Stunden von Würzburg entfernte Kloster Karlburg betrifft. Daß er hierüber unterrichtet sein konnte, nicht weniger, daß er in dieser Hinsicht sich eine Täuschung nicht ohne Gefahr erlauben durfte, liegt auf der Hand. Hier trifft mehr als sonst seine eigene Versicherung ein, daß er ältere Traditionen verwerthet habe. Die Einrede, Gertraud dürfte aus der gefälschten Neustadter Urkunde in den Bericht Egilwards gekommen sein[2]), ist schon darum hinfällig, weil diese Fälschung jüngeren Datums ist. Wenn man nun, wie Kraus wirklich thut, derselben Erzählung, soweit sie die selige Immina betrifft, Glauben schenkt, so ist wirklich nicht abzusehen, wie man ihr, soweit sie die hl. Gertraud angeht, diesen Glauben verweigern kann. — Das Zeugniß Egilwards steht aber nicht für sich allein, sondern wird — und dies ist der zweite Beweis — durch eine Urkunde wenigstens mittelbar unterstützt. Unter den von Karlmann[3]) dem Bisthume Würzburg bei dessen Gründung, also längstens im Jahre 742, geschenkten

---

[1]) Karlsburg und die hl. Gertrudis. Würzburg 1858. S. 20 ff.
[2]) Rettberg, Kirchengeschichte. II, 339.
[3]) Ussermann, l. c. Coc. probat. nr. IX.

achtundzwanzig Kirchen findet sich auch das zu Ehren der hl. Maria zu Karlburg erbaute Kloster (monasterium constructum in honore S. Mariae in villa Carleburg). Hieraus schließt selbst Rettberg[1]), daß die Niederlassung zu Karlburg auf die frühesten Anfänge des Christenthums in Ostfranken zurückzuführen sei. Da Karlburg schon ein Kloster ist, als es Burkard geschenkt erhält und dieser es erst an Immina vertauscht, so kann es nicht von dieser zum Kloster eingerichtet worden sein. Die Gründung desselben fällt also früher und dadurch wird Egilwards Bericht nur bestätigt. — Einen dritten, diesen beiden gleichwerthigen Beweis finden wir in der beständigen Ueberlieferung von und der Verehrung zu der heiligen Gertrudis. Eine Legende, die so dem Boden anhaftet, wie unsere, ist nicht ohne geschichtlichen Hintergrund. Sie bildet für sich allein ein Zeugniß, das schwer zu verwerfen ist. Trifft doch jenes Wort: „Wenn die Menschen schweigen, so würden die Steine reden" hier in besonders hohem Grade zu! Dem, was man sich von unseren Heiligen erzählt, entspricht die Andacht, die man ihr weiht. Wie alt dieselbe ist, haben wir schon gesagt. Gleich der vita prolixior S. Chiliani unterscheidet sie die fränkische Gertraud genau von der zu Nivelles. Jener weiht sie Kirchen, jener stellt sie Wallfahrten an und dies nicht nur „cum licentia superiorum — mit Genehmigung der heimischen geistlichen Oberbehörde", wie es auf den betreffenden Wallfahrtsbüchlein heißt, sondern mit Zulassung des heil. Stuhles selbst, der auch auf diese Feste vollkommene Abläße legt.

Diese Thatsachen sind unserer Ansicht nach überzeugend; hören wir nun, was man ihnen gegenüber vorzubringen weiß. Zuerst wird geltend gemacht, daß aus der Urkunde Ludwigs des Frommen, „der ersten Quelle, aus der mit einiger Sicherheit geschöpft werden könne", nichts weiter hervorgehe, als daß zur Zeit der Fertigung dieser Urkunde, also im Jahre 823, die Burg Karlburg unter dem Namen Kloster Karlburg bekannt gewesen sei. Die Antwort darauf ist leicht. Kaiser Ludwig macht keine neue Schenkung, sondern bestätigt die Karlmanns und Pipins, deren Urkunden ihm, wie er selbst sagt, von Bischof Wolfger vorgelegt wurden. Sein Diplom wiederholt darum den Wortlaut der Schenkung Karlmanns. Wenn nun dieser von einem Kloster der hl. Maria in Karlburg spricht, so muß es wohl auch schon zu seiner Zeit, also um 741 bestanden haben. Wir kennen auch keinen Geschichtschreiber, der die Sache anders aufgefaßt. Allein ist es denn glaublich, daß Gertrudis in Karlburg ein Kloster „auf eigene Faust" gründen konnte, da Franken vor Bonifatius noch nicht vollständig christianisirt und alle derartigen Versuche der ersten christlichen Herzoge gescheitert waren? Bereits Eckhart[2]) hat diesen zweiten Einwand erhoben und bereits Usser-

[1]) A. a. O.
[2]) l. c. I, 387.

mann[1]) hat darauf die richtige Antwort gegeben. Er fragt, ob ihm die Bekehrung Gosberts und die Thätigkeit Hetans für Ausbreitung des Christenthums unbekannt sei? Es ist wahr, Willibrord scheint eine Klostergründung in Hammelburg nicht gelungen zu sein. Was ihn aber hinderte, war der Tod des Herzogs und damit der Entgang des Schutzes, dessen er zu einem solchen Werke bedürfen mochte. Anders waren die Verhältnisse in Karlburg gelagert. Sie war eine königliche Pfalz und war in den Händen der christlichen Karolinger. — Gleichzeitige Schriftsteller, so lautet eine weitere Einrede, berichten nichts von einer fränkischen Gertrudis; auch das Antwortschreiben des Papstes an Bonifatius erwähnt ihrer nicht, was gewiß geschehen mußte, wenn die Sache gerade so, wie sie im Munde des Volkes erzählt wird, vorgefallen wäre. Wir erinnern nur an den Satz: A silentio ad negationem non valet conclusio — Stillschweigen ist noch keine Verneinung. Der Papst gedenkt in seinem Antwortschreiben auf die Mittheilung der Errichtung des Bisthums Würzburg auch nicht des hl. Kilian — läßt sich hieraus schließen, Kilian habe nicht gelebt, sei nicht zu Würzburg den Martertod gestorben und feierlich aus dem Grabe erhoben worden? — Wenn, wird viertens geltend gemacht, auch die Kapelle auf der Karlburg schon in den frühesten Zeiten der hl. Gertraud geweiht war, so folgt daraus noch keineswegs, daß diese die angebliche fränkische Gertraud gewesen, sondern vielmehr das Gegentheil. Nach der Uebung der Kirche kann ein Gotteshaus nur den Namen eines canonisirten Heiligen tragen; zu jener Zeit gab es aber nur Eine Gertraud, die in das Martyrologium aufgenommen war, nämlich die von Nivelles; diese ist es auch, die in das neuere Proprium Herbipolense aufgenommen ist und am 17. März in Pleichach, Neustadt, Karlburg und Karsbach gefeiert wird. Auch hierauf fällt die Entgegnung nicht schwer. Die auf Grund des Concils von Trient erlassenen Verbote, solche als Heilige zu verehren, welche nicht von dem römischen Stuhle heilig gesprochen wurden, können nicht auf eine frühere Zeit angewendet werden. Zudem nimmt Urban VIII. jene, welche eine unvordenkliche Verehrung genossen hätten, ausdrücklich aus. Auch steht die nicht canonisirte Gertraud als Kirchenpatronin gerade in Franken nicht allein. Die heilige Reginswindis wurde im Jahre 837 zu Lauffen von Bischof Humbert erhoben[2]) und im Jahre 1227 in eine neue ihr geweihte Kapelle[3]) übertragen. Nach dem hl. Gumpertus nennt sich die Stiftskirche in Ansbach. Und bis heute fehlen beide Namen im römischen Martyrologium! Die Berufung auf das Würzburger Brevier ist nicht glücklicher. In dieses wie in das Würzburger Meßbuch wurde die hl. Gertraud von Nivelles erst

---

[1]) l. c. p. 455.
[2]) Eckhart, Comm. II, 257.
[3]) O. F. H. Schönhuth, Burgen, Klöster . . . in Württemberg. Stuttgart 1860. I, 66.

nach dem Jahre 1300 aufgenommen, während die Legende der Gertraud von Karlburg schon früher genau nach den Worten Egilwards an der Oktave Kilians gelesen wurde. Es geschah dies zwar nicht, weil man an diesem Tage ihr Fest feierte, sondern nur weil ihre Geschichte mit der Auffindung der hl. Leiber zusammenhängt. Immerhin wurde ihr Name in dem Breviere schon zu einer Zeit genannt, in welcher der Gertraud von Nivelles in demselben noch nicht gedacht wurde. Wenn nun zu dieser Zeit und zwar in Karlburg eine Kapelle zu Ehren der heil. Gertraud eingeweiht wird — an welche werden wir denken müssen? Der Umstand endlich, daß die Kirchen zu Pleichach, Neustadt, Karlburg und Karsbach ihr Gertraudenfest an dem 17. März begehen, an welchem in der ganzen Diöcese nicht nur „in dem neueren Proprium Herbipolense“, sondern schon seit dem vierzehnten Jahrhundert eben die hl. Gertraud von Nivelles gefeiert wird, beweist gleichfalls nicht, daß es im Grunde nur eine und dieselbe Heilige sei. Wer das römische Martyrologium nur einmal durchblättert hat, weiß, daß sehr oft unter einem und demselben Tage mehrere gleichnamige Heilige angeführt werden. Die Frage kann also nur die sein, ob jene Kirchen ihre Patronin von der anderen Heiligen des Tages unterschieden haben? Daß dem so sei, haben wir schon früher dargethan. Nicht blos die Legende hält sie auseinander, sondern man hat auch in Neustadt, wie bereits erzählt, das Fest der einen von dem der andern getrennt. Eine Verwechslung beider, wie wir ihr bei einem Theile der Legendenschreiber begegnen, hat in den liturgischen Büchern des Bisthums überhaupt nie stattgefunden noch stattfinden können, da die kirchliche Verehrung der fränkischen Gertraud wie die noch anderer Diözesanheiligen, z. B. des hl. Makarius, nicht auf das ganze Bisthum ausgedehnt, sondern auf einzelne Orte beschränkt war. — Ein fünfter Gegenbeweis lautet: Es ist Thatsache, daß das Frauenkloster zu St. Markus bis zum Jahre 1245, wo es die Regel des hl. Dominikus annahm, dem Orden der Kanonissen des hl. Augustin angehörte, zu dem auch das Kloster der hl. Gertraud von Nivelles zählte. Im Jahre 1248 wurde dem Kloster St. Markus die Pfarrei Pleichach einverleibt und ungefähr um dieselbe Zeit tritt auch der Titel: „ad Sanctam Gertrudem“ auf. Wäre es nun nicht möglich, daß die Marxer Nonnen bei ihrem Austritt aus dem früheren Ordens-Verbande die Reliquien der hl. Gertraud, ihrer einstigen Ordensschwester, der Pfarrei Pleichach übermacht und ihr die hl. Gertraud als Patronin gegeben hätten? Gestehen wir zu, daß Gertraud von Nivelles dem Augustinerorden angehört hat, obschon es Mabillon [1]) bestreitet. Was bleibt uns übrig? Eine Möglichkeit! Wenn die Pfarrei in früherer Zeit nach einem oder einer andern Heiligen genannt worden

[1]) Acta SS. Ord. Bened. Saec. II. p. 463.

wäre und im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts den Titel St. Gertraud erhalten hätte, dann wäre jene Möglichkeit zu einer Wahrscheinlichkeit geworden. Wir wüßten, daß sie den Schutzheiligen gewechselt, würden nach einem Grunde forschen und könnten, wenn sie nachweisbar von dem Kloster Reliquien der heil. Gertraud von Nivelles erhalten hätte, uns den Umtausch damit erklären. So aber wissen wir nichts davon, daß die Pleichacher Kirche anfänglich einen andern Patron gehabt; können nirgends finden, daß dieselbe von dem Kloster Reliquien der hl. Gertraud empfangen; ja ob dieses überhaupt solche besessen habe, ist unbekannt. Und wenn, wo kamen die anderen Reliquien der heil. Gertraud her? Der Mantel, heißt es, könne von der Pfarrkirche zu Pleichach nach Neustadt geschenkt worden sein. Wir wollen annehmen, daß auch die Reliquien zu Karlburg aus dem Schatze des Klosters zu St. Markus geflossen seien, obschon dies einen Reichthum an Reliquien Einer Heiligen in Einer Kirche, die zu ihr in einer wenigstens sehr losen Verbindung steht, voraussetzt, der fast beispiellos ist. Wie verhält es sich aber mit den Fußtapfen der hl. Gertraud auf dem Michaelsberge, mit dem Gertraudenbrunnen bei Waldzell? Diese wurden doch nicht wohl von Würzburg an ihren heutigen Ort übertragen. Und selbst wenn wir diese preisgeben müßten, so bleibt immer noch die dort lebende Tradition, welche älter als die Pfarrei Pleichach ist. Eine Erklärung dafür, daß die dortige Pfarrkirche erst mit „Kirche in Pleichach", dann mit „Kirche zu St. Gertraud" bezeichnet wird, fordert auch derlei Annahmen nicht. Die erste ist eine Bezeichnung nach der Lage, die andere eine solche nach dem Patrone, wie sie bei allen andern Kirchen abwechselnd vorkommt. Daß man in früheren Zeiten der ersten den Vorzug gab, hat seinen Grund darin, weil das dortige Gemeinwesen damals nicht so enge mit der eigentlichen Stadt verbunden war. Sobald dasselbe mit dieser in innigere Verbindung tritt, herrscht die letztere vor. So wenig man uns den Schluß gestatten würde, daß, weil die Kirche in einem früheren Jahrhunderte nur nach ihrer Lage bezeichnet wird, sie keinen Schutzheiligen gehabt habe — so sehr müssen wir uns gegen den verwahren, daß, weil später der Name ihres Schutzheiligen angegeben wird, dieser ein neuer sei. — Triftiger scheint auf den ersten Blick der sechste und letzte Einwand zu sein. Wir lesen, heißt es, in der Lebensgeschichte der hl. Hadeloga, wie sie die Bollandisten erzählen, daß dieselbe, gleichfalls dem Karolingischen Hause entstammt, mehrere Heirathen ausgeschlagen, mit einem Kaplan, Namens Atalongus, nach Franken geflüchtet und dort das Kloster Kitzingen um 745 gegründet habe. Daß zwei Priester mit Namen Atalongus zu gleicher Zeit in Franken, beide in Begleitung fremder Prinzessinen, gelebt haben sollen, ist nicht wahrscheinlich. Gewiß ist nur so viel, daß die hl. Adelheid mit dem Priester Atalongus nach Franken gekommen ist. Wäre es nun nicht möglich, daß beide auf ihrer Reise durch Thüringen die auf der Karlburg wohnende Immina besucht haben

und Atalongus bei dieser Gelegenheit durch die fränkische Herzogstochter von der Marter und dem Grabe St. Kilians, dessen Erhebung ja nicht lange vor der Gründung von Kitzingen stattfand, unterrichtet worden ist? Die auffallende Aehnlichkeit des Lebens der hl. Hadeloga mit den der Gertrudis beigelegten Schicksalen muß den Verdacht einer stattgehabten Verwechslung noch steigern. Was hier behauptet wird, daß nämlich der Kaplan Hadeloga's gleichfalls Atalongus geheißen, auf welchen gleichlautenden Namen sich die ganze Beweisführung stützt, ist nun allerdings bei Krieg,[1]) nicht aber bei den Bollandisten zu lesen. Schlagen wir dort das ältere Leben der Heiligen[2]) nach, so finden wir den Namen des Kaplanes, der sie begleitet, gar nicht genannt und die Flucht oder vielmehr die Vertreibung beider findet unter Umständen statt, welche sie ganz und gar von jener Gertrauds und Atalongus' unterscheiden. Sehen wir das im Anhange beigegebene, weit jüngere sogenannte „Encomium"[3]) der Kitzinger Klosterstifterin an, so wird auch hier nicht nur der Name jenes Priesters nicht erwähnt, sondern sogar die Geschichte von Gertraud und Atalongus, so wie sie Egilward erzählt, eingeflochten und zwar als ein Beispiel, dem Hadeloga gefolgt!

So lange also den von uns angeführten Beweisen keine zwingenderen Gründe gegenüber gestellt werden können, so lange haben wir ein Recht, daran festzuhalten, daß es wirklich eine fränkische Gertraud gegeben habe. Dieses Recht würde um so größer, wenn es uns gelänge, ihr nicht nur eine Stelle in der Familie der Karolinger anzuweisen, sondern auch die, wie es Vielen schien, zwischen der Karlburger und der Neustadter Ueberlieferung bestehenden Widersprüche zu versöhnen. Wir haben gesagt, „dieses Recht würde um so größer." Es hört aber, wir betonen dies, selbst im Falle des Mißlingens nicht auf. Wäre nämlich, wie Le Cointe[4]) wirklich meint, in dem Stammbaume der fränkischen Hausmeier wirklich kein Platz für unsere Gertraud zu finden, so würden wir eben auf den Standpunkt Mabillon's[5]) zurückgedrängt, welcher wohl nicht zu wissen bekennt, *wer* sie war, aber dessen ungeachtet daran festhalten zu müssen glaubt, *daß* sie war. Wir machen aber immerhin den Versuch.

Die erste Aufgabe bietet wenig Schwierigkeiten. Wenn, wie Egilward sagt, der Vater der hl. Gertraud Pipin „der König der Franken" war, so kann, da aus den schon früher erwähnten Gründen weder an Pipin von Landen noch an Pipin den Kleinen gedacht werden darf, nur Pipin von Heristal gemeint sein. Diese Annahme, zu welcher sich bereits H. Düngersheim, obwohl er unsere Gertraud und die von Nivelles

---

[1]) A. a. O. Kap. 13. § 1.
[2]) AA. SS. Februar. I. p. 306. squ.
[3]) l. c. p. 944.
[4]) Annales eccles. Francorum. V, 248 squ.
[5]) AA. SS. Ord. S. Bened. III, 1. 718.

eine sein läßt, die Bollandisten und Ussermann bekennen, wird durch eine Stelle im Leben der hl. Hadeloga unterstützt. Es heißt von dieser: „sie war die Tochter Karls, des Sohnes des Königs Pipin, des Vaters der hl. Jungfrau Gertrudis — filia Karoli, filii Pipini regis, patris S. Gertrudis virginis.“[1]) Unter dem hier erwähnten Pipin kann nur Pipin von Heristal bezeichnet sein, der 714 gestorben ist. War er ihr Vater, dann stimmt nicht nur die Zeit, in welche nach Egilward ihre Flucht und ihr Aufenthalt in Franken verlegt werden muß, sondern es leuchtet uns auch ein, warum sie ihren Weg gerade nach diesem Theil des weiten Reiches nimmt. Sie sucht Schutz in Austrien, das unter ihrem Bruder Karl Martell steht und findet ihn auf der von ihm erbauten und nach ihm benannten Burg. Daß Pipin von Heristal „König“ genannt wird, obschon er nur die Macht aber nicht die Würde eines solchen besaß, steht nicht vereinzelt, sondern kommt öfter vor.[2]) Auch der Umstand, daß andere gleichzeitige Schriftsteller keiner Tochter Karl Martells mit Namen Gertraud erwähnen, fällt nicht besonders ins Gewicht. Die Geschichtsschreiber jener Zeit sind in der Aufzählung der weiblichen Glieder der herrschenden Häuser überhaupt nicht genau. So erwähnt z. B. Warnefried nur zwei Töchter Pipins des Kleinen, der Rotaid und Adelhaid, die in der Jugend starben; Eginhard spricht nur von Gisla, die jener nicht nennt. Den Namen des einen Kindes von Karlmann, dem Bruder Karls des Großen, wissen wir bis heute nicht.[3]) Nur der Einwand Le Cointe's[4]) scheint wichtig zu sein. Er sagt, daß es bei dem damaligen Zustande Frankens nicht wohl möglich sei, daß sowohl Gertraud als Atalongus die Geschichte Kilians so lange sollte verborgen gewesen und letzterem erst so spät geoffenbart worden sein. Wir antworten: In der betreffenden Erzählung handelt es sich nicht blos um die Geschichte Kilians sondern um seine durch Wunder bezeugte Heiligkeit. Egilward berichtet blos, daß auf diese Wunder hin dessen Gebeine von Bonifatius und Burkard erhoben worden seien. Wann aber jene Wunder und auch das an Atalongus gewirkte geschehen seien, sagt er nicht. Seine Erzählung läßt ganz gut zu, jenes Wunder schon in die Zeit nach der Ankunft des Atalongus zu setzen. Eine Erhebung konnte ja ohnedies von einem hirtenlosen Volke nicht vorgenommen werden. Außerdem wäre nicht zu begreifen, warum solche nicht schon früher von der so gut unterrichteten Herzogsfamilie bethätigt worden ist?

Bevor wir zur zweiten Frage übergehen, wie sich mit der Erzählung Egilwards die Neustadter Urkunde von 812 vereinigen lasse, ist es nöthig, den Werth beider Quellen gegeneinander abzuwägen. Nun ist

---

[1]) AA. SS.l. c. p. 307.

[2]) Eckhart, l. c. I, 310.

[3]) Vgl. Eckhart, l. c. 386, 615.

[4]) l. c. V, 251.

das Diplom Karls des Großen eine offenbare Fälschung und gehört als solche, wie sich auch aus einigen darin gebrauchten Ausdrücken schließen läßt, dem vierzehnten Jahrhundert an.[1]) Wenn wir von einer Fälschung sprechen, so sagen wir damit nicht, daß es sachlich gänzlich unwahr, sondern nur, daß es in der vorliegenden Gestalt unächt sei. Die Erzählung Egilwards hat also vor diesem nicht nur das Alter, sondern auch das voraus, daß sie, wenn auch nur mittelbar, durch eine anderweitige sichere Urkunde beglaubigt ist. Daraus folgt, daß sich die Neustadter Ueberlieferung in den Rahmen der von Karlburg fügen muß, nicht aber umgekehrt, und daß, falls dieses unmöglich wäre, jene überhaupt preiszugeben ist. Dies vorausgesetzt, wird die Lösung leichter und, selbst wenn sie nicht gelingen sollte, bleibt immer noch die Legende der hl. Gertraud von Karlburg stehen.

Worin besteht nun der wesentliche Inhalt der Neustadter Tradition, wie solcher sowohl in dem Diplome als in den anderen Denkmälern ausgesprochen ist? Einfach darin, daß die hl. Gertraud an der ersten klösterlichen Niederlassung daselbst, aus welcher die spätere Abtei herausgewachsen ist, als Wohlthäterin Theil genommen hat. Ob dem so sein könne, wird uns nur die Geschichte der Anfänge jenes Klosters sagen. Als Burkardus mit den Seinen um das Jahr 725 in Franken ankam, da ließ er sich, wie es heißt, im Reifenthale im Spessart nieder. Die ersten Orte, welche ihm von den seinem Vorhaben günstigen Hausmeiern geschenkt wurden, weisen auf dieselbe Gegend hin. Wie Egilward erzählt, wurden ihm schon, bevor er Bischof ward, Michelnstat und Hohenburg nebst andern Gütern übergeben.[2]) Nach L. Fries[3]) hätte auch Norlach hiezu gehört. Da nun beide das Bisthum erst 751 gegründet werden lassen, schreibt jener die von ihm erwähnte Schenkung Karlmann, dieser die letztgenannte Pipin zu. Nachdem aber die Gründung des Bisthums in das Jahr 741 fällt, in welchem Karlmann und Pipin erst zur Regierung kamen, so muß jene Vergabung von ihrem Vater Karl Martell ausgegangen sein.[4]) Nun ist Norlach die Stelle, an der die spätere Abtei Neustadt sich erhob; Michelnstat ist, wie gerade Kraus überzeugend nachgewiesen hat,[5]) nicht der gleichnamige Ort im Odenwalde, wo es von Eckhart[6]) gesucht wird, sondern das heutige Einsiedeln im Reifenthale, dessen Umgebung noch jetzt der Michelsgarten heißt, also eben jene Stätte, an der Burkardus mit den Seinen sich auf sein Apostolat vorbereitet hat. Schon

---

[1]) Le Cointe VII, 280. Eckhart, l. c. I, 705 sq. Heumann, Comment. de re diplom. I, 156. 261. Rettberg, a. a. O. II, 333. Sickel, Acta Karolinorum. Wien 1867. II, 424.

[2]) AA. SS. Octobr. VI, 522.

[3]) Bei Ludewig. S. 750.

[4]) AA. SS. l. c. p. 563. J. B. A. Kraus, Abtei Neustadt a. M. Würzburg 1856. S. 13. Gropp, Collectio IV, 15. 145.

[5]) Archiv des historischen Vereins von Unterfranken IX, 3, 122. XVII, 1, 140.

[6]) l. c. I, 390.

bevor er Bischof war, sehen wir also Burkard im Besitze von Micheln-stat und dem nahen Michaelsberge, wie die Anhöhe, auf welcher das Jagdschloß Rorlach lag, umgetauft wurde. Wenn nun Gertrudis noch nach dem Tode ihres Vaters bis zum Hingang des ihr zugedachten Bräutigams in Karlburg verblieb, ist es da ein Widerspruch, daß die Legende sie von Karlburg aus die Brüder auf dem Michaelsberge besuchen und unterstützen läßt? Es würde im Gegentheile zu verwundern sein, wäre die christliche Jungfrau außer aller Berührung mit den in ihrer Nähe weilenden christlichen Missionären geblieben. Ja, wir würden keine innere Unwahrscheinlichkeit aufstellen, wenn wir sogar annehmen wollten, daß sie nicht nur den fremden Einsiedlern von dem Ihrigen mitgetheilt, sondern auch ihren Bruder zu seiner Schenkung an dieselben veranlaßt habe. Es erklärt sich nun leicht, weshalb Gertrudis als Wohlthäterin der späteren Abtei betrachtet wurde und auch in gewissem Sinne betrachtet werden kann. Jene frommen Niederlassungen auf dem Michaelsgarten und dem Michaelsberge hörten mit der Erhebung Burkards auf den bischöflichen Stuhl nicht auf. Gerade hier sucht man den „Ort des Gebetes“, wohin Burkard sich mit Bonifatius nach der Bischofsweihe verfügt haben soll.[1]) König Pipin wiederholt sogar die Schenkung Rorlachs und fügt noch einige Schlösser mit dem ausdrücklichen Wunsche hinzu, daß dieselben zu Klöstern eingerichtet werden sollen.[2]) Als Burkard dem Bisthume entsagte, da will er die Einsamkeit in seinem Michelnstat aufsuchen und nur das nahe Lebensende hindert ihn, es zu erreichen. Was ihm zum Ziele zu führen nicht beschieden war, das richtet sein Nachfolger Megingaud aus. Er versammelt in Rorlach, als dem gelegeneren Orte, wie die Urkunde Karls des Großen vom Jahre 786[3]) sagt, „die Menge jener Diener Gottes, die Burkard, der Bischof, aus England mitgebracht hatte, und Andere in der Umgegend, welche in Einöden und Waldhöhlen aus Liebe zu Christus verborgen waren.“ Obschon die eigentliche Gründung Neustadts sonach Karl dem Großen zufällt und als dessen eigentlicher erster Vorsteher Megingaud zu betrachten ist, so war doch das Bewußtsein, daß das Kloster seine Anfänge auf Burkardus zurückleiten müsse, so lebendig, daß man es immer als eine Burkardinische Stiftung und den ersten Bischof von Würzburg als seinen ersten Abt betrachtet hat.[4]) Ganz in demselben Sinne kommt aber auch der hl. Gertrudis die Ehre einer Wohlthäterin unsres Klosters zu. Sie war es, welche den Gefährten Burkards bei ihren ersten Ansiedlungen zur Seite gestanden ist, und sie mochte und konnte auch bei ihrer Rückkehr in die Heimath oder von dieser aus den Vergabungen ihres Bruders

---

[1]) Kraus, Neustadt. S. 154.
[2]) Fries bei Ludewig S. 752. 994 u. s. w.
[3]) Abdruck bei Ussermann, l. c. Cod. prob. nr. IV. Ueber ihre Glaubwürdigkeit vgl. Kraus, a. a. O. S. 30.
[4]) Kraus, Neustadt. S. 152. Archiv d. hist. Ver. XVII, I, 151.

und ihrer Neffen von ihren eigenen um Karlburg gelegenen Gütern hinzugefügt haben, wie ja die bei Steinfeld und Waldzell als solche genannt werden. Mag darum die wirkliche Gründung der Abtei auch später fallen, sie gehört darum mit dem gleichen Rechte Neustadt an, mit welchem Burkard von demselben in Anspruch genommen wird. Ja dieselbe Legende, welche als gegen die Geschichte verstoßend, angeklagt wird, stimmt sogar in Nebendingen mit ihr merkwürdig überein. Nach Egilward soll nämlich der Ort, worauf Neustadt entstand, von einem gewissen Hatto an Megingaud geschenkt worden sein. Da nun das Schloß Rorlach unzweifelhaft sich schon im Besitze Burkards befand, so können die Worte Egilwards sich nur auf das Dorf Rorlach beziehen.[1]) Dieses kam also erst unter Megingaud hinzu. In der That knüpft die Legende die Wirksamkeit der hl. Gertraud nicht an den Ort, auf welchem die spätere Abtei sich erhob, sondern an das ältere Heiligthum auf dem Michaelsberge.

Wenn nun das Diplom von 812 Karl den Großen sagen läßt, „seine Schwester Gertrudis“, welche, ihrem himmlischen Bräutigam folgend und allem Prunk der Welt entsagend, ihr ganzes ererbtes Besitzthum in deutschen Landen unter die benachbarten Kirchen vertheilt, habe Newenstat oder Rorenlacha die Dörfer Steinfeld und Cella geschenkt, so brauchen wir nur das Wort Schwester — soror in weiterem Sinne als Verwandte, — amita zu fassen und der Inhalt der Urkunde, soweit er unsre Heilige angeht, läßt sich mit der Legende vollständig vereinen. Wie man zu jenem Irrthum kam, ist nicht schwer zu begreifen. Die Schirmvögte des Klosters, die Grafen von Rieneck, hatten die Abtei beraubt und unter andern auch ihre königlichen Freibriefe hinweg genommen.[2]) Die Mönche schrieben also ihre Urkunden nach, um nicht ohne jedes Beweismittel zu sein. In der That wurde bald nach jener Plünderung, nämlich im Jahre 1365, gerade unser Diplom dem Kaiser Karl IV. zur Bestätigung vorgelegt.[3]) Da der Schreiber die ächte Urkunde, wenn eine solche je vorhanden war, nicht vor sich hatte, so ist der Ausdruck „Schwester“ eben zu den andern Verstößen zu rechnen, deren er sich schuldig gemacht. Hat er aber, was wahrscheinlicher ist, nur eine gangbare Ueberlieferung in dieser Weise feststellen wollen, so mag die Meinung, Gertraud sei die Schwester Karls des Großen gewesen, vielleicht älter sein, wird aber dafür um so erklärlicher. Die Gleichheit des Namens hat dazu verführt, Karl den Großen für Karl Martell zu setzen. Diese Verwechslung beider steht nicht allein. Schon Gaston Paris[4]) hat nachgewiesen, daß verschiedene Sagen und einzelne Züge von Karl Martell auf Karl den Großen übertragen worden sind. Dies trifft gerade in der Maingegend und zwar von den in unsrer

[1]) Kraus, Neustadt. S. 22.
[2]) Kraus, a. a. O. S. 57 ff. 112.
[3]) Diplom. Nachr. v. d. Ursprung u. Stifftung d. Cl. Neustatt a/M. Dinkelsb. 1768. Beil. Nr. 18.
[4]) L'Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865. p. 442. 368. Note 3. Vgl. auch Archiv des hist. Ver. XX, 3, 174.

Legende erwähnten Orten zu. Noch heute läßt der Volksmund nicht Karl Martell sondern Karl den Großen den Erbauer der Karlburg sein und die Mühle gegenüber Karlstadt, welche nach Michael vom Löwen die Wiege Karl's des Hammers war, gilt ihm für die Geburtstätte Karl's des Kaisers. Wenn endlich als eine wenigstens scheinbare Unterstützung für die Annahme, Gertrudis sei die Schwester Karls des Großen, die Inschrift auf dem Mantel zu Neustadt angeführt wird, so ist darauf Folgendes zu entgegnen. Zugegeben, daß der Name „Berberta" nur eine andere Form für „Bertrada", die Gemahlin Pipins des Kleinen, ist und daß Pipin von Heristal von keinen anderen Frauen als von Plektrudis und Alpais Nachkommen gehabt hat, wie wir doch das Gegentheil z. B. gerade von seinem Sohne Karl Martell wissen, von dem wir Kinder kennen, deren Mütter unbekannt sind, so ist dennoch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß dieses Kleidungsstück wirklich der Mantel Gertrauds gewesen sei. Wir haben nur die Worte „filiae suae — ihrer Tochter" bildlich zu nehmen, wornach sie eine entferntere oder auch eine geistliche Verwandtschaft ausdrücken können, oder wir betrachten dieses Gewand als ein Tauschgeschenk der Freundschaft, für welche gerade in jener Zeit ähnliche kostbare Gegenstände gewählt wurden, und es bleibt eine ehrwürdige Reliquie unserer Heiligen. In jedem Falle haben wir trotz jener Inschrift dasselbe Recht, es der fränkischen Gertraud zuzuschreiben, mit dem man es der hl. Gertraud von Nivelles beilegen wollte. Wem aber dies Alles nicht genügt, der mag es zu den andern karolingischen Alterthümern, welche Neustadt einst verwahrte, wie der Fahne, den Sporen u. s. w. Karls des Großen stellen. Auch wenn jener Mantel von Bertrada, der Gemahlin Karls des Großen, herrührt, verliert er den Anspruch auf Verehrung nicht, da auch sie zu den Seligen gerechnet wird [1]).

Will man ein altes, vielfach übermaltes und von dem Staube der Jahrhunderte bedecktes Bild wieder in seinen ersten einfachen Linien herstellen, dann darf man nicht ätzende Stoffe anwenden, welche Ober- und Untergrund vernichten, sondern muß flüchtige Oele benützen, welche das später Hinzugefügte lösen, ohne die ursprüngliche Zeichnung zu verwischen. Man hat bei unserem Heiligenbilde zu dem ersten Verfahren gegriffen und die ganze Figur ist verschwunden; wir haben das zweite gewählt und unter den Farben, die eine spätere Zeit aufgetragen, sind die, wenn auch dürftigen, doch immerhin deutlichen Umrisse einer bestimmten Gestalt zu Tage getreten. Es war ein langer Weg, den wir den geduldigen Leser geführt; bereuen, uns auf demselben gefolgt zu sein, könnte er aber nur dann, wenn uns der Nachweis nicht gelungen wäre, daß es wirklich eine fränkische Gertraud gegeben, auf welche Karlburg und Neustadt gleichen Anspruch haben. —

[1]) AA. SS. Julius: III, 245.

9. Die selige Immina.

(10. Dezember.)



Die Karlburg bei Karlstadt.

Von einem steilen Bergrücken schauen die Ueberreste eines alten Schlosses auf den Main und das an dessen jenseitigem rechten Ufer sich ausbreitende Städtchen Karlstadt hernieder. Das verwitterte Gemäuer erinnert an einen morschen Todtenschädel und die ausgebrochenen Fenster sind gleichsam seine erloschenen Augen. Wenn aber in stiller Mainacht der Mond seinen Schimmer um dasselbe webt, dann scheint der Bau sich zu verjüngen, und wenn sein mattes Gold durch die offenen Bogen blinkt, dann ist es, als sei es auch in seinen Hallen wieder lebendig geworden. Die Sage weiß diese Erscheinung anders zu erklären. Karl, der große Kaiser, erzählt sie, kommt wieder wie ehedem mit seinen Getreuen den Fluß herabgefahren. Wie er von ferne die Burg erschaut, da ersteht sie plötzlich in ihrem alten Glanze. In langem Zuge schreitet der Herrscher mit Rittern und Frauen hinauf zum Schlosse, läßt sich nieder im Saale auf goldenem Throne und hält Hof, umgeben von seinen Paladinen. Die Schätze, die er einst hier verborgen, erschließen sich und er theilt allen mit vollen Händen aus, ohne sie erschöpfen zu können. Doch sobald Mond und Sterne erbleichen, zieht der Kaiser wieder weiter und die aufgehende Sonne beleuchtet nur die alten spärlichen Trümmer. Die halbzerfallene Vordermauer, der Sockel eines Thurmes, weite Kellergewölbe und ein tiefer Brunnen — das ist Alles, was die Zeit von der Karlburg, welche Palast und Kloster, ein Schauplatz glänzender Feste und eine Stätte des Gebetes, zugleich gewesen ist, übrig gelassen hat. In letzterer Beziehung ist sie uns nicht nur ehrwürdig durch die hl. Gertraud, sondern auch durch ihre Nachfolgerin, die selige Immina, deren Leben uns Egilward in dem Leben Burkards mit dem ihrer Vorfahrerin aufbewahrt hat.[1])

[1]) AA. SS. October: VI, 584.

Immina, Irmina, auch Umbina oder Emma genannt, war die Tochter Herzogs Hetan II., welchem sie ungefähr um das Jahr 700 geboren wurde. Ihren Namen scheint sie von Irmina, der Tochter Dagoberts II., zu tragen, welche der Herzog auf seinem Zuge gegen die Friesen als die Aebtissin zu Oehren bei Trier und die Gönnerin des hl. Willibrord kennen gelernt haben mochte. Die Liebe zu dem christlichen Glauben ging von dem Vater auf die Tochter über. Als die Enkelin Gailanas fühlte sie gleichsam den Beruf, das Verbrechen ihrer Großmutter zu sühnen. Nachdem Hetan und sein Sohn Thüring den Tod gefunden, war ihr das Schloß auf dem Marienberge bei Würzburg als



Das Schloß Marienberg um 1648.

Erbe zugefallen. Hier, wo die erste christliche Kirche in Franken stand, lebte sie ganz ihrem Gotte. Der frommen Fürstentochter schlossen sich andere gleichgesinnte Frauen an. Als nun das Bisthum Würzburg gegründet und Burkardus auf dessen Stuhl erhoben worden war, da trat sie vor den Bischof mit den Worten: „Ich sehe, geliebtester Vater, daß der Herr diese junge Kirche durch dich auf alle Weise erhöhen will und bereits erhöht hat. Verfüge darum über mich, deine demüthige Magd, welche dir ihre Gebete und ihre Dienste weiht. Siehe, einundvierzig Jahre — soviel mochte wohl ihr Alter betragen — harre ich, wie meine Genossinnen, hier in der Einsamkeit der Ankunft des himmlischen Bräutigams entgegen. Nun wird dieser Ort wegen der Menge des zuströmenden Volkes in Zukunft nicht mehr so stille sein. Dagegen liegt in der Nähe die dir kürzlich übergebene Karlburg, auf der einst die hl. Gertrudis eine Zuflucht fand. Geheiligt durch ihren und ihrer Schwestern Auf-

enthalt wird sie eine geeignete Wohnung für mich und meine Gefährtinnen sein. Wenn es dir also gefällt, so gib mir, als meinem Stande passend, das dortige Klösterlein und nimm du dafür das Erbe meiner Väter, welches sich für deine Würde besser schicken wird." So wurde von Immina dem hl. Burkard jene Burg übergeben, auf der einst Gailana, die Mörderin des hl. Kilian, herrschte; Frankens Fürstensitz kam in die Hände des ersten Bischofs aus den Händen der Tochter des letzten Herzogs.

Nachdem Burkardus freudig in den Tausch gewilligt, siedelte Immina mit ihren Schwestern nach Karlburg über. Von ihrer äußeren Thätigkeit haben wir ein Zeugniß in dem Dorfe Imminestat — Himmelstadt, das auf den zu ihrem Leibgedinge gehörigen Gütern von ihr gegründet, und nachdem es später an die Krone heimgefallen, von Kaiser Ludwig dem Frommen im Jahre 840 an das Bisthum Würzburg geschenkt worden ist.[1]) Ihr inneres Leben war das einer jeden nur Gott zugewandten Seele. Sie diente, heißt es, ihrem Herrn mit Fasten, Wachen und Beten. Ein jeder Athemzug ihrer Brust, ein jeder Seufzer ihres Herzens, ein jeder Gedanke ihres Geistes war ein Sehnsuchtsruf nach Vereinigung mit Christus. Und als sie endlich die Stimme des Geliebten rief: „Komme vom Libanon, meine Freundin, komme, du wirst gekrönt werden," da antwortete sie freudig: „Wie der Hirsch nach den Wasserquellen, so verlangt meine Seele nach dir, o Gott." Nochmals empfing sie hienieden jenen unter dem Schleier des Brodes, den sie bald von Angesicht zu Angesicht schauen sollte; nochmals ermahnte sie, stark im Tode wie früher im Leben, die Genossinnen ihrer Einsamkeit, fest zu stehen im Kampfe gegen die Welt und das Fleisch — dann streifte ihre Seele die irdische Hülle ab, um sich dort hinauf zu schwingen, wo ihrer Jungfräulichkeit die Krone, ihrer Demuth ein Thron und ihrer Armuth der Himmel werden sollte.

Mit großen Ehren wurden die sterblichen Ueberreste der Herzogstochter zur letzten Ruhe gebettet. Der hl. Burkard selbst segnete sie in das Grab ein, welches ihr in der von der hl. Gertraud auf der Karlburg erbauten Kirche neben dem gegen Norden gelegenen Altare bereitet worden war. Dies geschah am 10. Dezember. Diesem Tage hat nämlich in dem auf der Würzburger Universitätsbibliothek befindlichen Martyrologium des Beda[2]) schon eine Hand aus dem neunten Jahrhundert die Worte: „Depositio Immae" — „Bestattung Immina's" beigeschrieben. Welches hingegen der Tag ihres Hinscheidens war, ist unbekannt, wenn nicht vielleicht der 25. November, an welchem Bucelin[3]) sie unter den Seligen des Benediktiner-Ordens aufführt, als solcher zu betrachten

[1]) Eckhart, Comm. I, 321.

[2]) Mp. th. f. 49. Vgl. Eckhardt, l. c. I, 831.

[3]) Menologium Benedictinum. Aug. Vindel. 1656. f. Index.

ist. Auch von dem Jahre ihres Todes ist nur so viel gewiß, daß es vor 754, dem Sterbjahre des hl. Burkard, liegen muß und kaum hinter 750 zurückgesetzt werden darf.

Das Andenken der Vollendeten erlosch mit ihrem Hingange nicht. Als im Jahre 1236 die Karlburg von den Grafen von Rieneck verwüstet worden war, bei welcher Gelegenheit wohl auch das Kloster sein Ende genommen hat, da in dem Verzeichnisse der Archidiakonate des Bisthums aus dem vierzehnten Jahrhundert nur von der Kirche, aber nicht mehr von einem Kloster daselbst die Rede ist, erhob man die Gebeine Immina's und setzte sie im Dome zu Würzburg in Mitte des Chores in einem erhöhten steinernen Sarge bei. Für die ganze herzogliche Familie wurde jährlich am 27. Oktober,[1]) vielleicht dem Tage der Uebertragung der seligen Immina von Karlburg nach Würzburg, ein feierliches Traueramt gehalten, während dessen die Insignien des Herzogthums Franken über dem Grabe ausgesetzt waren. Der Sarg der Herzogin — Tumba ducissae — wie er genannt wurde, war im Jahre 1439 geöffnet und dann wieder verschlossen worden. Am 17. September 1700 dagegen entfernte man denselben wegen der vorzunehmenden Veränderung des Chores ganz. Wohl wurde damals das darin befindliche Kästchen mit den irdischen Resten der Seligen herausgenommen und dem Ornatmeister übergeben, allein Niemand weiß, wohin sie gekommen sind.[2])

Es gibt Pflanzen, welche viele Jahrzehnte wachsen, ohne selbst bei der sorgsamsten Pflege nur eine einzige Blüthenknospe zu treiben. Frühling um Frühling setzen sie neue Zweige an und Herbst um Herbst vergeht, ohne daß sie eine Blume oder Frucht gebracht. Endlich tritt die Arbeit vieler Jahre zu Tage: die Blüthe, eine einzige, erscheint, entfaltet sich für kurze Zeit zu voller Pracht und damit hat die Pflanze ihre Aufgabe erfüllt; sie stirbt, wie diese welkt, um nie mehr aufzuleben. So wurde auch der Stamm Radulfs, des Thüringerherzogs, schon in seiner Wiege mit den Segnungen des Christenthums beglückt. Bereits die Gemahlin seines Sohnes, die hl. Bilhild, kam mit dem Kreuze in der Hand in sein Haus; allein sie änderte das Herz des Gatten nicht. Zu dem Beispiele der heiligen Frau trat das Feuerwort des Apostels, des hl. Kilian; das Reis des Glaubens grünte, aber es brachte noch keine Frucht. Es floß das Blut der Martyrer, doch auch es schien vergeblich vergossen zu sein. Ein neuer Frühling kommt mit der Predigt Willibrords und endlich reift eine Blüthe, die selige Immina, blendend weiß in dem Schmucke der Jungfräulichkeit. Wer soll diese überbieten können? Das Geschlecht der Thüringer Herzoge stirbt mit ihr, denn es hat seine Bestimmung erfüllt: es schließt mit einer Heiligen. —

---

[1]) Director. anniversarior. et frequentation. chori eccles. cathedr. Herbip. pro 1801. p. 34.

[2]) Himmelstein, St. Kiliansdom zu Würzburg. S. 69.

Zweites Buch.

Die Zeit der Karolinger.

I.

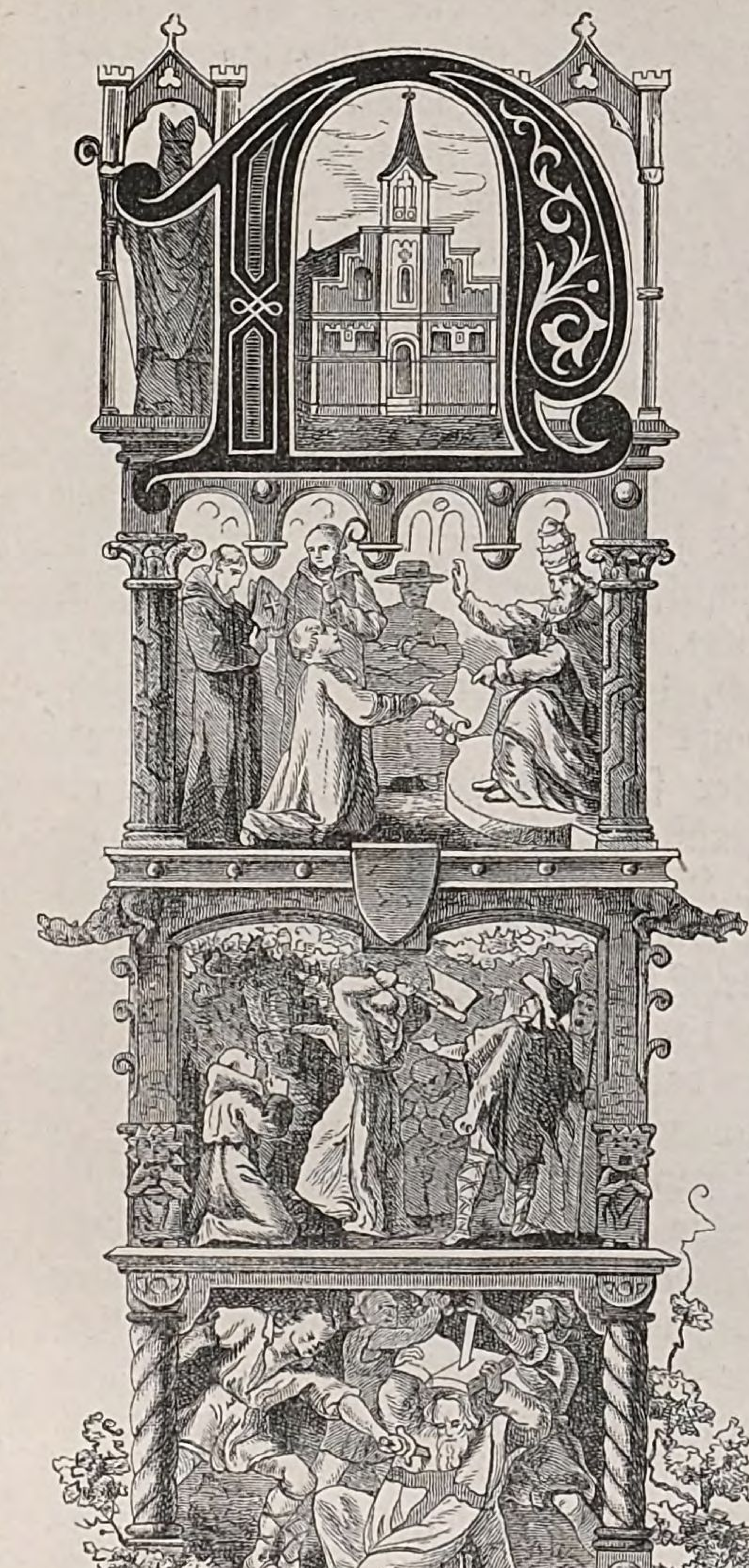
Die Schule des hl. Bonifatius

oder

Die Gründung der Bisthümer Würzburg und Eichstätt, wie der Abtei Fulda.

1. Der hl. Bonifatius.

(5. Juni.)



Nach dem allgemeinen Glauben des Mittelalters soll Deutschland das Evangelium zuerst aus dem Munde dreier Schüler des heil. Petrus: Eucharius, Valerius und Maternus, welcher als der wiedererweckte Sohn der Wittwe von Naim galt, empfangen haben. Als sie in einem Flecken in der Nähe des Rheines angekommen waren, wo das Volk sich in Schaaren um sie drängte, starb Maternus, worauf die beiden anderen traurig nach Rom zurückkehrten. Nach vierzig Tagen aber kamen sie wieder mit dem Wanderstabe des hl. Petrus, welchen sie auf das Grab ihres Genossen pflanzten. Alsbald erhob sich der Todte wieder, die drei Heiligen zogen ihres Weges und machten zu Trier Halt, wo einer nach dem andern den bischöflichen Stuhl bestieg. Der Stab des hl. Petrus aber wurde mit der Zeit zu einem von den Königen geehrten goldenen Bischofsstab.

So viel Grund wir auch haben, an der buchstäblichen Wahrheit



dieser Erzählung zu zweifeln, soviel Gehalt hat sie wieder, wenn wir sie in geistigem Sinne nehmen. Es waren die Söhne der grünen Insel, welche in Rom sich die Sendung erholten, die wilden Germanen unter das Joch Jesu Christi zu beugen, und als die wahren Schüler des Apostelfürsten weite Strecken durchpilgerten, um ihren Auftrag zu erfüllen. Schon hatten sie zahlreiche Bekenner gewonnen, da machte der Zeugentod ihrem Wirken ein Ende, und mit ihnen, so schien es, war auch ihr Werk begraben. Allein es lebten ihnen Brüder, welche an ihnen thaten, was einst an dem Sohne der Wittwe geschehen war. Was die irischen Mönche im siebten Jahrhundert begonnen hatten, das nahmen die angelsächsischen Glaubensboten im achten Jahrhundert wieder auf. Auch sie kennen, um die Todten zu beleben, keinen andern Weg als den nach Rom. In dem ersten Viertheil jenes Jahrhunderts, welches dem Tode Kilians gefolgt, erscheint ein angelsächsischer Mönch vor dem Papste, erzählt ihm von jenem großen Lande, welches bereits das Blut der Martyrer getrunken, und erbietet sich, den Glauben, den sie gepredigt, dort zu erneuern. Und der Papst gibt ihm den Stab des hl. Petrus, indem er ihn zu seinem Stellvertreter für das ganze weite Gebiet ernennt. Mit dieser Vollmacht ausgerüstet, kehrt der Bote zurück. Er setzt diesen Stab auf das Grab St. Kilians und, wie der Heilige selbst in seinen Wundern, so lebt auch der Glaube, welchen er einst verkündet, überall wieder auf. Noch mehr, der Stab wird zu einem Bischofsstab. Hat der Ire die ersten Saatkörner des Glaubens ausgestreut, so hat der Angelsachse die fränkische, ja die deutsche Kirche gegründet. Indem er die Stämme der Franken, Thüringer, Hessen und Sachsen, in deren Mitte, nämlich in seiner Lieblingsstiftung zu Fulda, er deshalb auch nach seinen eigenen Worten seine letzte Ruhe finden wollte, nicht nur bekehrte, sondern auch festen Bischofssitzen unterordnete, welche zusammen den großen Sprengel des Mainzer Erzbisthums bildeten, hat er Deutschland eine für Jahrhunderte dauernde kirchliche Gliederung gegeben und dasselbe durch die innigste Verbindung mit dem römischen Stuhle der allgemeinen Kirche eingefügt. Und nicht blos dieses. Jene kirchliche Ordnung Deutschlands ist der Unterbau des nachmaligen Reiches geworden. Der erste deutsche Primas hat nicht nur jenen Fürsten gesalbt, dessen Nachkommen das eigentliche deutsche Königthum errichteten, sondern gerade jene Länder, die er der Kirche gewonnen, sind auch der Pflanzboden ihres Reiches geworden. Der einfache Bischofsstab hat sich mit der Zeit in einen goldenen verwandelt, den die Könige ehrten: die Hirten der Kirche waren Fürsten des Reiches geworden. Dafür sorgten auch jene Erzbischöfe, daß jener Boden nicht zerrissen wurde, und wenn es geschah, suchten sie ihn wieder zusammenzubringen; dafür blieben auch jene Bischöfe die treuesten, ja zuletzt die einzigen Stützen des Kaisers. Dann erst entsank das Reichsscepter seinen Händen, als ihre goldenen Stäbe zerbrochen wurden.

Diese erhabene Heldengestalt, welche die große Zeit des katholischen Mittelalters eröffnet, ist Winfried oder Bonifatius, wie ihn Papst Gregor II. mit dem Fernblick des Sehers nannte.

Die zuverlässigsten Nachrichten über ihn sind uns in seinen eigenen Briefen[1]) erhalten. Sein Leben selbst wurde auf Anregung seines Nachfolgers Lullus und des Bischofs Megingaud von Würzburg von Willibald[2]) Priester der Kirche zu St. Victor in Mainz beschrieben, welche Arbeit auch die Grundlage der Passio S. Bonifatii[3]) und dreier späteren minder werthvollen Lebensbeschreibungen bildet, von denen die eine von Othlo,[4]) die andere von einem Priester zu Utrecht[5]) und die dritte von einem unbekannten Verfasser zu Münster[6]) herrührt. Die neueren äußerst zahlreichen Schriften über die Geschichte und das Wirken des Apostels der Deutschen hat Cornelius Will[7]) am vollständigsten verzeichnet.

1. Der Sohn des hl. Benedikt.

Dem Volke der Briten ist von Rom, welchem der Süden ihrer Insel unterworfen war, der Glaube schon frühe zugekommen. Wie überall, so stehen auch hier zwei Frauen an der Wiege des Christenthums. Die eine, Pomponia Gräcina, war die Gemahlin des Proconsuls Plautius, welchen der Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) nach Britannien sandte. Ob sie ihrem Gemahle auf seinem Zuge gefolgt ist, wissen wir nicht, daß sie aber durch ihren frommen Wandel auf denselben großen Einfluß und gewiß auch zu Gunsten ihrer Glaubensgenossen ausgeübt hat, dürfen wir mit Sicherheit annehmen. Die andere, Claudia, war schon in Britannien geboren und die Frau des römischen Senators Pudens geworden, welchem sie die hl. Praxedis und ihre Schwester Pudentiana, diese beiden Perlen unter den christlichen Jungfrauen des ersten Jahrhunderts, gebar. Auch sie, welche in ihrem Hause den hl. Paulus beherbergte, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, das Christenthum in ihrem Vaterlande bekannt zu machen. Mit den römischen Adlern wurde auch das Kreuz immer weiter in das Innere getragen. Bereits gegen Ende des zweiten Jahrhunderts finden wir das

---

[1]) Bonifacii epistolae ed. St. A. Würdtwein. Maguntiae 1789. 4°. Bonifacii opera ed. Giles Lond. 1844. 2 vls. Jaffé, Bibliotheca rerum german. III, 24 squ. Uebers. Sämmtl. Schrift. des hl. Bonifatius von Ph. Külb. Regensburg 1859. I, 3 ff.

[2]) Mabillon AA. SS. O. S. B. III, 2, 1. AA. SS. Junius. I, 460. Pertz, Monum. Germ. Scriptores. II, 331—53. Jaffé, l. c. p. 429—71. Külb a. a. O. II, 213.

[3]) Jaffé l. c. p. 471.

[4]) Mabillon l. c. III, 2, 28. Jaffé l. c. 486: Ex Othloni vita. Külb a. a. O. II, 413.

[5]) AA. SS. l. c. 477. Jaffé l. c. 506: Ex presbyt. Trajecteni vita. Külb a. a. O. II, 306.

[6]) AA. SS. l. c. 481. Külb a. a. O. II. 327.

[7]) Böhmer, Regesta archiep. Maguntinens. Hrs. v. C. Will. Innsbruck 1877. 4°. p. XI.

Land in bischöfliche Sprengel eingetheilt. Wohl forderte auch hier die Verfolgung Diocletians ihre Opfer, gefährlicher aber waren die Wunden, welche der jungen Kirche die Irrlehre des Pelagius schlug. Wenn auch bald darauf die römischen Kaiser ihre Legionen von der Insel zurückzogen, so dachten doch die römischen Päpste nicht daran, sie aufzugeben. Sie sandten gallische Bischöfe dorthin, um dem Irrthume mit der Macht der Wahrheit zu steuern. Ihre Erfolge wurden indessen durch äußere Ereignisse wieder zu nichte gemacht. Hart bedrängt von den Einfällen der heidnischen Pikten hatten die von den Römern verlassenen Briten um die Mitte des fünften Jahrhunderts die im Norden Deutschlands zwischen der Nord- und Ostsee wohnenden Angelsachsen zu Hilfe gerufen. Diese befreiten zwar die Briten von jenen Horden, aber nur, um sie sich selbst zu unterwerfen. Nach einem anderthalbhundertjährigen Kampfe waren sie endlich die Herren von all' dem Lande geworden, welches heute nach ihnen England heißt. Nur die westliche Küste hatte sich von ihnen frei erhalten. Sie gründeten daselbst sieben Königreiche, unter welchen das von Kent an der Südostspitze der Insel von den zuerst eingewanderten Jüten, die von Essex, Sussex und Wessex (Ost-, Süd- und Westsachsen), ersteres östlich letztere südlich gelegen, von den eigentlichen Sachsen, die von Ost-Anglien an der Küste der Nordsee, von Mercien zwischen Themse und Humber, von Northumbrien nördlich des letztgenannten Flusses von den Anglen eingenommen wurden. Die Briten verloren aber nicht nur ihre Unabhängigkeit, sondern mit dieser zugleich auch ihren Glauben. In Gallien hatte das Christenthum die Eroberer erobert; in Britannien sollte es, von der Irrlehre angesteckt, der Macht des eingedrungenen Heidenthums erliegen. Die Besiegten beugten nicht nur ihren Nacken unter die Füße, sondern auch ihre Seelen unter den Wahn ihrer Sieger. Zu den schändlichen Gebräuchen, denen sie fröhnten, gehörte auch der Handel mit Menschen. Es waren nicht blos Gefangene, welche sie verkauften: es war ihr eigenes Blut, ihre Eltern, ihre Söhne und ihre Töchter, welche sie jenen Händlern feilboten, die zu diesem Zwecke eigens von dem Festlande herüberzukommen pflegten. Allein gerade dieser Verkauf in die Knechtschaft sollte nach dem Rathschlusse Gottes der Anlaß zur Befreiung des ganzen Volkes aus den Fesseln des Heidenthums werden.

Es war im Jahre 585 oder 586, als auf dem Markte zu Rom Anglen als Sclaven ausgeboten wurden. Unter den Vielen, welche über den Platz gingen, befand sich auch ein Mönch. Als er die jungen Leute, die durch ihre Schönheit, besonders aber durch ihr langes blondes Haar vor den Uebrigen hervorstachen, erblickte, fragte er nach ihrem Vaterlande und nach ihrem Glauben. Die Verkäufer belehrten ihn, daß sie von der Insel Britannien und Heiden seien. Mit einem tiefen Seufzer rief der Mönch aus: „O wehe, daß so schöne leuchtende Gesichter in der Gewalt des Vaters der Finsterniß sind, daß die Lieblich-

keit dieser Stirnen nur gnadenlose Seelen wiederspiegeln kann! Aber von welchem Stamme sind sie denn?" — „Sie sind Anglen." — „Wahrhaftig, sprach jener, sie sind treffend genannt, denn diese Anglen haben Engelsgesichter und müssen Brüder der Engel im Himmel werden! Wie heißt die Provinz, aus der sie hinweggeführt wurden?" — „Sie heißt Deira." — „Jawohl gab er zurück, Deiren — de ira eruti — sind sie, weil sie vom Zorne Gottes befreit und zu den Erbarmungen Christi berufen werden sollen. Und wer ist der König ihres Landes?" — „Er heißt Alle." — „Gut, sagte jener wieder, weil er Alle heißt, so muß auch bald das Alleluja in seinem Reiche gesungen werden." — Und Gregor, dies war der Mönch, kaufte die Sclaven los, um später als Papst ihr ganzes Volk von den Banden zu lösen, in welche es das Heidenthum geschlagen hatte. Es war nicht seine Schuld, daß sich die Ausführung seines Planes bis dahin verzögerte. Sogleich nach jenem Vorfalle hatte er sich von dem Papste Pelagius die Erlaubniß erwirkt, als Glaubensbote zu den Angelsachsen gehen zu dürfen; allein die Römer eilten ihm, in welchem sie schon damals ihr künftiges Oberhaupt erkennen mochten, nach, holten ihn nach drei Tagereisen ein und führten ihn mit Gewalt in die ewige Stadt zurück. Nachdem er aber selbst zum Papste erwählt war, bildete die Bekehrung Englands den beständigen Gegenstand seiner Sorge. Er bestimmt die Einkünfte der römischen Kirche in Gallien zum Loskauf junger englischer Sclaven, läßt dieselben in den Klöstern für den Dienst Gottes erziehen und wählt endlich Augustin, den Prior seines eigenen, des St. Andreasklosters, auf dem cölischen Hügel, um ihn an die Spitze des Unternehmens zu stellen. Die Sendboten reisen ab, allein sie wollen, zaghaft gemacht vor den Gefahren, die ihrer warten, wieder zurück. Gregor der Große wendet sich an ihren Gehorsam und in Folge dessen setzen sie ihre Reise fort. Im Jahre 597 landet Augustin mit seinen Gefährten an derselben Stelle, an der einst auch Julius Cäsar und nach ihm Hengist mit seinen Sachsen die Insel betreten hatten. Auch sie kamen als Eroberer wie einstens diese — allein es war nicht das Joch menschlicher Herrschaft, welches sie dem Volke auferlegen wollten, sondern das sanfte und süße Joch Jesu Christi. Und diese Eroberung ist ihnen im Verlaufe von achtzig Jahren gelungen. Wie die irischen Mönche von Norden und Westen unter den frei gebliebenen Volksstämmen vordrangen, so breiteten die römischen Missionäre von Süden und Osten die Lehre Christi in den angelsächsischen Königreichen aus. Gleich Irland überzog sich auch England mit Klöstern. Ein angelsächsischer König um den andern legte seine Krone nieder, um die Stille der Zelle aufzusuchen. Hatten in dem siebten Jahrhundert vorzugsweise die Klöster des hl. Columba die Glaubensboten gebildet, so waren es vom achten an besonders die des hl. Benedikt, welche die Pflanzschulen für die Heidenbekehrer wurden. Der größte, welcher aus ihnen hervorgegangen, ist Winfried — Bonifatius.

Winfried wurde um das Jahr 680 geboren. Als seine Heimath gilt nach der Ueberlieferung das alte britische Crediodum, also das heutige Kirton in Devonshire. Von seinen Eltern wissen wir nur soviel, daß sie durch Geburt und Reichthum ausgezeichnet waren. Seine vornehme Verwandtschaft, namentlich der Umstand, daß Wunna, die Gemahlin des angelsächsischen „Königs" Richard und Mutter der hl. Willibald, Wunibald und Walburgis als seine Schwester genannt wird, berechtigen zu dieser Annahme. Der Beruf, für welchen Winfried bestimmt war, sprach sich schon in den Jahren seiner frühen Kindheit aus. Es war nicht der Glanz irdischer Güter, der ihn fesselte, sondern das Streben nach Höherem, dem er folgte. Nichts war dem Knaben lieber, als der Umgang mit den Priestern und Mönchen, welche von Zeit zu Zeit den Landsitz seiner Eltern besuchten. Er unterhielt sich mit ihnen über geistliche Dinge und forschte begierig, wie er es anzufangen habe, um ihnen gleich zu werden. In ein Kloster zu treten, dies war bald die Sehnsucht, in der sich alle seine kindlichen Wünsche vereinigten. Der Vater, welchem er sein Begehren vortrug, wurde darüber betrübt. Er stellte ihm vor, wie ein thätiges Leben in der Welt seinen Anlagen weit mehr entspreche, als das beschauliche des Klosters; er schilderte ihm mit den heitersten Farben die Vortheile einer ehrenvollen äußeren Lebensstellung und hielt ihnen die Entbehrungen der Armuth entgegen; ja er versprach, ihn zum Erben all seiner Güter einzusetzen, wenn er diesem Gedanken entsagen wolle. Je mehr aber der Vater dem Knaben für die Darangabe seines Entschlusses bot, um so beharrlicher hielt dieser an demselben fest. In diesem Kampfe zwischen der innigen Neigung des Kindes und dem starken Willen des Vaters stellte sich die Vorsehung auf die schwächere Seite. Der Vater wurde krank und kam dem Tode nahe. In dem Maße, als er selbst die Nichtigkeit irdischen Glanzes erkannte, lernte er auch das Verlangen seines Sohnes nach den himmlischen Gütern schätzen. Er berief seine Verwandten, um ihnen die Bitte des Knaben vorzulegen, und es wurde beschlossen, ihr zu willfahren.

So wurde denn Winfried in einem Alter von ungefähr sechs Jahren dem Kloster Adescancaster — Ad Escan castrum — heute Exeter, übergeben, welchem der getreue Wolfhart als Abt vorstand. Der Knabe brachte selbst in kindlich flehenden Worten seine Bitte um Aufnahme vor, die ihm von dem Abte und den Brüdern auch nach kurzer Berathung gewährt wurde. Hier lernte und betete er und seine Fortschritte in Wissenschaft und Tugend überholten bald sein Alter. Nachdem er dreizehn Jahre daselbst zugebracht, wurde er zu seiner weiteren Ausbildung in das Kloster Nuthscelle in Southamptonshire geschickt. Unter der Leitung des Abtes Winbercht widmete er sich den höheren Wissenszweigen und nahm besonders in der Grammatik, der Dicht- und Redekunst, der heiligen Geschichte und der Erklärung der hl. Schrift Unterricht. Mit welchem Erfolge dies geschah, dafür zeugen nicht nur das Amt, welches

man ihm übertrug, sondern auch die Schriften, welche er hinterlassen hat. Aus dem Schüler wurde bald ein Meister, dem die Klosterschule übergeben ward. Neben den Zöglingen seines Hauses saßen Mönche zu seinen Füßen, welche, angelockt durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit, aus weiter Ferne herbeigekommen waren. Auch Frauen führte er in die Tiefen der himmlischen Forschung ein. Wie er als Lehrer gewirkt, schildert Willibald mit folgenden Worten: „Er vereinigte Ernst und Milde so schön, daß sein ernstes Wort nie ohne Milde war und daß es seiner Milde nie an Ernst und Nachdruck des Wortes gebrach. War er von Eifer und Strenge entbrannt, so milderte doch immer Milde und Freundlichkeit die heilige Gluth. Gegen Reiche und Arme, gegen Freie und Knechte, war er gleich strenge und sanft, so daß er weder die Einen durch Schmeichelworte anzuziehen suchte, noch die Anderen durch Härte abschreckte, sondern, wie der Apostel lehrt, Allen Alles wurde und Alle gewann." Einen unmittelbaren Einblick in seine geistige Bildung geben neben seinen Briefen und Reden, deren Stil sich durch seine Einfachheit und Reinheit vor den meisten sprachlichen Denkmälern jener Zeit auszeichnet, das „Handbuch der Grammatik oder Sprachlehre",[1]) der „Abriß der Metrik oder Verslehre"[2]) und die beiden größeren Gedichte, die seinen Namen tragen. Bei Abfassung jener lehnte er sich an seine Vorgänger an; diese, von welchen das eine, die „Aenigmata — Räthsel"[3]) schon länger bekannt ist, während das andere, eine Zuschrift an seinen Schüler, den nachmaligen Abt Dudd, erst kürzlich in einer Handschrift der Würzburger Universitätsbibliothek[4]) aufgefunden wurde, entsprechen dem Geschmacke der damaligen Zeit. Das letztgenannte läßt in seinem künstlichen Aufbau eine große Gewandtheit erkennen. Die Anfangs- und Endbuchstaben der einzelnen Zeilen geben zwei Hexameter:

„Wynfreth priscorum Duddo congesserat artem,
Viribus ille iugis iuvavit in arte magistrum."

„Winfried hat für Dudd die Kunst der Alten geschrieben,
Dieser hat in der Kunst dem Lehrer beständig geholfen."

In das Ganze ist die Figur eines auf Eck stehenden Rhombus oder verschobenen Quadrates dadurch gezeichnet, daß die in dessen Linien fallenden Buchstaben des Textes, durch größere Schrift kenntlich gemacht, jene Verse wiederholen. In gleicher Weise bilden sodann die in der Mitte dieses Rahmens sowohl senkrecht als wagrecht, also in Form eines

---

[1]) A. Mai, Classic. autor. VII, 475—548.

[2]) Gaisford, Scriptor lat. rei metricae p. 577. Rhein. Museum f. Philolog. N. F. XXIII (1868) p. 403 ff.

[3]) Freiburger Diözesanarchiv. III. (1868.) S. 221—272.

[4]) Mp. th. f. 29 Bl. 44. Vgl. Sitzungsberichte der k. bayer. Academie. Philos. Philolog. Classe 1878, H. 1. S. 1.

Kreuzes liegenden Buchstaben der Verse die Worte: Jesus Christus. Die Verse oberhalb des Querbalkens des Kreuzes sind Distichen, die unterhalb desselben Hexameter. So haben wir in diesem Gedichte, welches Akrostichon, Telestichon, Mesostichon und Carmen cruciforme zugleich ist, ein Muster jener Spielart, die unter den christlichen Dichtern schon Venantius Fortunatus versucht und später Rabanus in seinem Gedichte: „de laudibus sanctae crucis“ (Von dem Lobe des hl. Kreuzes) besonders ausgebildet hat.

Arbeitend an der eigenen Vollkommenheit und Andere den Weg des Heiles lehrend, hatte Winfried sein dreißigstes Lebensjahr erreicht, also jenes Alter, mit welchem er nach angelsächsischem Rechte die Priesterweihe empfangen konnte. Er erhielt dieselbe um 710. Wie hoch sein Ansehen gestiegen, beweist ein Auftrag, welchen man ihm bald darauf ertheilte. Unter der Herrschaft des berühmten Königs Ina, der unter die Zahl der Heiligen versetzt wurde, waren Wirren entstanden, welche die Berufung einer Kirchenversammlung nothwendig machten. Nachdem die Anwesenden ihre Beschlüsse gefaßt, handelte es sich darum, für dieselben die Genehmigung des Erzbischofes Berchtwald von Canterbury, welcher nicht zugegen gewesen, einzuholen. Die Bischöfe und Aebte wußten keinen besseren als Abgesandten zu dem Erzbischofe zu wählen, als den, welcher ihr eigener Berather gewesen, nämlich Winfried. Ihr Vertrauen sollte im vollsten Maße gerechtfertigt werden. Sie waren noch beisammen, als er mit der frohen Nachricht zurückkehrte, daß Berchtwald allen ihren Maßregeln seine Gutheißung ertheile. So groß indessen auch das Lob war, mit welchem man ihn feierte, sein Vaterland schien zu klein für die Thatkraft, die in ihm verborgen war.

2. Der Glaubensbote und Priester.

Von jenem großen Könige des Alterthums wird erzählt, daß, als er die Fortschritte sah, die sein Vater in der Unterwerfung fremder Völker machte, er traurig ausgerufen habe: „Was wird mir zu thun noch übrig bleiben?“ Ein ähnliches, aber in seinen Beweggründen weit reineres Gefühl mag Winfried beschlichen haben. Sein Vaterland, das an tüchtigen Priestern keinen Mangel hatte, bot ihm nicht jene Schwierigkeiten, wie sie sein Gott hingegebener Geist zu überwinden sich sehnte. Wie einst Alexander sein Auge auf einen anderen Welttheil richtete, so blickte Winfried über das Meer, welches seine Heimath von dem Festlande trennte. Dort harrten noch ganze Völker der Verkündigung der frohen Botschaft entgegen und es fehlte nur an Arbeitern, welche die reife Ernte dem Herrn einbrachten. Diesen den Glauben zu verkünden, wie einst Augustin und seine Genossen denselben nach England getragen hatten, das war der Entschuß, für welchen er

sich immer mehr begeisterte. Den Eifer des Apostels schürte noch die Stammesliebe des Angelsachsen, welcher in jenen Ländern jenseits des Meeres die ursprüngliche Heimath sah, aus der seine Väter nach dem Inselreiche herübergekommen, und jene derselben Segnungen des Christenthums theilhaftig zu machen wünschte, deren sich dieses erfreute. Erst nach langen Bitten konnte Winfried die Zustimmung seines Abtes erlangen. Mit nur wenigen Gefährten machte er sich auf den Weg und pilgerte zu Fuße nach Lundenwich, dem heutigen London, wo er zu Schiffe stieg. Nach einer glücklichen Fahrt kamen sie in Dorstat, jetzt Wikto Duerstede, an der Küste Frieslands an, von wo sie sich nach kurzem Aufenthalte nach Utrecht begaben. Hier wurde nämlich gerade König Radbod erwartet, an welchen sie sich selbst wenden wollten. Leider war die Zeit für ihr Unternehmen unglücklich gewählt. Zwischen Radbod und Karl Martell entbrannte eben aufs Neue der alte Kampf und der Haß der heidnischen Friesen gegen die christlichen Franken wandte sich nicht nur gegen die Eroberer selbst, sondern schloß auch deren Glauben mit ein. Hatte Willibrord eben deßhalb das Land auf einige Zeit verlassen und sich auf fränkisches Gebiet zurückziehen müssen, so konnte Winfried, der eben angekommene Fremdling, noch weniger Gehör finden. Da er das Vergebliche aller Bemühungen einsah, kehrte er im Herbste wieder nach England zurück.

Was er aber für jetzt nicht hatte erreichen können, das gab er darum nicht auf. Sein Entschluß, die Bekehrung der Deutschen zur Aufgabe seines Lebens zu machen, stand für immer fest. Als deßhalb bei dem kurz nach seiner Rückkehr erfolgten Tode des Abtes Winbercht seine Brüder ihn an dessen Stelle wählen wollten, nahm er trotz allen Zuredens und Bittens die Würde nicht an. Nur dazu verstand er sich, die Klosterleitung so lange zu führen, bis ein anderer als Nachfolger Winberchts aufgestellt sein würde. Daß dieses so bald als möglich geschehen möge, war die Bitte, welche er dem Bischofe Daniel von Winton (Winchester), in dessen Bezirk sein Kloster lag, vortrug. Der Bischof, welcher den Plan seines Schützlings vollkommen billigte, bestellte Stephanus zum Abte von Nhutscelle und ertheilte Winfried den Rath, für sein Unternehmen sich bei dem Vater der Christenheit Sendung und Segen zu erholen. Zu diesem Zwecke gab er ihm ein doppeltes Empfehlungsschreiben mit, ein offenes, das an alle Christen, Fürsten und Bischöfe, bei denen ihn sein Weg vorüberführen würde, und ein versiegeltes, das an den Papst selbst gerichtet war.

Es war im Spätherbste des Jahres 718, als Winfried die Reise dorthin antrat, wo fast alle die großen Glaubensboten sich ihre Vollmacht erbeten hatten. Von London fuhr er der französischen Küste zu und landete bald im Hafen von La Canche an der Mündung des gleichnamigen Flusses, damals Cuent genannt. In Cuentavich, dem späteren Etaples, vereinigte er sich mit einer Schaar englischer Pilger, mit

welchen er durch Frankreich über die Alpen nach Italien zog. Ohne einen Unfall gelangten sie durch das Langobardenreich nach Rom. Man kann sich vorstellen, mit welchen Empfindungen der höchsten Andacht er sich den Schwellen der hl. Apostel nahte. Sein erster Gang war in die Kirche des hl. Petrus, um Gott für die glücklich überstandenen Gefahren der Reise zu danken und Vergebung der Sünden zu erlangen. Damals saß Gregor II. auf dem päpstlichen Stuhle. Wie an den ersten Papst dieses Namens die Bekehrung Englands, so sollte an den zweiten Gregor sich die Bekehrung Deutschlands knüpfen. Es war ein Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung, als Winfried schon wenige Tage nach seiner Ankunft vor den Stellvertreter Christi trat, um seinen Entschluß kund zu thun und sich die Erlaubniß zu dessen Ausführung zu erflehen. Gregor, der erkannte, welche mächtigen Keime eben gelegt werden sollten, betrachtete sich den angelsächsischen Mönch, wie Willibald sagt, „mit fröhlichem Angesicht und lachenden Augen." Sobald er aus dem Empfehlungsschreiben Daniels sich von der Reinheit seiner Absicht und der Lauterkeit seines Wandels überzeugt hatte, hieß er seinen Entschluß gut. Täglich pflog er Umgang mit ihm, um ihn in seinem Vorsatze zu bestärken und durch seine Rathschlüsse zu unterstützen. Als endlich Winfried Mitte Mai 719 Rom verließ, gab er ihm die feierliche Vollmacht mit, „als Gehülfe zur Verbreitung des göttlichen Wortes allen von heidnischem Unglauben gefesselten Völkern, zu welchen zu gelangen ihm Gott die Gnade verleihen werde, das Geheimniß des göttlichen Reiches im Namen unseres Herrn Jesu Christi zu verkünden und mit dem Geiste der Frömmigkeit, Liebe und Nüchternheit die Lehren des alten wie des neuen Testamentes in die unkundigen Seelen zu senken."[1]) Dieses Schreiben Gregors II. sollte der Freibrief unseres Volkes werden, denn mit ihm wurde demselben seine Erlösung angekündigt.

Eilenden Schrittes wandten sich Winfried und seine Gefährten nach Norden. In Pavia wurden sie von dem Langobardenkönig Luitprand freundlich aufgenommen und verweilten einige Tage, um sich für die Weiterreise zu stärken. Darauf zogen sie über die große langobardische Ebene den Alpen zu. Von ihrer Spitze aus überschaute er sein Arbeitsfeld. Da liegen die weiten Länder mit ihren dunklen Wäldern, in denen der Bär noch haust und der Ur mit seinem Gebrülle die Luft erschüttert; da ragen die Bergesgipfel, wo die Bewohner des Landes ihrem Wettergotte, ihrem Kriegsgotte, ihrer Erdgöttin und den sonstigen geheimnißvollen Mächten, welche sie verehren, das Opfer schlachten; da rauschen die heiligen Quellen, an welchen die weisen Frauen ihre Zaubersprüche murmeln. Der größte Theil jener Gauen, die sich vor ihm ausbreiten,

---

[1]) Jaffé, l. c. p. 62. nr. 12.

ruht unter dem Zauberbann des alten Götterglaubens und so Mancher, der vor ihm denselben zu brechen suchte, liegt von heidnischer Hand erschlagen. Ja noch mehr, die Ernte, welche diese vorbereitet, wird von Räubern zertreten, die sich in die Gestalt von Hirten hüllen. Mußten er und die Wenigen, die mit ihm waren, nicht bangen vor der Größe der Aufgabe, der sie sich unterziehen wollten? Sie würden gebangt haben, hätte nicht eine Stimme ihnen zugerufen: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben." Diese Worte hatte der Herr einst zu seinen Aposteln gesprochen und deren Nachfolger war es, der sie ihnen wiederholte. In seinem Segen ging der Herr, in den vielen Reliquien, die sie mit sich führten, waren die Heiligen und ihre Wunderkraft mit ihnen. Selbst wenn sie unter den feindlichen Streichen fallen sollten — erzählten nicht diese heiligen Gebeine von Glaubenshelden, die sterbend noch über ihre Feinde triumphirten? Voll Muth und Vertrauen stiegen sie darum in das Land hinab.

Es war nicht ein besonderer Stamm der Deutschen, an welchen die päpstliche Sendung gerichtet war. Sie sollten nach der erhaltenen Anweisung eben dort sich niederlassen, wo sie die offensten Herzen finden würden. Deßhalb durchwanderten sie die deutschen Gauen aufmerksamen Blickes, „der Biene vergleichbar, die um die Blumen des Gartens prüfend kreist, bevor sie sich in den ausgewählten Kelch niederläßt." Während sie in Bayern sich gar nicht aufhielten, verweilten sie in Thüringen einige Zeit. Indeß erstreckte sich auch hier ihre Wirksamkeit für diesmal nur über den südlichen Theil, also das eigentliche Ostfranken, und überschritt das Waldgebirge nicht. Winfried fand, daß die Meisten der Edlen getauft seien und traf auch mehrere Priester an, von welchen einige in frommer Verehrung des allmächtigen Gottes erglühten, andere aber ein unenthaltsames Leben führten und das Volk mit in ihr Verderben rissen. Unter jenen haben wir wohl die Schüler Willibrords und unter diesen fremde Eindringlinge zu suchen. Winfried wandte sich darum an die Häupter des Volkes — einen Herzog gab es ja nicht mehr — um sie auf den rechten Weg zu weisen, und suchte nicht minder die unheiligen Priester zur Beobachtung der kirchlichen Vorschriften zu bringen. Die Wirren, welche nach dem Tode Hetans im Lande entstanden waren und schon Willibrord gezwungen hatten, die beabsichtigte Anlegung von Klöstern aufzugeben, ließen auch Winfried vorerst nicht auf größere Erfolge hoffen. Sie wandten sich darum nach Westen und begaben sich über den Rhein in das eigentliche Frankenreich. Hier vernahmen sie die Kunde von dem Tode des Friesenkönigs Radbod. Da der Tod des Königs in dasselbe Jahr 719 fällt, in welchem sie aus Rom zurückkehrten, so kann ihr Aufenthalt in Thüringen kein langer gewesen sein. Bei dieser Nachricht wachten in dem Herzen Winfrieds alle jene Hoffnungen wieder auf, mit denen er sich früher für Friesland

getragen hatte. Sein Entschluß, zu jenem Volke zu ziehen, bei dem er zuerst gelandet, war bald gefaßt. Ein Traumgesicht, das ihn aufforderte, dort die Saat Gottes zu mähen und die Seelen in die Scheuern des Herrn zu sammeln, hatte ihn darin bestärkt. Sie stiegen also zu Schiffe und fuhren den Rhein hinab.

In Friesland hatte mit dem Hingange Radbod's die Verfolgung aufgehört und Willibrord war unablässig bemüht, dem Christenthume immer mehr Bekenner zu gewinnen. Freudig gesellte sich ihm Winfried bei. Wie erfolgreich und einträchtig beide zusammengewirkt, geht daraus hervor, daß Willibrord sich Winfried zu seinem Nachfolger ausersah und ihm die bischöfliche Würde antrug. Den Wettstreit, welchen die Demuth des Jüngers mit dem Eifer des um seine Heerde besorgten Meisters einging, haben wir schon in dem Leben Willibrords[1]) geschildert. Er endete damit, daß der Greis den thatkräftigen Mann ziehen ließ, denn die Aufgabe, die er ihm anbot, die bereits bekehrten Friesen zu leiten, war klein gegenüber jener, die dieser sich selbst gesteckt, die Völker Mitteldeutschlands zum Glauben aus dem Heidenthume oder dem Irrglauben zu führen. So trennte sich denn Winfried von Willibrord, um nach Thüringen, von dem er gekommen, zurückzukehren. Sein Abschied von dem Lande, in welches ihn die Liebe zu den Seelen zuerst geführt, ist indeß kein Lebewohl für immer. Dieselbe Liebe, die ihn jetzt es zu verlassen gebietet, wird ihn am Abende seines Lebens wieder dorthin zurückführen, um daselbst zu sterben.

Im Jahre 722 brach Winfried nach dem Herzen Deutschlands auf. Sein Weg führte ihn in die Nähe von Trier, wo er die Gastfreundschaft des Klosters Pfalzel ansprach. Es stand unter der Leitung Addula's, der verwittweten Tochter König Dagoberts II. An ihrem Enkel Gregor gewann Winfried einen begeisterten Schüler. Er war eben zum Besuche bei seiner Großmutter und besorgte bei Tische die Vorlesung aus der hl. Schrift. Winfried, welcher die trefflichen Anlagen des vierzehnjährigen Knaben bemerkte, redete ihn mit den Worten an: „Du lies'st schon recht gut, mein Sohn; verstehst du aber auch ganz, was du lies'st?" Als der Knabe dies bejahte, sprach Winfried weiter: „So sage mir einmal, was denkst du bei dem, was du gelesen hast!" Gregor fing nun das Gelesene nochmals zu lesen an; Winfried aber unterbrach ihn: „Nicht doch, mein Sohn, ich möchte, daß du mir mit deinen eigenen Worten und so wie du sonst mit deinen Eltern zu reden pflegst, den Inhalt des Stückes wiederholtest." Der Knabe vermochte es nicht, weßhalb Winfried fragte: „Willst du, daß ich es dir einmal so sagen soll?" Da Gregor dies bejahte, hieß Winfried ihn das betreffende Kapitel nochmals langsam lesen und fing dann an, über den gelesenen Abschnitt vor der

[1]) S. Seite 158.

ganzen Klosterfamilie mit so glühender Beredsamkeit zu predigen, daß der wißbegierige Knabe davon ganz fortgerissen wurde. Kaum hatte der fromme Lehrer geendet, als Gregor seiner Großmutter eröffnete, er wolle mit ihm reisen, damit er von ihm das Verständniß der hl. Schrift lerne. Vergebens stellte Addula ihrem Enkel vor, daß er ja den Fremden gar nicht kenne und nicht wisse, wohin er gehe. „Wenn du mir kein Pferd geben willst, sprach er, daß ich mit diesem heiligen Manne reite, so werde ich fürwahr zu Fuße ihm folgen.“ So ließ denn die Aebtissin die geistige Liebe über die natürliche Zuneigung siegen, willigte in die Abreise des Knaben und gab ihm Pferde und Diener mit. Gregor aber blieb seinem Lehrer ein treuer Genosse bis zu dessen Martertod und nahm späterhin als Abt von Utrecht eine bedeutende Stelle ein.

Winfried wandte sich ostwärts und gelangte nach Amanaburg. Der Ort war im Besitze zweier Brüder Detdic und Deorulf, die unter christlichem Namen noch vielfach dem alten Götzendienste huldigten. Der Heilige führte nicht nur diese von den Wegen des Irrthums und des Aberglaubens zurück, sondern bekehrte auch eine sehr große Menge Volkes. Um dasselbe in der Wahrheit zu befestigen, sammelte er an dem ihm geschenkten Orte eine Anzahl Diener Gottes und baute Zellen für sie.

Wo wir dieses Amanaburg zu suchen haben, darüber ist viel gestritten worden. Gegenüber der älteren Ansicht, nach welcher es Amöneburg in Oberhessen ist, glaubte J. Ch. A. Seiters[1]) es in dem fränkischen Hammelburg gefunden zu haben. Der Hauptgrund, auf welchen er seine Meinung stützt, daß Winfried eben der Erbe der Schenkung Hamulo's an Willibrord gewesen sei, wurde schon in dem Leben des Letzteren widerlegt.[2]) Auch die anderen haben kein größeres Gewicht. Wenn der hl. Liudger nämlich erzählt, Winfried habe sich zunächst nach Thüringen gewandt, so folgt hieraus noch nicht, daß Amanaburg selbst schon im eigentlichen Thüringen zu suchen sei. Sein Weg dorthin führte ihn durch den Oberlahngau, in welchem Amanaburg liegt. Die Angabe Willibalds, daß Winfried zehn Jahre später in Amenaburg eine Kirche baute und ein Kloster damit verband, setzt gleichfalls nicht eine neue Stiftung an einem andern Orte dieses Namens, welcher diesmal Amöneburg im Gegensatze zu dem früheren Hammelburg gewesen sein soll, voraus, sondern deutet, wenn der Bericht überhaupt nicht eine Wiederholung der vorigen Erzählung ist, vielmehr darauf hin, daß jene erste Niederlassung nunmehr durch den Bau einer Kirche erweitert und befestigt wurde. Auch aus den Worten der Lebensbeschreibung, er habe sich sodann an die Hessen gewandt, läßt sich nicht schließen, er habe jetzt erst jene Landstriche betreten, welche wir heute unter Hessen bezeichnen, da der Zusatz „juxta

[1]) Bonifacius. S. 117 ff.
[2]) Seite 156. 162.

fines Saxonum — an den Grenzen der Sachsen" deutlich sagt, er habe sich nach Niederhessen begeben, was er eben von Oberhessen aus gethan hat. Hessen war um jene Zeit ein Gauname und galt nur von Niederhessen in der Eddergegend; der Oberlahngau dagegen wird in einem Briefe Gregors III.[1]) ausdrücklich von Hessen unterschieden. Der Umstand endlich, daß die beiden Brüder Detdic und Deorulf bereits Christen waren, zwingt wieder nicht, das eigentliche Thüringen als ihre Heimath anzunehmen, weil keineswegs, wie Seiters meint, das Christenthum dem Lahngau gänzlich unbekannt, sondern schon im vierten Jahrhundert durch Lubentius in dem Lahnthal verkündet und durch die 22. römische Legion, welche bis tief in den Nordwesten Deutschlands ihre Standorte hatte, vertreten war. Amöneburg in Oberhessen lag für den Reisenden, der von Coblenz die Lahn heraufgewandert war und den Uebergang nach Mitteldeutschland suchte, am Wege. Nur in diesem können wir, wie gegenwärtig fast allgemein zugegeben wird,[2]) jenes Amanaburg sehen, welches Winfried sich als den Mittelpunkt seiner ersten Thätigkeit im Innern Deutschlands erwählte.

Nachdem Winfried in Amöneburg eine Gemeinde gesammelt hatte, drang er tiefer in das Land der Hessen bis zu den sächsischen Grenzmarken vor. Hier in der öden Waldnacht, allein unter einem feindlichen Volke, scheint sein froher Muth vor dem Grausen der Verlassenheit, wenn auch nur für einen Augenblick, gebebt zu haben. Er schrieb in der Trauer seines Herzens an seine Brüder in den Klöstern Englands und suchte besonders bei dem Bischof Daniel von Winchester, dem Freunde seiner Jugend, Rath und Trost. Daniel antwortete ihm, kräftigte seinen Muth und erleuchtete seinen Eifer. „Du darfst nicht gegen die Geschlechtsregister ihrer falschen Götter Schmähungen erheben, schrieb er ihm. Lasse sie immerhin vor dir wiederholen, ihre Götter wurden nach Art der Menschen erzeugt und geboren. Später wirst du ihnen beweisen, daß Götter und Göttinnen, die wie Menschen entstanden, auch nur Menschen sind, und, weil ihr Dasein einen Anfang hat, nicht immer da waren... Dann frage sie, ob die Welt einen Anfang habe oder ob sie ewig sei? Und — wenn sie angefangen, wer denn ihr Schöpfer sei? Und an welchem Orte jene Gottheiten, die geboren wurden, vor der Erschaffung der Welt gewesen seien? Sagen sie, sie sei ewig, wer hat sie vor der Ankunft der Götter regiert? Auf welche Art unterwarfen sie diese Welt, die ihrer nicht bedurfte, ihren Gesetzen? Woher ist der erste derselben gekommen und von wem wurde jener gezeugt, von welchem alle anderen abstammen?... Diese Einwürfe und andere ähnliche mehr wirst du aber nicht als Herausforderungen und Beleidigungen an sie

---

[1]) Jaffé, l. c. nr. 36. p. 101.

[2]) Vgl. Rettberg a. a. O. I, 339. J. H. Reinerding, der hl. Bonifacius. Würzburg 1855. S. 39. Aug. Werner, Bonifacius. Leipzig 1875. S. 74. Will a. a. O. S. IV.

richten, sondern mit aller Mäßigung und Milde. Und in der Zwischenzeit muß man auch manchmal ihre abergläubischen Einbildungen mit unsern Glaubenslehren vergleichen, indem man sie so zu sagen nur leise berührt, damit die Heiden mehr verwirrt als erbittert werden, damit sie sich ihrer ungereimten Meinungen schämen und nicht wähnen, ihre Fabeln und verbrecherischen Gebräuche seien uns unbekannt... Halte ihnen ferner vor, daß, wenn ihre Götter allmächtig und gerecht sind, sie ihre Verehrer belohnen und ihre Verächter strafen müssen. Wenn dem aber so ist, warum schonen sie der Christen, die in der ganzen Welt ihre Heiligthümer zerstören? Oder regieren sie nicht schlecht, da sie den Christen jene Länder, die Wein und Oel tragen und an allem Uebrigen Ueberfluß haben, überlassen, den Heiden aber und sich selbst die von beständiger Kälte heimgesuchten Gegenden vorbehalten haben? .. Auch die erhabene Größe des christlichen Weltalls, mit welchem verglichen ihre Welt so gering erscheint, mußt du ihnen schildern. Und damit sie sich nicht mit der unvordenklichen Herrschaft ihrer Götzen brüsten, mußt du ihnen begreiflich machen, daß diese Götzen auf der ganzen Erde nur so lange angebetet wurden, bis sie durch die barmherzige Gnade Jesu Christi mit Gott wieder ausgesöhnt worden ist."[1]) Diese Milde in der Kampfesweise gegen das Heidenthum, diese Schonung der heimischen Ueberlieferungen, diese von solcher Kraft und Strenge unterstützte Nachsicht zog die Wilden an. Sie kamen aus ihren hölzernen Hütten hervor, um den Fremdling zu hören, der ihre Sprache redete und die Sagen ihrer Väter kannte. Viele wurden Christen und Andere, die schon vor langer Zeit getauft, aber in den alten Götzendienst zurückgefallen waren, wandten sich wieder dem Glauben zu.

So kurz die Zeit seines Wirkens gewesen war, so groß waren die Erfolge, die er durch seinen Schüler Binna'n an den Papst berichten konnte. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie forderte ihn auf, nach Rom zu kommen, um nicht nur die Anerkennung, welche er sich verdient, sondern auch alle jene Rathschläge, um die er gebeten, von dem Nachfolger Petri selbst zu empfangen.

3. Der Glaubensbote und Bischof.

Kaum drei Jahre waren vergangen, seit Winfried die Hauptstadt der Christenheit zuletzt betreten hatte. Dieselben waren an Arbeiten und Erfahrungen gleich reich. Er hatte die verschiedenen Völker Deutschlands, die Art ihres Götzendienstes, wie ihre Fähigkeit, das Wort Gottes zu erfassen, kennen gelernt und konnte nun dem Papste berichten über das Große, was geschehen war und über das Größere,

[1]) Jaffé l. c. nr. 15. p. 71.

was noch zu thun übrig blieb. Mit einem zahlreichen Gefolge von Freunden und Schülern, welche ihm das Geleite geben wollten, zog er durch Francien und Burgund auf der bekannten Pilgerstraße im Herbste 722 über die Alpen in die heilige Stadt. Bei seiner Ankunft wies ihm der Papst ein Hospitium zur Wohnung an und beschied ihn, nachdem er etwas ausgeruht, zu sich. Der Sendbote hatte seine Probezeit bestanden; ihn zu belohnen, zugleich aber auch für die Kirche in Deutschland einen Mittelpunkt zu schaffen, dies war der Gedanke, welcher Gregor II. erfüllte. Er verlangte darum zuerst ein ausführliches Glaubensbekenntniß von ihm, welches Winfried niederschrieb, „damit bei der Verhandlung eines so wichtigen Gegenstandes nichts dem Zufall überlassen werde.“ Nachdem der Papst dasselbe geprüft und gefunden, daß es die volle und unversehrte christliche Wahrheit enthalte, eröffnete er ihm, daß er beschlossen habe, ihm die bischöfliche Würde zu ertheilen. So wurde denn Winfried am 30. November 722[1]) in der Kirche zu St. Peter von Gregor II. zum Bischofe der Deutschen, jedoch ohne bestimmten Sitz, geweiht. Bei dieser Gelegenheit war es, wo ihm der so bezeichnende Name Bonifatius, von bonum fatum, d. h. günstiges Geschick, beigelegt ward.[2]) Der Neuerwählte leistete sodann den bischöflichen Eid, wie er seit den Zeiten des Papstes Gelasius üblich war. Diese feierliche Urkunde, durch welche Deutschland mit Rom verbunden, also der allgemeinen Kirche einverleibt wurde, lassen wir hier ihrem ganzen Wortlaute nach folgen:

„Ich Bonifatius, von Gottes Gnaden Bischof, verspreche dir, heiliger Petrus, dem Fürsten der Apostel, und deinem Stellvertreter, dem heiligen Papste Gregor und dessen Nachfolgern bei der untheilbaren Dreieinigkeit dem Vater, Sohn und heiligen Geist, und bei diesem deinem heiligen Leibe, daß ich die Einheit und Reinheit des katholischen Glaubens bewahren und mit Gottes Hülfe auch darin beharren will, weil in ihm unzweifelhaft alles Heil der Christen gewirkt wird. Ich gelobe auch, daß ich in keiner Weise in irgend etwas, was der Einheit der katholischen Kirche zuwider ist, einstimmen, sondern alle meine Kraft in allen Dingen getreulich und aufrichtig dir und deiner Kirche, welcher Gott der Herr die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen hat, sowie deinem Stellvertreter und dessen Nachfolgern, widmen und bewahren will. Wenn ich wahrnehme, daß Kirchenvorsteher den alten Anordnungen der heiligen Väter zuwider handeln, so verpflichte ich mich, mit solchen weder Gemeinschaft noch Verkehr zu unterhalten, sondern vielmehr sie davon abzuhalten, wenn ich sie abhalten kann; wo nicht, solches getreulich meinem Herrn, dem Nachfolger des Apostels, zu berichten. Und wenn ich, was Gott verhüte, versuchen sollte, in irgend einer Art sei es aus eigenem Antriebe oder auf fremde Verlockung hin, diesem meinem Gelöbnisse entgegenzuhandeln, so will ich schuldig befunden werden beim ewigen Gerichte und die Strafe des Ananias und der Saphira leiden. Diese Eidesworte habe ich Bonifatius, ein demüthiger Bischof, mit eigener Hand geschrieben und sie, wie es Brauch ist, auf den heiligen Leib des heiligen Petrus niederlegend, vor Gott als Zeugen und Richter geschworen, daß ich sie treulich halten werde.“[3])

Aus jenem Glaubensbekenntnisse und diesem Eide hat man auf Seite der Andersgläubigen mit wenigen Ausnahmen bis in die jüngste

[1]) Vgl. Dünzelmann, Untersuch. über die ersten unter Karlmann und Pipin gehalt. Synoden S. 8. 12. Forschungen zur deutsch. Gesch. X, 402. XIII, 22. Oelsner, König Pipin. S. 103.

[2]) Ueber diese Schreibweise des Namens als die richtige vgl. Rhein. Museum f. Philologie Jahrg. 1869. S. 131. Schuchardt, Vocalismus des Vulgärlateins. III. 317. Histor.-polit. Blätter Bd. 78. S 326, welchen gegenüber die neuerdings in letzterer Zeitschrift Bd. 83. S. 376 für die andere Schreibart vorgebrachten Gründe unzureichend sind. Ueber die Zeit seiner Beilegung s. Seiters a. a. O. S. 133. Will a. a. O. S. V.

[3]) Jaffé l. c. nr. 17. p. 76.

Zeit Veranlassung genommen, den Heiligen als jenen zu brandmarken, der zu dem „Reiche des Antichrist" in Deutschland den Grund gelegt habe. Der Katholik sieht die Sache anders an. Er weiß, daß einstens der Herr von Petrus, bevor er ihm das oberste Hirtenamt übertrug, ein doppeltes Zeugniß verlangte. In der Frage: „Für wen haltet ihr mich?" forschte er nach seinem Glauben und in jener: „Petrus, liebst du mich?" nach seiner Liebe. Man kann ein Amt nur unter jenen Bedingungen auf einen andern übertragen, unter denen man es selbst übernommen hat. Als darum Gregor an Winfried das Hirtenamt über die deutschen Völker übergeben wollte, stellte er dieselben beiden Fragen, welche einst der Heiland an den Apostel gerichtet hatte. Dieser antwortete auf die erste mit seinem Glaubensbekenntnisse und auf die zweite mit seinem Eide. Oder hat man nicht allzeit in der Kirche unter dem Bande der Liebe die Einheit mit dem römischen Stuhle verstanden? Daß nun der Apostel der Deutschen jene Größe des Geistes besaß, um den Gedanken der einen allgemeinen Kirche zu fassen, und daß er damit jene Demuth des Herzens verband, die uns nicht in ein von ihm oder sonst einem Menschen gebautes Haus, sondern in die wahre Hürde Christi führen wollte, das gerade ist es, um dessenwillen wir ihm nur Dankbarkeit zollen.

Nachdem Bonifatius dem Statthalter Christi Treue und Gehorsam gelobt, versprach ihm dieser dagegen seinen Schutz. Zugleich übergab er ihm ein Buch, welches, wie Othlo sagt,[1]) die geheiligten Rechte der Kirche, wie sie auf den Zusammenkünften der Bischöfe festgestellt waren (sacratissima ecclesiasticae constitutionis jura pontificalibus digesta conventibus), enthielt mit dem Auftrage, Priester und Volk nach diesen Vorschriften zu unterrichten und nahm sodann ihn und seine Untergebenen aus besonderer Gnade in die Bruderschaft mit dem römischen Stuhle auf, welche Aufnahme von den nachfolgenden Päpsten auf das Neue bestätigt wurde. Eckhart[2]) glaubt, dieses Buch in einer Handschrift der früheren Dombibliothek[3]) zu Würzburg, nun in der dortigen Universitätsbibliothek,[4]) aufgefunden zu haben. Dieselbe zählt 66 Blätter in Folio, ist von angelsächsischer Hand vor der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts geschrieben und enthält außer den „Canones Apostolorum" noch die Beschlüsse der Kirchenversammlungen von Nicäa, Ancyra, Neocäsarea, Gangra, Antiochia, Laodicea, Constantinopel, Ephesus, Chalcedon, Sardika, Carthago und des Afrikanischen Concils. Auf dem ersten und letzten Blatte befinden sich lateinisch-deutsche Glossen, die später, zu Ende des achten oder zu Anfang des neunten Jahrhunderts, eingetragen

---

[1]) I, 15. Jaffé l. c. p. 488.
[2]) Comment. I, 342.
[3]) Nr. LXXXIX.
[4]) Mp. th. f. 3.

wurden. Eine Schriftprobe gibt Beßel[1]); der Text wurde bereits von Johann Wendelstein[2]) abgedruckt; die Glossen hat zuerst Eckhart selbst[3]) veröffentlicht. Oegg[4]) scheint die Bemerkung Eckhart's über das Herkommen der Handschrift übersehen zu haben, denn er faßt dessen Angaben, daß die Glossen in die Zeit von dem achten auf das neunte Jahrhundert fallen, irrthümlich dahin auf, als lege dieser der Handschrift selbst kein höheres Alter bei, weßhalb er ihm gegenüber ausdrücklich auf ihren früheren Ursprung hinweisen zu müssen glaubt und sie für eine Arbeit der Salvatorschule in Würzburg erklärt. Im Uebrigen sind beider Ansichten Vermuthungen, von denen die eine so viel wie die andere für sich hat. Unter dem Buche, das Gregor II. an Bonifatius übergeben, können wir uns kaum etwas anderes als den Inhalt unserer Handschrift denken, und die Zeit, in der sie gefertigt wurde, läßt es zu, sie für das ursprüngliche Buch selbst zu halten. Wir können aber in ihr auch nur eine Abschrift vor uns haben, welche Bonifatius oder Burkardus von jener und zwar in der Würzburger Domschule hat machen lassen. Aeußere Merkmale, welche für diese oder jene Meinung sprächen, finden sich nicht vor. So viel von dem Buche. Unter der Bruderschaft, in welche Bonifatius aufgenommen wurde, haben wir nicht, wie Einige[5]) meinen, die geistige Gemeinschaft mit dem apostolischen Stuhle zu verstehen, welche etwas Selbstverständliches war, sondern ein Bündniß zu wechselseitiger Unterstützung durch Gebet und Opfer für die Lebenden und die Todten, wie solches Bonifatius nach seinen Briefen auch mit einer großen Zahl von Mönchen und Nonnen in England abgeschlossen hatte. Gerade unser Beispiel zeigt, in welch' ferne Vergangenheit diese Verbrüderungen zurückreichen.

Bevor indessen Bonifatius von Rom abreiste, händigte ihm der Papst noch fünf Briefe ein, welche ihm den Eingang bei den Fürsten und Völkern Deutschlands erleichtern sollten. Der erste ist an Karl Martell, den fränkischen Hausmeier gerichtet. Gregor stellt ihm denselben als seinen nach Glaube und Sitten bewährten Bruder vor, dem er die Predigt unter den ostwärts vom Rheinstrome ansässigen Völkern aufgetragen und bittet, Karl möge ihn unterstützen und schirmen, da der Herr gesagt habe, daß jene, welche seine Apostel aufnehmen, ihn selbst aufnehmen. Der andere Brief ermahnt die Bischöfe, Priester und Diakonen, die Herzoge, Burggrafen und Grafen, sowie alle gottesfürchtigen Christen, Bonifatius, wenn er durch ihr Gebiet komme, Lebensunterhalt und Geleite zu gewähren, damit sie des Lohnes theilhaftig würden, womit der Heiland die Bekehrung der Irrenden vergelte. Waren

---

[1]) Chronicon Gotwicense. I. p. 34. tab. aen. spec. II.
[2]) Canones Apostolorum. Veterum conciliorum constitutiones. Maguntiae J.Schoeffer 1525. f.
[3]) l. c. II, 977—80.
[4]) Korographie von Würzburg. I, 425.
[5]) J. P. Müller, Bonifacius. Eene kerkhist. Studie. Amsterdam 1869. I, 113.



diese Schreiben zunächst für das Land der Franken berechnet, durch welches der Weg des Apostels führte, so galten die übrigen jenen Völkern, an welche seine eigentliche Sendung lautete. Der dritte, an den Clerus und das Volk, wiederholt die älteren Bestimmungen für die Spendung der Priesterweihe und der Taufe und ordnet an, daß von den Einkünften der Kirchen das erste Viertheil für den Bischof, das zweite für den Unterhalt der Geistlichen, das dritte für die Pflege der Pilger und Armen und das letzte für die Kirchengebäude verwendet werden solle. Ein vierter Brief redet die thüringischen Häuptlinge Asulf, Goddav, Willeri, Gunthar und Alvold namentlich an, und zwar als „Söhne des Vaters" in Rom und als „gottgefällige Christgläubige", welche jenen, die sie zum Götzendienste verleiten wollen, erwiedert hätten, „sie wollten lieber selig sterben, als ihren einmal gewonnenen Glauben an Christus auch nur im Geringsten verleugnen." Er wünscht, daß sie in diesem Glauben verharren und falls sie Rath und Hülfe bedürften, solche bei der römischen Kirche als der Mutter aller Gläubigen suchen möchten, weshalb sie dem für sie bestellten Bischofe in allen Stücken Gehorsam erweisen sollten. Der fünfte und letzte Brief wendet sich an die Altsachsen und sein Wortlaut gibt deutlich zu erkennen, daß der Papst zu einem Volke redet, das fast noch ganz von der Nacht des Heidenthums umfangen war.[1])

Mit diesen Schreiben ausgerüstet, trat Bonifatius die Rückreise an. Der Brief, den er für Karl Martell bei sich hatte, schrieb ihm seinen Weg vor. Er wandte sich nach dem Frankenreiche, um die Botschaft des Papstes dem Hausmeier selbst zu übergeben. Karl nahm ihn wohlwollend auf und gab ihm einen Schutzbrief, der von seiner Hand unterzeichnet und mit seinem Ringe gesiegelt war. Darin wurde den Bischöfen, Herzogen, Grafen und Beamten jeden Ranges befohlen, den apostolischen Mann in Ehren zu halten, auf daß er unter seinem Schutz überall wandle und Gerechtigkeit übe wie erlange. Der Aufenthalt an dem fränkischen Hofe scheint nur ein kurzer gewesen zu sein. Bonifatius drängte es, zu seinem Arbeitsfelde zurückzukehren, und noch im Frühlinge des Jahres 723 scheint er sich nach Hessen begeben zu haben.

Die Ankunft des neuen Bischofs wurde sehnlichst von den erst Bekehrten erwartet, da sie nach der Auflegung der Hände verlangten. Andere aber fuhren fort, öffentlich oder heimlich, den Bäumen und Quellen zu opfern, beschäftigten sich mit Weissagung und Zauber, oder erholten aus dem Gesange der Vögel Rath. Da das Wort nicht vermögend war, diesen Wahn zu zerstören, so entschloß sich der Apostel, es durch eine kühne That zu versuchen. In der Nähe von Gicesmere oder Geismar in Niederhessen, stand eine dem Donar geheiligte Eiche von wunderbarer

---

[1]) Jaffe. l. c. nr. 21. p. 81. nr. 18. p. 77. nr. 19. p. 79. nr. 20. p. 80. nr. 22. p. 81.

Höhe, welche von dem umwohnenden Volke besonders verehrt wurde. Auf Anrathen der Weisesten verkündete Bonifatius öffentlich, daß er diesen Baum umstürzen werde. In großer Menge waren die Heiden herbeigeeilt und drohten, mit gewaffneter Hand dieses Wahrzeichen des Glaubens ihrer Väter zu vertheidigen und den Feind ihrer Götter zu tödten. Doch muthig trat der Bischof an der Spitze der Seinen in ihre Mitte. Schon nach den ersten Streichen sah man den riesenhaften Baum, wie vom Hauche Gottes erschüttert, unter der Last seiner Aeste sich neigen und in vier gleich großen Stücken zu Boden fallen. Die Axt, welche die Donnereiche fällte, sollte auch die Wurzel des alten Baumes des heidnischen Aberglaubens durchhauen. Die Götzendiener widerriefen ihre Verwünschungen und stimmten ein in die Lobpreisungen der Christen. Aus dem Holze des geweihten Baumes aber errichtete man eine Kapelle zu Ehren des hl. Petrus.

Von Hessen wandte sich Bonifatius nach Thüringen. Wahrscheinlich nahm er seinen Weg aufwärts an dem Flusse Werra. Bei Eschwege soll er ein Götzenbild des Stuffo vernichtet haben; auch die alten Ortschaften Wanfrid, Treffurth, Kreuzburg rühmen sich seiner Anwesenheit. An der Einmündung der Hörsel in die Werra angelangt, mag er diesem Flüßchen gefolgt sein, um am Fuße des Berges Halt zu machen. Hier sind es Ohrdruf und Altenberge, welche sich um die Ehre streiten, durch die erste in dem Bereiche des Thüringer Waldes gegründete Kirche ausgezeichnet worden zu sein. Das Recht des letzteren wird für das größere gehalten.[1]) Die Gegend vom Georgenthale bis zum Altenberge hieß noch im zwölften Jahrhundert Asolverode, welcher Name auf den ersten Anbauer, Asolf, hindeutet. Ein Asulf wird unter jenen vornehmen Thüringern genannt, an welche Gregor II. sein Empfehlungsschreiben richtet. Dieser hat vermuthlich Bonifatius vermocht, auf seinem Boden eine Kirche zu bauen. Da sie als Taufkapelle für die Umgebung dienen sollte, wurde sie dem hl. Johannes dem Täufer geweiht. Nach der Sage wollte man die kleine Johanneskirche wegen ihrer höchst unbequemen Lage später in das Thal versetzen, allein jeden Morgen fanden sich die Bausteine, welche man Tags zuvor herabgetragen, wieder in bester Ordnung auf dem Kirchlein. Dieses uralte Denkmal wurde im Anfange unseres Jahrhunderts abgebrochen; zum Andenken jedoch an den Segen, der von dieser Stätte ausgegangen, stellte man auf Veranlassung eines gewöhnlichen Taglöhners, Andreas Brückner, im Jahre 1811 einen mächtigen ehernen Kandelaber auf, welcher, auf sieben Stufen und acht Kugeln ruhend, eine von drei Engelsköpfen gehaltene Feuerpfanne trägt, aus der drei Flammen steigen. Wenn nicht der ersten Kirche, so darf sich Ohrdruf oder Ordorp, wie es damals hieß, des ersten Klosters, das im nörd-

---

[1]) Aug. Beck, Gesch. d. Gothaisch. Landes. Gotha 1868/75. I, 13 III, 1, 5 ff.

lichen Thüringen gegründet wurde, rühmen. Als Bonifatius an dem Flusse Ohra seine Zelte aufschlug, da erschien ihm während der Nacht in mächtigem Lichtglanze der Erzengel Michael, um ihn in seinem Werke zu ermuthigen. Der Heilige brachte darum am Morgen an dieser Stelle das heilige Meßopfer dar. Darauf befahl er, das Frühstück zu bereiten, allein sein Diener meldete dem Hungrigen, daß keine Lebensmittel vorhanden seien. „Sollte denn der, welcher die Menge des Volkes in der Wüste vierzig Jahre mit Manna vom Himmel speisen konnte, mir seinem unwürdigen Diener nicht Speise zur Erquickung für einen Tag schaffen können?" — sprach der Bischof und befahl den Tisch herzurichten. Kaum war dies geschehen, da kam ein Vogel geflogen und ließ einen großen Fisch niederfallen, der zur Nahrung für einen Tag hinreichte. Bonifatius bat die Besitzer dieses Ortes, Hugo den Aelteren und Albolt, der wahrscheinlich der schon früher genannte Alvold ist, ihm den Platz zu schenken und gründete sodann hier ein Kloster, welches er dem hl. Michael widmete. Die Mönche erwarben sich Unterhalt und Kleidung durch die Arbeit ihrer Hände. Die Stiftung ist in jedem Falle in diese Zeit seines Aufenthaltes in Thüringen zu setzen, da Wigbert, welchem er sie übergab, von hier aus bereits im Jahre 732 als Abt nach Fritzlar berufen wurde.

Thüringen zeigte im Ganzen noch dasselbe Aussehen, welches es bei der ersten Ankunft unseres Heiligen getragen hatte. Wo das Christenthum Platz gegriffen hatte, war es, und zwar nicht nur bei dem Volke, sondern auch bei dessen Priestern, mit heidnischem Götzendienste untermischt. Dazu kamen die Einfälle der Sachsen, welche nach dem Hingange des letzten Herzogs sich immer häufiger wiederholten. Das Land war ausgesogen und seine Bewohner arm und dürftig geworden. Während das Reich der Welt in Noth, Elend und Unglauben schmachtete, kam der Auserkorene Gottes, um das Königreich des Himmels und seine Freuden zu verkünden. Bald, schon im Jahre 724, konnte er dem Papste melden, daß es ihm gelinge, das Volk Deutschlands durch seinen Unterricht zu bekehren, verschwieg aber auch nicht, daß sich ihm hiebei große Schwierigkeiten entgegenstellten. Ein benachbarter Bischof, wahrscheinlich der mehr in der Führung der Waffen als in der Predigt des Evangeliums bewanderte Gerold von Mainz, war ihm feindlich entgegengetreten und suchte das von Bonifatius gewonnene Gebiet für sich in Anspruch zu nehmen. Gregor II. belobte seinen Eifer und belebte seinen Muth, zugleich schrieb er an Karl Martell, damit jener Bischof in seine Schranken zurückgewiesen würde und sandte einen neuen Brief an das Volk der Thüringer, worin er sie ermahnte, Bonifatius, der nicht irdischen Vortheils wegen, sondern um ihre Seelen zu gewinnen, zu ihnen gekommen sei, wie ihren Vater zu ehren, und daran die Aufforderung knüpfte, ihm ein Haus zu bauen, für sich selbst aber Kirchen zu errichten.[1])

[1]) Jaffé l. c. nr. 25. p. 85. nr. 26. pag. 87.

Die geringe Zahl derer, die mit ihm waren, reichte nicht aus, um das begonnene Werk fortzusetzen. Er wandte sich also um Hilfe nach der Heimath. Sie war der mütterliche Boden, von dem sich sein Herz niemals losgelöst hat. Sein Briefwechsel mit seinen in England zurückgebliebenen Freunden läßt uns die ganze Zartheit und Hingabe seiner Liebe erkennen. „Es ist nicht der geringste Schmerz des Wanderlebens, schreibt er an einen Freund, daß der Freund an den weit von ihm getrennten Heißgeliebten traurig und kummervoll denkt und den ihn quälenden und drängenden tückischen Feind in der Nähe leiden muß. Was bleibt da übrig, als das Einzige, was Gott zuläßt? Beten wir für einander, damit wir das Heil erlangen und von der Güte des Herrn, die uns auf Erden trennt, in der Höhe des Himmels in Freude vereinigt werden." Wenn Bangen ihn umfängt, so schüttet er seine Bedrängniß wieder in Briefen aus. So nennt er sich seiner mütterlichen Freundin Bugga gegenüber „den deutschen Verbannten, der die finstern Winkel der deutschen Wälder durchwandern muß." Er seufzt: „Ueberall Unruhe, überall Trübsal; von Außen Kämpfe, von Innen Feinde. Zwischen den Lagern der Wölfe muß ich wandeln unter Heiden und Abtrünnigen. Leget Fürbitte für mich ein und für mein Werk." Erschütternd ist es, wie er ein andermal in seiner Demuth sich anklagt, daß er selbst mit seinen Sünden die ihm widerfahrenden Verfolgungen von Seite der Heiden und Irrgläubigen verschuldet habe; und mit heißen Worten fleht, ihn, den Schiffbrüchigen, durch Fürbitten herauszureißen.[1]) So führte er mit Hülfe seiner heimischen Freunde einen Gebetsverein ein, der in England wie in Deutschland auf das Gewissenhafteste gehandhabt wurde. Neben der Fürbitte verlangt er Kirchenschmuck, Glocken und besonders Bücher. Selten geht ein Brief von ihm nach England, welcher nicht die Bitte um Uebersendung eines Buches enthält. Von Bugga erbittet er sich die Leidensgeschichten der Martyrer; an seinen Gönner Daniel richtet er den Wunsch, den handschriftlichen Nachlaß des Abtes Winbercht von Nuthscelle über die Propheten zu erhalten; die Aebtissin Eadburg wird ersucht, die Briefe des hl. Petrus mit goldenen Buchstaben für ihn abschreiben zu lassen, „um die hl. Schriften vor den fleischlichen Augen der Heiden zu ehren." Bald begehrt er die Briefe Gregors I., bald Schriften des ehrwürdigen Beda, bald Erläuterungen über den Römer- und die Korintherbriefe. Die Hülfe, welche er für das Land seiner Wirksamkeit beanspruchte, wußte er durch gleiche Theilnahme für seine Heimath zu vergelten und die Boten, welche mit Geschenken immerfort herüberkamen, brachten dafür seine Rathschläge für das Wohl der Seinen zurück. Von seiner seltenen Macht über die Gemüther zeugen namentlich die Briefe seiner früheren Schülerinnen. Sie suchen bei ihm Trost, Unterricht und geistige Erhebung. „Nachdem mir alle meine Lieben

---

[1]) Jaffé l. c. nr. 102. p. 243. nr. 87. p. 235.

dahin gestorben, schreibt Egburg, zuletzt mein Bruder dahingegangen ist, habe ich Niemand mehr, der mich liebt, als dich. Obwohl ich leiblich fern von dir sein muß, hänge ich doch stets an deinem Halse mit schwesterlicher Liebe. Wenn du schon früher mir Bruder warst, so bist du mir jetzt Vater und Bruder. Wie der Schiffer im Sturm nach dem Hafen, wie das dürre Land nach Regen, wie die Mutter am Strand schreiend nach ihrem Sohne verlangt, so begehre ich dich zu sehen. Meine Sünden und Vergehen lasten schwer auf mir, darum rufe ich zu dir aus der Ferne, du wollest mich durch dein Gebet auf den Felsen erheben, durch deinen Beistand meine Thränen stillen und mir ein Wort des Trostes oder heilige Reliquien zu meiner Erhebung senden, damit ich darin stets deine Gegenwart besitze. Bete für mich." In ähnlicher Weise verlangen Bugga, Eangyth und ihre Tochter Eadburg, daß er ihnen mit seinem Rathe und seinem Gebete sein wolle „ein Aaron, ein Berg der Stärke." Von der Fremde aus ermuntert er noch seine ehemaligen Schüler, in ihren Studien auszuharren und immer weitere Fortschritte zu machen. Dasselbe theilnehmende Herz, welches er seinen Freunden entgegentrug, hatte er aber auch für die Noth seines ganzen Vaterlandes. Kühn und unerschrocken wandte er sich an dessen Könige, wie an Ethelbald von Mercia, um ihm seine Gewaltthätigkeiten gegen die Kirche vorzuhalten und ihn auf den Weg des Heils zurückzubringen.[1]) So war es ein gegenseitiges Geben und Nehmen, das zwischen ihm und dem Mutterlande statthatte. Wie reichlich aber auch die Gebete der Heimath für den Glaubensboten in der Ferne emporstiegen und wie zahlreich die Geschenke waren, die von dort ihm zuflossen — er bedurfte noch einer wirksameren Unterstützung. Wenn er auf das Feld seiner Thätigkeit schaute, so drängte sich ihm von selbst die Wahrnehmung auf, daß die Ernte zwar groß, der Mitarbeiter aber zu wenige seien. Um solche zu gewinnen, wandte er sich also wieder dorthin, woher ihm so oft die Hülfe gekommen war. Auf seinen Ruf öffneten sich die angelsächsischen Klöster und eine große Zahl von Dienern Gottes, Schriftstellern und in verschiedenen Künsten erfahrenen Männern schlossen sich als Schüler dem Meister an. Wir sehen Lullus, der ihm einstens nachfolgen soll, Burkard, dem er ein besonderes Vertrauen schenkte, und Witta. Andere, wie Eoban, Willibald und sein Bruder Wunibald, Megingoz, Sola, traten später hinzu. Aber auch eine heilige Schaar von Jungfrauen und Wittwen verließen voll Sehnsucht, die Gefahren und Verdienste dieser zu theilen, die Heimath. Chunihild und ihre Tochter Berathgit blieben in Thüringen; Thekla waltete zu Kitzingen am Main und Ochsenfurt, Lioba, „schön wie ein Engel, bezaubernd in ihrer Rede, wohlunterrichtet in den hl. Schriften", leitete das Kloster zu Bischofsheim, Walburgis stand ihrem Bruder Willi-

[1]) Jaffé l. c. nr. 13. p. 63. nr. 14. p. 166. nr. 59. p. 168.

bald zur Seite, Chunidrat wurde nach Bayern gesandt. Und die wilden Germanen, die sonst nichts mehr liebten, als blutiges Kampfgewühl, knieten jetzt zu den Füßen dieser sanften Herrinnen.

Nach dem Verlaufe weniger Jahre zählte Bonfatius Tausende von Bekehrten. Für dieses neue Volk mit seinen eigenthümlichen Gebräuchen wurde ein Gesetzbuch nöthig. Der Heilige legte also dem Papste eine Reihe von Fragen vor, damit dieser die Strenge der kirchlichen Vorschriften dem noch schwachen Geiste der Bekehrten anpasse. Gregor II. wußte in seiner Antwort[1]) die entschiedenste Festigkeit mit der nachgiebigsten Milde zu verschmelzen. Sie enthielt zwölf Punkte, welche von den Gesetzen der Ehe, der kirchlichen Zucht, der Verwaltung der Sakramente, dem Verbote des Genusses des Opferfleisches, dem Verhalten in ansteckenden Krankheiten, dem Verkehr mit lasterhaften Priestern u. s. w. handelten. Wenn nicht spätere Briefe verloren gegangen sind, so war dies der letzte, welchen Gregor II. seinem treuen Glaubensboten sandte. Am 11. Februar 731 starb er und Gregor III. trat an seine Stelle. Allein auch auf diesen war mit dem Amte und dem Namen die liebevolle Sorge für die Mission in Deutschland übergegangen. Die Gesandtschaft, welche Bonifatius bald nach dessen Thronbesteigung abschickte, sowohl um Rechenschaft abzulegen, als auch neuen Rath zu erholen, brachte ihm neben zahlreichen Reliquien das erzbischöfliche Pallium zurück, damit er Bisthümer gründen und Bischöfe weihen könne. Das Christenthum war demnach nicht mehr blos das Bekenntniß Einzelner, sondern schon in die Masse des Volkes gedrungen.

„Durch das Pallium, schrieb Bonifatius an den Erzbischof Cudbert, ist uns eine größere Sorgfalt für die Kirchen und Völker auferlegt worden" und so steigerte die ihm gewordene Auszeichnung nur das Gefühl seiner Verantwortlichkeit. Aufgemuntert durch das Wohlwollen des apostolischen Stuhles baute er dem Herrn zwei Kirchen, die eine in Fridislar — Fritzlar — zu Ehren der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, die andere zu Amöneburg zu Ehren des hl. Michael. Schon früher hatte er an dem letzteren Orte Zellen errichtet, jetzt führte er an beiden, durch neue Schenkungen unterstützt, förmliche Klöster auf, und besetzte sie mit angelsächsischen Mönchen. Sie sollten für Hessen werden, was Ohrdruf bereits für Thüringen war. Fast um dieselbe Zeit soll Bonifatius der Ueberlieferung zufolge dem von dem hl. Pirmin und seinem Schüler Amor gegründeten Kloster Amorbach im Odenwalde einen königlichen Schutzbrief erwirkt und dessen Kirche zu Ehren der allerseligsten Jungfrau eingeweiht haben. Neben diesem zählt unsere Heimath noch viele andere Orte, welchen, wenn auch nicht ein urkundliches Zeugniß, so doch die Legende ein Recht gibt, sich seiner dauernden Anwesenheit zu rühmen. Obschon seine Wirksamkeit an ihnen nicht immer gerade in diese Zeit,

---

[1]) Jaffé l. c. nr. 27. p. 88.

sondern bei manchen früher oder später fällt, so sollen sie doch hier zusammen angeführt werden. Besonders reich an Erinnerungen an den Heiligen ist die Taubergegend. Mergentheim erhebt Anspruch auf ihn. In Bernsfelden zeigt man noch die Stelle, wo er gepredigt hat.[1]) Igersheim hatte eine von ihm gegründete Bergkirche, deren ehemaligen Platz noch heute ein Kreuz bezeichnet; das Kloster zu Tauberbischofsheim ist ohnedies eine gemeinsame Stiftung der hl. Lioba und des hl. Bonifatius; die Pfarrkirche zu Oberlauda hat er sowohl nach einer Inschrift wie anderen Nachrichten um das Jahr 752 zu Ehren des hl. Martinus eingeweiht[2]) und zu der von Lauda den Grundstein gelegt; die Martinskirchen zu Königshofen a/T. und zu Schweigern leiten sich auf ihn zurück; die Pfarrei zu Grünsfeld soll er aus den Gütern, welche ihm Sigboto, der Graf des Taubergaues übergab, errichtet haben.[3]) Am Untermain lebt die Ueberlieferung, daß er zu Nilkheim, also an einer schon durch den heil. Kilian geweihten Stätte, Tausende getauft habe. In dem benachbarten Aschaffenburg erbaute er um das Jahr 753 eine Kapelle zu Ehren des hl. Martin, mit welcher ein Klösterlein verbunden wurde, das bis zur Errichtung des Stiftes der hl. Petrus und Alexander bestanden haben soll.[4]) Auf der Rhön führt man die ehemalige „Peterskirche am Petersee“ auf Bonifatius zurück. Von jener sind nur noch spärliche Reste vorhanden, dieser ist ausgetrocknet und sein Grund in Wiesen verwandelt. Die Vermuthung, daß sie zu jenen mehr als dreißig Kirchen gehört habe, welche nach einem Briefe des Heiligen an Papst Stephan II. aus dem Jahre 752 von hereinbrechenden heidnischen Horden vernichtet wurden, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Nach ihrer Zerstörung scheint man auf ihren Wiederaufbau verzichtet und sich an einem andern Orte in der Nähe angesiedelt zu haben. Ein und eine halbe Stunde von ihr entfernt finden wir nämlich in der Nähe von Unterfilken an dem Flüßchen Salza (Salz) eine andere Ruine, einst „Zum Bischof“, jetzt Mauerschedel genannt, und fünfzig Schritte weiter die Ueberreste eines alten Mauerwerks, das sogenannte „Pfaffenhaus“. Dieses bezeichnet schon der Name als eine ehemalige Priesterwohnung, jenes läßt eine uralte Kirche erkennen, von welcher die Thurmreste sich noch über den Boden erheben und die Grundmauern des Langhauses wenigstens sichtbar sind. Innerhalb seiner Umfriedung befindet sich aber noch ein Gebäude, welches in vier fast gleiche Zellen getheilt war. Da die Altardiener, wenn wir anders nach dem alten Namen schließen dürfen, in dem Pfaffenhause wohnten, so ist es möglich, daß wir in dem Hause im Bischofs eines

---

[1]) Schönhuth, Mergentheim. Ebend. 1857. S. 7.
[2]) Gropp, Collectio. IV. 23.
[3]) Athanasia v. Benkert. XIV. Würzburg 1833. S. 11. 12.
[4]) Archiv d. histor. Vereins v. Unterfrank. III, 2, 76.
[5]) Vgl. Ebenda X, 2. 3, 1. XVII, 1, 124.

jener Frauenklöster vor uns haben, die Bonifatius angelegt hat. Vielleicht dürfen wir hier die Stätte Chunihild's und Berathgit's suchen, von denen wohl gesagt wird, daß sie in Thüringen, nicht aber an welchem Orte sie geblieben sind.[1]) Daß Bonifatius an dem Sitze der früheren thüringischen Herzoge, in Würzburg, öfter verweilt habe, ist selbstverständlich, da er ja gerade dieses zum Mittelpunkte eines Bisthums ausersehen hat. Ein Gleiches gilt von Eichstätt, das er schon auf seinen Reisen von und nach Bayern berührt haben mag. Auch von den anderen Pfarreien, welche bei Stiftung des Bisthums Würzburg aufgeführt werden, leiten jene, welche nicht schon Willibrord gegründet hat, von ihm ihren Ursprung her. Genug, wir ersehen schon aus der Lage jener zum Theil weit von einander entfernten Orte, die das Andenken an den Heiligen als ein theures Vermächtniß bewahrt haben, daß derselbe seine Wirksamkeit über das ganze damalige Thüringen erstreckte, so daß kaum ein Gau oder auch nur ein Theil desselben zu finden sein dürfte, welcher von ihm nicht heimgesucht worden ist.

Dem Auftrage, welchen ihm einstens Gregor II. für die Thüringer gegeben, war er nach Kräften nachgekommen. Unter jenen Schreiben befand sich aber auch, wie wir gehört, eines an die Altsachsen. Daß er auch diese nicht vergessen, sehen wir aus einem Briefe an die angelsächsische Geistlichkeit, welche er beschwört, durch ihr Gebet die Bekehrung der heidnischen Sachsen zu erwirken. „Erbarmt euch derselben, schreibt er, denn auch sie pflegen zu sagen: wir sind aus demselben Blute und demselben Gebeine entsprossen." Daß er die Absicht hegte, zu ihnen zu gehen, erhellt aus einem Schreiben des Bischofs Torthelm, worin derselbe seine Freude darüber ausspricht, daß Bonifatius sich Tag und Nacht mit dem Gedanken beschäftige, dieses Volk zum christlichen Glauben zu führen.[2]) Die Abneigung der Sachsen gegen das Christenthum, das ihnen schon als die Religion ihrer Feinde, der Franken, verhaßt war, setzte indessen seinen Bestrebungen für jetzt noch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Wohl hat die Sage seinen Namen an viele Orte in ihrem Lande geknüpft.[3]) Es darf aber als gewiß angesehen werden, daß der südliche Theil des Harzes erst nach dem Siege Pipins im Jahre 748 und das eigentliche Sachsen noch später, nämlich im Jahre 753 nach der Schlacht an der Weser, sich den Schülern des Heiligen erschlossen hat. Da man nun jenen Stiftungen, welche von Jüngern aus der Schule und mit den Mitteln aus den Klöstern des Bonifatius in Fulda und Hersfeld gegründet wurden, den Namen des Heiligen gab, so konnte leicht die Rede entstehen, der Meister selbst habe geschaffen, was zunächst das Werk seiner Schüler war.

---

[1]) Vgl. Ebenda X, 2. 3, 1.

[2]) Jaffé l. c. nr. 39. p. 107. nr. 101. p. 251.

[3]) Vgl. J. Chr. G. Schumann, Missionsgeschichte der Harzgebicte. Halle. 1869. S. 47 ff.

Von den Sachsen wandte sich Bonifatius im Jahre 736 nach Bayern. Dieses Land, welches damals von der Donau bis tief in die Alpen und von dem Lech bis zur Grenze der Avaren, also weit hinein in das heutige Oesterreich reichte, war schon frühe durch Severin mit dem Christenthum bekannt geworden. Noch vor unserm Heiligen hatte der hl. Emmeram in Regensburg das Heidenthum gestürzt, der hl. Rupert das Bisthum Salzburg gegründet und der hl. Corbinian in Freising gewirkt. In demselben Jahre, in welchem einst Bonifatius an der friesischen Küste zum erstenmale landete, hatte Gregor II. auf Bitten des Herzogs Theodo II. den Bischof Martinian, den Priester Georg und den Diakon Dorotheus gesandt, damit sie die kirchlichen Verhältnisse dort ordnen und nach dem Lieblingswunsche des Fürsten für jeden der vier Theile, in welche er sein Land für sich und seine drei Söhne geschieden, einen Bischofssitz errichten sollten. Schon hieraus ersieht man, wie unbegründet der Vorwurf — wenn überhaupt dieses Wort am Platze wäre — thatsächlich ist, der hl. Bonifatius habe als der erste die deutsche Kirche in Abhängigkeit von Rom gebracht. Der Tod des Herzogs und die dadurch hervorgerufenen Unruhen, der Mangel an tüchtigen Priestern und die vielfach noch von dem Heidenthume durchtränkte Anschauung des Volkes verhinderten übrigens vorerst das Gelingen dieses Werkes. Zwar griff Hucbert, der Enkel Theodo's, welchem im Jahre 729 das Land ungetheilt zufiel, jenen Gedanken wieder auf und rief den hl. Corbinian aus Tirol, wohin er sich vor Pilitrude, der Gemahlin Grimoalds, des Oheims Hucbert's, hatte flüchten müssen, zurück, allein der Heilige starb schon 730 und der Herzog selbst war den vor ihm auftauchenden Hindernissen gegenüber zu schwach. Als Bonifatius im letzten Jahre der Herrschaft Hugbert's in Bayern anlangte, fand er fast ähnliche Verhältnisse wie früher in Thüringen vor. Noch wucherte das Heidenthum neben der christlichen Lehre, die Bekenner dieser waren vielfach von falschen Predigern irre geführt und das Schlimmste war, daß die christlichen Priester unter sich wenig Fühlung hatten, woraus an sich wohl unbedeutende aber unter den gegebenen Verhältnissen gefährliche Verschiedenheiten erwachsen waren. Kraft seiner erzbischöflichen Gewalt trat er seine Rundreise zur Besichtigung der einzelnen Kirchen an. Wo er hinkam, predigte er, um das Volk von den Gebräuchen des Heidenthums oder von verderblichen Irrlehren zurückzuführen. Einen dieser falschen Priester, Eremwulf, schloß er feierlich von der kirchlichen Gemeinschaft aus. Eine besondere Errungenschaft machte er, indem er das Herz eines jungen vornehmen Baiern, Namens Sturm, gewann. Der Heilige hatte ihn in dessen Elternhaus kennen gelernt und der Jüngling folgte ihm als seinem geistlichen Vater nach Thüringen, um unter der Aufsicht des Abtes Wigbert von Fritzlar zu einem der hervorragendsten Werkzeuge der Vorsehung bei der Neugestaltung Deutschlands herangebildet zu werden. Ein Jahr ungefähr mochte Bonifatius in Bayern verweilt haben. Es war ihm zunächst

darum zu thun, sich über die kirchlichen Zustände des Landes zu unterrichten; wie dieselben zu ordnen seien, darüber wollte er sich dort Rath erholen, wo er ihn noch immer gefunden. Zuvor aber kehrte er nochmals nach Thüringen zurück. Er untersuchte hier den Zustand der Gemeinden und besuchte die neu gegründeten Klöster, um ihre Fortschritte zu prüfen. Ueberall findet er Wachsthum, und wenn, vielleicht gerade darum, einmal der Eifer seiner Mitarbeiter nachlassen will, weiß er ihm neues Leben einzuhauchen.

4. Der Gesandte des hl. Petrus.

Ueber vierzehn Jahre hatte Bonifatius an der Bekehrung Mitteldeutschlands gearbeitet und, soweit es diese Zeit gestattete, sein apostolisches Werk vollendet. Hessen und Thüringen waren zum größten Theile für das Christenthum gewonnen; es handelte sich nunmehr darum, diesen Ländern eine feste kirchliche Gliederung zu geben. Wie sehr die junge Pflanzung ohne eine solche Gefahr lief, wieder zu verwildern, hatte der Heilige an Bayern gesehen. Nach der aufreibenden Missionsthätigkeit galt es darum, die nicht minder beschwerliche Arbeit der kirchlichen Organisation in Angriff zu nehmen. Es ist dies der dritte Zeitraum seiner Wirksamkeit und auch er beginnt gleich den beiden vorigen mit einer Pilgerfahrt. „Ich trage das größte Verlangen, sagt er einmal, wieder die heiligen Orte aufzusuchen, wo so Viele für den Namen Christi ihr Blut vergossen haben, um in der Betrachtung ihrer Liebe die meinige anzufachen und mich ihrer Fürbitte zu empfehlen.“ So machte er sich denn, schon im achtundfünfzigsten Jahre stehend, gegen Ende 737 oder zu Anfang 738 zum dritten Male auf den Weg nach der Hauptstadt der Christenheit. Viele Franken, Bayern und Angelsachsen, welche aus der Heimath zu ihm gekommen waren, begleiteten ihn. Er ward nicht nur von Gregor III., welcher ihn erst bei dieser Gelegenheit persönlich kennen lernte, auf das Ehrenvollste aufgenommen, sondern auch die Römer und die gerade anwesenden Fremden, denen der Ruhm seines Namens nicht mehr unbekannt war, empfingen ihn mit der größten Auszeichnung. Die Vorschläge, welche Bonifatius dem Papste zu machen hatte, betrafen zunächst die Ausführung jenes Befehles, der ihm schon früher geworden, nämlich für die von ihm bekehrten Länder Bischöfe zu weihen; ergingen sich ferner über die Art und Weise, wie die kirchliche Ordnung in Bayern herzustellen sei, und bezweckten endlich zur Abschaffung der Mißbräuche die öftere Vereinigung der Bischöfe auf Kirchenversammlungen. Daß Gregor III. mit Freuden auf diese Anträge einging, geht aus dem Briefe des heiligen Bonifatius an die Brüder und Schwestern in Deutschland[1]) hervor, worin er seine günstige Auf-

[1]) Jaffé l. c. nr. 34. p. 100.

nahme bei dem Papste schildert und ihnen zugleich mittheilt, daß sich seine Rückkehr nur darum verzögere, weil er zuvor an einer demnächst in Rom stattfindenden Synode theilnehmen wolle. Noch mehr aber erhellt dieses aus drei Schreiben, welche ihm Gregor selbst mit in die Heimath gab. Das erste, mehr allgemein gehalten, empfiehlt ihn der Unterstützung aller Bischöfe, Aebte und Priester und fordert sie auf, ihm Helfer zu schicken. Das zweite wendet sich an die von ihm bekehrten Völker, die Thüringer und Hessen, die Borthårer am Flusse Wohra, die Nistrasier an der Nister, einem Nebenflusse der Sieg, die Wedrever in der Wetterau, die Lognaer und Süduosier im heutigen Lahngebiet, die Grabfelder, worunter die ganze nördliche Hälfte des Bisthums Würzburg zu verstehen ist, und an alle, welche in den östlichen Landstrichen wohnen, mit der Mahnung, Bonifatius zu folgen und die von ihm geweihten Bischöfe anzunehmen. Das dritte stellt den Bischöfen in Bayern und Alemannien Bonifatius als den Stellvertreter des Papstes vor, von welchem sie das kirchliche Amt empfangen und mit welchem sie zur Synode an jenem Orte zusammentreten sollten, den er ihnen bestimme. So sollte denn Bonifatius mit der Vollmacht eines „Gesandten des hl. Petrus", wie ihn Karlmann nennt, nach Deutschland zurückkehren. Neben der geistlichen Gewalt des Erzbischofs trat jetzt die noch weitere des päpstlichen Legaten in Wirksamkeit.

Nach einem Aufenthalte von einem Jahre verließ er Rom. Wie früher, so hielt er auch diesmal bei dem Langobardenkönig Luitprand in Pavia eine kurze Rast. Hier kam die Einladung Herzog Odilo's von Bayern, des jüngsten Sohnes Theodo's II., der inzwischen auf Hucbert gefolgt, seinem Wunsch entgegen. Sofort eilte er dorthin, um vor allen die kirchliche Wiedergeburt Bayerns zu begründen. Er griff hiebei auf die alte Vereinbarung zwischen Gregor II. und Theodo II. zurück, nach welcher das Land in vier Sprengel getheilt werden sollte. Passau, Salzburg, Regensburg und Freising wurden als bischöfliche Sitze bestimmt. Vivilo, den der Papst selbst zum Bischof geweiht hatte, wurde für Passau belassen. In Salzburg, das seit dem Tode des hl. Rupert keinen rechtmäßig geweihten Bischof hatte, wurde Johannes eingesetzt. Zu Regensburg, das schon früher Bischöfe gehabt, hatte sich Wigo, der Abt zu St. Emmeram, die bischöflichen Rechte beigelegt; Bonifatius übertrug dieselben auf Gaibald. Für Corbinian, der in Freising bereits 730 gestorben war, bestellte der Legat dessen Bruder Erembrecht. Wir wissen, daß die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse manchfache Kämpfe hervorrief, aber wir wissen auch, daß Bonifatius rasch den Sieg errang. Schon am 29. Oktober 739 bezeugt ihm Gregor III. seine Freude über die von ihm getroffene Eintheilung Bayerns, erinnert ihn nochmals an die für die dortigen Bischöfe abzuhaltende Synode und setzt bei, daß er ihm nicht gestatten könne, an Einem Orte zu weilen, sondern ihn vielmehr ersuchen müsse, vielerlei und beschwerliche Reisen zu unter-

nehmen und, wo er einen gastlichen Ort finde, Bischöfe zu weihen. Bonifatius scheint schon nach Thüringen zurückgekehrt gewesen zu sein, als ihn dieses Schreiben erreichte. Ob er eine Kirchenversammlung in Bayern abgehalten habe oder nicht, darüber schweigen die Lebensbeschreibungen; daß er aber dasselbe nochmals besucht, ist durch die von ihm im Jahre 740 vollzogene Einweihung des auf seinen Rath gegründeten Klosters Benediktbeuren gewiß. Der Segen, den die Neugestaltung der Kirche in Bayern verbreiten sollte, ließ nicht lange auf sich warten. Dieselben drei Brüder Lantfried, Waldram und Elíland, Söhne des unglücklichen Schwabenherzogs Lantfried, welche Benediktbeuren gegründet hatten, wurden mit ihrer Schwester Gailswinde die Stifter von noch sechs anderen Klöstern, und jener, die überhaupt von 740 bis 780 dort in das Leben traten, waren nicht weniger als neunundzwanzig. Gerade von ihnen aber ist in jenem Lande Wissenschaft, Kunst und Gesittung durch Jahrhunderte hindurch ausgegangen.

Als Bonifatius die Bisthumsfrage in Bayern geordnet hatte, ging er an die kirchliche Eintheilung Thüringens und Hessens. Die Frage, warum er erst jetzt daran dachte, für jene Länder, denen er selbst den Glauben gebracht, Bischöfe zu weihen, da doch das Recht hiezu ihm schon vor Jahren bei Uebersendung des Palliums ausdrücklich übertragen wurde, wird von Manchen dahin beantwortet, es sei ihm dies erst nach dem Tode Karl Martells, welcher seinen Bestrebungen wenig geneigt gewesen, möglich geworden. Die Geschichte weiß nichts von einer solchen Mißstimmung zwischen dem Hausmeier und dem Legaten, wohl aber berichtet sie, daß jener diesen schon bei seiner Ankunft in den fränkischen Landen in seinen besonderen Schutz genommen habe. Zudem fand die Errichtung der thüringischen Bisthümer schon wenige Tage nach dem am 15. Oktober 741 erfolgten Tode Karl Martells statt, mußte also noch zu seinen Lebzeiten, und, wie dies kaum anders denkbar ist, mit seiner Beihülfe vorbereitet worden sein. Daß der Uebergang der Herrschaft auf die Söhne Karls, von welchen der fromme Karlmann, der besondere Gönner des Bonifatius, Austrasien und also auch Thüringen erhielt, während seinem Bruder Pipin die Leitung von Neustrien zufiel, die Ausführung des Planes beschleunigt habe, soll nicht geläugnet werden. Der eigentliche Grund der Verzögerung ist also wo anders, nämlich in den Verhältnissen des Landes selbst zu suchen. Seit dem Tode seines letzten Herzogs war Thüringen der Zankapfel und auch das Schlachtfeld der sich immer befehdenden Franken und Sachsen. Daß auf einem solchen Boden ein junges Bisthum vorerst nicht gedeihen würde, sah Bonifatius ein. Im Jahre 738 hatte Karl Martell die alten Feinde so siegreich zurückgedrängt, daß die Ruhe als gesichert betrachtet werden konnte. Es ist dieselbe Zeit, in welcher Bonifatius aus Italien zurückgekommen war, und, nachdem er seinen Auftrag in Bayern vollzogen, säumte er auch nicht länger, ihn in Thüringen auszuführen. Es war, wie schon gesagt,

im Jahre 741 und zwar in der letzten Hälfte des Oktober, als der Legat zuerst Burkard für Würzburg und Witta für Buraburg bei Fritzlar, sodann Willibald den Bischof von Eichstätt weihte. Als Ort der heiligen Handlung wird in dem Leben des hl. Willibald die Salzburg in Franken bezeichnet. Gregor III. war im Tode Karl Martell bereits am 28. November desselben Jahres nachgefolgt und an seiner Stelle hatte Zacharias den päpstlichen Stuhl bestiegen. Mit den Glückwünschen für den neuen Papst verband Bonifatius zugleich die Bitte, die neu errichteten Bisthümer zu bestätigen. „Als den einen Bischofssitz, schreibt er, haben wir die Veste Würzburg, als den andern den Flecken Buraburg, als den dritten Ort Erpfesfurt, das schon längst eine Stadt der ackerbautreibenden Heiden war, bestimmt und sprechen das dringende Ersuchen aus, diese drei Orte durch eine besondere Urkunde zu bestätigen.“ Die Antwort des Papstes, welche am 1. April 742 gegeben wurde, ermahnt ihn, wohl zu erwägen, ob die Orte und die Zahl ihrer Bewohner bedeutend genug seien, um Bischöfe zu besitzen, da die Kirchengesetze verböten, Bischöfe für zu kleine Städte zu weihen, und willfahrt unter jener Voraussetzung seinem Verlangen.[1]) Wie ersichtlich, ist in diesen Briefen von einem Bisthum Erfurt die Rede, während Eichstätts nicht gedacht wird. Der Annahme, der Name Erpfesfurt sei nur eine Verwechslung für Eichstätt, steht die nähere Beschreibung des Ortes entgegen als einer schon länger bestehenden Landstadt der Heiden, was nicht auf Eichstätt gehen kann, das zu jener Zeit als eine noch wüste Stätte, auf der sich allein eine Marienkirche befand, geschildert wird. Die Absicht des Legaten, für Nordthüringen in Erfurt, wie für Südthüringen in Würzburg je ein eigenes Bisthum zu gründen, muß also als gewiß gelten. Nach der Meinung der Einen wäre die Ausführung derselben aus unbekannten Gründen gescheitert; nach Anderen soll dasselbe wohl errichtet und Adalar als der erste Oberhirte eingesetzt, nach seinem Tode aber der Bezirk mit dem Sprengel von Mainz vereinigt worden sein, zu welchem er auch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts gehörte. Die Versicherung Othlos, daß Bonifatius außer Burkard und Willibald — er wie Willibald nennen nämlich auch Witta nicht — noch andere Bischöfe geweiht habe, läßt wenigstens die Möglichkeit der Aufstellung auch eines Bischofs für Erfurt offen. Die Auslassung Eichstätts in dem Berichte hat man gleichfalls verschieden zu erklären versucht. Entweder hat Bonifatius bereits bei seinem letzten römischen Aufenthalt dem Papste die Errichtung eines Bisthums für den Nordgau nahe gelegt und dieser, welcher Willibald dem Legaten von Rom aus sandte, hat ihn selber hiefür bestimmt, so daß es keiner weiteren Bestätigung bedurfte, oder der Erzbischof hat Willibald wohl für Eichstätt in Aussicht genommen, aber, da der Ort noch nicht die für

[1]) Jaffé l. c. nr. 42. p. 111. nr. 43. p. 116.

einen Bischofssitz nöthige Bedeutung hatte, ihn vorerst nur als Landesbischof für den Nordgau geweiht. Mit dieser letzteren Ansicht stimmt die Ueberlieferung, nach welcher das dortige Bisthum eigentlich erst 745 errichtet wurde, als die Stadt eben durch die Bemühungen Willibalds die erforderlichen Bedingungen erfüllen konnte. Unter diesen Schöpfungen dauerten nur Eichstätt und Würzburg bis heute, da neben Erfurt auch Buraburg und zwar schon mit Megingoz, welcher auf Witta folgte, erlosch. Nach Jahrhunderten wurde indessen das letztere in dem Bisthum Fulda gleichsam wieder erweckt. In den Bischöfen Georg Anton von Stahl von Würzburg, Johann Bernhard Pfaff von Fulda und Karl August Graf Reisach von Eichstätt trafen nach eilfhundert Jahren am 12. Juli 1841 die Nachfolger jener auf der Salzburg zusammen, um in Gegenwart König Ludwigs I. von Bayern an der Stelle, wo einst Bonifatius ihre bischöflichen Sitze gegründet, den Grundstein zu jener schönen Kapelle zu legen,[1]) welche ein Zeugniß ist sowohl der Dankbarkeit für als der Treue gegen die Predigt des großen Apostels.

Nachdem Bonifatius den von ihm bekehrten Völkern Deutschlands Bischöfe gesetzt hatte, galt es, auch die übrigen kirchlichen Verhältnisse Deutschlands zu ordnen. Hiebei fand er an Karlmann selbst die beste Stütze. Schon zu Anfang des Jahres 742 konnte er nach Rom berichten, daß ihn der Frankenfürst zu sich beschieden und beauftragt habe, in dem seiner Gewalt unterstehenden Theile des Reichs eine Synode zu halten. Karlmann hatte damit das heilige Versprechen verbunden, die kirchliche Ordnung, welche seit lange mit Füßen getreten worden, zu bessern. Die Schilderung, welche uns Bonifatius von dem Zustande der fränkischen Kirche entwirft, läßt erkennen, wie noth ihr eine solche Neuordnung that. Seit achtzig Jahren war keine Kirchenversammlung mehr gehalten worden und einen Erzbischof, der eine gewisse Ueberwachung hätte üben können, gab es im ganzen fränkischen Reiche nicht. Die kirchlichen Würden, wie Bisthümer und Abteien, waren vielfach an vornehme Laien als Belohnungen vergeben worden, die auch nach ihrer Erhebung dem Kriegsdienste und Waidwerke, nicht aber der Sorge für ihre Heerde oblagen. Die Priester führten zum Theil ein ausschweifendes Leben und gaben dem noch halb in das Heidenthum versunkenen Volke sogar so weit nach, daß sie neben dem Opfer des Neuen Bundes noch den alten Götzen Stiere und Widder schlachteten. Papst Zacharias betrachtet in seiner Antwort diese Kirche als eine solche, „in der alle Zucht von Grund aus zerstört sei" und ertheilt seinem Legaten bereitwillig alle Vollmachten.[2]) Noch im April des Jahres 742 ward das erste deutsche Concil abgehalten; ob auf der Salzburg, wie Eckhart[3]) meint, läßt sich nicht beweisen. Zugegen waren neben

---

[1]) H. Müller, der hl. Bonifatius auf der Salzburg. Würzburg 1841. — Die 11. Säcularfeier auf der Salzburg (Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund, Würzburg 1841).
[2]) Jaffé l. c. nr. 42. p. 111. nr. 43. p. 116.
[3]) Gründl. Nachricht von der Alten Saltzburg. Würtzburg. 1725. 4°. S. 19.

Karlmann und seinen Großen Bonifatius, Burkard, Witta, Willibald, Regenfried Bischof von Köln, Eddan Bischof von Straßburg, Dadan mit unbekanntem Sitze und die anderen Bischöfe, sämmtlich mit ihren Priestern. Die Beschlüsse desselben sind uns in dem Kapitulare Karlmanns vom 21. April 742 erhalten. Darnach sollten die eingesetzten Bischöfe Bonifatius als Erzbischof und Legaten des heiligen Stuhles untergeben sein; die Versammlung der Bischöfe sollte sich alljährlich wiederholen, wie auch diese wieder ihre Priester immer in der Fastenzeit zur Rechenschaft zu sich berufen sollten; das der Kirche entrissene Gut sollte baldmöglichst wieder erstattet werden. Die übrigen Vorschriften hatten die Verbesserung des priesterlichen Lebens im Auge. Mit Recht bezeichnet man diesen Tag als einen der wichtigsten in der ganzen Thätigkeit des heiligen Bonifatius. Die kirchliche Ordnung Deutschlands, wie sie der Heilige erstrebt, die Würde eines geistlichen Oberhauptes des austrasischen Reiches, welche ihm der Papst verliehen, war nunmehr von der weltlichen Gewalt feierlich anerkannt. Das Werk dieser ersten Synode wurde auf der zu Liftinä oder Lestines im Hennegau fortgesetzt. Nach der gewöhnlichen Annahme fand sie im Jahr 743 statt, nach den Neueren wäre sie in das Jahr 745 zu setzen; die Gründe, die hiefür vorgebracht werden, sind indessen nicht zwingend genug, um von der alten Ueberlieferung abzugehen.[1]) Sie wiederholte die Beschlüsse der ersten Synode, unterwarf die Klöster der Regel des hl. Benedikt; erklärte, daß wegen der bevorstehenden Kriege ein Theil des Kirchenvermögens unter der Bedingung eines Zinses an die Kirche zurückbehalten werden dürfe; verbot blutschänderische Ehen, wie den Verkauf von christlichen Sklaven an Heiden und setzte eine Geldstrafe auf die fernere Beobachtung heidnischer Gebräuche. Um dem Eifer der Prediger die rechte Einsicht und Richtung zu geben, fertigte man ein Verzeichniß von dreißig im Volke besonders herrschenden Arten des Aberglaubens an.

Sobald Bonifatius den Grund zu einer neuen kirchlichen Ordnung in dem ostfränkischen Reiche gelegt, war sein nächster Gedanke, auch für das von Pipin beherrschte Neustrien eine Kirchenversammlung zu veranstalten. Der Bruder Karlmanns zeigte gleiche Bereitwilligkeit und so traten im Jahre 744 dreiundzwanzig Bischöfe mit ihren Priestern und viele Edle zu Soissons zusammen. Die Beschlüsse sind im Ganzen denen der vorigen Synoden nachgebildet; zwei Gegenstände müssen besonders hervorgehoben werden. Einmal wurde auch für Neustrien die Eintheilung in erzbischöfliche Sprengel durchgeführt und Sens und Rheims als Metropolitansitze bestimmt, zu welchen später noch als dritter Rouen kam. Indessen sah man bald darauf von den beiden ersten wieder ab und begnügte sich einstweilen, wie in Austrasien, mit einem einzigen Erzbisthum. Sodann wurde hier das Urtheil über zwei Irr-

---

[1]) Vgl. Werner a. a. O. S. 244. ff.

lehrer gesprochen, welche große Verwirrung angerichtet hatten. Der Eine derselben, Adelbert, war ein Franke von Geburt und scheint vorzüglich auf dem Gebiete links des Rheins gewirkt zu haben. Nach einer Lebensbeschreibung, die vielleicht einer seiner Schüler verfaßte, wollte er schon vor der Geburt geheiligt worden sein; die Mutter hatte ein Gesicht, als gehe von ihrer Seite ein junger Stier aus. Von Jugend auf übte er Betrügereien, indem er vorgab, einer der Engel, deren Namen er alle wissen wollte, habe ihm von dem äußersten Weltende Reliquien gebracht, wodurch alle seine Gebete Erhörung fänden. Er ertheilte die Lossprechung ohne vorherige Beicht, da er, wie er sagte, die Sünden der Einzelnen kenne; er verbot, Kirchen zu Ehren der Apostel und Martyrer zu weihen und ging in seinem Stolze so weit, den Kirchen seinen eigenen Namen zu geben; er lockte das Volk von seinen Bischöfen und Priestern hinweg und versammelte es um Kreuze, die er auf freiem Felde errichtete. Seinen Anhang verstand er so einzunehmen, daß die Leute seine Nägel und Haare neben den Reliquien der Heiligen verehrten; selbst Bischöfe wußte er so zu bethören, daß ihm Einer die bischöfliche Weihe ertheilte. Um dieses Ansehen zu erringen, scheute er kein Mittel. Nach der Mainzer Ueberlieferung bewog er Verschiedene mit Geld, sich krank, lahm oder blind zu stellen, um sie dann wie durch ein Wunder zu heilen; auch zeigte er einen vom Himmel gefallenen Brief vor, der seine Sendung beweisen sollte. Der Andere, Clemens, war ein Schotte und soll seinen Einfluß nur in Ostfranken geltend gemacht haben. Er schämte sich als Bischof zweier Söhne nicht, die er in Unzucht erzeugt hatte, bestritt das Ansehen der Kirchenväter und allgemeinen Concilien, gestattete die Ehe mit des Bruders Wittwe und verbreitete über die Höllenfahrt Christi und die göttliche Vorherbestimmung irrige Lehren. Ihr Einfluß, der sich auch auf den Hof erstreckte, war mit ihrer Verdammung nicht gebrochen. Bonifatius, dem ihre Anhänger den Vorwurf machten, er habe ihnen „die heiligsten Apostel, ihre Patrone und Fürbitter, Wunderthäter und Zeichenwirker" genommen, mußte sich an Papst Zacharias wenden, welcher in einer zu Rom 745 gehaltenen Synode dieselben auf's Neue verurtheilte. Selbst jetzt noch wußten sie den erborgten Heiligenschein zu wahren. Im Jahre 747 gestattet nämlich der Papst ihnen wie Godasalc, der sich denselben beigesellt, eine neue Untersuchung, die mit ihrer abermaligen und endgültigen Verwerfung endete.

Mitten in diese aufreibende Thätigkeit des Heiligen fällt die Errichtung seiner Lieblingsstiftung. Bonifatius war als Bischof immer Mönch geblieben. Er, der seinen Neubekehrten jede Erleichterung zu verschaffen suchte, ließ auch bei der größten Arbeit nicht in seinen strengen Bußübungen und Fasten nach. Das Musterbild des klösterlichen Lebens war ihm die Regel Benedikts. Sie zur herrschenden zu machen, war schon sein Streben auf den seitherigen Synoden gewesen. Wodurch

konnte diese Absicht besser gefördert werden, als durch Gründung eines Klosters, „wie ein solches vor ihm, nach seinen eigenen Worten, noch von Keinem angefangen wurde?“ Eine andere Rücksicht war die, Söhne zu hinterlassen, von denen er voraussetzen durfte, daß sie sein Bekehrungswerk auch nach seinem Heimgange fortsetzen würden. An diesen längst gehegten Plan wollte er jetzt um so mehr gehen, als er in Karlmann jenen gefunden hatte, der ihm die äußeren Mittel bot, und in Sturm einen Schüler besaß, in dessen Hand er vertrauensvoll die Ausführung legen konnte. Am 12. März 744 nahm die Gründung von Fulda ihren Anfang. Von dem jetzigen Frauenberg, der lange davon Bischofsberg hieß, sah er dem Fortschreiten des Werkes zu. Jedes Jahr, so oft es ihm seine übrigen Sorgen gestatteten, eilte er herbei, um sich mit den Brüdern zu unterreden. Das Dörflein Horas soll der heimischen Sage zufolge seinen Namen eben davon tragen, daß der Heilige hier seine Tagzeiten, die Horen, gebetet habe. An diesem Orte, den er von der weltlichen wie bischöflichen Gerichtsbarkeit gefreit, wollte er einst seine letzte Ruhe finden. Was Augustin einstens für England, das hat Bonifatius damit für Deutschland gethan. Wie jener dort, so führte dieser hier die Regel Benedikts in die Klöster ein und wie die Stiftungen von jenem, so wurde die seine die Pflanzschule von Gelehrten und Missionären.


Das älteste Denkmal des hl. Bonifatius in Fulda.

Hatte der Heilige die Bischöfe Austrasiens und Neustriens in Provincialconcilien vereinigt, so that er in der Synode des Jahres 745 einen Schritt weiter. Dieselbe wurde mit Unterstützung beider Haus=

meier abgehalten, umfaßte die Bischöfe beider Reichshälften und ist demnach als das erste fränkische Nationalconcil zu betrachten. Eine der wichtigsten Fragen war hier unzweifelhaft die, welche Stadt dem hl. Bonifatius, nachdem nunmehr die kirchliche Gliederung Deutschlands vollzogen war, als fester erzbischöflicher Sitz angewiesen werden solle. Die Versammlung entschied sich für Köln, welches Bisthum eben erledigt war. Obschon nun der Papst wie zu den sonstigen Beschlüssen der Synode, welche das Verfahren gegen die falschen Bischöfe und Priester, die Festsetzung der Steuer von dem entzogenen Kirchengute und die Bestätigung früherer Satzungen betrafen, so auch zu diesem seine Zustimmung gab, so kam er doch aus nicht genügend klaren Gründen nicht zur Ausführung. Auf der anderen fränkischen Gesammtsynode, welche 747 oder 748 nach Einigen zu Vernum oder Ver bei Paris, nach Andern zu Düren bei Aachen stattfand, wurde nämlich Mainz als Metropole für Austrasien gewählt. Damit wurde das Werk der kirchlichen Wiedergeburt Deutschlands gekrönt. Derselbe Bote, nämlich sein Freund Burkard, welcher den Beschluß nach Rom überbrachte, nahm zugleich eine schriftliche Erklärung der versammelten Bischöfe mit, in welcher sie ihren vollen Anschluß an den apostolischen Stuhl erklärten. Mit unaussprechlicher Freude und dem innigsten Danke gegen Gott nahm Zacharias diese Kundgebung auf, erhob das seitherige Bisthum Mainz zum Erzbisthum und unterstellte ihm die Bisthümer Tongern, Köln, Worms, Speier, Utrecht „mit allen Völkern Deutschlands, welchen das Licht des Christenthums durch die Predigt des ehrwürdigen Bischofs geschenkt worden war.“[1])

Wie die Kirche, so bedurfte aber auch der Staat einer Erneuerung. Die königliche Gewalt der Merovinger war der Oberherrlichkeit der Hausmeier dienstbar geworden; nur der Name war jenen Schwächlingen geblieben, die Macht aber längst auf diese übergegangen. Sollte das gewaltige Reich in seiner Einheit erhalten werden, dann that es noth, den, welcher thatsächlich an dessen Spitze stand, auch mit der höchsten Ehre zu bekleiden. Dieser war nach der 747 erfolgten Entsagung Karlmanns nunmehr Pipin. Mit der Zustimmung des Papstes entschlossen sich die fränkischen Großen, auf sein Haupt die Krone ihres Reiches zu setzen. Gegen Ende 751 oder zu Anfang 752 erhoben sie ihn zu Soissons auf den Schild und Bonifatius mit den Bischöfen des Reiches salbte den seitherigen Herzog zum Könige der Franken.[2]) Die Gründe, aus denen Einige[3]) eine Theilnahme des Legaten an diesem Vorgange be-

[1]) Jaffé l. c. nr. 81. p. 226.

[2]) Die Belegstellen und Geschichtsschreiber, welche sich hiefür aussprechen, siehe bei Will a. a. O. S. 20 ff. Letzteren sind noch anzureihen: Theolog. Quartalschrift Jahrg. 1861 S. 92. D. Bartolini, Di S. Zaccaria papa. Ratisb. 1879. p. 453. 501 ff.

[3]) Eckhart, Comment. I, 514. Rettberg a. a. O. I, 380 ff. P. Alberdingk Thijm, Karl d. Gr. S. 93. 316. Heuser, Bonifac. u. d. Staatsstreich Pipins. Kassel 1869. A. J. Uhrig, Bedenken gegen die Aechtheit der mittelalterlich. Sage von der Entfernung des meroving. Königshauses. . Leipz. 1875. S. 19. 41. 45. Werner a. a. O. S. 355 ff. Histor.-polit. Blätter. Bd. 83. S. 286. 337.

streiten, sind nicht überzeugend. Läßt sich auch nicht erweisen, daß Bonifatius bei der Thronentsetzung Childerichs III. mitgewirkt, so ist damit die Salbung Pipins durch ihn noch nicht beseitigt. Die bestimmte Versicherung der Lorscher Annalen, die einer Zeit entstammen, in welcher an eine Beinflussung der Geschichtsschreibung durch das neue Herrscherhaus, wie man sie annehmen will, noch nicht gedacht werden kann, ist ein Zeugniß, gegen welches das Stillschweigen anderer, namentlich der Biographen um so weniger angerufen werden darf, als Willibald gerade die Ereignisse der letzten Jahre nur unvollständig gibt, bei seiner Auswahl zunächst den Zweck der Erbauung im Auge hat und nach der ganzen Denkweise jener Zeit diesem Ereignisse bei Weitem nicht jene Bedeutung beigelegt haben mag, welche es für uns hat, die wir dessen Folgen überschauen. Die fernere Annahme, als habe sich das Verhältniß zwischen Pipin und Bonifatius mit der Zeit so feindselig gestaltet, daß eher an eine Gegenwirkung des letzteren zu glauben sei, widerspricht den Thatsachen, welche die Geschichte verbürgt, gänzlich. Ebenso unhaltbar ist auch der Einwand, daß Papst Stephan 754 die Salbung Pipins nicht wiederholt haben würde, wenn ihr eine solche durch seinen Legaten vorausgegangen wäre. Wird die Salbung durch Bonifatius geläugnet, so bleibt immer noch die Salbung durch die übrigen Bischöfe — cum consecratione episcoporum — stehen, welche auch die älteren Quellen erwähnen, und konnte diese wiederholt werden, so war es auch bei jener möglich. Im Grunde handelte es sich aber bei dieser zweiten Salbung nicht um eine bloße Bestätigung des früher an Pipin verliehenen Königthums. Es wurde nämlich durch den Papst nicht nur die Pipin vorher zunächst persönlich übertragene Würde auf seine Nachkommen ausgedehnt, d. h. erblich gemacht, sondern auch eine neue hinzugefügt, nämlich die eines „Patricius Romanus“ und „Schutzherrn der Kirche“, welche in den Augen Roms noch höher stand, als die eines fränkischen Königs. Das Verhältniß beider ist also ähnlich dem der doppelten Salbung der späteren Herrscher, zuerst als Könige und dann als Kaiser. Gegenüber der Beschwichtigung endlich, Bonifatius, falls er an jenen Vorgängen unbetheiligt gewesen, gewinne an Achtung als Christ, was er vielleicht an Ansehen als weitblickender Kirchenfürst verliere, werden wir in dem Leben Burkards, wo diese Frage nochmals an uns herantritt, nachweisen, daß der Papst wie sein Legat auf den einen Ruhm nicht zu verzichten brauchen, weil sie sich den andern erworben haben.

So ward, wie ein christlicher Schriftsteller[1]) sagt, durch Bonifatius erfüllt, was einstens Rom in leiser Ahnung vorgeschwebt hatte, als die Krieger Alarichs die von ihnen geraubten heiligen Gefäße mit festlichem Gepränge wieder in die Basilika des hl. Petrus zurücktrugen.

---

[1]) A. F. Ozanam, die Begründung des Christenthums in Deutschland. A. d. Franz. Münch. 1845. S. 148.

Als ein Abgeordneter derselben Barbaren, welche einst die römische Herrschaft vernichtet hatten, warf sich Bonifatius zu den Füßen des Statthalters Christi nieder und erhob sich als der Gesandte des hl. Petrus mit dem Entschlusse, der ewigen Stadt ihre ehemaligen Bezwinger wieder zu unterwerfen. „Ich wünsche — so bezeichnete er selbst[1]) die Aufgabe seines Lebens — den katholischen Glauben und die Einheit der römischen Kirche zu bewahren und alle Hörer oder Schüler, welche mir Gott in dieser Mission schenken wird, zum Gehorsam unter den apostolischen Stuhl ohne Unterlaß aufzufordern und zu beugen." Kein Versprechen wurde besser eingelöst wie dieses. Die nordischen Völker nahmen diese wohlthätige Herrschaft, welche nicht mehr mit drohenden Adlern, sondern mit den Symbolen der Taube und des Lammes zu ihnen kam, willig an, indem sie die unsichere Stellung zwischen dem Evangelium und dem Götzendienst verließen, in welcher sie so lange hin und her geschwankt hatten, und der Legat des apostolischen Stuhles erneuerte die Salbung der Könige von Juda auf der Stirne des mächtigen Volksherzogs. Die Feinde des alten Rom wurden nach Gottes Willen die Vertheidiger des neuen. Dem Apostel Deutschlands aber war es nicht genug, diesem Ideale sein Leben geweiht zu haben — er wollte es auch demselben opfern.

5. Der Blutzeuge Christi.

Einem der alten römischen Kaiser legt man das muthige Wort in den Mund: „Caesarem oportet stantem mori — Ein Kaiser muß stehend sterben." Auch für Bonifatius, diesen tapfern, kampfesgeübten Helden, galt der Tod auf dem Schlachtfelde um des Glaubens willen durch Feindeshand als die ruhmvollste Art zu sterben. „Laßt uns, so hatte er schon 748 an Erzbischof Cudbert von Canterbury geschrieben,[2]) wenn Gott es so beschlossen hat, für die heiligen Gesetze unserer Väter sterben, damit wir mit ihnen des ewigen Erbes theilhaftig zu werden verdienen." Eine Zeit lang mochte es scheinen, als ob die Erfüllung dieses Wunsches nicht in dem Willen Gottes liege. Nachdem er noch im Jahre 752 die Wiederherstellung der von den Sachsen in Thüringen zerstörten Kirchen in das Werk gesetzt und dem Papst Stephan II., der unterdessen auf Zacharias gefolgt war, durch einen eigenen Boten seine Ergebenheit in den demüthigsten Ausdrücken versichert hatte, fühlte er seine Kräfte so sehr schwinden, daß er und seine Freunde seiner baldigen Auflösung entgegensahen. Da war nun die Zukunft seiner Schüler und die Fortführung seines Bekehrungswerkes die einzige Sorge, welche ihn beschäftigte. Schon Zacharias hatte ihn ermächtigt, vor seinem Ende

[1]) Jaffé l. c. nr. 42. p. 111.
[2]) Jaffé l. c. nr. 70. p. 208.

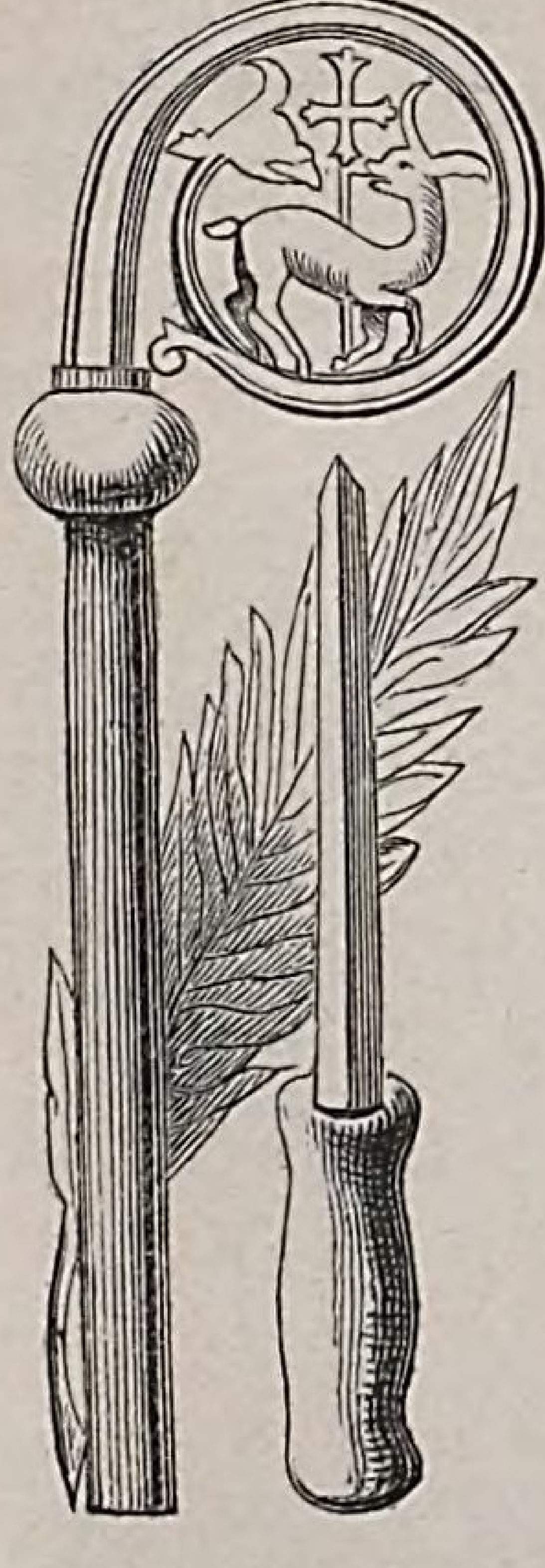
sich selbst einen Nachfolger zu wählen und Bonifatius hatte Lullus hiefür ausersehen, „den Knecht der Schüler seines Herrn Bonifatius", wie sich dieser einmal selber nennt. Um für seine Wahl auch die königliche Bestätigung zu erlangen, wandte er sich sowohl selbst als auch durch den Abt Fulrad von St. Denys an Pipin. Er schildert ihm mit bewegenden Worten die Lage seiner Schüler. Die einen, heißt es, seien als Priester im Dienste der Gemeinde thätig, die anderen in Klöster vertheilt und dem Unterricht der Kinder hingegeben; manche, die schon lange mit ihm gearbeitet, stünden bereits in vorgerücktem Alter. Sie hätten wohl Brod zu ihrer Speisung, aber die Kleider könnten sie sich nicht selbst verschaffen. Solle also das Christenthum an den Grenzen der Heiden nicht wieder untergehen, dann müsse sein Nachfolger sie gerade so unterstützen, wie er es selbst sich zur Aufgabe gemacht habe. Die Befürchtungen für das Leben des Erzbischofs gingen jedoch vorerst nicht in Erfüllung. In demselben Schreiben, in welchem er Pipin für die Gewährung seiner Bitte dankt, zeigt er ihm auch an, daß er sich wieder so weit gekräftigt fühle, um neuerdings in seinen Dienst treten und der bevorstehenden Reichsversammlung anwohnen zu können. So leuchtet die Lebensflamme des gottbegeisterten Mannes noch einmal auf, aber nur um in der ersten und höchsten Aufgabe seines Lebens, der Heidenbekehrung, sich zu verzehren. Auch indem er sich an das königliche Hoflager begab, hatte er nur diesen Zweck im Auge.

In Friesland hatten sich nämlich die Verhältnisse äußerst ungünstig gestaltet. Einmal erhob der Bischof von Köln Ansprüche auf die Kirche von Utrecht, für welche Bonifatius einen Oberhirten in seinem Schüler Eoban aufgestellt hatte, sodann drohte auch unter der Herrschaft Radbod's II. ein größerer Abfall der dortigen Christen. Um das neue Bisthum gegen alle Angriffe sicher zu stellen, erflehte Bonifatius den Schutz sowohl des Papstes als des Königs; um dem durch Radbod's List und Gewaltthätigkeit einreißenden Zerfalle zu begegnen, faßte er den Entschluß, selbst das Feld seiner ersten Missionsthätigkeit zu besuchen. Es ist gewiß, daß sein letztes Wirken in diesem Lande sich ungefähr auf zwei Jahre vertheilt. Ob nun als diese 753 und 754 oder 754 und 755 anzunehmen seien, läßt sich, da die beiderseitigen Gründe einander die Wage halten, nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung kaum endgiltig entscheiden.[1]) Nur das soll bemerkt werden, daß die Mainzer wie Fuldaer Ueberlieferung für die letztgenannten Jahre spricht.

Die erste Reise fällt in den Sommer 753 oder in das Frühjahr 754. Im Vorgefühle seines nahen Todes rüstete sich Bonifatius zu derselben. Er übergab an Lull sein Bisthum, legte ihm die Pflichten seines Amtes, vor Allem die Fürsorge für seine Kirchen- und Klosterstiftungen an das Herz, befahl ihm, dereinst seine Leiche nach Fulda zu

[1]) Vgl. Will a. a. O. S. 46. ff.

bringen und übertrug ihm die Vorbereitungen zur Fahrt. „Mein Sohn, sprach er, lasse Alles in Bereitschaft setzen und lege zu meinen Büchern auch das Todtentuch, welches meinen alten Leib bedecken soll." Lull antwortete mit einem Strom von Thränen, da brach Bonifatius das Gespräch ab und ging zu Anderem über. Auch viele seiner übrigen Schüler hatten sich in jenen Tagen nochmals um ihn gesammelt. Unter ihnen befand sich Lioba, seine Anverwandte, die er eigens zu sich berufen, um sie zu unerschütterlicher Ausdauer in ihrem Berufe zu ermahnen. Nichts, sprach er ihr zu, solle sie von ihrem Ziele ablenken; sei doch das Leben so kurz im Vergleiche zur Ewigkeit, wo die Herrlichkeit der Heiligen sie erwarte. Er empfahl sie der Obsorge Lull's und der Mönche von Fulda, sprach den Wunsch aus, daß ihr Leichnam einst neben dem seinigen bestattet werde und bat sie nochmals, indem er ihr scheidend sein Gewand überreichte, doch das Land ihrer Pilgerschaft nie zu verlassen. Mit zahlreichen Begleitern, unter denen sich Bischof Eoban, die Priester Walther, Wintrung und Aethelher, die Diakone Hamund, Skirbald und Bosa, die Mönche Wacchar, Gundaecer, Illehere und Hathowulf befanden, bestieg der mehr als siebzigjährige Greis das Schiff, welches ihn rheinabwärts führen sollte. Für die Nächte nahmen sie an geeigneten Orten Aufenthalt, so einmal bei einer frommen Matrone, welche versprach, ihm bei seiner Rückkehr eine in ihrer Kapelle hängende Glocke von schönem Klang schenken zu wollen. Sie fuhren in den See Elmere (Zuydersee), um an der Ostseite desselben zu landen. Hier, in dem heutigen Westfriesland, gelang es ihm und seinen Gefährten, in kurzer Zeit Tausende von Männern, Frauen und Kindern zur Taufe zu bewegen; die Götzenbilder wurden gestürzt und Kirchen gegründet. Als der Winter herannahte, zog sich Bonifatius nach der Angabe Eigil's[1]) zur Rast nach Deutschland zurück, um mit dem Frühling das so glänzend begonnene Werk fortzusetzen.

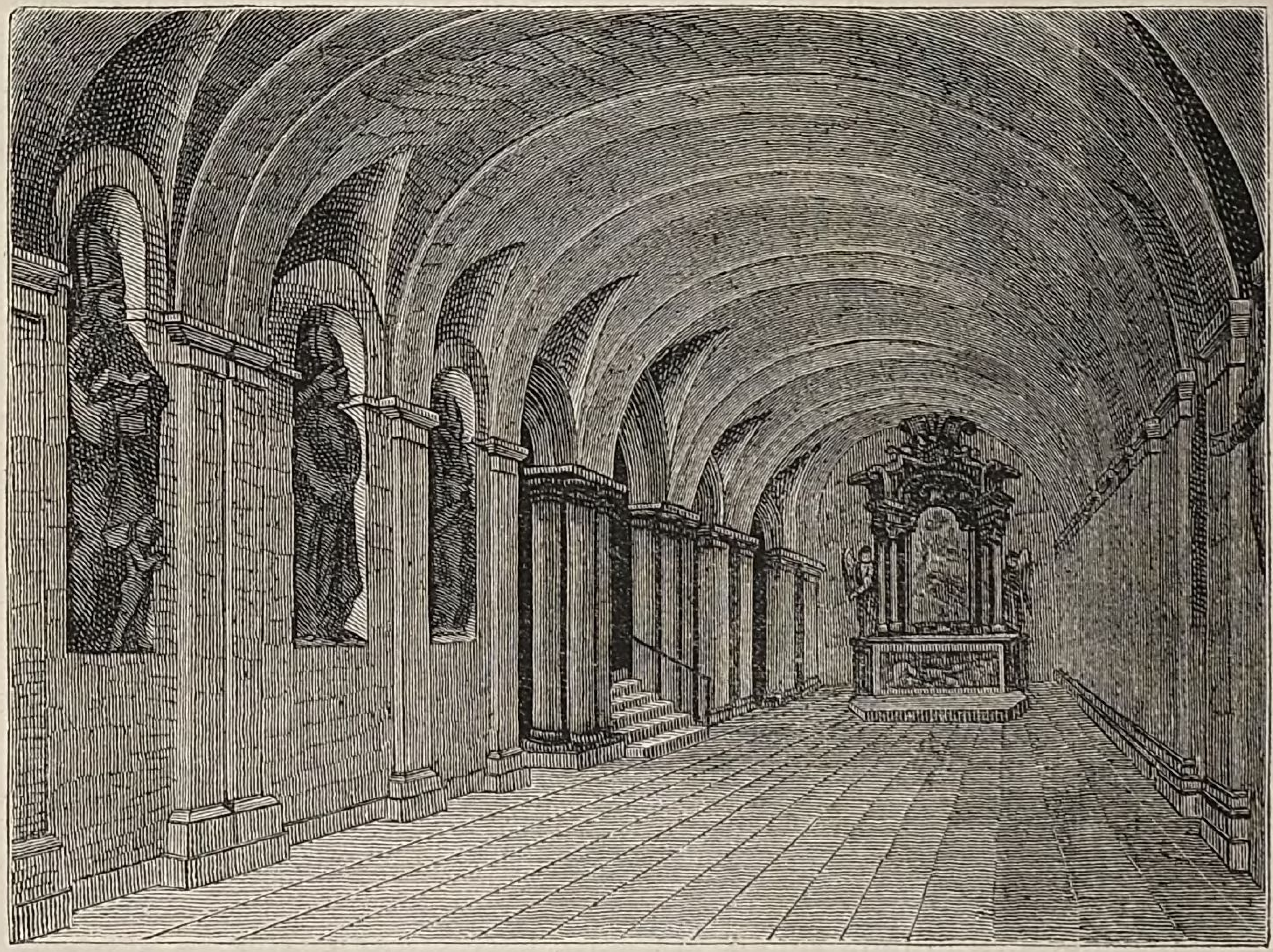


Bischofsstab u. Marterdolch des h. Bonifatius.

Auf dieser zweiten Reise, welche in das Jahr 754 oder 755 zu setzen ist, war Bonifatius bis tief in den Norden vorgedrungen. An dem Boornflusse bei Dokkum schlug er mit den Seinen zum letzten Male die Zelte auf. Der Altar war bereitet und die heiligen Gefäße zum Opfer aufgestellt, denn für den Morgen des 5. Juni hatte man eine große Menge Neugetaufter zusammengerufen, damit ihnen der Heilige die Hände auflege. Ein Wunder kündigte Bonifatius das Ereigniß des kommenden Tages an: in der Nacht war nämlich das Zelt, in welchem er anhaltend betete, von himmlischem Lichte durchstrahlt. Kaum war die Sonne aufgegangen, da

[1]) Vita S. Sturmii c. 15. Pertz, Monumenta. Script. II, 372.

zeigte sich statt der Neubekehrten ein Schwarm Barbaren, mit Lanze und Schild bewaffnet, in der Ebene und stürmte gegen das Lager an. Eilend griffen die Seinen zu den Waffen und richteten sich zur Vertheidigung ihres Herrn. Allein der Mann Gottes hatte kaum den Kampflärm vernommen, als er mit seinen Geistlichen und den heiligen Reliquien, von denen er sich niemals trennte, aus dem Zelte trat und seinen Getreuen zurief: „Laßt ab meine Kinder, von dem Kampfe und führt keinen Krieg. Gebietet uns nicht die hl. Schrift, Böses mit Gutem zu vergelten? Der lange ersehnte Tag ist da, wo wir eingeladen werden, von den Mühen und Drangsalen dieses Lebens zu den Freuden der ewigen Seligkeit einzugehen. Warum wollt ihr uns



Die Gruft des hl. Bonifatius im Dome zu Fulda.

eine so große Herrlichkeit rauben? Seid vielmehr stark in dem Herrn und wehret uns nicht, das dargebotene Geschenk der göttlichen Gnade dankbar anzunehmen. Hoffet auf ihn und er wird eure Seelen retten!“ Dann wandte er sich an die Priester, Diakonen und niederen Geistlichen und ermahnte sie in ihrer Landessprache mit den Worten: „Brüder! Ist Euch etwas an der Liebe Gottes gelegen, erinnert Ihr Euch meiner Ermahnungen, dann zeiget es in der gegenwärtigen Stunde, indem Ihr das Wort des Herrn bedenket: „Fürchtet nicht die, welche den Leib tödten, weil sie die Seele nicht tödten können.“ Gründet also den Anker Eurer Hoffnung auf Gott, der Euch bei den Engeln Wohnungen bereitet. Verlieret nicht, ich bitte Euch, in dieser kurzen Stunde den Lohn der langen Mühen

eines ganzen Lebens; lasset Euch nicht durch die Heiden bethören, sondern vollendet muthig den Gang des Todes aus Liebe zu dem, der für uns gelitten hat, damit er Euch in das ewige Königreich führe." Jetzt drang der wüthende Haufe auf sie ein und mordete die Diener Gottes. Auf zweiundfünfzig belief sich die Zahl der Opfer. Bonifatius selbst empfing stehend und betend den Todesstreich, indem er das Evangelienbuch wie zum Schutze gegen das feindliche Schwert über seinem Haupte hielt.

Schon Willibald erzählt, daß die Bücher des Heiligen, welche die Heiden ihres Schmuckes beraubt und theils in die Felder, theils in das Rohrgebüsch geworfen hatten, aufgefunden und der Kirche zurückgegeben worden seien, und Othlo bemerkt dazu, man zeige zu Fulda jenes „Evangelienbuch", welches vom Schwerte verletzt sei, ohne daß auch nur ein einziger Buchstabe beschädigt erscheine, was sicher als ein viel größeres Wunder gelten müsse, als wenn es ganz unversehrt geblieben wäre. Noch heute werden in der Bibliothek zu Fulda drei Bücher aufbewahrt, welche einstens unserm Heiligen gehörten[1]). Das erste ist ein Evangelienbuch, aus 509 Blättern in groß Folio bestehend, und zählt zu den ältesten Handschriften, die auf uns gekommen sind, da sie von Victor, Bischof von Capua, in den Jahren 546 und 547 nach dessen eigenhändiger Bemerkung verglichen wurde. Die Randglossen, welche in angelsächsischer Schrift beigeschrieben wurden, stammen aller Wahrscheinlichkeit nach von Bonifatius selbst[2]). Das zweite, 63 Blätter in Oktavformat, welches gleichfalls die vier Evangelien enthält und in angelsächsischer Cursive geschrieben ist, wurde nach einer späteren Beischrift für eine eigenhändige Arbeit des Heiligen gehalten, stellt sich aber nach den Schlußworten selbst als das Werk eines gewissen Vidrug dar, der vielleicht mit Wintrung, dem obengenannten Leidensgenossen des Bonifatius, derselbe ist. Stimmt auch der Inhalt beider zu dem von Othlo erwähnten Buche, so fehlen doch alle jene äußeren Merkmale, welche von ihm angeführt werden. Das dritte dagegen trägt dieselben in nicht zu verkennender Deutlichkeit an sich. Es ist eine Handschrift in Folio, deren Blätter und Holzdecke von oben bis zur Mitte durchhauen sind und selbst leise Blutspuren zeigen. Sie umfaßt verschiedene Werke der Kirchenväter, darunter merkwürdiger Weise die Schrift des hl. Ambrosius: Von der Wohlthat des Todes, und ist im Auftrage oder von Ragyndrudis, vielleicht der gleichnamigen Tochter des Langobardenkönigs Rachis, welche um das Jahr 750 in das Kloster Plombariola trat, in langobardischen Schriftzügen ausgeführt. Gerade an diesem Buche haftet die uralte Ueberlieferung, es sei neben der Leiche des Martyrers ge-

---

[1]) Schannat, Vindemiae litterariae. Fuld. Lips. 1723. f. I, 124.

[2]) E. Ranke, Specimen codicis Novi Testamenti Fuldensis. Marburg 1840. 4°. — Serapeum, hrsg. v. R. Naumann. 1861. S. 8. — Codex Fuldensis, ed. E. Ranke. Lps. 1868. p. XVII sq.

funden worden. Da nun kaum anzunehmen ist, daß das von Othlo bezeichnete verloren gegangen, während andere erhalten wurden, so gilt es als dieses, und seine Angabe, es sei ein Evangelienbuch gewesen, wird als eine leicht mögliche Verwechslung betrachtet.

Der verruchten That folgte die Strafe auf dem Fuße nach. Die Mörder hatten die Habseligkeiten der Erschlagenen, wie die Bücherkisten und Reliquienkapseln, in dem Wahne, daß Gold und Silber darin enthalten sei, mitgenommen und dann sich in dem Weine, welchen sie neben andern Speisevorräthen auf den Schiffen der Getödteten fanden, berauscht. Hierauf brach über die Theilung der noch ungesehenen Beute ein Streit aus, in welchem Viele das Leben verloren. Die Uebrigen, welche statt der Schätze nur Bücher fanden, nahmen die Zierrathen von denselben und kehrten enttäuscht in ihre Wohnungen zurück. Allein schon nach drei Tagen wurden sie von der christlichen Bevölkerung der Umgegend in kriegerischem Rachezuge überfallen und größtentheils niedergemacht. Ihre Frauen und Kinder, Knechte und Mägde, sowie alle ihre Hausgeräthe, mußten den Siegern als Beute folgen. Diese Niederlage wirkte so gewaltig auf die überlebenden Heiden der Nachbarschaft, daß sie die Lehre des hl. Bischofs, welche sie bei seinen Lebzeiten nicht hören wollten, freiwillig gleich nach seinem Tode annahmen.

Noch waren die Christen damit beschäftigt, die Heiden für ihren Frevel zu züchtigen, als die Nachricht von dem Vorfalle nach Utrecht gelangte. Sogleich begaben sich die Brüder des dortigen Klosters an die Unglücksstätte, um die Leichen der Gefallenen in Sicherheit zu bringen. Vierzig derselben, nämlich die Begleiter des Heiligen aus dem Laienstande, wurden an dem Orte ihres Martyriums begraben. Ueber ihm erhob sich auf Befehl des Königs bald eine stattliche Kirche mit einem Kloster, nicht weit von jener Quelle heißen Wassers, welche nach Willibald bei der Einweihung durch den Hufschlag eines Pferdes aufgedeckt, nach der Erzählung des Utrechter Priesters aber schon von Bonifatius aufgefunden und durch seinen Segen mit ihrem angenehmen Geschmack begnadet worden ist. Der Leib des Apostels selbst wie die Eoban's, der Priester, Diakonen und Mönche wurden nach Utrecht übertragen, wo man sie mit Psalmen und Lobgesängen empfing. Während sie die letzteren sogleich in der Dreifaltigkeitskirche beisetzten, stellten sie den Leichnam des Erzbischofs einstweilen in einer kleineren Kirche nieder und ordneten Fasten und Gebete an, damit der heilige Martyrer sich würdige, bei ihnen zu bleiben. Als man jedoch denselben in die Kathedrale überbringen wollte, ließ sich die Bahre, so Viele auch Hand anlegen mochten, nicht heben. Daraus erkannte man, daß der Heilige sich eine andere Ruhestätte erwählt habe. In der That war auch inzwischen eine zahlreiche Gesandtschaft aus Mainz mit Hadda, einem Manne von ausgezeichneter Heiligkeit an der Spitze erschienen, um die kostbaren Ueberreste abzuholen. Auch jetzt noch waren Priester und Volk nicht gewillt, den theuern Besitz herauszugeben; der fränkische

Graf der Stadt gebot vielmehr geradezu, daß die Leiche in Utrecht verbleiben müsse. Da ereignete sich ein neues Wunder. Plötzlich soll nämlich die Glocke der Kirche, ohne daß eine Menschenhand sie berührte, erklungen sein, zum Zeichen, daß der hl. Leib nicht länger zurückbehalten werden dürfe. Unter Absingung von Hymnen trugen die Mainzer denselben auf ihr Schiff und traten alsbald die Rückfahrt an. Es folgten nun Wunder auf Wunder. Das Schiff fuhr stromaufwärts, ohne zu rudern; die Glocken der Kirchen, an denen man vorbeifuhr, fingen von selbst zu läuten an. So begann das Glöcklein in der Kapelle jener Matrone, bei welcher Bonifatius auf seiner Hinfahrt eingekehrt, schon einen Tag vor der Ankunft von selbst zu ertönen und hörte nicht früher auf, als bis die sterblichen Ueberreste in das Heiligthum gebracht waren. Es war am 5. Juli, dem dreißigsten Tage nach dem Martyrium, als das Trauerschiff in Mainz landete. Obgleich Tag und Stunde der Ankunft nicht angezeigt worden war, so stand doch, wie von höherem Geiste zusammengeführt, eine unzählige Volksmenge am Ufer, um den Leichnan des Bischofs zu empfangen. Lull selbst, der kurz vorher in der königlichen Pfalz verweilt hatte, war gerade in demselben Augenblicke, in welchem die Ueberreste seines Vorgängers eintrafen, nach Mainz zurückgekehrt. Bei Allen sprach sich ein gemischtes Gefühl von Schmerz und Freude aus; sie trauerten über den Tod des Vaters und freuten sich des neuen Fürsprechers im Himmel. Als man die Leiche zu waschen begann, öffneten sich die Wunden, welche die Mörder geschlagen, und begannen auf das Neue zu bluten. Sorgfältig wurden Wasser und Blut gesammelt und unter dem Baptisterium des hl. Johannes verwahrt.

Die gleiche Bewegung, welche vorher in Utrecht stattgefunden, bemächtigte sich nun auch hier der Geistlichkeit und der Einwohnerschaft. Man behauptete, es sei nicht recht, daß der Todte an einem anderen Orte bestattet werde, als wo er im Leben seinen Bischofsitz gehabt. Zugleich traf ein Bote des Königs mit dem Befehle ein, daß der Heilige, wenn es dessen eigener Wille sei, in Mainz beigesetzt werden solle. Vergeblich machten Sturm und die Seinen, welche von Fulda herbeigeeilt waren, den oft ausgesprochenen Wunsch des Verstorbenen geltend; das Volk wollte sich um keinen Preis den Besitz der kostbaren Reliquien entreißen lassen. Da geschah wiederum ein Wunder, den Fuldaern zu Hilfe. Der Heilige erschien in der Nacht einem ehrwürdigen Diakon, Namens Otpert, und sprach: „Was zögert ihr, mich zu meiner Ruhestätte nach Fulda zu bringen? Stehet auf und führet mich schleunig in die Einöde, zu dem Orte, den der Herr mir bereitet hat.“ Erst nachdem Otpert seine Aussage mit einem Eidschwur über den Reliquien bekräftigt hatte, gab man den Leib heraus; die Kleider aber, in denen er den Tod erlitten, wurden in Mainz zurückbehalten. Nun trat ein großartiger Leichenzug aus Geistlichen und Laien bestehend und von Lull geführt, die Fahrt nach Fulda an. Von Mainz bis Hoch-

heim fuhr man auf dem Main, wobei das Volk, theils in zahlreichen Schiffen theils auf den beiderseitigen Ufern, betend und lobsingend folgte. Von da schlug man den Landweg ein. In jedem Orte schlossen sich neue Schaaren an, von den Kirchen läuteten die Glocken, und wo man des Nachts rastete, errichtete man zum bleibenden Gedächtniß Kreuze. Die Kreuze, an deren Stelle später meist Kapellen traten, und die Brunnen, welche der Sage nach an einzelnen Ruhestätten der Reliquien entstanden sein sollen, lassen uns die Straße, welche die Bonifatiusleiche einschlug, noch heute verfolgen[1]. So findet sich die nächste Spur in dem nicht weit entlegenen Hofheim, das noch heute seine Bonifatiuskapelle besitzt. Gewiß ist, daß über Nacht die Leiche in der Gemarkung Kalbach ruhte und zwar da, wo zu ewigem Andenken die Bonifatiusquelle sprudelt. Der Ort hieß auch, sicher von dem daselbst aufgepflanzten Kreuze, Crutzen. Zwischen Schotten und Gedern in Oberhessen, an der Fuldaer Straße, wird urkundlich 1016 gleichfalls ein Bonifatiusborn erwähnt. Auch Crainfeld, südlich von Herbstein, scheint zu diesen Haltstellen zu gehören, denn auch es hat eine Bonifatiusquelle, die noch jetzt der Mönchsborn heißt. Zu Fulda langte der Zug nach der dortigen Ueberlieferung am 9. Juli an[2]. Um die vielen Gäste zu bewirthen, hatte Sturm den Auftrag gegeben, für Fische zu sorgen. Als nun die Prozession dem Kloster nahte, sah der Klosterbruder Ritant, welcher der Weisung seines Abtes nachkam, eine große Menge Fische von selbst auf sich zuschwimmen, daß er keine andere Mühe hatte, als sie in seinem Schifflein zu sammeln, und als der hl. Leib über die Brücke getragen wurde, hörte er es aus der Tiefe des Flusses herauftönen wie Meßgesang.

So fand denn Bonifatius in der von ihm begonnenen, aber noch nicht vollendeten Klosterkirche im Buchenwalde, und zwar ungefähr an der Stelle der Hauptpforte der heutigen Domkirche, die gewünschte Ruhestätte. Hier blieben seine Gebeine ungestört bis zu dem im Jahre 778 erfolgten Einfall der Sachsen. Aus Furcht, diese möchten, wie sie gedroht, das Kloster zerstören, nahmen die Mönche, um ihren größten Schatz zu retten, den Leichnam des Heiligen aus dem Grabe und schlugen den Weg nach Hammelburg ein. Da aber schon am zweiten Tage ihrer Abreise die Nachricht kam, daß die Feinde geschlagen seien, kehrten sie um und setzten die Reliquien an ihrem früheren Platze wieder bei. Nach der unter dem Abte Eigil vollendeten Vergrößerung der Kirche wurden die Gebeine des Apostels in die neu errichtete Gruftkirche unter dem westlichen Chor übertragen und dort unter dem Altare in einem steinernen Grabmale geborgen. Dies geschah am Tage der durch Erzbischof Haistulf von Mainz vollzogenen Einweihung, nämlich am 1. November 819, in Gegenwart sehr vieler Bischöfe, Aebte, Priester und Grafen. Die Zer-

[1] Vgl. Katholik. 1878. II, 659.

[2] Reinerding a. a. O. S. 202.

störungen der Stiftskirche in den Jahren 937 und 1120 ließen die Reliquien des hl. Bonifatius unberührt. Nicht so der Brand im Jahre 1286. Kein einziger Altar blieb vom Feuer verschont, die goldenen und silbernen Zierrathen schmolzen, viele Reliquien gingen verloren und verkohlten oder wurden wenigstens angebrannt, darunter auch die des hl. Martyrers. Dies gilt aber nur von denen, welche in die Altäre eingeschlossen waren, da jene, welche man schon früher von dem Körper trennte und gesondert verwahrte, erhalten worden sind. Es sind dies der Hinterschädel mit einem großen Theile des Gehirns, gegenwärtig in einen aus vergoldetem Kupfer gefertigten und mit silbernen Arabesken verzierten Schrein gesetzt; einige größere Knochenstücke sammt einem Theile des zur Einhüllung der Leiche gebrauchten Tuches, jetzt in einer Pyramide aus gleichem Metalle; der Dolch, womit er getödtet sein soll, unter Fürstabt Adalbert III. von Harstall mit einem neuen elfenbeinernen Griffe versehen; der Bischofsstab des Heiligen aus Wallroßzahn, in dessen Krümmung ein Einhorn, das Bild der Reinheit und der Stärke, geschnitten ist; sodann das Grab, in welchem der Körper geruht, mit der Asche. Die drei Bücher, welche von ihm herrühren, wurden schon erwähnt. Es sind indeß diese nicht alle Ueberreste, die uns von dem Heiligen geblieben. Die Verehrung, welche er genoß, rief von Seite vieler Kirchen das Verlangen wach, Reliquien von ihm zu besitzen, von denen Manche bis heute erhalten sind. Wie die Kirche von Mainz die Kleider, in denen er den Tod erlitten, zurückbehielt, so rühmte sich das Frauenkloster zu Kitzingen des Besitzes einiger seiner Untergewänder (femoralia et subtalares)[1]. Auch nach Würzburg kamen von den



Das neueste Denkmal des hl. Bonifatius in Fulda.

---

[1]) Passio: Jaffé l. c. p. 475.

Gebeinen des Apostels[1]). Zu Dokkum zeigt man nebst einer Casula von weißer und einem Pluviale von blauer Farbe einen Theil des oberen Schädels, während der andere Theil sich zu Löwen befinden soll. Außerdem werden noch auf dem Hülfensberge im Eichsfeld, im Dome zu Prag, zu St. Gereon, St. Severin und St. Cunibert in Köln, in den Jesuitenkirchen in Mecheln und Antwerpen, wie in der Collegiatkirche der hl. Jungfrau zu Brügge, Reliquien des Heiligen aufbewahrt[2]). Die im Jahre 1302 wieder hergestellte Stiftskirche sank 1397 durch einen Blitzschlag wieder in Trümmer, aus denen sie sich erst im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts erhob. Als sodann in den Jahren 1704 bis 1712 Fürstabt Adalbert I. von Schleifras durch den Bamberger Baumeister J. K. Dienzenhofer den Dom in seiner gegenwärtigen Gestalt aufführen ließ, wurde auch die Gruft des hl. Bonifatius erweitert und erhöht. Dieselbe ist in Kreuzesform erbaut und wird durch ein einziges großes, halbrundes Fenster an der Westseite erhellt. Das Blatt des auf der entgegengesetzten Seite befindlichen Altars, in welchem der Sarkophag eingeschlossen ist, stellt den Tod des Apostels dar, das Antipendium zeigt ihn im Grabe, aus dem er sich erheben zu wollen scheint. Beide sind in erhabener Arbeit aus Alabaster von Johann Neudecker gefertigt. An den Langseiten stehen in Nischen sechzehn große, aus Sandstein trefflich gearbeitete Standbilder verschiedener hl. Päpste und Bischöfe, welche dem sechzehnten Jahrhundert angehören und aus der vorigen Stiftskirche in die neue herüber genommen wurden.

Die Verehrung des Heiligen nahm ihren Anfang sogleich nach dessen Tode. Kaum war die Schmerzenskunde über das Meer gedrungen, so faßten die zu einer Synode versammelten englischen Bischöfe den Beschluß, den Todestag des Martyrers und seiner Genossen alljährlich feierlich zu begehen. Das Beileidsschreiben des Erzbischofs Cudbert an Lull[3]) zählt ihn zu den ausgezeichnetsten Lehrern des Glaubens und stellt ihn Gregor dem Großen und Augustin an die Seite. Noch inniger und bewegter spricht sich Bischof Milret von Worcester[4]) aus, der erst ein Jahr vorher „ohne seinen Willen" das Festland verlassen und sich traurigen Herzens von Bonifatius und Lull verabschiedet hatte: „Wenn wir auch den Verlust für dieses Leben mit vielen bitteren Thränen beklagen, so haben wir doch den Trost, daß er durch sein Blut zum Martyrer Christi geweiht und nun die Zierde und Krone Aller ist, welche aus unserem Vaterlande hervorgegangen sind. Wir bejammern unsere Lage, während er in Seligkeit, mit Christo und allen Heiligen in der Himmelsburg vereint, als getreuer Fürsprecher für uns Sünder wirkt". — Dem

---

[1]) Chilianeum, II. 292, 338. Archiv d. hist. Ver. f. Unterfr. XV, 2, 54.

[2]) AA. SS. Junius. tom. I. p. 493—98.

[3]) Jaffé, l. c. nr. 108. p. 261.

[3]) Ibid. nr. 109. p. 267.

Beispiele, welches das Land seiner Geburt gab, folgte man an den Stätten seines Todes und seines Grabes, und dies um so mehr, als sie durch häufige Wunder glänzten. Größer aber als die Heilungen körperlicher Gebrechen war die Hilfe, welche die Seelen fanden. „Bonifatius", so schreibt der Utrechter Priester, „thut große Zeichen unter dem Volke. Er vertreibt die unsichtbaren Seuchen der kranken Seele. Er heilt alle die Krüppel vom Unglauben, die Blinden von Unwissenheit, die Tauben von Hartherzigkeit, die Wassersüchtigen von ihrer Trunkenheit; alle Leiden der Seele werden von ihm sowohl durch die Heilkunst des Gebetes als der Lehre beseitigt. Darum preisen wir ihn nach Verdienst selig als einen hochberühmten Wundermann." Der 5. Juni ward in Fulda so frühe wie in England ein hoher Feiertag. Im Jahre 811 fordern die Mönche für die zahlreichen Besucher des Festes gastliche Aufnahme[1]); 819 wird die Stiftskirche, neben anderen Patronen, auch dem hl. Bonifatius geweiht[2]); Rabanus bittet einmal, da er in kaiserlichem Auftrage abwesend ist, seinen Gast Lupus von Ferrieres, daß er seine Abreise von Fulda bis zum Bonifatiusfeste verschieben möge, bis zu welchem er jedenfalls selbst zurückgekehrt sein würde[3]). Walafried Strabo, der Zögling Fulda's, besingt in einem Distichon die Freude des Tages[4]). Der Patron der Stadt wurde bald der des ganzen Stiftsgebietes. Wie aus dessen einzelnen Pfarreien, so wallfahrtete man bald aus allen Gauen Deutschlands zu dem Grabe des Apostels. Alexander IV. und viele folgende Päpste verliehen für den Besuch des Bonifatiusgrabes an seinem Festtage Ablässe. — Wie in Fulda, so feierte man ihn zu Utrecht schon kurz nach seinem Tode. Noch haben wir ein vierzeiliges Gedicht, das bereits im achten Jahrhundert am fünften Juni in der dortigen Kirche gesungen wurde, worin der Jubel der Brüder und Laien sich ausspricht, weil an diesem Tage Bonifatius die Höhe der Himmel erstiegen und mit seinem Blute das ewige Leben erworben habe[5]). — Diesen schlossen sich die von dem Heiligen geleiteten oder begründeten Bisthümer, Mainz an der Spitze, an. An den verschiedensten Orten wurden ihm Kirchen geweiht; namentlich liebten es die Mönche Fulda's, den Tempeln, welche sie in den von ihnen dem Christenthum gewonnenen sächsischen Gauen errichteten, den Namen des großen Heidenbekehrers zu geben. —

Die Glocken fingen, so erzählte uns die Sage, bei der Leichenfeier des Bonifatius von selbst zu ertönen an — wir dürfen hinzufügen, daß jenes geheimnißvolle Läuten in gewissem Sinne bis heute nicht aufgehört hat. Wurde sein Fest in den einzelnen Kirchen Deutschlands begangen, so wurde es in unsern Tagen, nämlich im Jahre 1874 auf die ganze Kirche

---

[1]) Eckhart l. c. II, 73.
[2]) Brower, Antiquit. Fuldens. p. 109.
[3]) Lupi abb. epist. ed. Migne, Patrol. lat. CXIX. ep. 5.
[4]) Walafridi carmina ed. Migne, Patrol. lat. CXIV. p. 1084.
[5]) Jaffé, l. c. p. 506.

ausgedehnt. Hat die Vorzeit ihm Bethäuser und Denkmäler geweiht, so hat die Gegenwart ihm die schönste Kirche in jener Basilika des hl. Bonifatius in München gewidmet, auf deren Wänden die Geschichte der Bekehrung unseres ganzen Volkes mit leuchtenden Farben geschrieben ist, und ihm zu Fulda durch die Meisterhand von Werner Henschel ein Denkmal errichtet, das alle früheren hinter sich läßt. Noch schöner aber als dieses ist jener Verein, der, wie er seinen Namen trägt, so auch sein Werk, da, wo es zerstört worden ist, wieder erneuern soll unter unserem Volke. Die Stämme Deutschlands zusammenzuschließen in Einem Glauben, das war die Aufgabe, die der Heilige sich stellte und soviel an ihm lag, auch löste. Allein, wie jenes Buch, das er im letzten Kampfe über seinem Haupte hielt, von dem Schwerte gespalten wurde, so ward auch nach Jahrhunderten die Kirche unseres Vaterlandes zerrissen. Für die Zurückführung der getrennten Söhne und Töchter unseres Landes zu beten, wie man einst in den Klöstern Englands für die Bekehrung ihrer Väter gebetet hat; Gaben zu sammeln, um für jene Kirchen, die einst Bonifatius und seine Schüler errichtet, eine spätere Zeit aber dem Glauben entrissen hat, andere zu bauen, das ist der Zweck des Bonifatiusvereins. Auf die Einheit des Glaubens gründete sich einst die Einheit und Macht unsres Vaterlandes. Muß nicht auch heute noch diese in der Wiedergewinnung jener ihre Stütze suchen? Als einstens Karl der Große in der Nähe des Stuffenberges, auf dem Bonifatius den alten Götzen gestürzt, sich zur Schlacht gegen die heidnischen Sachsen rüstete, da nahm er nach der Legende aus dem Kirchlein das Kreuz, welches der Heilige dort errichtet, heraus und befahl, es seinem Heere als Feldzeichen vorzutragen. Sein Sieg war so vollkommen, daß das Volk der Sachsen sich nicht länger der Annahme des Glaubens weigerte. Voll Dankbarkeit trug der Kaiser das Kreuz des Bonifatius an seinen früheren Ort zurück, fiel auf die Knie und rief: „Hier hat uns Gott Hilfe ertheilt, den Stuffenberg in einen Hülfsberg verwandelt.“ Und dieser Name ist ihm bis heute geblieben. Die Feinde, die uns umdrängen, sind zahlreicher und gefährlicher, als jene heidnischen Sachsen. So mächtig sie aber auch sein mögen, nimmt unser Volk, unser ganzes Volk, einmal wieder das Kreuz des hl. Bonifatius in die Hand, welches er mit erhobener Rechte von seinem Platze in Fulda ihm zeigt, dann wird auch es unüberwindlich sein. Wo immer die entscheidende Schlacht geschlagen wird, der Ort wird für es ein Hülfsberg werden. Ja, der Name Bonifatius ist die Erinnerung an unsere frühere Einheit und die Hoffnung unsrer künftigen Wiedervereinigung. Eines Tages wird sie sich gewiß erfüllen. Wurde auch jenes Buch gespalten, so wurde doch, wie die Sage geht, darum kein Buchstabe verletzt. Mit ihnen ist aber auch die Verheißung von „Einem Hirten und Einer Heerde“ geschrieben, von der die Inschrift auf dem Denkmale zu Fulda gilt: „Verbum Domini manet in aeternum — das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.“ —

2. Der selige Karlmann.

(17. August.)



Denkstein auf dem Petersberge bei Fulda.

Die Kirche auf dem Petersberge bei Fulda bewahrt drei uralte Denkmäler, welche aus der theilweisen Zerstörung dieses Heiligthums im Bauernkriege gerettet und bei dessen Wiederherstellung in die Außenwand eingefügt worden sind. Der mittlere Stein gibt das Bild des hl. Bonifatius, die beiden anderen zu seinen Seiten zeigen zwei Fürstengestalten, geschmückt mit Diadem, Weltkugel und Liliensceпter. Die Vermuthung Chr. Browers,[1]) nach welcher sie Karlmann und Pipin vorstellen sollen, ist nicht so willkürlich, wie J. Fr. Schannat[2]) meint. Wenn der Bauherr die Bildnisse des ersten deutschen Erzbischofs mit denen der beiden Frankenfürsten verband, so war es ein ebenso bestimmter als sinniger Gedanke, der ihn geleitet hat. Er wollte eben jene neben einander stellen, welche sich zu dem größten Werke ihrer Zeit und insbesondere zu der segensreichen Stiftung jenes Ortes vereinigt haben. In ihnen reichen sich die alte römische Kirche und das junge germanische Weltreich die Hände zum dauernden Bunde; in ihnen verehrt zugleich Fulda seine Gründer, nämlich den geistlichen Vater und die weltlichen Wohlthäter. Beide Brüder strebten nach hohen Zielen: der jüngere, Pipin, griff nach der irdischen Krone; der ältere, Karlmann, trug nach der himm-

---

[1]) Fuldensium Antiquitates. p. 117.

[2]) Dioecesis Fuldens. p. 135.

lischen Verlangen. Dem Apostel der Deutschen mit dem Hirtenstabe stand der austrasische Fürst mit dem Schwerte schirmend zur Seite; später legte er es nieder, um neben dem Mönche, welcher Bonifatius auch in dem bischöflichen Kleide immer geblieben, wenn auch durch weite Länder getrennt, als Mönch zu leben und wie dieser fast um dieselbe Zeit als Heiliger zu sterben.

Kein Zeitgenosse hat uns ein erschöpfendes Bild seines Wirkens und seiner Buße entworfen. Es sind vielmehr nur spärliche, in verschiedenen Chroniken zerstreute Nachrichten übrig geblieben, welche, soweit sie seine letzten Lebensjahre betreffen, zuerst Mabillon[1]) zusammengefaßt hat.

Karlmann, der erstgeborene Sohn Karl Martells, erblickte um 706 das Licht der Welt. Die Annahme, daß Chrotrudis seine Mutter gewesen, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, gewiß ist sie indessen nicht. Er und sein Bruder Pipin erhielten die gleiche Erziehung mit den Sprößlingen des merovingischen Hauses, denn sie wurden in dem Kloster St. Denys, dem gewöhnlichen Aufenthalte für die Königskinder, herangebildet. So empfänglich sie sich für die Lehren zeigten, welche ihnen hier zu Theil wurden, so dankbar erwiesen sie sich ihren Lehrern gegenüber. Die Schüler des hl. Benedikt verstanden es, in die Herzen der jungen Fürstensöhne den Keim jener Frömmigkeit zu senken, welche beide niemals verleugnet haben; diese trugen ihnen dafür eine thätige Zuneigung entgegen, welche sich durch zahlreiche und großartige Schenkungen geäußert hat. Besonders bei Karlmann leuchtet dieser Zug frommen Glaubens hervor. Die erste That, mit welcher er in die Geschichte eintritt, ist die, daß er am 1. Januar 722 die Zeichen seiner Zustimmung unter eine Urkunde setzt, in welcher sein Vater einige Güter an Willibrord vergibt.[2])

Am 15. oder 21. Oktober 741 starb Karl der Hammer, nachdem er zuvor noch das Reich unter seine Söhne getheilt hatte. Karlmann erhielt Austrasien, Schwaben und Thüringen. Pipin dagegen Neustrien, Burgund und die Provence. Bayern und Aquitanien werden bei der Theilung nicht aufgezählt, weil sie wohl zinspflichtig waren, aber unter eigenen Herzogen standen. Der Tod des gewaltigen Karl, der mit starker Hand die verschiedenen Völkerstämme zusammengehalten, wurde von Vielen, die nur mit Widerwillen das Joch der Franken trugen, als die Stunde der Befreiung betrachtet. Allein der Heldengeist des Vaters schien sich in den Söhnen verdoppelt zu haben. Grifo, ihr Stiefbruder, den Karl Martell mit Swanahilde erzeugt, war der Erste, welcher die Fahne des Aufruhrs erhob. Unzufrieden mit dem kleinen Gebiete, das ihm der Vater in der Mitte des Reiches angewiesen

---

[1]) AA. SS. Ordin. S. Bened. Saec. III, 2. p. 123.

[2]) Pardessus, l. c. II, 234. nr. 521.

hatte, und von seiner ehrgeizigen Mutter aufgestachelt, griff er zu den Waffen, ward jedoch sofort von den beiden Brüdern niedergeworfen und gefangen genommen. Als nach sechs Jahren ihn die Milde Pipins wieder in Freiheit setzte, benutzte er diese nur, um sich wiederholt gegen ihn zu empören. Kaum war dieser häusliche Zwist beendet, da begannen die Stürme an allen Grenzen des Reiches. Die Aquitanier, Alemannen, Bayern und Sachsen erhoben sich nacheinander. Wohl besiegten die beiden Fürsten noch im Jahre 742 den Aquitanenherzog Hunold und führten die Alemannen zu ihrer Pflicht zurück, allein schon im darauffolgenden Jahre standen die Unterworfenen wieder mit dem Bayernherzog Odilo gegen die Franken im Bunde. Bevor die Brüder sich gegen diesen neuen Feind wandten, welcher des doppelten Bandes vergaß, das ihn an sie knüpfte, nämlich seiner Verwandtschaft als Gemahl ihrer Schwester Chiltrudis und seines Unterthanenverhältnisses, mußten sie daran denken, für die Zeit ihrer Abwesenheit die Ruhe im Innern des Reiches zu sichern. Um also den fränkischen Großen jeden Vorwand zu einer Auflehnung zu nehmen, thaten sie, was ihr Vater im Vertrauen auf seine Macht unterlassen hatte. Karl Martell hatte nach dem im Jahre 737 erfolgten Tode Theodorichs IV. keinen weiteren König eingesetzt; seine Söhne jedoch erhoben am 1. März 743 auf den fast sieben Jahre verwaisten Thron wieder einen Merovinger, Childerich III. Nachdem sie sich so mit den Namen des alten Königshauses geschützt, fielen sie in das Land der Bayern. Am Lechflusse kam es zur entscheidenden Schlacht. Das Heer der Bayern und Alemannen wurde niedergemacht; Odilo, welcher entflohen war, fiel später in die Hände der Franken, ward von ihnen in die Gefangenschaft geführt und erhielt nur gegen die erneuerte Anerkennung seiner Abhängigkeit sein Land zurück. Mittlerweile hatten auch die von dem Bayernherzog in Sold genommenen Sachsen die Grenze überschritten und waren in Thüringen eingefallen. Wir wissen, wie verderblich diese Feinde namentlich dem Bekehrungswerke des hl. Bonifatius und seiner Schüler waren. Oft mußten die Glaubensboten in einen festen Platz flüchten und unter Entbehrungen und Angst mehrere Tage verweilen, bis die angelangten Verstärkungen die Feinde wieder verscheuchten. Nach den Einen wäre Karlmann selbst, zu dessen Gebiet Thüringen gehörte, zweimal, nämlich 743 und 744 gegen die Sachsen zu Felde gezogen, während Andere nur von einem Kriege gegen dieselben unter seiner eigenen Anführung erzählen und ihn in das Jahr 745 verlegen[1]). Er eroberte ihre Festung Hohseoburg, die man bald in der Sachsenburg an der Unstrut, bald in Osseburg im Herzogthum Braunschweig, bald in Seeburg in der Grafschaft Mansfeld, bald und wohl am sichersten in der Asenburg bei Groß-

[1]) Vgl. Der Katholik 1878. II, 150 — H. Hahn, Jahrbüch. d. fränk. Reichs 741—52. Berl. 1863. S. 65. u. Excurs IX. S. 174.

bodungen auf dem Eichsfelde sucht[1]), nahm ihren Anführer Theodorich gefangen und ließ sich von den Unterworfenen den Eid der Treue schwören. Dem Heere des siegreichen Fürsten waren die christlichen Missionäre gefolgt, welche Vielen der Sachsen die Taufe ertheilten. Mit ihrem Taufgelübde scheinen diese es aber kaum anders als mit ihrem Schwur gehalten zu haben. Sie brachen ihn, sobald sich eine günstige Gelegenheit zeigte. Im Jahre 746 waren die Alemannen abermals abtrünnig geworden, so daß Karlmann sich gezwungen sah, sie von Neuem zu unterwerfen. Die bei Condistat (Canstatt) versammelten Empörer wurden von dem Heere der Franken eingeschlossen und strenge gezüchtigt. Ob Karlmann ohne Weiteres ein Blutbad angerichtet habe, wozu ihm die Gesetze den Aufrührern gegenüber das Recht gaben, oder ob er ein förmliches Gericht angestellt, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Nach den Metzer Annalen[2]), welche erzählen, daß er je nach dem Grade der Theilnahme am Aufruhre gestraft habe, also wohl die Einen mit dem Tode, die Anderen mit Einziehung ihrer Güter, noch andere mit Verbannung u. s. w., hätte letzteres stattgefunden. Auch die Aquitanier sollten für ihr Einverständniß mit Odilo nicht der Strafe entgehen. Mit vereinten Kräften zogen beide Hausmeier ihren Lande zu, doch diese, die Uebermacht fürchtend, baten um Frieden, welcher ihnen auch unter der Bedingung der früheren Abhängigkeit zugestanden wurde.

Während Karlmann und Pipin durch die völlige Unterwerfung aller widerstrebenden Stämme das Werk ihres Vaters zu Ende führten, waren sie zugleich darauf bedacht, die äußerlich Geeinten auch innerlich zusammenzuschließen. Das Band, welches diese verschiedenen Völker zu einem gleichartigen Ganzen verknüpfen sollte, suchten und fanden sie in der Kirche. Auch Karl Martell wußte diese geistige Macht zu schätzen, wie seine Schenkungen und seine Freundschaft für Willibrord beweisen — die kirchlichen Zustände des Reiches aber zu ordnen, hinderten ihn seine zahlreichen Kriege, welche zudem jene noch mehr verwirrten; mit seinem Schutzbriefe ausgerüstet und gleichsam unter seinen Augen arbeitete Bonifatius an der Bekehrung der Heiden und der Erneuerung der schon Getauften — eine eingreifende Mitwirkung aber fand er bei dem fränkischen Hausmeier nicht in dem Maße, wie er wohl wünschen mochte. Um so bereitwilliger kam dem deutschen Erzbischof der fromme Karlmann entgegen. Kaum zur Herrschaft gelangt, veranstaltet er gemeinsam mit Bonifatius 742 die von diesem so heiß ersehnte Versammlung von Bischöfen und Großen, „damit sie Rath geben mögen, wie die Gesetze Gottes wieder hergestellt werden.“ Ihre Beschlüsse, welche Karlmann als Reichsgesetz verkündet, erkennen vor Allem Bonifatius an in seiner doppelten Würde. Sie nennen ihn „den Abgesandten des hl.

---

[1]) Vgl. Hahn a. a. O. Excurs X. S. 176. — Katholik, 1878. II, 155.
[2]) Ann. Mett. 746. Vgl. Hahn a. a. O. S. 84.

Petrus" und sprechen zugleich aus, daß er als „Erzbischof" über die in den anderen Städten bestellten Bischöfe gesetzt sei. Die übrigen Anordnungen sind gerade gegen jene Schäden gerichtet, welche Bonifatius in seiner Schilderung der Kirche des fränkischen Reiches so bitter beklagt. Das Wohlwollen Karlmanns gegen die Kirche geht besonders aus einer Maßregel hervor. Unter der unruhigen Regierung seines Vaters waren Bisthümer und Abteien zur Belohnung geleisteter Kriegsdienste häufig an Laien oder Männer vergeben worden, die nur durch die Tonsur Geistliche waren, von den kirchlichen Ordnungen aber nichts verstanden. Diese verschwendeten theils selbst die Besitzungen ihrer Kirchen, theils verschenkten sie dieselben an Verwandte und Freunde. So war es gekommen, daß, wie Bonifatius dem Papste schreibt, ein großer, wenn nicht der größte Theil des Kirchengutes sich in fremden Händen befand. Karlmann war entschlossen, eine vollständige Rückerstattung zu leisten und ordnete an, daß der der Kirche entrissene Besitz ihr wieder gegeben werden solle. Wohl zwang ihn die Noth der unaufhörlichen Kriege, dieses Gebot schon ein Jahr darauf einzuschränken, allein er that dies nicht ohne ausdrückliche Wahrung des kirchlichen Eigenthumsrechtes. Er erlaubte nämlich, den Fall der Armuth einer Stiftung ausgenommen, in welchem nach wie vor Alles wieder zu erstatten war, einen Theil des entzogenen Gutes zurückzubehalten, befahl aber, daß der Besitzer dafür einen jährlichen Zins an die Kirche entrichten, das Grundstück selbst aber bei dessen Tode, wenn nicht eine neue Vergebung erfolge, an den rechtmäßigen Herrn heimfallen solle. Die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, welche auf dieser Synode begonnen worden war, sollte auf jährlich wiederkehrenden Versammlungen befestigt werden, so lautete ein weiterer Beschluß. Mitten unter den rasch auf einander folgenden Feldzügen nimmt sich Karlmann Zeit, auch diesen auszuführen. Er vereinigt sich mit den Bischöfen wieder im nächsten Jahre zu Liftinä, wo er dem Festhalten an den heidnischen Gebräuchen neben der Predigt die Macht des weltlichen Armes durch besondere Strafverfügungen entgegengesetzt; seinem Einflusse ist es wohl auch am meisten zu danken, daß sein Bruder Pipin zu Soissons 744 die Kirche Neustriens unter dem Beistande des Bonifatius denselben Gesetzen unterstellt; um die kirchliche Einigung als vollzogen zu zeigen, treten die Bischöfe beider Reichshälften 745 mit den Frankenfürsten zu einem gemeinsamen Concil zusammen. Was die Franken in der Vorrede zu ihrem Gesetzbuche von sich aussagten, das konnte nunmehr von den Deutschen gelten: „Gens Germanorum inclyta a Christo ipso condita — das edle Volk der Deutschen, welches Christus selbst, d. i. seine Kirche, als solches geschaffen hat."

Wie Karlmann im Vereine mit Bonifatius die kirchliche Gestaltung Deutschlands und durch diese seine staatliche Ordnung begründet hat, so ist er auch der Wohlthäter der einzelnen Stiftungen des Heiligen geworden. Besonders Würzburg und Fulda haben seine Gunst erfahren.

Unmittelbar nach der Errichtung unseres Bisthums, wahrscheinlich auf jener ersten deutschen Kirchenversammlung, wies er ihm gleichsam als Morgengabe fünfundzwanzig Kirchen und ein Kloster sammt allen ihren Zugehörungen und Erträgnissen zu, deren Namen uns die Bestätigungsurkunden Ludwigs des Frommen vom Jahre 822 und König Arnulfs aus dem Jahre 889 aufbewahrt haben[1]). Es sind folgende: Die Kirche der hl. Maria auf dem Schlosse Würzburg, die Kirche unserer lieben Frau zu Nierstein auf dem linken Rheinufer oberhalb Mainz, die des hl. Remigius zu Ingelheim und die des hl. Martin zu Kreuznach, sämmtlich im Wormser Gau gelegen; die Peterskirche zu Umstadt im Maingau; die Kirche des hl. Martin in Lauffen und jene des hl. Michael in Heilbronn, beide im Neckargau; die Martinskirche zu Burcheim im Gau Weingarteiba; die Kirche desselben Heiligen auf dem Schloß Hochheimerburch im Mulachgau; die Martinskirche zu Königshofen und die zu Schweigern, beide im Taubergau; die Kirche des hl. Martin zu Windsheim im Rangau; die des hl. Johannes des Täufers zu Gollhofen im Gollachgau; die des hl. Martin zu Wilanzheim, des hl. Remigius zu Dornheim, des hl. Andreas zu Kirchheim und des hl. Johannes zu Iphofen, alle im Iphigau; die Johanniskirche zu Herlheim im Folkfeld; die Kirche des hl. Martin zu Königshofen und die des hl. Remigius zu Sonderhofen im Badanachgau; die des hl. Martin zu Eichesfeld und die des hl. Petrus zu Königshofen im Grabfeld; die Martinskirchen zu Brend und Mellrichstat im Westergau; die nach demselben Heiligen genannte zu Hammelburg im Saalgau und endlich das Kloster Karlburg. Einzelne dieser Kirchen lagen außerhalb des Würzburger Sprengels. Die Absicht bei Schenkung derselben scheint also dahin gegangen zu sein, den neuen Bischof bei einem etwaigen Rückfall des Volkes zum Heidenthum oder bei vorkommenden Verheerungen durch feindliche Schaaren sicher zu stellen. Hiezu kamen noch andere nicht minder reiche Vergabungen an Land und Einkünften. So sprach Karlmann der Würzburger Kirche den dem Könige zufallenden Theil der Strafgelder für versäumte Heerespflicht zu, verlieh ihr den Zehnten des Ertrags einer großen Anzahl königlicher Güter und fügte noch den zehnten Theil der „Osterstuopha“ hinzu, welche die einheimische wie die slavische Bevölkerung in den siebzehn ostfränkischen Gauen zu entrichten hatte. Der Name dieser in Bodenerzeugnissen bestehenden Abgabe bezeichnet die Zeit, nämlich Ostern, zu welcher, und das Gefäß oder Maß, Stuffe, davon heute noch der Ausdruck Stübchen, in welchem sie geleistet wurde. — Auch die Ausstattung von Fulda ist größten Theils das Werk Karlmanns. Als Sturm nach langem Suchen den geeigneten Platz für ein Kloster gefunden, stieß er bei Besetzung des-

[1]) Monum. Boica. XXVIII, 1. p. 16. 92.

selben auf Widerstand. Allein Bonifatius eilte zu seinem Gönner Karlmann und der zu jedem frommen Werke bereite Fürst schenkte ihm als Herr des unbebauten und unbesessenen Bodens den gewünschten Raum, 4000 Schritt in's Gevierte, und besiegelte diese Schenkung durch eine Urkunde mit eigener Unterschrift. Damit glaubte er indeß noch nicht genug gethan zu haben. Er ließ die Edlen des Grabfeldes durch besondere Boten zusammenrufen, ihnen seinen Gruß entbieten und sie auffordern, auch ihrer Seits zur Gründung des neuen Klosters beizutragen. Was man Anfangs dem armen Mönche versagt hatte, das gewährte man dem mächtigen Fürsten. Bevor noch der Bau begonnen ward, flossen von allen Seiten reichliche Gaben[1]).

Nicht minder erfreuten sich andere Kirchen seiner Freigebigkeit. Als die Gebeine des hl. Hubert, Bischofs von Lüttich, im sechszehnten Jahre nach seinem Hinscheiden und im dritten der Regierung Karlmanns eine andere Ruhestätte erhalten sollten, fand man dessen Leib in seinem Grabe ganz unversehrt. Auf die Nachricht hievon eilte der Fürst in Begleitung seiner Gemahlin und seiner Großen sofort herbei, um das Wunder in Augenschein zu nehmen. Er übertrug die irdischen Ueberreste des Heiligen an ihren neuen Bestimmungsort und spendete großartige Geschenke an silbernen Gefäßen, kostbaren Gewändern, Gütern, Einkünften nnd Knechten[2]). In ähnlicher Weise erfuhr das Kloster Laubach im Hennegau seine Wohlthätigkeit[3]).

Alle die großen Opfer, welche Karlmann der Kirche dargebracht, waren nur die Stufen, auf welchen er sich zu dem weit größeren, der Hingabe seiner selbst erhob. Angelangt auf dem Höhepunkte seiner Macht faßte er den Entschluß, den Purpur abzulegen und sich dafür mit der Demuth Christi zu bekleiden. Nach der Erzählung der Einen ist es die Reue über seine Grausamkeit gegen die Häupter der Alemannen gewesen, die ihn hiebei gedrängt; nach anderen Angaben hat ihn die Liebe zum beschaulichen Leben dazu geführt. Beide mögen im Rechte sein. Von Natur aus zur Frömmigkeit angelegt, hatte er das Gewand des hl. Benedikt in den Lehrern seiner Jugend, wie in den Freunden und Berathern seines Mannesalters, dem hl. Bonifatius und seinen Schülern, genug verehren gelernt, um den Wunsch zu fühlen, in ihm sein Leben zu beschließen. Eine Herrschaft, welche sich nur durch das Schwert behaupten ließ, mochte auf ein solches Gemüth ohnedies keinen besonderen Reiz ausüben. Hatte er sich hiebei noch eines Uebermaßes von Strenge schuldig gemacht, so lag für ihn darin ein neuer Grund, der Stimme seines Herzens zu folgen. Das Opfer, welches er auf sich nahm, ward zugleich eine Sühne. Wohl steht sein Schritt nicht allein, er gehorcht

[1]) Vita Sturmii c. 12. Pertz MG. S. II, 370.

[2]) De S. Huberto ep. Leod. Surius vit. SS. VI. 53.

[3]) Folcuini gesta abbat. Lobiens. Pertz MG. S. IV, 58.

vielmehr einem Zuge, der in jener Zeit Hohe wie Niedere beherrscht. Rachis, der Langobardenkönig, Hunold von Aquitanien, der anglischen Könige nicht zu gedenken, vertauschten gleichfalls den Thron gegen die Zelle. Allein Rachis war bereits seiner Macht beraubt, Karlmann dagegen im Vollbesitze der Gewalt; auch Hunold war der Besiegte Karlmann dem Sieger gegenüber; von allen übrigen endlich stieg keiner von einer so stolzen Höhe herab, wie der Frankenfürst.

Bevor Karlmann an die Ausführung seines Vorhabens ging, ordnete er noch die Angelegenheiten seines Reiches. Seine letzten Handlungen entsprechen den ersten, welche uns die Geschichte von ihm berichtete — es sind Vergabungen zu frommen Zwecken. Am 6. Juni 746 beschenkte er die Klöster Stablo und Malmedy mit reichen Gütern[1]) und am 15. August 747 erkannte er bei einem Hofgerichte zu Dunavilla in Gegenwart mehrerer Bischöfe mit strenger Unparteilichkeit jenen Klöstern die Villa Lethernau (Lierneux) zu, welche ihnen schon von seinen Vorfahren verliehen, aber darnach auf unrechtmäßige Weise in seinen eigenen Besitz gekommen war[2]). Bald hernach entsagte er der Herrschaft und übergab seine Kinder der Obhut seines Bruders Pipin. Nur sein Sohn Drogo wird bei dieser Gelegenheit genannt. Ob derselbe zugleich mit dem Vater oder erst bei der Erhebung Pipins zum Könige Verzicht geleistet, darüber gehen die Meinungen auseinander[3]). Die übrigen Kinder, deren Namen uns wie auch der ihrer Mutter unbekannt sind, wählten später gleichfalls das Mönchsgewand. Die Entsagung des Fürsten sollte eine vollständige sein. Er suchte für seine Zurückgezogenheit nicht eine der Stiftungen seines Reiches aus, wie z. B. Fulda, an dessen Gründung er einen so großen Antheil hatte — er gab vielmehr mit der Herrschaft auch die Heimath daran. In die Hände des Statthalters Christi selbst wollte er sein Gelübde niederlegen. So machte er sich denn im Herbst 747 mit zahlreicher Begleitung auf den Weg. Er berührte St. Gallen und hätte es gerne beschenkt. Da er aber durch seinen Verzicht hiezu selbst unvermögend war, so empfahl er das Kloster Pipin, welcher auch dem letzten Wunsche des scheidenden Bruders in der großmüthigsten Weise entsprach. Die getreuesten seiner Begleiter folgten ihm bis Rom, um den gleichen Beruf mit ihm zu theilen. Papst Zacharias war dem Frankenfürsten nicht fremd. Dieser hatte schon schriftlich mit ihm verkehrt und sich als den ergebenen Sohn der Kirche erwiesen; jetzt, wo er ihn zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht sah, drückte er ihm seine Ehrfurcht durch Ueberreichung kostbarer Geschenke aus. Unter anderen brachte er einen großen silbernen Bogen im Gewichte von siebzig Pfund an dem Grabe des hl. Petrus als Weihegabe dar. Nachdem er seinen Wunsch, in der Stille des Klosters sein Leben

[1]) Bouquet, Recueil. IV, 713. nr. 130. Pardessus l. c. II, 402. nr. 588.

[2]) Bouquet l. c. IV, 712. nr. 129. Pardessus l. c. II, 405. nr. 591.

[3]) Vgl. Hahn a. a. O. S. 88. Excurs XIX. S. 210.

zu beschließen, dem Papste mitgetheilt, nahm dieser selbst sein Gelübde entgegen und gab ihm das Ordenskleid.

Der Aufenthalt Karlmanns in Rom währte nur einige Zeit; die ewige Stadt scheint ihm nicht jene Einsamkeit geboten zu haben, wie er sie ersehnte. Er baute darum auf dem Berge Soracte zu Ehren des hl. Sylvester, welcher sich dort bei einer Christenverfolgung verborgen haben soll, ein Kloster, das sich bis heute erhalten hat[2]). Bald sah er sich gezwungen, auch diesen Ort gegen einen anderen zu vertauschen. Da nämlich Viele von den fränkischen Edlen zu den Gräbern der Apostel wallfahrteten und nicht zurückkehren wollten, ohne ihren früheren Herrscher begrüßt zu haben, so ward auch hier die klösterliche Stille, welche er über Alles liebte, häufig unterbrochen. Um nun gegen jede Störung sicher zu sein, beschloß er auf den Rath des Papstes Zacharias, sich nach Monte Cassino zurückzuziehen[3]).

Mag man auch die Erzählungen über seine Flucht aus dem einen und seinen Aufenthalt in dem andern Kloster zum großen Theile als fromme Sagen betrachten, es kehren doch gewisse Züge zu häufig wieder, als daß man in ihnen nicht eine Erinnerung an das wirkliche Bild des Frankenfürsten erkennen sollte. Nach denselben verließ er heimlich während der Nacht, nur von einem treuen Genossen seiner Kindheit begleitet, das Kloster. Zu Monte Cassino angekommen, warf er sich vor dem Abte Petronax auf die Kniee, nannte sich einen Mörder, der nach Verzeihung verlange und bat um einen Ort der Buße. Auf die Frage des Abtes nach seinem Vaterlande, antwortete er, er sei aus dem Frankenreiche um seiner Verbrechen willen ausgezogen, bereit die Verbannung zu ertragen, nur um das himmlische Vaterland nicht zu verlieren. Er wurde zur Probe aufgenommen und, nachdem er diese bestanden, zu den Gelübden zugelassen. — Seiner großen Reue kommt seine tiefe Demuth gleich. Einst traf den Unbekannten die Reihe, den Dienst in der Küche zu verrichten. So gerne er sich demselben unterzog, so beging er doch in der Ausübung des ihm unbekannten Amtes einige Ungeschicklichkeiten. Der Koch, darüber aufgebracht, gibt ihm einen Backenstreich mit den Worten: „Darf man so den Brüdern dienen?" In aller Ruhe erwiederte er: „Gott verzeihe es dir, Bruder, und Karlmann." Er macht sich eines neuen Fehlers schuldig, erfährt dieselbe Mißhandlung und gibt die vorige Antwort. Als der Koch ihn aber zum dritten Male schlägt, da kann es der Gefährte aus dem Frankenlande nicht länger ertragen.

[1]) „beato Petro Apost. ante confessionem" wie die Vita Zachariae sagt. Hahn a. a. O. übersetzt: „beichtete ihm" (dem Papste). Confessio ist aber hier das Grab, weßhalb auch das Chronicon Moissiacense (Pertz MG. SS. I. p. 292) schreibt: „ante sepulchrum b. Petri posuit".

[2]) Ann. Laur. maj. 746. Pertz l. c. I, 136, — Einhard, vita Karoli c. 2. Pertz l. c. II, — Annales Wirciburgens. Pertz II, 239. — Gesta abbat. Lobiens. Pertz IV, 58. u. a. m.

[3]) l. c.

Empört über die seinem Herrn widerfahrene Unbill, ergreift er ein Küchengeräthe, verletzt damit den Koch und ruft ihm zu: „Weder Gott möge deiner schonen, elender Knecht, noch Karlmann dir verzeihen!" Die Brüder, erstaunt über die Kühnheit des Fremden, werfen ihn in das Gefängniß, um am nächsten Tage über ihn Gericht zu halten. Er wird gefragt, warum er es gewagt, die Hand gegen einen Bruder zu erheben? „Weil, sagte er, ich sehen mußte, wie der geringste Sklave den vornehmsten Herrn nicht nur geschmäht, sondern sogar geschlagen hat." — „Wer ist der, welcher von dir, obschon nur ein Ankömmling, über uns alle, ja selbst über den Vater dieses Hauses gesetzt wird?" — „Es ist Karlmann, einst der Fürst der Franken, welcher um der Liebe Christi willen so tief von seiner Höhe herabgestiegen ist, daß er sich den Unbilden des Niedrigsten aussetzt." Die Brüder, bestürzt, wollen sich dem Erkannten zu Füßen werfen; er aber kommt ihnen zuvor und betheuert auf den Knieen unter Thränen, er sei nicht Karlmann, sondern ein Sünder und Mörder, sein Freund habe dies nur ausgedacht, um der verdienten Strafe zu entgehen[1]). Baronius bemerkt hiezu, Karlmann habe nur mit dem Apostel sagen wollen, daß er den alten Menschen abgelegt und einen neuen angezogen habe. (Coloss. 3.) Die übrigen Erzählungen sind nur andere Umrahmungen für dasselbe Bild des Gehorsams und der Demuth. So soll ihm der Abt, um seine Beharrlichkeit zu prüfen, die Schafe des Klosters übergeben haben. Nachdem er auf die Weide gezogen, kamen Räuber und brachen in die Heerde ein. Karlmann trat ihnen mit den Worten entgegen: „Mit mir möget ihr verfahren, wie Gott euch zu thun gestattet; von den meiner Sorge anvertrauten Schafen aber werdet ihr, so weit ich es zu hindern vermag, keines hinwegnehmen." Sie stunden darauf von der Heerde ab, zogen aber den Hirten gänzlich aus. Willig überließ ihnen Karlmann alle seine Kleider, nur das Untergewand entriß er ihnen wieder, um seine Blöße zu bedecken. Als er halbnackt in das Kloster zurückkehrte und dem Abte den Hergang erzählte, schalt ihn dieser, um seine Geduld zu messen, einen Lässigen und einen Heuchler. Karlmann hatte nur eine Erwiederung: er bekannte sich zu einer Schuld, die nicht vorhanden war. Da er einmal wieder seine Heerde nach Hause trieb, fing ein Lamm zu hinken an. Karlmann, einst König, jetzt aber ganz Hirte, nahm dasselbe auf seine Schultern, um es zurückzutragen[2]). — Nach einer anderen Quelle waren es nicht Schafe sondern Gänse, die er hüten mußte. Einst schlich sich unversehens ein Wolf heran und nahm eine hinweg, ohne daß Karlmann sie ihm wieder abgewinnen konnte. „Siehe Herr, rief er aus, wem du das Reich übergeben hattest. Wie sollte ich die

[1]) Reginonis Chronic. Pertz MG. S. I, 555.

[2]) Chron. Cassinense Leonis Ostiens. Migne Patrol. Ser. lat. t. 172. p. 498 sq. (Pertz, MG. S. VII, 584.)

unzähligen Völker und Gegenden mit kluger Mäßigung leiten, der ich nicht wenige Gänse hüten konnte!" Als er nun unter Thränen seine Nachlässigkeit anklagte und sich nicht beruhigen wollte, da führte der Herr den Wolf zurück, welcher seinen Raub unversehrt ihm zu Füßen legte und sich dann scheu entfernte [1]). Nach so vielen Beweisen der Demuth und Geduld befreite ihn der Abt von diesen niederen Dienstleistungen und trug ihm die Bebauung des Gartens auf [2]). Wer erinnert sich nicht, wenn er liest, wie der mächtigste Fürst jener Zeit sich zu dem ärmsten Knechte macht und seine Kräfte gebraucht, um Gestrüppe auszurotten, des prophetischen Wortes: „Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen zu Sicheln" (Jesai. 2, 4)? Der fränkische Hausmeier ist nicht der Einzige, an dem es sich erfüllte, er wird vielmehr der Führer in dem langen Zuge von Großen und Edlen dieses und der folgenden Jahrhunderte, welche, nachdem sie in den Palästen und auf den Schlachtfeldern den ersten Platz eingenommen hatten, auch in den Kämpfen der Buße und Frömmigkeit nicht die Letzten sein wollten. Wohl mögen die Kinder dieser Welt, wenn sie einen König in der Stellung eines Küchenjungen sehen, höhnend wiederholen, was einst jener Herzog Gottfried von Lothringen seinem Bruder Friedrich, der als Mönch zu Vito denselben Dienst verrichtete, entgegenhielt: „Das ist wahrhaftig ein schönes Geschäft für einen Grafen!" Auch die Antwort, welche der Mänch darauf ertheilte, ist im Namen und im Sinne aller seiner Vorgänger wie seiner Nachfolger gesprochen: „Du hast Recht, sagte er, mein herzoglicher Bruder, der Dienst, den ich so eben versah, paßt nicht für einen Mann wie ich: er ist in der That über meinem Stand, denn der Herr, dem ich diene, ist so groß, daß ich mich für sehr geehrt halten muß, zu dem geringsten Geschäfte in dem Hause verwendet zu werden, wo der heilige Apostel Petrus und der glorreiche Bekenner Vito wohnen [3])."

Das geistige Band zwischen Bonifatius und Karlmann wurde durch die räumliche Trennung nicht gelockert. Wenn wir lesen, daß der Apostel Deutschlands um dieselbe Zeit, in welcher sein Gönner entsagte, seinen Schüler Sturm nach Italien sandte, um besonders in den Klöstern Roms die Regel des hl. Benedikt näher kennen zu lernen, so dürfen wir den Jünger des Heiligen wohl in derselben Schule mit Karlmann suchen, und wenn er nach einem Jahre wieder nach Fulda zurückkehrte, um hier jenes Leben einzuführen, dessen Vorbilder er dort geschaut, so darf zu diesen wohl auch das des fürstlichen Büßers gezählt werden [4]). Auch Burkard mag mit dem Ergebungsschreiben an den Papst seine wie des

---

[1]) Annales Petaviani in cod. Masciacensi. Pertz. MG. S. III, 170.

[2]) Chron. Cassinense. l. c. p. 499.

[3]) AA. SS. Junii I. p. 981.

[4]) Eigil, Vita S. Sturmii. Pertz MG. S. II, 371.

Meisters Huldigung zugleich jenem, der ihrer beiden Wohlthäter war, dargebracht und seine Grüße mit zurückgenommen haben, ob auch die Quellen uns dies nicht ausdrücklich versichern. Die Bitte des Erzbischofs an den Abt Optatus, welcher von 750 an Monte Cassino leitete, die dortige Gemeinde möge in der friedlichen Stille brüderlicher Eintracht für ihn beten, damit er von allen Bedrängnissen frei den Völkern den Weg des Lebens zu zeigen fortfahre, wie sein Erbieten, Alles getreulich, was ihm zu thun oder zu sagen aufgetragen würde, war wohl gleichfalls zumeist an den fränkischen Hausmeier vor allen seinen übrigen Genossen gerichtet[1]). Als Bonifatius 751 seinen Schüler Lull nach Rom schickte, hatte er besonders die Sicherstellung des Klosters Fulda im Auge. Ist es auf der einen Seite gewiß nicht zufällig, daß der Heilige in seinem Gesuche so sehr betont, daß er diesen Ort durch Karlmann erhalten habe, so muß es auf der anderen bedeutsam erscheinen, daß die Gewährung desselben die Uebertragung des kurz vorher dem Kloster Monte Cassino verliehenen Privilegs auf Fulda enthält[2]). Bitte und Erfüllung lassen daher vermuthen, der fürstliche Mönch habe mitgewirkt, das Kloster in der deutschen Heimath der Freiheiten seines eigenen theilhaftig zu machen. Fulda ist demnach nicht nur durch seine Freigebigkeit gegründet, sondern auch durch sein Beispiel und sein Gebet erbaut, wie durch seinen Einfluß gefreit worden; der Reichthum, die Tugend und die Macht dieses Klosters sind neben Bonifatius auf Karlmann zurückzuführen.

So theuer er aber auch die Einsamkeit erkauft, so mußte er sie doch noch aus Gehorsam verlassen. Die Bedrückungen der Langobarden hatten Zacharias Nachfolger, Papst Stephan II. veranlaßt, im Jahre 753 selbst nach dem Frankenreiche zu reisen, um die Hilfe Pipins nachzusuchen. Der Langobardenkönig Aistulf wußte durch Drohungen den Abt von Monte Cassino, das im Herzogthum Benevent, also im Bereiche seiner Macht gelegen war, zu bestimmen, den Mönch Karlmann dem Papste nachzusenden, damit er den Wünschen desselben bei seinem Bruder entgegenwirke. Nach der einen Ueberlieferung hätte er sich diesem Auftrage freudig unterzogen und seine Sendung mit großem Eifer betrieben[3]); nach einer andern dagegen hätte er vielmehr geradezu den Anwalt des Papstes Stephan gemacht[4]). Einhard mag der Wahrheit am nächsten kommen, wenn er sagt: „Man glaubt, daß er dieses ungern und nur darum gethan habe, weil er ebensowenig die Befehle seines Abtes verachten wollte, wie dieser selbst dem König, der solches gebot, nicht zu widerstehen wagte"[5]). In jedem Falle hatte seine Sendung nicht den

[1]) Jaffé l. c. nr. 104. p. 256.
[2]) Jaffé l. c. nr. 79. p. 219. nr. 82. p. 228.
[3]) Benedicti chronicon Pertz MG. S. III 705. — Vita Stephani II. c. 30. — Leonis Ost. Chronic. l. c.
[4]) Mariani Scothi Chronic. Pertz MG. S. V, 753.
[5]) Einhardi annal. 753. Pertz MG. S. I, 139.

von Aistulf erwarteten Erfolg, denn Pipin stellte sich auf die Seite des Papstes, auf welche sicherlich Karlmann in dessen Stellung auch getreten wäre. Man hat behauptet, Karlmann habe nicht nur dem Papste entgegengearbeitet, sondern auch gegen Pipin selbst zu Gunsten seiner eigenen Kinder eine feindselige Haltung eingenommen[1]). Allein, abgesehen davon, daß eingestandener Maßen die Quellen hievon nicht das Geringste wissen, so hätte ein Dazwischentreten Karlmanns, um die Thronfolge seiner Söhne zu sichern, jedenfalls schon vor der Erhebung Pipins zum Könige und nicht erst bei dessen Krönung durch den Papst stattfinden müssen. Die Andeutungen aber, die für jene Ansicht vorliegen sollen, berechtigen bei näherer Betrachtung keineswegs zu einem solchen Schlusse. Man beruft sich darauf, daß „Pipin" erst jetzt die Kinder Karlmanns in ein Kloster habe bringen lassen. Daß Pipin dies gethan, wird nirgends gesagt. Der älteste Sohn, Dorgo, erscheint unter den Großen des Königs Pipin[2]), hat also freiwillig auf die Herrschaft verzichtet. Wir haben demnach durchaus kein Recht, bei den übrigen Kindern einen Zwang vorauszusetzen. Sie können, indem sie dem Throne und der Welt entsagten, dem Beispiele ihres Vaters ganz gefolgt sein. Die Mönche, welche Karlmann begleitet, heißt es weiter, waren nach drei Jahren noch immer nicht zurückgekehrt und der Papst mußte auf Bitten ihres Abtes um deren Entlassung ersuchen, was ohne vorausgegangenes Vergehen gegen den König nicht zu erklären ist. Die Gesinnung der Mönche, welche vielleicht als Langobarden und dazu als Ordensbrüder des Königs Rachis, der ja gleichfalls in Monte Cassino Mönch geworden, Pipin verdächtig waren, kann nicht auf Karlmann übertragen werden. Allein ist auch nicht dieser selbst im Frankenreiche zurückgehalten worden? Es ist gewiß, daß er mit Bertrada, der Gemahlin Pipins, dem Könige auf seinem Zuge nur bis an die Rhone gefolgt und mit der Königin in einem Kloster der Stadt Vienne zurückgeblieben ist. Nun wäre es doch geradezu gegen die anerkannte Klugheit Pipins gewesen, Karlmann, falls er ein Verschwörer war, im Frankenreiche mit Gewalt zurückzuhalten, wo er seine Ziele mit Hilfe unzufriedener Großen um so leichter hätte erreichen können, als sein Bruder mit der bewaffneten Macht im fremden Lande kämpfte. Der Grund seines Zurückbleibens war also wohl, wie die Metzer Annalen[3]) berichten, nur seine Erkrankung, welcher er auch bald erliegen sollte. Als sein Todesjahr wird von den Einen[4]) 755, von den Andern[5]) 754 genannt. Als Todestag geben mehrere Hand-

---

[1]) Eckhart l. c. I, 531. L. Oelsner, Jahrbüch. d. fränk. Reichs unter König Pipin. Leipz. 1871. S. 162.

[2]) Bouquet l. c. V, 699. nr. 5. 705. nr. 12.

[3]) Ann. Mett. 754.

[4]) Vita Stephani c. 30. — Ann. S. Amandi Pertz I, 10. — Lauriss. maj. P. I, 138. — Einhard. P. I. 141 etc.

[5]) Ann. Lauresh. Pertz I, 28. Ann. Petav. P. I, 11. Masciac. Fuldens. Mettens. u. a. m.

schriften des Lebens Stephan's II. ausdrücklich den 17. August, das Nekrologium Hugo's von Flavigny[1]) dagegen den 4. Dezember an. Wenn er, wie das römische Pontifikalbuch sagt, wenige Tage nach seiner Ankunft in Vienne, und, wie die Annalen Einhard's mittheilen, noch vor der Rückkehr Pipin's aus Italien gestorben ist, so muß der 17. August 754 als das richtige Datum betrachtet werden.

Die Leiche Karlmann's wurde auf Geheiß Pipin's in einer goldenen Lade nach Monte Cassino gebracht. Reiche Geschenke des Frankenkönigs für das Kloster, welches der Zufluchtsort seines Bruders im Leben war und dessen Ruhestätte nach dem Tode werden sollte, folgten mit. Als im Jahre 1625 Abt Simplicius Caffarelli von Monte Cassino den Umbau des Chores der Kirche in Angriff nahm, fand er unter dem Hochaltare und zwar auf der Epistelseite neben den Gebeinen anderer Heiligen auch die Ueberreste Karlmanns. Das Martyrologium der Benediktiner bezeichnet als Tag dieser Auffindung den 29. März. Die Reliquien wurden bis zur Vollendung des Baues in der Sakristei verwahrt und dann unter dem neuen Altare am 1. Oktober 1628 wieder beigesetzt[2]). Im Jahre 1732 hielt der Fürstabt von Fulda, Adolph von Dalberg, durch seinen Kaplan Andreas Schömberg um eine Reliquie des Mitstifters seines Klosters an. Nachdem ein Breve des Papstes Clemens XI. vom 28. Mai desselben Jahres die Verabfolgung einer solchen erlaubt hatte, erhob Abt Stephanus di Stefano die heiligen Gebeine neuerdings, nahm einige zur Vertheilung an verschiedene Klöster, verschloß die übrigen in einem silbernen Schreine, und übertrug ihn unter großer Feierlichkeit in die zu Ehren des Seligen neu errichtete Kapelle, wo er unter dem Altare niedergestellt wurde[3]).

Wie J. Gropp[4]) erzählt, äußerte einmal der fromme Johann Philipp von Greiffenclau, Fürstbischof von Würzburg, einem Abte von St. Stephan gegenüber: „Ich lebe von dem Brode der Benediktiner". Es war dies ein wahres Wort, ob wir nun unter dem Brode das der Seele oder das des Leibes verstehen wollen. Ist die fränkische Kirche durch die Söhne des hl. Benedikt geschaffen worden, so hat wieder ein Schüler dieses Heiligen, der Fürst von Austrasien und Mönch von Monte Cassino, den irdischen Grund und Boden geschenkt, auf welchem sie errichtet wurde und von dem sie sich nähren konnte.

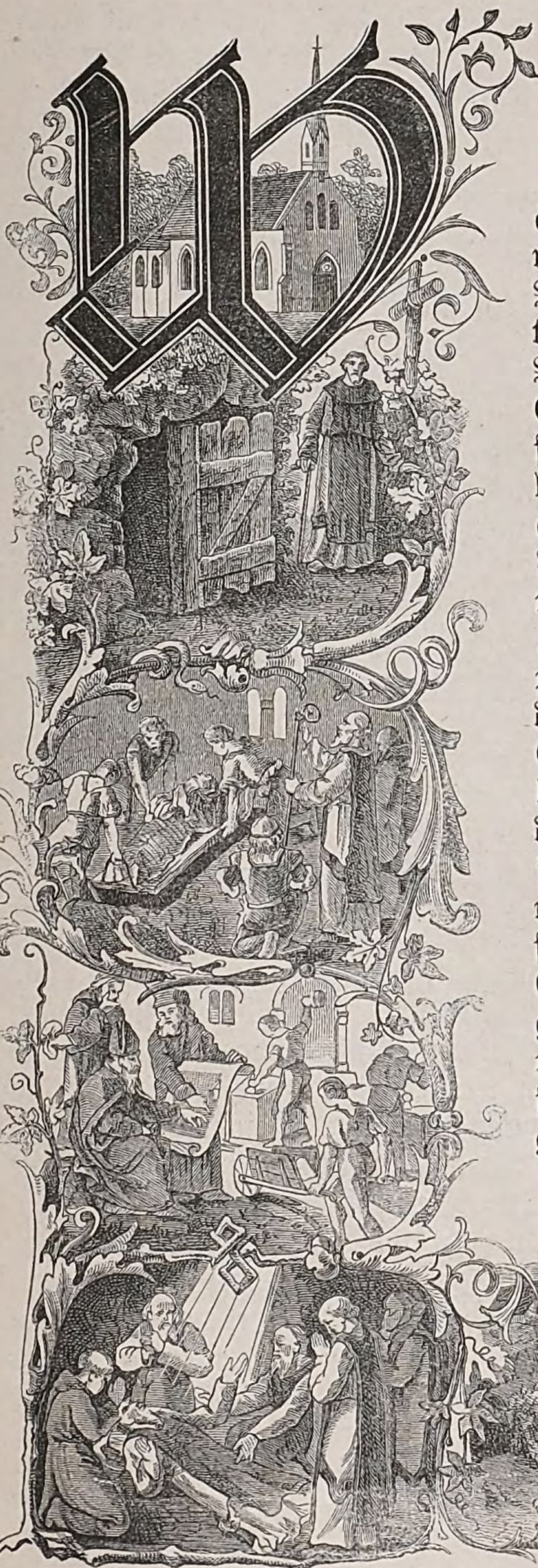
---

[1]) Pertz MG. S. VIII, 287.

[2]) Vgl. M. A. Scipionis Elogia Abbatum sacri Montis Cassinensis. Neapoli 1630.

[3]) Bartolini, Di San Zaccaria papa. p. 242–44.

[3]) Die hl. Bilhildis. S. 14. Note: m.



3. Der heilige Burkard.

(14. October.)

Während einstens der hl. Bonifatius gerade die Genossen seines gottgeweihten Werkes um sich versammelt hatte, da trat ein Pilger in den Kreis mit der Bitte, ihn in ihre Mitte aufzunehmen. Erfüllte hohe Freude das Herz des Bischofs, als er in dem Fremdling einen lieben Boten aus der fernen Heimath erkannte, so steigerte sie sich zum lauten Frohlocken, als ihm offenbar wurde, welche Stütze er an ihm finden sollte. „Freuet euch, meine Brüder, rief er mit prophetischem Blicke aus, und saget Dank dem Höchsten, dessen Fürsorge unsere Gesellschaft um diesen Mann vermehrt hat: durch seine Tugend und seine Verdienste wird der von dem hl. Kilian mit so großer Mühe gepflanzte, nun aber verwüstete Weinberg des Herrn wieder für Jesus Christus gewonnen werden.“ Eilf Jahrhunderte sind seitdem dahin gegangen; so manches Wort ist lautlos verklungen und so manches Werk ist spurlos verschwunden von der Erde Angesicht — aber die Weissagung des Hei-



ligen ist zur Wirklichkeit geworden und jeder der folgenden Tage, von dem ersten angerechnet, an welchem sie gesprochen wurde, hat daran gearbeitet, sie immer mehr zu erfüllen, und das Werk, das jener Ankömmling unter uns errichtet, ist gewachsen wie das Haus über seinem ersten Grabe. Das kleine hölzerne Kirchlein erweiterte sich im Laufe der Zeit zu einem mächtigen Münster, immer mehr der Gläubigen in seine Räume ladend, „damit sie mit jedem Jahre auf das Neue sich freuen und dem Höchsten ihren Dank sagen", weil er jene Worte des Apostels der Deutschen so vollkommen bestätigt hat.

Wir haben nicht lange nach dem Namen jenes Fremdlings zu forschen. Es flüstern ihn die Wälder, welche das Thal von Einsiedeln im Spessart umrahmen und es singen ihn die Sagen des alten Rorinlach oder heutigen Michaelsberges, er ruht wie ein Zauber auf den grauen Trümmern der ehemaligen Kaiserpfalz an der Saale und er ist eingegraben in die heute noch hochragenden Mauern der stolzen Herzogsburg am Maine; nach ihm nennt sich das entlegene Rhöndorf, der Ort der Zurückgezogenheit des Missionärs, und nach ihm heißt das von ihm errichtete Kloster, seine Zufluchtsstätte als Bischof; in der stillen Grotte von Homburg, welche seine letzten Seufzer vernahm, wird er von den Lippen der frommen Waller angerufen, und in der prächtigen Grabeskirche, wo er neben den ersten Frankenaposteln gebettet wurde, preist man ihn mit diesen. Sie alle geben Zeugniß von Sankt Burkard.

Wir besitzen über ihn zwei Lebensbeschreibungen, die aber beide Vieles zu wünschen übrig lassen. Die erste von einem Unbekannten vor 986 verfaßt[1]), da der in diesem Jahre vollzogenen Uebertragung der Gebeine, keiner Erwähnung geschieht, ist mehr eine Lobrede mit nur dürftigen geschichtlichen Nachrichten. Die zweite ist eine erweiterte Ueberarbeitung jener und wurde von einem Mönche des von Burkard gestifteten Andreasklosters, wie man annimmt, demselben, von welchem wir das größere Leben Kilians haben, geschrieben[2]). Er widmete sie seinem Abte P., unter welchem nach verschiedenen Anspielungen Piligrim zu verstehen ist, welcher um 1130 lebte; sein eigener Name wird von ihm gleichfalls nur mit dem Anfangsbuchstaben E. bezeichnet und von Trithemius als Eigilward gedeutet. Wie das Leben Kilian's, so wurde auch das Leben Burkard's nach Egilward von Johann von Luterbech, Mönch zu St. Stephan im fünfzehnten Jahrhundert, in leoninische Verse übertragen.[3]) Die verschiedenen Irrthümer, welche bei beiden mit unterlaufen, lassen sich aus anderen gleichzeitigen Quellen berichtigen, während die Lücken, welche sie zeigen, zum großen Theile für immer offen bleiben werden. Diese sind namentlich in der Jugendgeschichte

[1]) Canisius, lect. antiqu. IV, 651 & 2. ed. III, 5. Mabillon AA. SS. O. S. B. III, 1 p. 700. Acta Sanct. Octob. VI, 573.

[2]) Surius Vitae SS. 14. Oct. Mabillon l. c. III, 1. p. 703. AA. SS. l. c. p. 575.

[3]) Gropp, Collectio. I, 800.

sehr fühlbar. Jene alten Mönche selbst wie auch ihre Biographen rechneten eben ihr Leben erst von dem Tage an, wo sie ganz der Welt entsagt, um sich nur Christus hinzugeben, und zählten ihre früheren Jahre nicht. Mit dem weltlichen Namen, den schon damals Einzelne und später gewöhnlich Alle ablegten, um ihn gegen einen neuen zu vertauschen, begruben sie zugleich ihre Vergangenheit. So schwer nun auch wir diesen Mangel empfinden, sein Ruhm kann dadurch keinen Eintrag erleiden. Der innigste Freund des hl. Bonifatius gewesen und von ihm an die Spitze seiner bedeutendsten Schöpfung gestellt worden zu sein — das ist genug, um ihm die Verehrung aller Zeiten zu sichern.

1. In der Einöde.

Burkard, eigentlich Burchard oder Burghard, ward nach übereinstimmenden Berichten in England geboren und entstammte vornehmen Eltern. Die Zeit mag ungefähr dieselbe gewesen sein, in welcher Kilian den Martertod erlitt, den Ort haben wir nach der älteren Lebensbeschreibung in jenem Landestheile zu suchen, der auch die Heimath des hl. Bonifatius war, also in dem Königreiche Wessex. Daß beide mit einander verwandt gewesen seien, wird vielfach angenommen, ist aber keineswegs aus den Quellen zu erweisen. Der Knabe wurde wohl nach damaliger Gewohnheit einem Kloster zur Erziehung übergeben. Frühzeitig weihte er sich hier dem Herrn und befliß sich, soweit es seine Jahre zuließen, der Wissenschaft und Tugend. „Die Barmherzigkeit wuchs in ihm mit seinem Alter." Man hat aus diesen und anderen allgemeinen Ausdrücken der beiden Lebensbeschreibungen geschlossen, er habe schon in England das Mönchsgewand genommen[1]. Nach einer sehr jungen Nachricht[2] wäre dies in demselben Nuthscelle, wo auch Bonifatius eine Zeit lang verweilte, geschehen. Wenn aber die Absender des Briefes an die Abtissin Cuneburg[3], welche nur die Anfangsbuchstaben ihrer Namen setzen, wie man nach dem Vorgange Mabillons[4] allgemein dafür hält, wirklich Denéard, Lull und Burkard sind, so belehrt er uns selbst eines Anderen. Die Genannten sagen nämlich in jenem Briefe, daß sie „nach dem Tode ihrer Eltern und übrigen Verwandten zu den deutschen Völkern gezogen, daselbst die klösterliche Regel des ehrwürdigen Erzbischofs Bonifatius angenommen und Gehülfen seines Werkes geworden seien, so weit sie nach

[1]) Trithemius de viris. illustr. s. ord. c. 184. Gropp, Geheiligter Wirtzburg. Bischoffs-Sitz. S. 3.

[2]) Pitseus de scriptoribus Angliae aetate IX. ad ann. 791.

[3]) Jaffé, Mon. Mogunt. nr. 41. p. 109.

[4]) Annales II, 72.

ihrer geringen Niedrigkeit vermöchten". Nach dieser seiner eigenen Angabe hat er also das Kleid des hl. Benedikt erst durch Bonifatius erhalten. Mit ihr stimmt nicht nur Willibald[1]) überein, welcher gleichfalls erzählt, daß Viele der aus England herbeigerufenen Diener Gottes der Regel des Heiligen sich unterwarfen, sondern auch Egilward, welcher Burkard bei seiner Ankunft in Thüringen wohl schon als Priester, aber noch nicht als Mönch bezeichnet.

Wie beide Lebensbeschreibungen erzählen, soll Burkard zuvor auf eigenen Antrieb sich nach dem Frankenreiche begeben, dort unter dem Gewande eines Pilgrims ein demüthiges Leben geführt und erst von da aus dem bis in seine Verborgenheit gedrungenen Rufe des Apostels der Deutschen Folge geleistet haben. Nach seinem eben angeführten eigenen Zeugnisse wie nach den Worten Othlo's[2]) ist es indessen wahrscheinlicher, daß ihn die Botschaft des Heiligen in der Heimath getroffen und er von dieser aus mit anderen Gefährten die Reise nach Deutschland unternommen hat. Es geschah dies um das Jahr 725. Wir begreifen die Freude des hl. Bonifatius, die er beim Anblick der neuen Ankömmlinge aussprach, wenn wir uns erinnern, wie groß die Ernte und wie wenige bisher der Arbeiter waren. Mit dem ihm eigenen Scharfblicke, welcher für jede Aufgabe die geeignetste Kraft herauszufinden wußte, wies er Burkard das größte Arbeitsfeld, den von Kilian und dann von Willibrord schon bebauten aber zum großen Theile noch öden oder wieder verwüsteten Acker zu. Dieser aber, sagt Egilward, schaute auf sich mit den Augen der Demuth und des Gehorsams zugleich: „Ich glaube, ehrwürdiger Vater, gab er zurück, daß du diese Worte nicht vergeblich gesprochen, aber ich weiß auch, daß wenn du mein Inneres känntest, du nicht so geredet haben würdest. Obschon ich nun selbst mich für das Werk, zu welchem du mich bestimmst, nicht geeignet halte, so will ich doch, was mir deine Heiligkeit aufträgt, nicht von mir schieben. Derselbe Gott, der mir durch dich diese Last auferlegt, wird sie mir, wie ich zu ihm vertraue, auch gnädig erleichtern. Ich bin ja nur gekommen, um mich zu deinen Befehlen zu stellen und weil ich dies um des Namens Christi willen thue, so zweifle ich auch nicht, daß ich durch eben dies mit seiner Gnade selig werde."

Es ist ein bei allen Heidenbekehrern jener Zeit wiederkehrender Zug, daß sie, sei es in der Stille des Klosters oder in der noch größeren Zurückgezogenheit einer Einsiedelei, sich auf ihr Werk vorzubereiten suchten. Das Beispiel des Herrn, welcher aus der Wüste heraus in die öffentliche Wirksamkeit trat, so wie jenes der Apostel, welche hinter verschlossenen Thüren den Geist der Stärke und der Erleuchtung herabriefen, mochte ihnen hiebei als Vorbild dienen. Keiner von ihnen hat

---

[1]) Vita S. Bonif. c. 6. Jaffé, l. c. p. 454.

[2]) Vita. S. Bonif. l. I. c. 25. Mabillon, AA. SS. O. B. III, 2, 42.

den Samen des göttlichen Wortes ausgestreut, ohne zuvor den Boden mit seinen Gebeten und seinen Thränen gleichsam gepflügt zu haben. Kilian wählte sich für seine Einsamkeit die Berge der Rhön, Burkard suchte sich als Ort der Sammlung und des Gebetes die Waldschluchten des Spessart aus. Es ist wahrscheinlich, daß er, nachdem er aus der Hand seines Meisters das Gewand des hl. Benedikt empfangen, welches einmal von diesem als das gemeinsame Kriegskleid all' seiner Mitstreiter betrachtet wurde, zunächst in einer der bereits in den nördlichen Thüringen gegründeten klösterlichen Niederlassungen seinen Aufenthalt nahm; es ist aber gewiß, daß er vor seinem eigentlichen Auftreten in Ostfranken dort selbst einige Zeit in einer noch strengeren Abgeschiedenheit verlebte. Er schlug seinen Wohnsitz in dem sogenannten Reifenthale, welches die Hafenlohr durchfließt, und zwar an jenem Platze auf, der heute noch den Namen „Einsiedel" führt. Die alte Ueberlieferung[1]), welche dies erzählt, wird durch zwei andere Zeugnisse bestätigt. Das eine ist die, wenigstens dem Inhalte nach, unverdächtige Stiftungsurkunde von Kloster Neustadt aus dem Jahre 786 [2]), worin Karl der Große sagt, daß er die Menge der Diener Gottes, welche Burkard der Bischof aus England mitgebracht und Andere, „welche in der Umgegend in Einöden und Waldhöhlen aus Liebe zu Christus verborgen waren", in dieser seiner Stiftung versammelt habe. Der andere Zeuge ist Egilward. Er berichtet, daß Burkard schon vor seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl Michelnstat, Hohenburg und andere Güter erhalten habe. Seine Annahme, das Bisthum sei erst 751 gegründet, welche ihn zu vielen Verwechslungen verleitet, läßt ihn auch diese Schenkung Karlmann zuschreiben. Wurde dieselbe aber wirklich vor der Weihe des hl. Burkard zum Bischof, also vor 741 gemacht, so kann sie kaum von Karlmann, der in diesem Jahre erst zur Regierung kam, sondern nur von seinem Vater Karl Martell ausgegangen sein. Wo lag nun dieses Michelnstat? Egilward gibt hierüber gar keine nähere Auskunft. Eckhart[3]), welcher schon irrthümlich Homburg an der Wern für Homburg am Main, das hier gemeint ist, nimmt, sucht es in Michelstadt im Odenwald, das doch 815 von Kaiser Ludwig an Eginhard verschenkt wurde. Ihm sind die Meisten gefolgt, bis J. A. Kraus[4]) dasselbe in unserm Einsiedel nachgewiesen hat. Die Ueberlieferung, wie das Kaiserdiplom sagt, daß Burkard mit seinen Schülern jene Waldeinsamkeit als seinen ersten Aufenthalt erwählt und der Geschichtsschreiber nennt seinen ersten Besitz Michelnstat. In den alten Forstbeschreibungen wird Einsiedeln noch heute als „Michelsgarten" aufgeführt, es vereinigen sich also Legende

[1]) Vgl. St. Behlen u. J. Merkel, Gesch. u. Beschr. v. Aschaffenburg und dem Spessart. Aschaff. 1843. S. 145.

[2]) Ussermann l. c. Cod. prob. nr. 4.

[3]) l. c. I, 390. 522.

[4]) Archiv d. hist. Ver. f. Unterfr. IX, 3, 123. XVII, 1, 140.

und Geschichte in diesem Orte. Die Veranlassung zu dieser Schenkung soll nach alten Aufzeichnungen des Klosters Neustadt[1]) folgende gewesen sein: Eines Tages, als der fränkische Hausmeier auf der Jagd im Spessart einen Hirsch verfolgte und im Dickicht des Hochwaldes seinen Weg verloren hatte, wurde er plötzlich mehrere Geistliche gewahr; es waren Burkard und seine Brüder, die hier in Höhlen und Baumhütten als Einsiedler lebten; der Verirrte, welcher den fremden Priester hier zuerst kennen lernte, verlieh ihm aus Dankbarkeit jenen Platz als Eigenthum und dieser nannte ihn nach dem heiligen Michael. Nicht weit von Michelnstat lag an dem Ufer des Mains das königliche Jagdschloß Rorlacha. Fries[2]), welcher in der Zeitrechnung Egilward folgt, läßt auch es an Burkard, schon bevor er Bischof war, und zwar durch Pipin gekommen sein. Auch diese Vergabung muß daher aus den nämlichen Gründen wie jene von Michelnstat auf Karl Martell zurückgeführt werden, womit indessen eine spätere Bestätigung derselben durch seinen genannten Sohn nicht ausgeschlossen sein soll. Wie das Thal im Spessart, so weihte der Heilige auch die Anhöhe, auf welcher der Königshof sich erhob, dem Erzengel und nannte ihn Michaelsberg. Die Vorliebe gerade für diesen unter den himmlischen Schutzgeistern erklärt sich leicht. Er ist der Heerfürst in dem Kampfe der Engel des Lichtes gegen die Geister der Finsterniß. Als solcher erschien er dem Glaubensboten als der beste Beschützer in dem Streite gegen die heidnischen Götter, in denen schon der Psalmist nur verhüllte Dämonen sah. Vielleicht befand sich zudem einst dort ein Heiligthum Wodans und welch ein verständlicheres Bild konnte der christliche Priester dem die Riesen bekämpfenden Asen entgegen setzen, als das des über die Hölle triumphirenden Engels? Hier war es, wo nach der Legende die fränkische Fürstentochter Gertrudis dem englischen Mönche die helfende Hand gereicht hat, um den Grund zu jener Stätte zu legen, welche, wie sie der Ausgangspunkt war, von dem Burkard und seine Jünger ihr Bekehrungswerk unternahmen, so noch auf lange Zeit hinaus eine Pflanzschule christlicher Wissenschaft und Frömmigkeit wurde.

Wenn die Rhön vorzugsweise Kilian als ihren Apostel betrachtet, so hat der Spessart ein besonderes Recht auf den hl. Burkard. Sein Andenken wurde darum immer dort in hohen Ehren gehalten. Im Jahre 1264 stiftete Abt Conrad von Neustadt in Einsiedel eine eigene Propstei, deren Einkünfte indessen nach 1483 wieder mit dem Mutterkloster vereinigt wurden. In der dortigen Kapelle wurde übrigens bis zur Klosteraufhebung jährlich zweimal feierlicher Gottesdienst gehalten[3]). Außerdem erhielt ein eigener Brauch die Erinnerung an den Heiligen. So

---

[1]) Kraus, Neustadt. S. 18.

[2]) Bei Ludewig S. 750.

[3]) Archiv d. hist. Ver. f. Unterfr. IX, 3, 125 ff.

oft nämlich ein Fremder in Begleitung der Neustädter Mönche zum ersten Male nach Einsiedel kam, wurde derselbe mit dem Wasser der Quelle, aus welcher einst Burkard die Taufe gespendet haben soll, zum Gedächtniß an jene Wohlthat besprengt[1]). Ein schöneres und hoffentlich dauernderes Denkmal ist die an jener Stätte von der Fürstin Sophie zu Löwenstein in zierlichem gothischen Stil erbaute und am 3. November 1866 zu Ehren des hl. Burkard eingeweihte Kapelle, in welcher das durch die Säcularisation in dem alten Heiligthume unterbrochene Opfer wieder täglich gefeiert wird. Allein nicht nur hier ist die Erinnerung an ihn immer lebendig geblieben, sondern auch an vielen anderen Orten jener Gegend, wie z. B. in Hafenlohr, Windheim u. s. w. wird sein Fest feierlich begangen. Unter welcher Theilnahme des Volkes dies früher geschehen ist, läßt sich daraus abnehmen, daß die Stadt Lohr gerade auf seinen Gedenktag einen ihrer bedeutendsten Flachsmärkte verlegte, welcher noch heute unter dem Namen „Burkardusmarkt" im ganzen Lande bekannt ist.

2. Auf den Bekehrungsreisen.

Was der ehrwürdige Beda von dem Bischof Paulinus sagt[2]) „daß er für des Volkes Wohl gearbeitet habe durch das Wort des Gebetes vor der göttlichen Gnade und durch das Wort der Ermahnung vor den Menschen", das gilt, wie von allen, so auch von unserm Bekehrer. Nachdem Burkard und seine Jünger in der Einsamkeit des Waldgebirges sich zu ihrem Werke gerüstet hatten, gingen sie hinaus unter das Volk, um dasselbe in Angriff zu nehmen. An die Stelle stiller Beschaulichkeit traten mühselige Reisen, dem Ringen mit Gott im Gebete folgte der Kampf mit menschlichem Wahnglauben durch die Predigt. Beide Lebensbeschreibungen berühren nur mit kurzen Worten diese Thätigkeit; wir sind indessen durch andere Quellen in Stand gesetzt, uns ein anschauliches Bild von derselben zu machen.

Es war kein rein heidnisches Land mehr, das Burkard zugetheilt erhielt. Auf Kilian war Willibrord gefolgt und nach diesem hatte Bonifatius selbst bereits mehrere Jahre mit dem größten Erfolge an seiner Bekehrung gearbeitet. Es gab Gläubige, Priester und Kirchen. Dessenungeachtet wartete eine große Aufgabe auf unseren Heiligen. Wenn zwei Ströme sich vereinigen, so fließen sie noch eine Strecke weit, jeder seine Farbe behaltend, neben einander; sobald sich ihre Wasser vermengen, trübt das schmutzige des einen das reine des andern; erst nach längerem Laufe gelingt es dem mächtigeren Flusse, dem minderbedeutenden seine

[1]) G. Link, Klosterbuch d. Diöz. Würzburg. Ebd. 1873. I, 124.
[2]) Histor. eccles. Angl. l. II. c. 12.

Farbe und Klarheit zu geben. So lebten in Ostfranken Heidenthum und Christenthum nicht nur äußerlich neben, sondern auch in den Herzen der Neubekehrten mit einander. Man bekannte den Christengott und opferte zugleich noch den heidnischen Göttern; entsagte man später auch diesen, so wollte man doch von dem sonstigen heidnischen Aberglauben nicht lassen, befleckte vielmehr mit ihm selbst die christlichen Kirchen. Vieler Jahre und harter Mühen bedurfte es, um den alten Irrthum ganz zu überwinden. Und dies traf nicht nur bei dem gewöhnlichen Volke zu, es galt sogar von einzelnen heimischen Priestern. Wir sehen aus den Briefen des hl. Bonifatius, welche Sorge ihm dieses Fortwuchern heidnischer Anschauungen in den Seelen der Getauften bereitete. War dies in dem schon längst bekehrten Theile des Reiches links des Rheines der Fall, so noch mehr in dem Gebiete Ostfrankens. Das „Verzeichniß der heidnischen und abergläubischen Gebräuche“[1]), dreißig an der Zahl, welches gewöhnlich den Beschlüssen der Kirchenversammlung von Liftinä (743) angehängt ist, hat sicher vor Allen die Zustände unser Landes im Auge.

Noch immer hielt das Volk an den alten heiligen Stätten fest. Auch vielen Bekehrten galten noch die Götterhaine für unantastbar, welche kein Uneingeweihter betreten, deren Bäume Niemand der Zweige oder des Laubes berauben, geschweige fällen durfte; sie versammelten sich auch jetzt noch um ihre Opferplätze auf hohen Felsen und beteten mit Vorliebe an den Quellen. — In diese ihre Gebete flossen noch oft die Namen der altgewohnten Götter ein. Nach wie vor beugten sie sich vor den Idolen Wodan's und Thor's und waren nur schwer daran zu gewöhnen, statt des Wodanesdags (Mittwoch) und des Thunaresdags (Donnerstag) den Sonntag als den Tag des Herrn zu feiern. Wie ehedem stellten sie an Kreuzwegen in eigenen Feldhäuschen, die nichts waren, als auf runden hölzernen Pfosten ruhende und mit Stroh überdachte Hütten oder Zelte, ihre Götzenbilder auf und hingen daran in Holz geschnitzt jene Gliedmassen, wie Hände und Füße, für welche sie Genesung ersehnten. An den Festtagen der alten Gottheiten bucken sie nach Väterweise die Gestalt des Götzen, oder dessen Sinnbild, oder das ihm geweihte Thier in Brod, um sich gegenseitig damit zu beschenken. — Mit besonderer Zähigkeit hingen sie an den alten Festzügen. Ein solcher war der Maigang, bei welchem man das Bild eines Gottes in feierlicher Prozession durch die Fluren trug, um Fruchtbarkeit zu erflehen. Hieher gehört ferner das Todaustragen im März, wo man eine ihn vorstellende, aus Stroh und Lappen gefertigte Puppe nach einem festlichen Umzuge in das Wasser warf oder verbrannte, worauf die Träger schnell davon liefen, damit er sich nicht wieder aufraffe und hinter ihnen herkomme, ein Gebrauch, der sich in einigen Orten Frankens bis in dieses

---

[1]) Pertz MG. Leg. I, 19. Vgl. Eckhart l. c. I, 405 ff. Rudhart, Aelteste Geschichte Baierns S. 580 ff. Seiters, Bonifacius S. 384 ff. Külb, Schrift. des hl. Bonifacius II, 11.

Jahrhundert erhalten hat. Eine andere Unsitte, deren Spuren sich noch heute in den Fastnachtslustbarkeiten erkennen lassen, herrschte im Februar, in welchem man das Julfest, d. h. das Fest der wiederkehrenden Sonne mit Mummereien und Gelagen beging. Der Sonne wurde ein Eber geopfert und das Trinkhorn, mit welchem in einem runischen Kalender fast alle Tage dieses Monats bezeichnet sind, machte fort und fort die Runde. Von den Unfläthereien (spurcalia), in welche diese Vergnügungen ausarteten, hat man den noch jetzt in Niederdeutschland für den Februar gebräuchlichen Namen Sporkelmaend und von jenen Trinkhörnern die Bezeichnung Hornung ableiten wollen. Auch in den Januar fiel ein ähnlicher Mummenschanz, nämlich „der heidnische Lauf mit zerrissenen Schuhen oder Kleidern", welcher „Frias" hieß. Man vermuthet, daß derselbe zu Ehren der Göttin Freya oder Fria angestellt wurde, welche, nachdem sie von ihrem Gatten Freyr verlassen worden war, diesen in der weiten Welt umherlaufend suchte. — Der heidnische Todtendienst wurde auch an den Gräbern der Christen fortgesetzt. Man ließ nicht von den Todtenmahlen bei der Bestattung; man wiederholte alljährlich auf den Kirchhöfen die alten Todtenopfer, wobei unwissende Priester kein Bedenken trugen, über den Grabhügeln Messe zu lesen, ja sogar soweit gingen, dabei Stiere und Böcke zu opfern; man stellte sich die hingeschiedenen Verwandten und Freunde, wie früher als glückliche Bewohner Walhalla's, nunmehr ohne Weiteres als Heilige des Himmels vor, errichtete ihnen Denkmäler, zündete des Nachts vor denselben Lichter an und weihte ihnen Gaben. Die wirklichen Heiligen der Kirche wurden gleichfalls nur nach heidnischer Sitte verehrt. Die Neugetauften veranstalteten an ihren Gedächtnißtagen Tänze und Gelage in den Gotteshäusern und schlachteten vor denselben Opferthiere, um sich ihre Gewogenheit zu erwerben. — Daneben suchte man sich aber auch durch allerlei geheimen Zauber zu schützen. Als Mittel gegen Fährlichkeiten der verschiedensten Art galt das Nothfeuer, welches nicht an einem anderen Feuer entzündet, sondern durch Reiben trockener Hölzer hervorgebracht wurde. Wer immer das Jahr hindurch von widrigen Zufällen frei bleiben wollte, sprang über dasselbe. War für das Wohl der Menschen gesorgt, so trieb man das Vieh dreimal durch das Feuer, um auch es vor Krankheiten zu sichern. Darauf nahm jeder Hausvater einen Brand aus dem Holzhaufen mit sich, löschte ihn und verwahrte ihn unter seinem Dache; die Asche aber streute man über die Felder und Gärten, um sie vor Raupen, und anderen schädlichen Thieren zu schützen. Neben diesem allgemeinen Zaubermittel waren deren noch verschiedene für besondere Nöthen im Schwange. Die Häuser und Niederlassungen wurden durch eine um dieselben gezogene Furche gegen feindliche Einflüsse abgesperrt; ihre Inwohner selbst wehrten das Unglück durch Binden und durch Angehenke, gewöhnlich Täfelchen aus Metall, oder Holz, oder Pergament, auch aus Schiefer, worauf die Gestalt eines Göttes eingeritzt war, von sich ab. Gegen Krankheiten halfen

gewisse Kräuter, unter denen der erste Platz dem ächten Labkraut, von den Christen Unsrer lieben Frau Bettstroh genannt, zugewiesen war; Unwetter suchte man durch geheimnißvolle Gebräuche zu verscheuchen. Neben den Gewittern fürchtete man besonders die Verfinsterung des Mondes. Nach heidnischer Vorstellung durcheilte derselbe nur darum so schnell den Himmelsraum, weil ihn der Wolf Hati verfolgte, der ihn auch einmal verschlingen soll. Sobald nun eine Verfinsterung eintrat, geriethen sie in großen Schrecken, weil sie meinten, das Unthier habe schon einen Theil des nicht mehr ganz sichtbaren Gestirnes erfaßt. Sie erhoben deßhalb ein unbändiges Geschrei, um den Feind zu verscheuchen, und riefen: „Siege Mond!“ um diesem selbst Muth einzuflößen. — Wo der Zauber so vielgestaltig war, da mußte auch die Macht der Zauberer fortwirken, um so mehr, als in den meisten Fällen das Mittel erst durch den hinzukommenden Spruch kräftig wurde. Diese Kunst schrieb man besonders den Frauen zu. Sie verstanden sich auf Liebes- und Zaubertränke, sie machten die Ehen fruchtbar oder unfruchtbar, sie konnten den Leib gegen Feuer und Eisen festigen, die Waffen stumpf machen, das Blut stillen, Pferde im Laufe anhalten, ja sie wußten sogar die Gestirne zu besprechen und nach heidnischem Glauben mit Hilfe der Mondgöttin den Verstand der Menschen zu berücken, die Gestalt derer, welche sie haßten, bis zur Unkenntlichkeit zu verändern, ihnen das Herz aus dem Leibe herauszunehmen und an dessen Stelle Stroh oder Holz zu bringen. Wie groß das Vertrauen auf oder die Furcht vor der Macht dieser Zauberer und Hexen selbst unter den längst zum Christenthume Bekehrten war, geht daraus hervor, daß diese jenen noch im neunten Jahrhundert an manchen Orten eine heimliche Abgabe entrichteten, um sie dadurch zur Abwendung von Unglück zu bewegen. — Bei den feindlichen Gewalten, die einem entgegentreten konnten, legte man großes Gewicht darauf, sich schon vor Unternehmung eines wichtigen Werkes zu vergewissern, ob dasselbe einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang nehmen werde. Die Zeichendeuter waren es, welche hierüber Aufschluß gaben. Sie befragten die voraus verkündenden Vögel, als deren vorzüglichster der Rabe galt, welcher ja Wodan die Nachricht von allen Ereignissen zutrug. Erschien er bei Darbringung eines Opfers, so war es angenehm, flog er krächzend von der Linken zur Rechten, so war es ein gutes Zeichen zur Reise. Er zeigte jedoch auch Unglück an: setzte er sich auf ein Haus, worin ein Kranker lag, so starb dieser; flogen zwei Schaaren Raben gegen einander, so war der Ausbruch eines Krieges nicht ferne. Auch dem Kukuk wurde die Gabe der Weissagung beigelegt, wie es der Volksglaube noch heute thut. Neben den Vögeln galten noch die Pferde als vorbedeutende Thiere. Man suchte aus ihrem Wiehern und Schnauben, wie aus ihren Eingeweiden, darunter wahrscheinlich auch ihrem Gehirn die Zukunft zu erkennen. In welcher Weise aus dem Miste der Rinder und aus dem Nießen, welche gleichfalls ge-

nannt werden, vorhergesagt wurde, ist unbekannt. Eine eigene Art der Vorherdeutung war das Werfen der Loose, welches den Deutschen so gerecht erschien, daß sie solches nach ihrer Bekehrung in die Kirchen übertrugen. Hatten sie früher zwei durch verschiedene Zeichen unterschiedene Stäbchen geworfen oder ziehen lassen, so schlugen sie jetzt das Evangelium auf dem Altare auf und die zufällig getroffene Stelle diente als Wahrspruch. Namentlich im achten Jahrhundert war dieser Gebrauch der „Loose der Heiligen" allgemein und mußte noch durch Karl den Großen im Jahre 789 verboten werden. Doch nicht nur den Erfolg eines größeren Unternehmens, auch den jeden Tags suchte man durch seine Vorzeichen zu bestimmen. Man beobachtete zu diesem Zwecke, ob das Feuer auf dem Herde ruhig brannte oder prasselte, ob der Rauch aufwärts stieg oder sich legte. Am meisten aber sah man auf den sogenannten „Angang", d. h. die erste Begegnung bei Beginn einer Sache. Menschen, Thiere und Gegenstände aller Art, auf welche man beim Anfange des Tages oder einer Arbeit stieß, bedeuteten Heil oder Unheil und mahnten, das Vorhaben auszuführen oder aufzugeben. Der Angang eines alten Weibes, einer Frau mit fliegenden Haaren, einer Jungfrau, eines Priesters, eines Hinkenden, eines Bettlers war von schlimmer, der einer Dirne, eines Höckerigen, eines Aussätzigen dagegen von guter Vorbedeutung. Unter den Thieren galten Wolf, Pferd, Rind, Schaf, Hirsch, Eber und Bär als glückbringend, Hund, Katze, Ziege, Esel, Schwein, Fuchs als unheilverkündend. Der noch heute vorkommende Glaube, Glück oder Unglück des Tages hänge davon ab, ob man mit dem rechten oder linken Fuße aus dem Hause getreten, leitet seinen Ursprung aus jener heidnischen Zeit. Wenn einem nun dennoch, obschon er sich mit allen Schutzmitteln gewaffnet und obgleich alle Vorzeichen günstig gelautet, ein unvermutheter Unfall zustieß, dann war er eben, ohne es zu wissen, über eine „Unstätte" gegangen, d. h. er war in den Aufenthaltsort eines der zahlreichen Geister getreten und mußte dafür, daß er dessen Ruhe gestört, Strafe erleiden. — So war das Samenkorn des Evangeliums wohl ausgestreut, aber es war auf einen Boden gefallen, den man kaum urbar gemacht hatte. In seiner Tiefe lagen noch die Wurzeln der früheren Pflanzung, welche immer wieder Keime trieben, unter denen die neue Saat zu ersticken drohte. Und dies war es nicht allein. Unter dem Namen Christi hatten sich Prediger eingefunden, welche, wie sie dessen Beispiel nicht ganz nachahmten, so auch seine Lehre verstümmelten. Von jenen beiden Irrlehrern, gegen welche Bonifatius einen so schweren Kampf zu bestehen hatte, erstreckte sich die Thätigkeit des einen, **Clemens**, auf austrasischen Boden. Seine Predigt wie sein Leben zeigte sich nachgiebig sowohl gegenüber den Anschauungen als den Sitten der Heiden. Jene dehnte die Frucht der Erlösung auf Alle ohne Unterschied aus, dieses konnte durch seine offene Unenthaltsamkeit das Volk nur in seinen Lastern bestärken. Eine halbe Wahrheit wird niemals den Irrthum überwinden,

so wenig als ein unvollkommenes Beispiel den Sünder erheben kann. So waren es drei mächtige Feinde, gegen welche Burkard zu streiten hatte: der Unglaube in den alten Anhängern des Heidenthums, der Aberglaube in den Erstbekehrten und der Irrglaube bei den Priestern ohne Sendung. Er hat den Kampf ihnen allen gegenüber bestanden.

Noch heute bewahrt die Universitätsbibliothek in Würzburg eine ehrwürdige Handschrift, welche Eckhart und nach ihm alle, die sich mit den ehemaligen Domhandschriften beschäftigten, als das Homilienbuch des hl. Burkard — Sancti Burchardi Codex homiliarum bezeichnen[1]). Dieselbe besteht aus 99 Blättern in der Größe von 26 cm auf 17 cm, welche in 14 Quaternionen von gewöhnlich 8 Blättern zusammengelegt sind; den Einband bilden zwei Eichenbretter, welche am Rücken mit Schweinleder verbunden und am Schnitte mit einem Messigbeschlage geschlossen sind. Die Schrift, regelmäßig 25, hie und da 30 durchlaufende Zeilen auf mit dem Griffel gezogenen Linien, zeigt in den Titeln Uncial-Quadrat- und Kapitalbuchstaben, welche wie auch die übrigen Anfangsbuchstaben mit rother und gelber Farbe ausgefüllt sind; in dem Texte dagegen ist sie die langobardische Halbcursive. Sie gehört unzweifelhaft der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts an. Sowohl die verschiedenen angelsächsischen Formen, mit welchen sie untermischt ist, als auch die Rechtschreibung oder Mundart, welche sich hier in derselben Weise wie bei dem Evangelienbuche des hl. Kilian verräth, deuten darauf hin, daß bei ihrer Herstellung ein Angehöriger jenes Volksstammes thätig gewesen. Auf Burkard selbst, wenigstens als den Veranstalter oder Besitzer, lassen zwei äußere Merkmale schließen. In dem am Ende von einer anderen aber gleichzeitigen Hand aus der Passio S. Christophori wiederholten Schlußgebetchen findet sich nämlich in der Mitte ein großes mit angelsächsischen Zügen eingezeichnetes B. Weiter unten folgt von einer anderen aber kaum oder nur wenig jüngeren Hand geschrieben eine zweite aus zwei Buchstaben bestehende Sigle d B, wovon der erstere kleinere die Uncialform, der andere größere die Kapitalform, beide in angelsächsischem Charakter, trägt. Eckhart vermuthet, daß das erstere Zeichen von Burkard selbst herrühre, während das zweite von einem anderen beigefügt worden sei, um anzudeuten, daß das Buch dem hl. Burkard gehörte. Oegg, welcher es als divi Burchardi liest, obschon es auch domni Burchardi heißen kann, hält dafür, daß der Zusatz erst nach seinem Tode vielleicht von Megingaud gemacht worden sei, welcher ja mehrere Bücher mit nach Neustadt nahm, von wo sie später wieder an Bischof Bernwelf zurückgegeben werden mußten. Die anderen zwischen diesen beiden Siglen befindlichen Worte: di ano quadragissimo mögen mehr die Zeit jener Beisätze als das

---

[1]) Mp. th. f. 28. Vgl. Eckhart l. c. I, 837. Chron. Gotwicense. I, 35. Oegg, Korographie S. 395 ff.

vermeintliche Jahr der Weihe des hl. Burkard, wie Oegg meint, angeben wollen. Beweisender als diese äußeren Merkmale ist der Inhalt. Das Buch enthält 38 Homilien. Eckhart hat zweien dieselbe Nr. 26 gegeben und zwei übergangen, nämlich eine zwischen 3 und 4 und eine zwischen 27 und 28 nach seiner Bezeichnung und zählt darum nur 35. Nach einzelnen in der Handschrift selbst vorkommenden Nummern scheinen es ursprünglich deren noch mehr gewesen zu sein. Auf Blatt 67 findet sich zwischen die Homilien die bei Eckhart abgedruckte Ratio orbis[1]) eingeschaltet, auf Blatt 74 folgen andere meist patristische Schriften, den Schluß bildet die Geschichte des hl. Christophorus. Nur die Homilien kommen hier in Betracht. Dieselben sind zunächst den Vätern, namentlich Augustinus, und dies in weit mehr Fällen, als bereits Eckhart nachgewiesen hat, entnommen. Die Auswahl ist mit Rücksicht auf den Festkreis des Kirchenjahrs, auf besondere Gelegenheiten und wirkliche Bedürfnisse getroffen. Nicht alle werden indeß treu nach der Urschrift wiedergegeben. So wird die 317. Rede des hl. Augustin auf den hl. Stephan nur frei benützt, die 149. desselben Kirchenvaters von dem Abendmahle des Herrn zeigt hier verschiedene Abweichungen und seine 177. über die Himmelfahrt Christi erscheint in bedeutender Erweiterung.[2]) Daneben finden sich aber auch Predigten eingeflochten, welche ganz selbstständig gearbeitet sind. Sie haben offenbar die in obigem „Verzeichniß" gerügten abergläubischen und heidnischen Gebräuche im Auge, können also nur in jener Zeit von einem Schüler des Bonifatius für das thüringisch-hessische Volk geschrieben worden sein. Daß sie demselben auch und zwar in seiner Sprache vorgetragen wurden, zeigen die altdeutschen Glossen, die am Rande oder zwischen den Linien beigesetzt sind. In jedem Falle gehört also dieses Homilienbuch dem Kreise des hl. Burkard an und gibt uns einen Einblick in die Art und Weise auch seiner Predigt.

Schon in der 7. dieser Homilien tritt uns der Heidenbekehrer entgegen. Er wendet sich an jene, welche um die Wohlthat der hl. Taufe bitten, an die Katechumenen. Was ist es, das ihr verlangt? fragt er und antwortet mit dem Bischof von Hippo: „Nichts anders als daß ihr, bisher die Gefäße des Teufels, von nun an die Gefäße Christi zu werden verdient." Der Böse war in den Augen des angelsächsischen Missionärs kein unsichtbares, blos geisterhaftes Wesen, er trat ihm vielmehr in den Gestalten der heidnischen Götter fast greifbar entgegen. Daher war auch die Abschwörung bei der Taufe nicht allgemein gehalten, sondern bestimmt gefaßt. Das Gelübde, welches der Priester von dem Täufling forderte, ist uns, ein ebenso ehrwürdiges Denkmal sowohl in christlicher als in sprachlicher Beziehung, als Anhang zu jenem

[1]) l. c. I, 803.

[2]) August. op. ed. Maurin. Par. 1679. sq. V. p. 1270. Appendix. p. 262. 303.

öfter genannten „Verzeichniß“ erhalten. Die Fragen und Antworten lauteten:

Forsachistu Diabolae?	Widersagst du dem Teufel?
Ec forsacho Diabolae.	Ich widersage dem Teufel.
End allum Diabolgelde?	Und aller Teufelsgesellschaft?
End ec forsacho allum Diabolgeldae.	Und ich widersage aller Teufelsgesellschaft.
End allum Diaboles uuercum?	Und allen Werken des Teufels?
End ec forsacho allum Diaboles uuercum, and uuordum, Thunaer ende Uuoden ende Saxnote ende allem them unholdum the hira genotas sint.	Und ich widersage allen Werken des Teufels, und Worten, dem Thunar und Wodan und Saxnote und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.

Dieser Abschwörung der drei höchsten heidnischen Götter folgte dann das Bekenntniß der christlichen Dreifaltigkeit:

Gelobistu in Got alamehtigan Fadaer?	Glaubst du an Gott den allmächtigen Vater?
Ec gelobo in Got alamehtigan Fadaer.	Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater.
Gelobistu in Crist Gotes suno?	Glaubst du an Christus Gottes Sohn?
Ec gelobo in Crist Gotes suno.	Ich glaube an Christus Gottes Sohn.
Gelobistu in halogan Gast?	Glaubst du an den heiligen Geist?
Ec gelobo in halogan Gast.	Ich glaube an den heiligen Geist.[1]) —

Allein die Abschwörung mit dem Munde war bei Weitem noch keine Entsagung mit dem Herzen. Und wenn, so hörten jene, die wirklich angefangen hatten, den Christengott zu lieben, doch darum noch nicht auf, ihre alten Gottheiten zu fürchten. Manche mochten denken wie jener Fürst, der auf den Vorhalt seiner Zweideutigkeit zur Antwort gab, er sei reich genug, um beiden, dem Gotte, der ihm erst verkündet, und jenen seiner Väter zu opfern. Gegen diesen Rückfall in das Heidenthum mußte der Glaubensbote mit der ganzen Macht seiner Beredtsamkeit kämpfen. So sehr uns freut, heißt es in der eigens gegen den Götzendienst gerichteten 24. Homilie, daß ihr so fleißig zur Kirche kommt, so schmerzlich berührt es uns, daß einige aus euch zugleich noch an der Verehrung der alten Götzen theilnehmen, an den Bäumen Weihegaben aufhängen, an den Quellen beten und auf teuflische Wahrsagekunst halten. Statt die heidnischen Heiligthümer zu zerstören, scheuen sie sich nicht, die zerstörten wieder aufbauen zu helfen. Ja wenn Einer, der Gott liebt, die heiligen Bäume verbrennen und die Opferaltäre umstürzen will, gerathen sie derart in Raserei, daß sie ihn mißhandeln oder gar auf seine Ermordung sinnen. „Was thun diese Unglücklichen und Bejammernswerthen? Sie fliehen das Licht und eilen zur Finsterniß, sie verachten Gott und umschlingen den Bösen, sie verlassen das Leben und folgen dem Tode, sie weisen Christus zurück und gehen zu ihren Götzen. Wozu sind sie zur Kirche gekommen, wozu haben sie die Taufe erhalten, wenn sie wieder zu dem Dienste ihrer Götter zurückkehren wollten?“ Er beweist aus der hl. Schrift, wie sehr Gott einen solchen Frevel verabscheue, und beschwört sie, nicht nur sich selbst nicht verführen zu lassen, von dem Tische des Herrn zu den Gelagen des Teufels zurückzukehren, sondern auch jene, die solches thun, nicht nur mit

---

[1]) Pertz MG. Leg. I, 19. Maßmann, deutsche Beschwörungs- ꝛc. Formeln. S. 14 ff. Taf. 2.

Worten, sondern auch mit Strafen auf den rechten Weg zurückzubringen. „Gestattet nicht, daß man die heidnischen Heiligthümer wieder aufrichte, sondern stoßet sie um, wo ihr sie findet. Verbrennet die geweihten Bäume bis auf die Wurzel und vernichtet die Altäre des Teufels. Ihr müßt wissen, geliebte Brüder, daß jeder, der die Taufe erhalten, von der Heerde und der Gefolgschaft des Teufels losgelöst ist. Kehrt er aber wieder zu seinen heidnischen Gebräuchen zurück, so wird er sogleich von Christus verlassen und von dem Teufel wieder in Besitz genommen. Gar nicht zu Christus zu kommen, ist verzeihlicher, als Christus nachher zu verlassen, gemäß den Worten des Apostels Petrus: Es wäre ihnen besser gewesen, wenn sie den Weg der Gerechtigkeit nicht erkannt hätten, als daß sie, nachdem sie ihn erkannt, wieder abweichen von dem heiligen Gebote (2 Petr. 2, 21). Wir, Brüder, sagen euch nur, was euch frommt ... Es mag euch jetzt ergötzen, euch zu berauschen, die Ehe zu brechen, die Unschuldigen zu unterdrücken; aber es wird euch nachher nicht ergötzen, in den ewigen Flammen zu brennen. Achtet auf das, was wir euch verkünden, und sage keiner, er sei nicht gewarnt. Nochmals rufen wir euch zu, nochmals beschwören wir euch, nochmals predigen wir: Wollt ihr dem Richter entgehen, so verachtet nicht seinen Herold ..." Wie gegen die Götter, so wendet sich der Prediger gegen die sonstigen heidnischen Gebräuche. Die Mummereien im Januar (Hom. 3), die Gewohnheiten bei Abnahme oder Verfinsterung des Mondes (Hom. 26), der Gebrauch der Binden und Abwehrmittel wie die Loose (Hom. 20 u. 26) werden auf das Schärfste verurtheilt. Gegen die Feste des Januar wird die 129. Rede des hl. Augustin[1]) gebraucht, den übrigen Zauber straft er mit seinen eigenen Worten. „O, daß sie, ruft er aus, wenn sie körperlich erkrankt sind, zur Kirche eilten und Arznei von dem Erbarmen Christi begehrten! Aber leider gibt es solche, die in jedem Siechthum Looswerfer aufsuchen, Zeichendeuter befragen, Zauberer herbeiziehen und sich Amulete und geheime Schriftzeichen anhängen. Ja, manchmal empfangen sie solche Binden sogar von Geistlichen und Mönchen. Allein das sind keine solchen, sondern Gehülfen des Teufels. Hütet euch also, Brüder, ich bitte euch, diese bösen Dinge anzunehmen, auch wenn sie von Geistlichen angeboten werden, denn in ihnen ist nicht die Heilkraft Christi, sondern das Gift des Teufels". Unter den gebräuchlichen Zaubertränken werden namentlich jene verdammt, welche von den weisen Frauen gegeben wurden, um entweder eheliche Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit herbeizuführen. Zwei eigene Homilien (21 u. 26) sprechen sich gegen dieselben aus. Sowohl derjenige, heißt es in der einen, welchem Gott Kinder schenkt, als jener, dem er sie verweigert, soll ihm danken, da der Herr am besten weiß, was uns gut ist. Viele hatten nur zu ihrem Unglück Söhne und Viele hatten nur zu ihrem Heile deren keine. Wie

[1]) l. c. p. 233.

Mancher müht sich ab, um für seine Kinder auf jede Weise Reichthümer zu erwerben und macht dadurch seine eigene Seele arm für die Ewigkeit! Es geht ihm wie jenem reichen Manne des Evangeliums, welcher seinen Brüdern all seine Schätze zurückgelassen hatte und in der Hölle nicht den Tropfen Wasser erhalten konnte, nach welchem er so heiß verlangte. Ein anderer dagegen, welcher keine Kinder hat, denen er sein Erbe hinterlassen kann, vermag um so leichter seine Seele durch Almosen loszukaufen und darf ruhig aus dieser Welt in die jenseitige hinübertreten, wo er statt schlimmer Worte den Gruß vernehmen wird: Kommt ihr Gesegnete meines Vaters und nehmet das Reich in Besitz, denn ich war hungrig und ihr habt mich gespeist. Klage also Niemand, weil er keine Kinder hat, da er doch so viele Priester, Mönche und Nonnen sieht, welche ohne solche im Dienste Gottes bis an das Ende verharren, ja gerade deshalb unfruchtbar dem Fleische nach sein wollen, um eine desto herrlichere Krone zu erringen. Wem die Unfruchtbarkeit des Leibes beschieden, der bewahre die Fruchtbarkeit der Seele und wer keine leiblichen Kinder hat, der suche geistliche zu gewinnen. Alle guten Werke sind unsere Kinder, und wer täglich solche übt, dem können die geistlichen Söhne niemals fehlen. Diese allein sind es, welche, wie sie selbst nicht sterben, so auch ihre Eltern unsterblich machen. In keinem Falle aber darf man seine Hülfe von Zaubermitteln erwarten, sondern soll solche bei Gott suchen und auch dabei immer sprechen: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Zürnender ist die andere Rede, welche sich gegen jene wendet, die, nachdem sie einige Kinder haben, die folgenden entweder im Mutterschooße oder nach der Geburt tödten, „als ob der Herr diejenigen, die er erzeugt werden ließ, nicht auch nähren und leiten könnte". Nachdem der Diener Gottes dieses Verbrechen, welches nach all seinen Arten unter dem Volke heimisch gewesen zu sein scheint, in dessen ganzer Größe gebrandmarkt, spricht er das kurze und doch so inhaltsreiche Wort aus: „Die Unfruchtbarkeit der christlichen Frau soll nur ihre Keuschheit sein!" Die Neubekehrten fühlten das Sündhafte ihres Unterfangens. Wenn sie darum ihre Kinder anderen Frauen, sei es zur Heilung, oder sei es auch in entgegengesetzter Absicht, übergaben, dann suchten sie sich vor ihrem eigenen Gewissen dadurch zu entschuldigen, daß sie sprachen: „Ich mische mich nicht in diese Dinge, denn in der Kirche wird gelesen: Ihr könnt nicht den Kelch des Herrn trinken und zugleich den Kelch des Teufels! Sehet also selbst zu und thuet nach eurem Wissen, eure Auslagen werden euch vergütet werden." „Als ob durch solche Worte", ruft der Redner aus, „ein solches Verbrechen unschädlich gemacht werden könnte! Nicht nur die Mutter, sondern alle, welche zugestimmt, machen sich desselben schuldig." — Doch nicht nur dem Volke wird gepredigt, auch den unenthaltsamen Priestern werden ihre erhabenen Pflichten in das Gedächtniß gerufen. Die 23. und 30. Homilie wurden gewiß nicht ohne Hinblick auf jene Geistlichen, als deren Haupt

Clemens betrachtet werden kann, gehalten. — Wie der Glaubensbote die Laster der jungen Christen züchtigt, so leitet er sie auch an zu der Uebung der Tugenden ihres Glaubens. Als gottgefällige Werke werden besonders die Buße (Hom. 12), das Fasten (Hom. 5. 6) und die Barmherzigkeit (Hom. 14) empfohlen. Am Tage des hl. Johannes des Täufers, als dem Beginn der Ernte, wird die Pflicht des Zehnten (Hom. 18) eingeschärft. Die verschiedenen Reden bei Einweihung einer Kirche (Hom. 22. 36) zeigen den Missionär, der auf seinen Wanderungen, wo es möglich ist, Gotteshäuser errichtet.

Als Bonifatius die Donnereiche gefällt, da verbrannte er das Holz des Götterbaumes nicht, sondern machte ein christliches Bethaus daraus. In ähnlicher Weise rotteten auch seine Schüler jene alten Volksgebräuche nicht sämmtlich aus, sondern drückten einzelnen aus ihnen ein christliches Gepräge auf. Man benützte die Verehrung der Menge für die Bäume, indem man in die Höhlungen derselben kleine Bilder der Mutter Gottes stellte und dadurch der Andacht die rechte Richtung gab. Manche derselben haben, als sie von einem späteren Geschlechte wieder aufgefunden wurden, Anlaß zur Erbauung von berühmten Kirchen gegeben. Möglich, daß die Gnadenbilder zu Maria Buchen und Maria Retzbach zu ihnen zählen. Auch die Feldhäuschen oder Götzenhütten wurden durch Bildstöcke ersetzt, welche den Herrn oder einen seiner Heiligen zeigten. Das Volk hing von nun an an diesen Orten als Zeichen der Erhörung seine Weihegaben auf. Statt im Frühlinge den Segen für die Felder von dem Götzen zu begehren, den man im festlichen Zuge umherführte, trug man von nun an in den Bitt- und Flurgängen das Kreuz durch die Markung. Auch das „Gebildbrod“, das an den Götterfesten gebacken wurde, erhielt christliche Bedeutung und christliche Namen, unter welchen es noch heute als Martinshörner, Christwecke, Osterhasen gebräuchlich ist. Wie wir später sehen, wurde auch unser Heiliger durch ein eigenes Gebäcke geehrt. Den Segen, welchen der heidnische Zauberer durch seine Besprechung auf allerlei Kräuter zu legen vermeinte, rief jetzt die Kirche durch ihre Weihe herab; zu den verschiedenen Besprengungen mit gnadespendendem Wasser diente nicht mehr die von den Altvordern verehrte Quelle, sondern der Weihbrunnen im Gotteshause; manche Gebräuche, welche das Volk bei dem Johannisfeuer beobachtete, übertrug es auf das Osterfeuer, das den Aufgang des wahren Lichtes in Christus sinnbildet. Nur Unverstand konnte der Kirche den Vorwurf machen, daß sie den Christenglauben durch Herübernahme heidnischer Vorstellungen und Uebungen getrübt habe. Der Mensch sehnt sich nach Vereinigung mit Gott, die Natur verlangt nach ihrer Erhebung durch die Gnade. Das fühlte auch die heidnische Welt, daher ihre Opfer und ihre Weihungen. Die Kirche hätte kein Recht gehabt, jene Opfer zu beseitigen, wenn sie nicht das ewige Opfer des Gottessohnes verkündet haben würde, und sie konnte jenen heidnischen Zauber nicht bekämpfen, ohne dafür den

wahren Segen zu bringen. Wenn nun die Glaubensboten sich an bestehende Gebräuche anlehnten, so handelten sie nur nach den Eingebungen jener erziehenden Weisheit, die schon Gregor I. für die Bekehrung der Ungläubigen angerathen hatte. Das, was heidnisch oder dämonisch war, haben sie weggeschnitten; das, was menschlich und natürlich war, haben sie herübergenommen, um es zu verklären und zu vergeistigen. Man frage nicht, wozu jene Aeußerlichkeiten bei einem so ganz innerlichen Glauben? Wie Christus, das eine und große Sakrament, sichtbar im Fleische erschienen ist, so sind auch die Gnadenmittel an äußere Zeichen gebunden. Dies gilt von den Sakramenten wie von den Sakramentalien der Kirche. Gewiß, diese letzteren sind nicht er selbst, der überall, wo er thätig ist, mit sicherem Erfolge wirkt, aber sie sind gewissermaßen sein Kleid, das Hülfe gewährt, wenn man auch nur dessen Saum gläubig berührt; und die Gnadenbilder der hl. Jungfrau, die Reliquien der Heiligen stellen nur jene vor, aber sie erinnern zugleich an den Schatten des Petrus, welcher diejenigen heilte, auf welche er fiel. Daß die Neubekehrten nicht alle dies alles sofort begriffen, sondern hin und wieder aus den Gebräuchen der Kirche Mißbräuche machten, fällt nur ihnen und nicht ihr zur Last: sie selbst hat nie aufgehört, ihre Stimme dagegen zu erheben.

Das Bild, das wir gezeichnet, schildert die Zustände unseres Volkes zur Zeit, da Bonifatius mit den Seinen unter ihm wirkte; der Prediger, den wir vernahmen, spricht die Sprache jener Priester. Auch ohne die angeführten Gründe dürften wir uns unter demselben den hl. Burkard vorstellen. Er hatte eine mühsame Aufgabe. Sie gebot ihm bald die waldreichen Gebirge zu durchwandern, bald wieder dem Lauf der Flüsse zu folgen; sie hieß ihn jetzt vor den trotzigen Großen hintreten und dann wieder zu dem verwilderten Volke sich herablassen; sie stellte ihn heute einem heidnischen Opferpriester und morgen wieder einem jener entarteten Geistlichen gegenüber, welche durch ihr Wort und Beispiel in die Wildniß noch Unkraut säten. Wie oft mag er gedarbt haben unter Entbehrungen aller Art, wie oft geseufzt bei dem Anblicke der Halsstarrigkeit der Menge, wie oft vielleicht in Gefahr geschwebt haben unter den Heiden, die ihre Altäre gegen ihn zu vertheidigen suchten! Wie sein Meister, so suchte auch er Hülfe in der Heimath. Er rief die Gebete und Opfer der Klöster Englands als Thau für sein Arbeitsfeld herbei. „Wir bitten dich", heißt es in dem schon erwähnten Briefe an die Aebtissin Cuneburg, der mitten unter dieser Thätigkeit zwischen den Jahren 732—41 geschrieben wurde, „aus der innersten Tiefe unseres Herzens, du wollest dich würdigen, uns in die Gemeinschaft deiner heiligen Einigung aufzunehmen und es nicht versagen, unsern von den stürmischen Fluthen dieser Welt umhergetriebenen Kahn unter dem Schutze deiner Gebete in den Hafen des Heiles zu führen und gegen die furchtbaren Geschosse der Sünde durch den Schild deiner Bitten zu schützen,



sowie auch wir, obwohl Sünder, für das Wohl deiner Hoheit jeden Augenblick zu beten mit Gottes Beistand bereit sind. Stünden wir vor dir, wir wären gewiß, mit gebogenen Knien und bittern Thränen von dir Gewährung zu erflehen; jetzt ersuchen wir, den Bitten der Abwesenden ebenso zu willfahren." Als Zeichen ihrer Ergebenheit legen Deneard, Lull und Burkard drei kleine Geschenke, nämlich Weihrauch, Pfeffer und Zimmt bei und bitten um nur einige Worte, welche sie mit freudiger Sehnsucht zu hören verlange. Seine Predigt wurde auch fruchtbar durch diesen Segen. Das Volk, wie dessen Führer wandten sich immer mehr seiner Lehre zu und Viele unter den Vornehmen beschenkten ihn, dem Beispiele der fränkischen Hausmeier folgend, mit Gütern, welche er zur Errichtung von Kirchen und klösterlichen Niederlassungen verwandte. Die Sage knüpft einen längeren Aufenthalt des Heiligen während dieses Abschnittes seines Lebens an das Dorf Burkardroth bei Kissingen, indem sie zu erzählen weiß, hier habe er in der Zurückgezogenheit von seinen Mühen geruht [1]). Wenn der Ort wirklich von unserm Heiligen den Namen trägt, so ist es wohl weniger darum, weil er hier geruht, als deßhalb, weil er den Platz gerodet hat, wie schon die älteste Schreibweise „Burcharderode" erkennen läßt.

3. Auf dem bischöflichen Stuhle.

Mittlerweile war die Zeit herangekommen, wo Bonifatius daran denken konnte, den Auftrag des Papstes, für die bekehrten Länder Bischöfe zu bestellen, auszuführen. Der wichtigste unter den drei Sprengeln, in welche er Mitteldeutschland theilte, war der von Würzburg, von wo aus die alten Herzoge einst über Thüringen herrschten. Seine Wahl fiel für diesen Sitz auf Burkard, der an fünfzehn Jahren mit ihm gemeinsam daran gearbeitet hatte, diese Gegenden für den Glauben zu gewinnen. Die neue Heerde sollte jenem unterstehen, der sie herangebildet hatte.

Die Angabe beider Lebensbeschreibungen, Burkard habe die Weihe in Rom durch Papst Zacharias, welchem ihn der hl. Bonifatius dort vorgestellt, empfangen, sowie der weitere Irrthum Egilwards, als sei diese erst im Jahre 751 erfolgt, werden durch sichere Zeugnisse widerlegt. Nach der Erzählung der Nonne von Heidenheim [2]) wurde Willibald im Herbste des Jahres 741 drei Wochen vor dem Martinsfeste zu Sallpurg in Thüringen, der heutigen Salzburg an der Saale, von Bonifatius unter Mitwirkung von Burkard und Witta zum Bischof geweiht. Diese

[1]) Gropp, Geheil. Bischoffssitz. S. 12.
[2]) Vita Willibaldi: AA. SS. Julii II. p. 511.

waren also bereits Bischöfe, da sie sonst nach der von Gregor III. eigens dem deutschen Erzbischofe eingeschärften Vorschrift[1]), bei der Weihe eines Bischofs immer zwei oder drei Bischöfe zuzuziehen, nicht an dieser Handlung hätten Theil nehmen können. Ihre Weihe durch Zacharias ist schon deßhalb ausgeschlossen, weil dieser erst am 3. Dezember 741 den päpstlichen Stuhl bestieg. Daß sie aber überhaupt nicht in Rom, sondern durch Bonifatius selbst eingesetzt wurden, zeigt sein eigener Brief, den er dieserhalb an jenen Papst richtete[2]). Die Nachricht von dessen Erhebung mochte kaum vor Ende 741 nach Deutschland gedrungen sein und schon im Anfang 742 beeilt sich Bonifatius, ihm Glück zu wünschen. Bei dieser Gelegenheit theilt er ihm zugleich mit, „er habe, nachdem durch Gottes Gnade die Völker Deutschlands einigermassen erschüttert und auf den rechten Weg gebracht seien, drei Bischöfe geweiht (ordinavimus) und die Provinz in drei Sprengel getheilt" und bittet, der hl. Vater möge „die Flecken oder Städte, für welche sie bestimmt und geweiht sind (constituti et ordinati), durch Erlasse seiner Machtvollkommenheit bestätigen und feststellen (confirmare et stabilire)." Als der erste derselben wird die „Veste Wirzaburg" genannt. Demnach hat Burkard die Weihe durch Bonifatius im Jahre 741 erhalten. Sie hat vor der Willibalds, aber doch in demselben Herbste und gewiß auch an demselben Orte stattgefunden. Welche Bischöfe dabei zugegen waren, ist nicht zu sagen. Eckhart[3]) räth auf Eddan von Straßburg und Regenfried von Cöln, hat aber für seine Vermuthung keinen andern Grund, als den, daß eben diese auch der Synode von 742, welche nach ihm gleichfalls auf der Salzburg stattgefunden hat, beigewohnt haben. Deneard, durch welchen Bonifatius seinen Brief nach Rom übersandte, brachte auch die Antwort des Papstes zurück. Es sind zwei Schreiben, beide unterm 1. April 742 gegeben, von denen das eine an Bonifatius[4]) neben andern Dingen die Gutheißung der errichteten Sitze, das andere in dreifacher Ausfertigung an die Bischöfe selbst gerichtet, deren Bestätigung ausspricht. Der Bestätigungsbrief des hl. Burkard[5]), gleichsam der Taufschein unseres Bisthums, verdient es, hier seinem ganzen Wortlaute nach mitgetheilt zu werden.

„An den uns liebwerthesten Burchard, Bischof der heiligen Kirche zu Wirziburg, der Papst Zacharias.

Um durch die Mitwirkung des Herrn und seine Bekräftigung des Wortes das Gesetz des Christenthums und den Pfad des wahren Glaubens weiterzuführen und dabei zu lehren, was diese heilige römische Kirche, welcher wir nach Gottes Fügung vorstehen, ausspricht, hat unser heiligster und ehrwürdigster Bruder und Mitbischof Bonifatius, wie er uns mitgetheilt, in den Gegenden Deutschlands drei Sprengel mit bischöflichen Sitzen errichtet, unter denen einem Euer Liebden vorsteht. Auf diese Nachricht haben wir in großer Freude mit zum Himmel ausgestreckten Händen dem Lichtspender

---

[1]) Jaffé l. c. nr. 28 p. 91.

[2]) Jaffé l. c. nr. 42. p. 111.

[3]) l. c. I, 389.

[4]) Jaffé l. c. nr. 43 p. 116. [5]) nr. 45 p. 124. Vgl. über die Zeitangabe: Hahn, Jahrbüch. d. fränk. Reichs. Excurs V. S. 162.

und Verleiher alles Guten, Gott dem Herrn und unserm Erlöser Jesus Christus, der aus beiden Eins macht, Dank gesagt. Es hat nun der schon genannte heiligste Mann durch sein Schreiben von uns verlangt, daß wir Eure Sitze durch apostolische Machtvollkommenheit bestätigen möchten. Wir bestätigen also mit eifrigem Gemüthe, unter göttlichem Beistand und Kraft der Machtvollkommenheit des seligen Apostelfürsten Petrus, dem von unserm Gott und Erlöser die Gewalt verliehen ist, die Sünden der Menschen im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen, Euere bischöflichen Sitze und wollen, daß sie unverrückt fortbestehen sollen, indem wir durch die Machtvollkommenheit des Apostelfürsten selbst allen gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern untersagen, daß irgend Jemand gegen diese Euere Einsetzung, welche nach dem Willen Gottes durch unsere Verfügung vollzogen worden ist, sich zu erheben wage, und indem wir ferner verbieten, daß irgend Jemand außer dem, welcher nach der Ueberlieferung der heiligen Kirchensatzungen in jenen Gegenden die Stelle des apostolischen Stuhles vertritt, nach Eurer Abberufung aus dieser Welt einen Bischof aus einem anderen Bisthum dorthin versetze oder einen solchen weihe. Aber auch keiner von Euch maße sich an, in des anderen Sprengel einzudringen, oder ihm Kirchen zu entziehen. Sollte aber Jemand, was wir nicht glauben, mit tollkühnem Wagniß dieser unsrer Verfügung zuwiderzuhandeln versuchen, so wisse er, wer er auch immer sei, daß er durch Gottes ewiges Gericht mit der Fessel des Bannes gebunden ist. Wer dagegen die apostolischen Vorschriften beobachtet und der Richtschnur des wahren und rechten Glaubens folgt, wird die Gnade des Segens erlangen. Im Uebrigen flehen wir zu der göttlichen Milde, daß sie bestätigen und kräftigen möge, was der Herr in Euch gewirkt hat. Die Liebe, der Friede und die Gnade Gottes seien mit Euch, Ihr Heiligsten und uns Liebwerthesten. Arbeitet mit aller Anstrengung für den Glauben Christi und wetteifert in der Verrichtung seines Dienstes, damit Ihr mit dem trefflichen Apostel zu sagen verdient: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt, im Uebrigen ist mir hinterlegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir an jenem Tage geben wird der Herr, der gerechte Richter." Indem wir Euch grüßen im Herrn, wünschen wir, daß es Euch gut ergehe. Lebet recht wohl. Gegeben am 1. April unter der Regierung des mildesten Herrn und großen, von Gott gekrönten Kaisers Constantin im vierundzwanzigsten Jahre seines Reichs und im zweiten seiner Alleinherrschaft, in der eilften Indiction."

Der kirchlichen Bestätigung des neuen Bisthums schloß sich unmittelbar dessen Ausstattung durch den austrasischen Hausmeier an. Sie erfolgte bereits auf der ersten, am 21. April 742 gehaltenen deutschen Synode, also wohl noch bevor die Briefe des Papstes angekommen waren, wenn anders deren Unterschrift richtig ist. Als Aufgabe dieser Versammlung wird in dem betreffenden Capitulare[1]) ausdrücklich vor allen anderen die Eintheilung des Landes in Bisthümer bezeichnet. Unter den Bischöfen, die hieran Theil nahmen, erscheint Burkard an erster Stelle nach Bonifatius. Man hat diesen Vorrang daraus zu erklären versucht, weil er der Bischof des Ortes gewesen sei, an welchem die Synode tagte, und als solchen eben jene Salzburg angenommen, auf der er auch früher die Weihe erhalten[2]). Wie freigebig sich Karlmann gegen die neue Stiftung erwiesen hat, wurde schon erzählt. Neben den genannten fünfundzwanzig Kirchen und einem Kloster schenkte er ihm noch den dem Könige zufallenden Theil von den Strafgeldern für versäumte Heerespflicht, den Zehnten von einer großen Anzahl königlicher Güter, sowie den zehnten Theil der Ostersteuer aus siebzehn ostfränkischen Gauen. Dazu kam später noch die „Immunität", d. h. die Befreiung der Besitzungen der Kirche von dem gewöhnlichen Gerichtsstand. Die älteren fränkischen Geschichtsschreiber suchen aus dieser glänzenden Vergabung den Beweis zu führen, daß schon Burkard die herzogliche Würde bekleidet habe und die Kunst,

---

[1]) Jaffé l. c. nr. 47 p. 127.

[2]) Eckhart, Salzburg S. 19. — N. Reininger, die Kaiserburg Salzburg im Archiv d. hist. Ver. f. Unterfr. XXV, 1.

namentlich des vorigen Jahrhunderts, bildet ihn mit dem Evangelienbuche, auf welchem der Herzogshut ruht. Eine eingehende Forschung[1]) belehrt uns indessen, daß wie überall, so auch hier durch die Großmuth Karlmanns das nachmalige Herzogthum Ostfranken wohl als Keim gelegt, nicht aber sogleich als schon gewachsener Baum mit allen seinen Blüthen und Früchten gepflanzt worden ist.

Sicher hat Bonifatius, gewohnt, in Allem nach den Weisungen des apostolischen Stuhles zu handeln, den neuen Bischof nicht früher in seinen Sitz eingewiesen, als die Bestätigung desselben angelangt war. Sobald er aber diese in Händen hatte, zögerte er auch nicht länger, Burkard in sein Bisthum einzuführen. Schon die ältere Lebensbeschreibung stellt die Reise der beiden Bischöfe nach Würzburg als einen Triumphzug dar. Nicht nur die Einwohner der künftigen Bischofsstadt eilten ihnen entgegen, sondern auch aus der Umgegend war eine große Menge Volkes zusammengeströmt, um sie mit freudigem Zurufen zu empfangen. „Seid uns willkommen", frohlocken sie, „ihr von dem Herrn gesegneten Väter, seid willkommen ihr Diener des Allerhöchsten, seid willkommen ihr Erretter unsrer Seelen! Vermehrt den Samen des göttlichen Wortes, welcher von dem hl. Kilian einst über uns ausgestreut worden ist, damit das durch eure Predigt angebaute Erdreich unsrer Herzen würdige Früchte des Glaubens hervorbringen möge." Die Bischöfe weinen vor Freude bei dieser festlichen Begrüßung. Endlich faßt sich Bonifatius und ruft mitten in den Jubel des Volkes den bekannten Segen hinein: „Du wirst glücklich sein, o Würzburg, und nicht ruhmlos unter den deutschen Städten. Magst du gegenwärtig noch hinter manchen anderen zurückstehen, du wirst bald, weil geschmückt mit den Leibern der Martyrer, nicht geringer als jene gehalten werden. Stützten dich schon deine Blutzeugen in ihrer Dreiheit, so ist nunmehr zu dieser, um die Vierzahl voll zu machen, die Heiligkeit deines Bischofs Burkard hinzugetreten." Unterdessen war der Zug an seinem Ziele angekommen. Egilward, welcher die Erzählung der älteren Lebensbeschreibung hier fortsetzt, nennt als solches die Grabstätte der Apostel des Frankenlandes. In der nächsten Nähe derselben befand sich einst die alte Martinskirche, die sicherlich aus dem ersten Bethause der Stadt, einer wohl schon damals vorhandenen Taufkapelle hervorgegangen ist. Alle fallen auf die Kniee, um den Segen des Herrn zu erflehen. Darauf nimmt der Erzbischof den neuen Bischof an der Hand, um ihn seinem Volke vorzustellen. Er läßt den Ort sprechen, an dem sie stehen. Was Kilian einstens durch sein Wort gelehrt, das hat er hier mit seinem Blute bekräftigt. Das Zeugniß dieses Grabes wurde aber auch von dem Herrn im Himmel selbst durch Wunder bestätigt. Er erzählt hiebei, wie er aus dem Munde des Priesters Atalongus selbst dessen Heilung

---

[1]) Vgl. Th. Henner, die herzogliche Gewalt der Bischöfe von Wirzburg. Wirzburg 1874.

vernommen. Ein Ort, dessen Heiligkeit Gott durch so viele Zeichen kund gethan, schien vor Allem würdig, der Sitz ihres Bischofs zu werden. Auf wessen Schultern aber, fährt er fort, könnte ich als der Gesandte des hl. Petrus auch euer seitheriger Hirte, diesen Theil meiner Last mit größerer Ruhe und Zuversicht legen, als auf die von jenem, den ich während so langer Jahre als meinen treuen Mitarbeiter erprobte? Diese Wahl wurde von den Fürsten gutgeheißen und von dem Papste bestätigt. Kraft seiner Vollmacht als dessen Stellvertreter in deutschen Landen setzt er ihn darum ein als ihren Oberhirten: „Ehret ihn an Christi Statt, zu dem ihr euch gläubig bekannt habt; höret auf ihn, wie auf einen Boten des Himmels, wenn er euch die Lehren des Heilands verkündet; gehorchet ihm Alle und in Allem als jenem, der einst für euch am Tage des Gerichtes Rechenschaft ablegen muß!" Kaum hat er geendigt, da vereinigen sich die Stimmen Aller, um wie mit einem Munde dem Erwählten das Gelöbniß ihrer Treue auszusprechen.

Den Umfang des neuen Sprengels, über welchen Burkard gesetzt ward, bildeten eben jene ostfränkischen Gaue, welche ihm Karlmann zinspflichtig gemacht hatte. Er begann hoch oben im Norden noch jenseits der Rhön mit dem Tullifelde, durchschnitten von dem Ulsterflusse, der aus dem Hellthale hinauf zur Werra eilt. Vacha war der äußerste Punkt desselben. Dieser Gau wurde von West, Süd und Ost von dem Grabfelde umschlungen, das sich in ein westliches und östliches theilt. Ersteres umfaßte das buchonische Land mit Fulda als Mitte; letzteres zog sich längs des Thüringerwaldes an die Steinach und diesem Flüßchen, dann dem Maine folgend, bis zu dessen Vereinigung mit Itz und Rednitz hin. Jener Strich, welcher unterhalb des Tullifeldes beide Theile des Grabfeldes verbindet, trägt, jedoch nur als Untergau den Namen „Baringau". Ein solcher war auch der „Banzgau", d. i. die Strecke zwischen der Itz und dem Main. Südlich von dem östlichen Grabfeld zwischen den Haßbergen und dem Main ist der Haßgau gelegen. An das westliche Grabfeld reiht sich der Saal- oder Salzgau an, von der Mündung des den Namen leihenden Flusses bis zu dessen Mitte reichend. Der „Sinngau", um den gleichnamigen Nebenfluß der Saale gelagert und das kleine „Aschfeld", südlich von diesen sind nur als Untergaue des Salzgaues zu betrachten. Unterhalb desselben in der oberen Hälfte des Bogens, welchen der Main beschreibt, lehnt sich auf der einen Seite von Schweinfurt bis zum Bache bei Wipfeld, auf der anderen von Wernfeld bis Retzbach reichend der nach der Wern benannte Werngau an. Wern-, Saal-, Haßgau und Tullifeld werden selbst wieder als Theile des Ostgrabfeldes genannt, so daß das Grabfeld das ganze nördliche Ostfranken umfaßte, weßhalb dasselbe auch urkundlich als „provincia" bezeichnet wird. Treten wir unsere Wanderung von dem äußersten Osten an, so müssen wir von den Mainquellen am Fichtelberge ausgehen. Das Land von da bis zum östlichen

Grabfeld, zur Rednitz, und weiter aufwärts über diese hinaus bis zum Steigerwald, nördlich von dem Frankenwalde, südlich von dem Kreussener Forste begränzt, also fast das ganze heutige Oberfranken, ist der Radenzgau. Unter der „terra Slavorum", dem Lande der Slaven, von welchem in den Würzburger Urkunden so oft die Rede ist, wird eben dieser verstanden. Südlich von ihm, von der Regnitz gegen den Nordgau und von der fränkischen Rezat gegen das Sualafeld abgeschlossen, also tief in das heutige Mittelfranken hineingreifend, dehnte sich der Rangau aus. Zwischen Radenz- und Rangau und dem linken Mainufer befinden sich zwei weitere Gaue, nämlich das Folkfeld, in der Kniebeuge des Stroms oben von der Babenburg bis herab zum Einflusse der Schwarzach, und der Iffgau, durch die Schwarzach und den Bach Breit vermarkt. Im Süden von Ostfranken ziehen in zwei hintereinanderliegenden Halbkreisen je vier Gaue hin. In der äußersten Linie liegen vom Rangau aus, also vom Aufgange der Sonne bis zu deren Niedergang, der Mulachgau zwischen den Quellen der Tauber und der Bühler, von Dinkelsbühl bis zur Jagstmitte reichend; der Kochergau zwischen Bühler und Oehre mit Hall als dem südlichsten und Sindringen als dem nördlichsten Orte; der Neckargau, entlang der rechten Seite des Flusses von Lauffen bis hinauf nach Neckarelz; endlich nördlich von diesem der Wingarteibagau, von Neckar, Odenwald, dem Maine bei Miltenberg und der Erf begrenzt. Innerhalb dieses Halbkreises befindet sich der zweite. Er nimmt seinen Anfang südlich des Iffgaues mit dem Umgriff der Gollach, dem Gollachgau, welcher zwischen Breit und Ochsenfurt bis an den Main heranreicht; an ihn lehnt sich westlich der Badanachgau, der einen Bogen oberhalb Ochsenfurt gegen die mittlere Tauber hin und von da wieder zurück bis an den Scheidebach zwischen der Heidingsfelder und Würzburger Markung beschreibt; um diese beiden Gaue legt sich der Taubergau, das Land links und rechts der Tauber von dem Einfluß der Steinach bis zur Mündung; zwischen dem Taubergau im Norden, dem Mulachgau im Osten, dem Kocher- und Neckargau im Süden und dem Weingartengau im Westen zieht sich an den beiden Ufern der Jagst von Buchenbach bis Herbolzheim der Jagstgau hin. Die Westgrenze des Sprengels lief mitten durch den Spessart. Die Ansiedlungen zwischen Wald und rechter Mainseite werden gewöhnlich dem Waldsassengau zugezählt, d. h. jenem Bogen des Mains, welchen Würzburgs Altstadt und Veste landeinwärts mit Homburg verbunden schließt. Das Herz des Bisthums war das Gozfeld, nämlich der südlich des Werngaues gelegene untere Abschnitt des ersten Flußbogens, in welchem Frankens Hauptstadt liegt. So stand unter dem Krummstab des neuen Bischofs von Würzburg ein Gebiet, welches nördlich bis in den Thüringer Wald hinein reichte und im Süden noch über Hall bis Murhart im Murachgau hinaus ging und selbst Theile des Nordgaues, wie die Gegend des alten Norimberg einschloß, von Morgen gegen Abend aber von dem

Fichtelgebirge bis zur Fulda und dem Spessart sich hinzog, in dessen damals noch kaum versteinten Forsten sich seine Grenzen verloren.

Als Burkard den bischöflichen Stuhl bestieg, befand er sich nach den Worten der älteren Lebensbeschreibung auf der Scheide zwischen Mannes- und Greisenalter, hatte also das fünfzigste Jahr überschritten. „Er war liebreich in der Rede, leuchtend von Angesicht, eifrig in Nachtwachen, unermüdlich im Gebete und so freigebig in Almosen, als sein Vermögen gestattete.“ Von seiner Demuth gab sein Stab aus Hollunder Zeugniß, der noch zu Egilwards Zeiten vorhanden war. Seine erste Handlung sollte ein Beweis seiner Großmuth sein. Er übergab nämlich alle Güter, die er von den Fürsten und Großen geschenkt erhalten hatte, seiner Kirche als Eigenthum. Darunter waren Michelstadt, Homburg am Main und das Schloß Karlburg, welches ihm Karlmann verliehen hatte. Dieses letztere tauschte er jedoch bald an Immina gegen das alte Herzogsschloß ob Würzburg um. Hier, wo einstens der Thron der alten Volksfürsten gestanden, gedachte er auch seinen Sitz als Bischof aufzuschlagen. Wie von der „Stadt Gottes“ gesagt ist, daß sie „erbaut sei auf heiligen Bergen“, so suchte er auch für seine bischöfliche Kirche nach einem heiligen Grunde. Sie sollte sich über den Leibern jener erheben, welche das Land als seine Apostel verehrte. Bereits in dem Leben des hl. Kilian haben wir gehört, wie er schon in dem zweiten Jahre seines Amtes, also 743, unter großer Feierlichkeit ihre ehrwürdigen Ueberreste erhob und in die Marienkirche auf dem Berge übertrug. Die Enge und Unwirthlichkeit des Ortes stellte seinem Vorhaben Schwierigkeiten in den Weg. In der Unentschlossenheit, ob er dabei beharren sollte, kam ihm eine höhere Offenbarung zu Hülfe. Wie einstens der Herr dem David den Platz gezeigt, wo er wohnen sollte, so sagte ihm eine Lichterscheinung, die sich von der Kirche auf dem Marienberge zu dem ersten Grabe der Martyrer herabbewegte, daß er hier ihnen die Ruhestätte und sich die Wohnung bereiten solle. So brachte er denn im Jahre 746 die Reliquien wieder dorthin zurück und barg sie einstweilen in einer Kirche aus Holz, die er aufgeschlagen, bis der Bau des Münsters vollendet sein würde. Gewiß war er selbst der Baumeister und die Mönche, die er als Wächter des Grabes bestellt hatte, die Arbeitsleute. Alle wollten, wie Fries[1]) erzählt, beitragen zu dem frommen Werke. Da gab nicht nur der Arme sein Schärflein und die Frau ihr Geschmeide, sondern die Vornehmen steuerten das Stift mit großen Gütern und reichen Gülten aus. Obschon der Bau sechs voller Jahre zu seiner Vollendung bedurfte, so dürfen wir doch uns denselben nicht durchaus aus Steinen errichtet denken. Wie die meisten Kirchen jenes Jahrhunderts, so waren auch bei ihr nur die Grundmauern und Abseiten aus Steinen gefügt;

---

[1]) Bei Ludewig S. 752.

die Hochwände wie das Gebälke setzten sich aus den Stämmen vielhundertjähriger Eichen und Fichten zusammen, das Sparrwerk des Daches war mit Schindeln oder Holzrinde gedeckt. Nur aus dieser Bauart sind die häufigen Brände zu erklären. Das Bruderhaus, welches mit der Salvatorkirche in Verbindung stand, war wohl ganz aus Holz errichtet. In dieses Kloster traten nicht nur Viele aus den edlen heimischen Geschlechtern ein, sondern es ward auch die Schule, in welcher die Söhne des Adels neben den begabteren Kindern der Armen erzogen wurden.

Auch als Bischof sehen wir Burkard im Gefolge des Apostels der Deutschen. Die Anliegen des hl. Bonifatius waren auch die seinen. Ob es galt, den Gefahren, die von Seiten des versteckten Heidenthums oder der Irrlehre der neuen Pflanzung in Deutschland drohten, entgegenzutreten, oder ob es sich darum handelte, die Wirren in der fernen Heimath beizulegen, immer stand er neben seinem Lehrer. So war es auf der ersten allgemeinen deutschen Synode im Jahre 745, wo der Kampf gegen Adelbert und Clemens ausgefochten wurde. Wie hart derselbe war, geht aus einer wenn auch nur sagenhaften Erzählung[1]) hervor. Karlmann hatte dem Erzbischof ein öffentliches Zwiegespräch mit seinen Gegnern erlaubt. In der Nacht vor dem Tage, wo sie ihre Behauptungen vor die Oeffentlichkeit bringen sollten, kam dem Manne Gottes im Traume vor, er ringe mit einem Stiere und bräche ihm beide Hörner ab, woraus er erkannte, daß Adelbert von ihm besiegt werden würde. Als der Morgen anbrach, riethen ihm seine Begleiter, daß er den Streit mit einem solchen Drachen unterlassen solle. Aber Bonifatius, seinen Traum erzählend, sagte: „Größer ist der, welcher uns beherrscht, als der (Teufel), welcher jenen in seiner Gewalt hat.“ Und wirklich wurden die Gegner überwunden. Daß Burkard damals zugegen war, läßt sich daraus folgern, daß um dieselbe Zeit Bonifatius und acht Bischöfe, darunter eben unser Heiliger, an den König Ethelbald von Mercien gemeinsam schrieben.[2]) Der Brief muß als ein leuchtendes Beispiel apostolischen Freimuthes gelten. Es ist die Theilnahme an dem leiblichen und geistigen Wohle des Königs und seines Volkes, das Mitgefühl für den Ruhm wie die Schmach ihres Vaterlandes, welches den Bischöfen als gebornen Engländern, wie sie sagen, die Feder in die Hand drückt. Nachdem sie zuerst die guten Eigenschaften des Fürsten anerkannt, rügen sie frei und offen seine Laster. Das größte war sein unkeuscher Wandel. Schlimm, heißt es, ist Unenthaltsamkeit und Dienst der Wollust, aber eine doppelte Sünde ist es, Nonnen und gottgeweihte Jungfrauen zu verführen. „Hat schon, um nur ein Beispiel zu nennen, der Diener, welcher das Weib seines Herrn schändet, von seinem Herrn eine schwere Ahndung zu erwarten,

[1]) Presbyt. Moguntin. c. 1. Pertz MG. S. II, 355.

[2]) Jaffé l. c. nr. 59. p. 168.

um wie viel mehr der, welcher eine Braut Christi, des Schöpfers Himmels und der Erde, mit dem Moder seiner Ueppigkeit befleckt?" Die Lehren der hl. Schrift, das Beispiel der Heiden, darunter der Germanen und Slaven selbst, werden dem christlichen König zur Beschämung vorgehalten. — Wie streng, schreiben sie, bestrafen die Altsachsen die Jungfrau, welche das väterliche Haus befleckt, und das Weib, welches dem Gatten die Treue bricht! Man zwingt diese Frauen, sich mit eigener Hand aufzuhängen, verbrennt sie und hängt den Verführer über der Brandstätte auf. Oder die Frauen peitschen die Sünderin von Gehöft zu Gehöfte und zerfleischen sie mit Messern, bis sie todt zu Boden sinkt. Sogar die Wenden halten die Ehe so werth, daß die Wittwen sich zugleich mit ihrem verstorbenen Manne verbrennen lassen. „Es ist hohe Zeit, daß du aus Furcht vor deinem Schöpfer dich nicht mehr unterstehest, eine solche Sünde zu wiederholen; ja es ist Zeit, daß du, o König, der Menge deines Volkes schonest, welches, deinem sündigen Beispiele folgend, in die Grube des Todes sinkt." Ferner werden dem Könige Eingriffe in das Eigenthum und die Rechte der Kirchen und Klöster vorgeworfen. „Auch das muß als eine große Sünde betrachtet werden nach den Worten der Schrift: Wer seinem Vater oder seiner Mutter etwas nimmt und spricht, es sei keine Sünde, der ist der Genosse eines Mörders (Sprichwört. 28, 24). Unser Vater ist ohne Zweifel Gott, welcher uns erschaffen hat, und unsere Mutter ist die Kirche, welche uns in der Taufe geistig geboren hat; wer also das Geld Christi oder der Kirche unterschlägt oder raubt, gilt vor dem Angesichte des gerechten Richters als Mörder und von ihm sagt irgend ein Weiser: Wer seinem Nächsten Geld stiehlt, begeht eine Ungerechtigkeit, wer aber der Kirche Geld entzieht, begeht einen Heiligthumsraub." Eine dritte Anklage endlich geht dahin, daß seine Vögte und Grafen sich Gewalthätigkeiten gegen Priester und Mönche erlaubten. Die Bischöfe erinnern ihn an das Schicksal zweier früherer Könige, Ceolred und Osred, welche wegen gleicher Sünden ein schreckliches Ende genommen. „Nichts ist einem guten Könige heilsamer, als wenn er begangene Fehler, sobald sie ihm vorgehalten werden, verbessert . . . Darum beschwören wir dich, verbessere die Fehler deiner Jugend, damit du hier vor den Menschen Lob erwirbst und im künftigen Leben dich der ewigen Herrlichkeit erfreuest. Meide die Laster und eifre den heiligen Tugenden nach. Der allmächtige Gott läutere dein Leben zu einem besseren Zustand, damit du von dem Herrn selbst gewürdiget werdest, ewige Gnade zu finden." Mit der Aufgabe, dieses Schreiben dem Könige zu übermitteln, wurde ein bei diesem vielvermögender Priester, Herefrid, betraut. Die Bischöfe ersuchen ihn, dasselbe genau vorzulesen, zu erklären und durch weiteren Unterricht zu unterstützen.[1])

---

[1]) Jaffé l. c. nr. 60. p. 177.

Im Jahre 744 nahm die Stiftung von Fulda ihren Anfang; am 22. März 747 wurde die Urkunde, welche ihr Gebiet bestimmt, von Karlmann ausgefertigt. Auch an dieser hatte Burkard Antheil genommen, denn er bestätigt sie als der Bischof des Ortes unmittelbar nach Bonifatius und vor Sturm mit seinem Zeichen.[1]) Obschon dieses Kloster in seinem Bisthum lag, so war es doch im Hinblicke auf die Bedürfnisse eines viel weiteren Gebietes, wir dürfen sagen, auf die von ganz Mittel- und Norddeutschland, in das Leben gerufen worden. Um für den Segen, welchen Bonifatius und mit ihm Burkard von den Anstalten des hl. Benedikt für die Heranbildung des christlichen Volkes erwarteten, gleichsam eine eigene Quelle zu graben, die besonders seiner Heerde fließen sollte, entschloß sich Burkard, das Werk des Bonifatius nachzuahmen. Am Fuße des Frauenberges, der Ueberlieferung nach an jener Stelle, wo heute vor dem Burkarder Thore das von einer Linde umschattete Standbild des hl. Andreas steht, baute er für zwölf Mönche Kirche und Kloster und weihte sie zu Ehren der seligsten Jungfrau, des hl. Apostels Andreas und des hl. Magnus ein. Zu ihrem Unterhalte wies er die Pfarreien zu Hugbur (Höchberg), welches schon damals ein größeres Dorf gewesen sein soll, Sonderhofen, Heidingsfeld, (Wald-) Büttelbrunn und Erburg (Erbachshof), sowie die Kirche auf dem Marienberg mit sonstigen Gütern an.[2]) Die neue Gründung wurde sein Heim für die Tage, in denen ihn nach besonderer Zurückgezogenheit verlangte. Von hier aus machte er auch, wie die Volkssage will, durch den Grund zwischen dem Marienberge und dem Nikolausberge, öfter den Weg nach Hugbur, um dort vor einem Heiligthum der Jungfrau zu beten. Sicher ist, daß Höchberg zu unseren ältesten Wallfahrtsorten zählt. Bald mehrte sich die Zahl der Zwölfe, für welche der Bischof sein Kloster errichtet hatte. Viele Edle begehrten die Aufnahme, darunter auch Gumpert, ein fränkischer Graf, welcher einer der getreuesten Schüler des Heiligen und zugleich ein besonderer Wohlthäter seines Stiftes wurde. Wir werden ihm und vielen anderen bedeutenden Männern, welche dem Andreaskloster angehörten, noch später begegnen. Als eine Schule von Heiligen übertraf es die Domschule weit, als eine Pflanzstätte der Wissenschaft rang es mit dieser um die Palme.

Zu dieser Stiftung in der Bischofsstadt traten andere im Sprengel hinzu. Daß in Norlach schon damals die Anfänge zu einem klösterlichen Leben gelegt wurden, ward schon früher erwähnt. In Onoldsbach bereitete Gumpert noch unter Burkard ein Kloster vor. Was diese nun für die männliche Jugend waren, das sollten die von den angelsächsischen Frauen, welche sich mit Bonifatius und Burkard in den Dienst Gottes gestellt hatten, für die weibliche werden. Das Arbeitsfeld fast

---

[1]) Dronke, Tradit. Fuld. p. 3.

[2]) Fries bei Ludewig S. 393.

Aller lag in dem Bereiche unseres Bisthums. Von Chunihild und ihrer Tochter Berathgit wird nur gesagt, daß sie in Thüringen blieben. Wahrscheinlich erstreckte sich ihre Thätigkeit über den nördlichen Theil des Landes. Dunkle Spuren einer solchen aus jener Zeit haben wir schon in dem Leben des Bonifatius nachgewiesen. Bald nachher gegen Ende des Jahrhunderts taucht zwischen dem oberen Laufe der Werra und der fränkischen Saale das Nonnenkloster Milze, bekannt durch zwei Vergabungen seiner Abtissin Emehild, in deren erster vom 25. März 783[1]) sie ihre Besitzungen daselbst nebst verschiedenen Kleinodien den dortigen Frauen übergibt, während sie in der zweiten vom 3. Februar 800[2]) das ganze Kloster an Fulda überträgt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Anstoß zu dieser Niederlassung von jenen englischen Nonnen ausgegangen ist. Bestimmter sind die Nachrichten über Lioba, Thekla und die fränkische Adelheid, deren Stiftungen zu Bischofsheim, Ochsenfurt und Kitzingen gewiß nur unter Beihilfe Burkards zu Stande gekommen sind. In Karlburg lebte Immina mit ihren Genossinen. Nach Fries[3]) hätte Pipin dem Bischofe neben Neustadt und Homburg noch die Zellen zu Amorbach, Schlüchtern und Murhart geschenkt. Die Urkunde, welche er hiebei im Auge hat, kann nur das in seiner gegenwärtigen Gestalt offenbar unächte Neustadter Diplom sein, welches von Karl dem Großen 788 in der Salvatorkirche zu Würzburg ausgestellt worden sein soll und in die Urkunde Otto's III. vom Jahre 993 übergegangen ist.[4]) Die Vergabung von Neustadt und Homburg darf nur als eine Bestätigung der früher geschehenen gelten; von den anderen Schenkungen, ob sie nun wirklich gleichzeitig oder, wie Eckhart annimmt, zu verschiedenen Zeiten erfolgt sind, reicht mit Gewißheit als Kloster nur Amorbach in die Tage Burkards zurück und war auch von da an dem Bischofe von Würzburg untergeben. Hat nun dennoch schon Pipin auch Schlüchtern und Murhart an Burkard geschenkt, so geschah es eben zu dem Zwecke, diese Königshöfe erst in Klöster umzuwandeln. In Neustadt und Homburg hat bereits Burkard dieses Ziel angestrebt; in Schlüchtern und Murhart wurde es erst nach ihm erreicht. Immerhin sehen wir Burkard unablässig thätig an der Aufgabe, die ihm oblag. Es galt Lichtungen zu schlagen in den Wald, mit welchem das Land bedeckt war, und es handelte sich darum, die Seelen zu erhellen durch den Glauben. Diese doppelte Arbeit wurde von denselben Männern gethan. Wo immer ein Kloster sich aufthat, da ging nicht nur der Pflug über den Boden, sondern es fiel auch ein neues Saatkorn in die Herzen.

---

[1]) Pistorius-Struve, Scriptores III, 561.

[2]) Dronke, Cod. dipl. Fuld. nr. 157. p. 88.

[3]) Bei Ludewig S. 291.

[4]) Monum. Boica XXXI, 19. XXVIII, 256 XXXI, 255. Vgl. Eckhart l. c. I, 707. 507.

4. An dem Grabe der Apostelfürsten.

Die Gliederung der Kirche Deutschlands und ihre Einreihung in das feste Gefüge der römischen Kirche kann mit der Synode des Jahres 747 oder 748, oder wenn man für jedes dieser Jahre eine eigene annimmt[1]), mit der ersteren, auf welcher beide Reichshälften vertreten waren, als vollzogen betrachtet werden. Der schönste Ausdruck des Geschehenen war ein Schreiben, welches die versammelten Bischöfe an den Papst richteten, um ihm ihre Ergebenheit und ihren Gehorsam zu versichern. Burkard ward dazu ausersehen, dasselbe nach Rom zu überbringen. Jener Brief war die erste Adresse, welche, so viel wir wissen, von den Bischöfen des fränkischen Reichs oder doch wenigstens von solchen Austrasiens gemeinsam an den apostolischen Stuhl abgesandt worden ist, und es war kein Geringerer, als unser erster Bischof selbst, welcher den Reigen jener Pilgerfahrten, der bis auf den heutigen Tag nicht unterbrochen wurde, eröffnet hat. Gegen Ende des Jahres 747 oder im Frühjahr 748 begab er sich auf die Reise. Wie willkommen in Rom seine Ankunft war, sehen wir aus den Antworten des Papstes. Die erste ist an Bonifatius selbst gerichtet[2]). Die zweite wendet sich an die Bischöfe[3]). „Ich freue mich in Euch, geliebteste Brüder", schreibt Zacharias, „weil Euer Glaube und Eure Einmüthigkeit gegen uns kostbar ist und offenbar nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen, indem Ihr Euch zu Eurem von Gott bestellten Gönner und Meister, dem seligen Apostelfürsten Petrus, mit dem liebevollsten Willen gewendet habt. Lobenswerth ist Euer Glaube und Eure gute Haltung, da Ihr das erkennt, was man erkennen muß. Jetzt ist mit Gottes Hilfe Eure Heiligkeit unserer Gemeinschaft in einem Schafstalle beigesellt und wir haben Einen Hirten, welcher von dem Hirten der Hirten, von Gott dem Herrn, und unserm Erlöser Jesus Christus, als Fürst der Apostel und als unser Lehrer eingesetzt worden ist. Ihr habt von nun an unserer Statt zu Eurer Bestärkung und zur Mitwirkung bei der Verkündigung Christi unsern Bruder, den heiligsten und ehrwürdigsten Bonifatius, den Erzbischof und Gesandten des apostolischen Stuhles, welcher unsere Stelle vertritt. Er sei also Euer Halt gegen die Anstrengungen jener, welche Feindliches sinnen und nicht was von Gott kommt, und Eure Standhaftigkeit wird fester sein als ein Felsen." Ein drittes Schreiben, von demselben Tage, wie die früheren — 1. Mai 748 — spricht einer Reihe vornehmer Franken die Freude des Papstes über ihre Treue und Verehrung gegen die katholische Kirche aus, ermahnt sie, die Gebote des Herrn zu befolgen und die Priester zu ehren,

---

[1]) J. v. Hefele, Conciliengesch. 2. Aufl. III, 567.

[2]) Jaffé, l. c. nr. 66. p. 184.

[3]) Jaffé l. c. nr. 67. p. 193.

und fügt verschiedene Vorschriften über die Bestellung der Aebte und Aebtissinnen in den von ihnen schon errichteten oder zu errichtenden Klöstern, den Zehenten u. s. w. bei.[1]) Nach Tag und Inhalt dieses Briefes läßt sich annehmen, daß derselbe die Antwort auf eine gleichfalls von Burkard übergebene Adresse edler Laien war; die Namen, welche angeführt werden, machen es sogar wahrscheinlich, daß sich darunter Angehörige seines eigenen Bisthums befanden. Gundpert, welcher unter andern genannt wird, mag unser Gumpert, Throand kein anderer als eben jener gleichnamige Edle sein, welcher später zu Holzkirchen im Waldsassengau ein Kloster zu Ehren der hl. Maria errichtet und mit allem Zugehör an Karl den Großen geschenkt hat, von dem es am 3. November 775 an Fulda vergabt worden ist[2]).

Wie Burkard berufen war, das wichtigste kirchliche Ereigniß seiner Zeit dem apostolischen Stuhle zu melden, so wurde er auch auserwählt, bei dem größten staatlichen Umschwunge jenes Jahrhunderts, dem Uebergange der fränkischen Königswürde von den Merovingern auf die Karolinger, als Vermittler zu dienen. Das erste Mal war er als Sprecher der fränkischen Bischöfe nach Rom gekommen, das zweite Mal sollte er als Bote der Großen des Reiches dahin ziehen.

Der Vater Chlodwigs hatte, wie Fredegar[3]) erzählt, einst drei Traumgesichte hintereinander: In dem ersten sah er gewaltige Thiere, wie Löwen, Einhörner und Leoparden, die Höfe der fränkischen Königsburg durchschreiten; in dem zweiten zeigten sich ihm Bären und Wölfe in denselben Räumen; in dem dritten endlich tummelten sich ebendaselbst Hunde und andere kleine Thiere, welche sich gegenseitig anfielen. Die Deutung, welche seine Gemahlin diesem Gesichte gegeben haben soll, wird durch die Geschichte des Merovingischen Herrscherhauses in merkwürdiger Weise bestätigt. „Siehe, sagte sie, es wird uns ein Sohn geboren werden, der an Tapferkeit einem Löwen gleichen wird, seine Söhne aber werden stark sein wie Leoparden und Einhörner." Dieser Löwe war Chlodwig, der alle seine Gegner darniederschlug und schon durch sein bloßes Wort Schrecken verbreitete; die Einhörner und Leoparden aber bezeichnen die Söhne und Enkel des großen Königs, in denen die Kraft des Ahnherrn noch lebte und sowohl in den Kämpfen gegen Fremde als gegen einander selbst gleich grausam wüthete. „Die dann, fuhr Basina fort, von diesen erzeugt werden, werden stark sein und gefräßig wie Bären und Wölfe." Das Geschlecht, welches nun erschien, begann bereits zu sinken. „Bist du da, du faules Lastthier!" — so redeten einen aus dieser Reihe seine Feinde an. Sie waren wirklich träg wie die Bären und gefräßig wie die Wölfe. „Die du bei dem

[1]) Jaffé l. c. nr. 68 p. 195.

[2]) Dronke Codex. dipl. Fuld. nr. 51, p. 33.

[3]) Histor. Francor. epitom. c. 12: Bouquet l. c. II, 397.

dritten Traume gesehen, erklärte die Fürstin weiter, werden die letzten dieses Reiches sein; sie werden herrschen wie die Hunde und ihre Kraft wird gleich sein der der kleinen Thiere." Wir sehen die Könige der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts vor uns, die in jenem Hause, wo ihre Ahnen als Löwen und Leoparden einhergeschritten, nunmehr schüchtern wie Hunde umherschleichen, ganz nach dem Willen Jener lebend, welche einstens die gehorsamen Diener ihrer Väter waren. „Macht und Königsgewalt, sagt Einhard[1]), war bei den Palastobersten, die Hausmeier genannt wurden und denen die ganze Regierung oblag, und Nichts war dem Könige gelassen, als daß er, mit dem königlichen Namen zufrieden, mit langem Haar und herabhängendem Bart auf dem Throne saß und das Bild eines Herrschers nachahmte, die von überall herkommenden Gesandten anhörte und ihnen beim Weggehen die ihm gelehrten oder befohlenen Antworten gleichsam aus eigener Machtvollkommenheit gab, während er doch außer dem unnützen Königsnamen und einem erbettelten Lebensunterhalte, den ihm die Hofobersten nach Gutdünken gaben, nichts eigenes besaß, als einen Meierhof und zwar von geringen Einkünften, in dem er Wohnung und aus dem er die Diener, welche ihm das Nothwendige reichten und Gehorsam leisteten, in geringer Anzahl hatte. Wohin er gehen mußte, fuhr er auf einem Wagen, den ein Joch Ochsen zog und ein Ochsentreiber nach Bauern-Weise lenkte; so pflegte er zur Pfalz, so zu den jährlichen Reichstagen zu gehen und so nach Hause zurückzukehren." In dem Maße, als das Gestirn der Enkel Chlodwigs sich zum Untergange neigte, stieg der Stern der Nachkommen Arnulfs immer strahlender auf. Das sieche Geschlecht der Merovinger hatte nur noch den Königsmantel, die königliche Gewalt war schon lange auf die Arnulfinger übergegangen. Dieses Verhältniß war nicht nur ein Widerspruch, sondern eine große Gefahr für den Bestand des Reiches. „Die vielen anderen kleinen Thiere, so schloß Basina ihre Deutung, die unter einander haderten und sich anfielen, weisen auf die Völker hin, die ohne Furcht vor den Fürsten sich unter einander befehden." So thatkräftig sich auch die Hausmeier erwiesen, es fehlte ihnen dennoch bei dem Abgange der Herrscherwürde die eigentliche Weihe. Die einzelnen Volksherzoge, die sich ihnen ebenbürtig fühlten, strebten nach Unabhängigkeit. Nach dem Tode Karl Martells drohte das Reich geradezu aus einander zu fallen und wir wissen, welche Kämpfe es seinen Söhnen kostete, die Aufstände zu unterdrücken. Dazu kam noch die Empörung Grifo's gegen seinen Halbbruder Pipin, also der Zwist im eigenen Hause. Alles drängte dazu, dem seitherigen unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen. Die Entscheidung der Frage, ob der Gegensatz zwischen machtlosem Rechte und thatsächlicher Macht fortbestehen dürfe, konnte nicht länger hinausgeschoben werden. Die

---

[1]) Vita Karoli: Pertz MG. S. II, 444.

kurze Zeit der Ruhe, welche um die Mittte des Jahrhunderts im Frankenreiche herrschte, wurde dazu benützt, sie herbeizuführen. Man beschloß auf einer Reichsversammlung, den Papst zu Rathe zu ziehen, ob es zuträglich sei, daß ein Geschlecht, welches schon längst die Bürde der Herrschaft weggeworfen, noch ferner mit der Würde derselben bekleidet sei. Mit der Sendung wurden Abt Fulrad von St. Denys und Bischof Burkard von Würzburg betraut. Jener sollte wohl als Vertreter der westlichen, dieser als der der östlichen Reichshälfte gelten. So erschienen denn die beiden im Jahre 751 in der Stadt der Apostel und legten dem Nachfolger derselben im Namen des fränkischen Volkes und seines Hausmeiers die Frage vor: „Ist es besser, daß derjenige König sei und heiße, welcher alle Macht und Geschäfte, oder jener, welcher nur den Namen derselben besitzt?" Zacharias, in der Erhebung der Familie der Arnulfinger den Finger der Vorsehung erkennend, sprach sich dahin aus, daß es ihm besser und nützlicher scheine, daß der König genannt werde und sei, der Macht im Staate habe, als jener welcher fälschlich König genannt werde." Ob die Frage in Wirklichkeit gerade mit jenen Worten gestellt worden und ob die Antwort des Papstes eine bloße Zustimmung oder mehr als diese, nämlich ein Befehl zur Erhebung Pipins gewesen sei, wie ein Theil der Berichte sagt, kommt hier nicht in Betracht[1]). Die Entscheidung, welche die Boten von Rom in die Heimath brachten, war ganz nach den Wünschen des Volkes. Auf einer Frankenversammlung, welche im Herbste 751 oder zu Anfang des Jahres 752 zu Soissons tagte, also da, wo einst Chlodwig durch seinen Sieg über Siagrius das Reich gegründet hatte, wurde Pipin durch die Wahl des ganzen Frankenreiches zum Könige ausgerufen. Nach alter Sitte hob man ihn auf den Schild, trug ihn unter dem Zujauchzen der Menge dreimal im Kreise herum und setzte ihn auf den Thron. Hierauf salbten ihn die Bischöfe des Frankenreichs, an deren Spitze wir uns Bonifatius denken müssen. Die durch Papst Stephan III. im Jahre 754 erfolgte Krönung verlieh ihm zu der königlichen Würde noch die eines Patricius Romanus, d. i. Schirmherrn der Kirche, und machte solche erblich in seinem Hause. Der letzte Merovingische König ward geschoren und, wie auch sein Sohn, in das Kloster geschickt, ohne daß eine Stimme sich für sie erhoben hätte.

Verschiedene Schriftsteller haben sowohl vom Standpunkte der geschichtlichen Kritik wie dem des Rechtes jede Theilnahme des Papstes Zacharias bei dem fränkischen Thronwechsel läugnen zu dürfen geglaubt[2]).

---

[1]) Sämmtliche Belegstellen werden angeführt von A. J. Uhrig, Bedenken gegen die Aechtheit der mittelalterlichen Sage . . . Leipzig 1875. S. 6 Note 9, und dem Wortlaut nach wieder gegeben von Bartolini, Di S. Zaccaria papa S. 508, Note 1. Fulrad und Burkard werden als Gesandte zuerst genannt von den Annal. Laur. major. ad an. 749. (Pertz MG. S. I, 136.), sowie von allen, die ihnen folgen, mit Ausnahme der Ann. Tilian. (Pertz MG. S. I, 219.), welche Burkard weglassen.

[2]) Le Cointe, Annal. eccl. Francor. V, 319. — Feu, Tract. de legib. Quaest. IV. art. 4 p. 135. — Dubois, Historia eccl. Paris. I, 227. — Natalis Alexander, Histor. eccles. IV. Dissert.

Der Zweifel an der geschichtlichen Wahrheit der Erzählung sucht seine vornehmste Stütze in einer Reihe von Quellen[1]), welche wohl das Ereigniß berichten, aber in keiner Weise der Mitwirkung des Papstes gedenken. Nachdem aber diese durch drei verschiedene von einander unabhängige Nachrichten[2]) beglaubigt ist, kann sie aus dem Stillschweigen Anderer nicht bestritten werden. Man könnte mit demselben Rechte aus dem Schweigen vieler Chroniken jener Zeit auch schließen, daß es damals gar keinen Merovinger mehr gegeben habe. Auf die anderen Gründe, welche man herbeigezogen, einzugehen, ist um so weniger nöthig, als dieselben bereits ihre Widerlegung gefunden haben[3]). Nur jene Einwürfe, welche man gegen die Begleitung Fulrad's durch Burkard erhoben hat, sollen kurz gewürdigt werden. Aus der Angabe der Lorscher Annalen, welche die Reise in das Jahr 749 verlegt, glaubte man folgern zu dürfen, es liege nur eine Verwechslung mit dessen erster Romfahrt vor. Dieser Irrthum in den Annalen ist jedoch nur durch das Ausfallen einiger früherer Jahre veranlaßt, wodurch die folgenden hinaufgerückt wurden[4]). Es wurde ferner als unwahrscheinlich hingestellt, daß Burkard, der bald darauf sein Amt niederlegte, in seinem Alter noch einmal eine so weite Reise unternommen haben sollte. Allein einmal liegen zwischen seiner Rückkehr von dieser und seiner Entsagung fast zwei Jahre und dann haben andere seiner Zeitgenossen in einem höheren Alter sich zu viel schwierigeren Unternehmungen, wie z. B. Bonifatius selbst, noch kräftig genug gefühlt. Der Hauptgrund, warum man die Gesandtschaftsreise Burkards als erdichtet erklärt, ist übrigens der, weil man jede Mitwirkung des Bonifatius selbst bei der Salbung Pipins in Abrede stellen will, also auch eine Theilnahme seines bedeutendsten Schülers nicht zugeben zu dürfen meint. Es ist sicher, daß weder die eine Ansicht, nach welcher Bonifatius dem Ansinnen Pipins bei Zacharias entgegengewirkt, noch die andere, wornach er den widerstrebenden Papst zu Gunsten des Hausmeiers umgestimmt haben soll, sich aus den Quellen erweisen läßt. Nach diesen hat er vielmehr sich auf seinen kirchlichen Wirkungskreis beschränkt und nur jenen Antheil an diesem Ereigniß genommen, welchen seine Würde als Legat bei der Salbung ihm zuwies. Daß er dabei nicht mit einem geheimen Widerstreben, sondern mit

---

II: de translatione regni Francor. — Eckhart l. c. I, 511. — Uhrig, Bedenken . . . — Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands I, 380. gesteht wohl die Theilnahme des Papstes zu, läßt jedoch Bonifatius ihm entgegenwirken.

[1]) S. das Verzeichniß derselben bei Uhrig a. a. O. S. 17.

[2]) Fredegar. Contin. c. 117. Bouquet l. c. II, 460. — Annal. Lauriss. maj. 749. P. I, 136. — Die Clausula des unbekannten Zeitgenossen bei Bouquet l. c. V, 9. Mabillon de re diplom. p. 348. Vgl. Hahn a. a. O. Excurs XXV, 225.

[3]) Vgl. Hefele a. a. O. III, 559 ff. — Theologische Quartalschrift. LXI, 92. — Bartolini l. c. p. 502 sq.

[4]) Pertz MG. S. I, 135. Note 6.

innerer Zustimmung gehandelt, läßt sich nicht bezweifeln[1]). Ganz dem entsprechend wird Burkard nicht von dem Erzbischof, sondern von Pipin und seinen Großen nach Rom gesandt. Ging er aber auch nicht im Auftrage des Bonifatius dorthin, so ging er doch nicht ohne dessen Billigung.

Man hat aber auch aus Gründen des Rechts selbst die Möglichkeit einer Mitwirkung des Papstes bei der Entsetzung Childerichs III. bekämpft. Weil in ihr eine Verletzung des Rechtes der Merovinger lag, sagt man, darum konnte Zacharias nicht in dieselbe willigen. Hat er es dennoch gethan, dann ist nicht nur er, dann sind Alle, die hiebei in irgend einer Weise als Werkzeuge gedient, also auch Burkard, Mitschuldige Pipins geworden. Diese Beweisführung würde richtig sein, wenn es anginge, auf jenen Thronwechsel die Rechtsanschauungen der Gegenwart anzuwenden, statt ihn nach dem damaligen Staatsrechte zu beurtheilen, soweit eben von einem solchen in jener Zeit die Rede sein kann. Worauf beruhte das deutsche Königthum? „Auf ein Zweifaches", sagt G. Waitz[2]), „kommt es bei demselben an; auf das Recht, welches das Geschlecht besitzt und das einzelne Mitglied durch die Zugehörigkeit zu diesem empfängt, und auf die persönliche Tüchtigkeit, die Herrschaft zu führen, die in ihr liegenden Aufgaben zu erfüllen, welche das Volk anerkennt und durch seine Wahl oder Erhebung bestätigt." Die königliche Würde war also ein Erbe des Geschlechts und ein Erwerb der Person zugleich. Das Erforderniß der persönlichen Tüchtigkeit wird in der Gesetzgebung der germanischen Völker sehr scharf betont. Auf dem vierten Concil zu Toledo, 633, verkünden zweiundsechzig Bischöfe die Gerechtsame des westgothischen Königthums mit den Worten: „Der König (rex) wird so genannt, weil er gut (recte) regiert. Handelt er dem Rechte gemäß, so besitzt er mit Recht den Namen König; wenn nicht, so verliert er ihn kläglich. Unsere Väter sagten also mit Recht: Du wirst König sein, wenn du gut handelst; handelst du aber schlecht, so wirst du es nicht mehr sein[3])." Fast in derselben Weise spricht sich ein Jahrhundert später unter Ludwig dem Frommen die Synode von Paris, 829, aus[4]). Wie stand es nun mit der Tüchtigkeit des merovingischen Hauses? Hatten die späteren Nachkommen Chlodwigs schlecht regiert, so haben dessen letzte Sprossen gar nicht mehr regiert. Mögen die Schilderungen über die Schwäche der letzten Herrscher auch übertrieben sein: es ist genug, zu wissen, daß in den wichtigsten Kirchenangelegenheiten keine Rücksicht auf den König genommen wird, daß weder der Papst noch Bonifatius Childerichs III. gedenken und noch weniger

---

[1]) Vgl. Oelsner, De Pippino rege Francor. quaest. aliqu. Wratislav. 1853. Derselbe Jahrb. d. fränk. Reichs unter König Pippin. S. 35.

[2]) Deutsche Verfassungsgeschichte. III, 53.

[3]) Forum judicii tit. I. de electione principis. §. 1.

[4]) Labbé Concil. ed. Coletti. IX, 747. Baluze, Capitular. I, 1146.

ein Schreiben an ihn richten. Durch die Unfähigkeit, das Recht auszuüben, war dieses Recht selbst verwirkt. Die Franken konnten also oder mußten vielmehr, um den Bestand ihres Reiches zu sichern, das Königthum von dem alten bereits erlöschenden Hause auf ein neues der Aufgabe vollkommen gewachsenes Geschlecht übertragen. Sie vollzogen die Veränderung in allen Formen. Der Anschauung und dem alten Rechte der Deutschen ward genügt, indem durch die Wahl der Reichsversammlung Pipin als König und sein Geschlecht als ein königliches erklärt wurde. Was dem Hause des neuen Königs an angestammter Heiligkeit abging, das sollte die Weihe der Kirche ersetzen. Was enthält darum die Antwort, welche Zacharis auf die Anfrage der Franken gab, anders als die Bestätigung ihres eigenen Volksrechtes? Und was lag diesem Rechte zu Grunde, wenn nicht der allgemein anerkannte Satz, daß die Gesammtheit über den Einzelnen gehe, daß also auch eine Gewalt, die einem Geschlechte zum Wohle eines Volkes gegeben worden, heimfalle, wenn sie zum Verderben dieses Volkes gereicht? Daß das fränkische Volk nicht eigenmächtig zu Werke ging, sondern den Schiedsspruch dessen, welchen es als den Stellvertreter Christi betrachtete, einholte, spricht es von dem Vorwurfe der Empörung frei. Daß die Kirche der von dem Reiche getroffenen Wahl ihre Weihe ertheilte, hob das tief gesunkene Königthum zu neuer und höherer Würde als je zuvor empor. Der König ist nicht mehr blos der Erkorene des Volkes, er ist zugleich der Gesalbte des Herrn. Pipin war sich dieser Bedeutung des christlichen Königthums wohl bewußt. Er spricht sie geradezu aus, indem er sich als der Erste den Titel: „Dei gratia — von Gottes Gnaden" beilegt.

An der Wiege dieses Königthums stand Burkard. Der erste Bischof Würzburgs war der Bote, welcher dem ersten Könige aus dem Hause der Karolinger seine Erhebung verkündet hat. Der neue Schirmherr der Kirche war dessen auch eingedenk. Im Jahre 752 oder 753 verlieh er dem Bisthume für seine Besitzungen die Immunität[1]).

5. Auf dem Sterbebette.

Hie und da spiegelt sich die Sonne in den Wolken und bringt jene glänzende Lichterscheinung hervor, die wir Nebensonne nennen. So strahlt auch in Burkard das Bild des Bonifatius wieder, das Leben des Jüngers ist gleichsam nur eine Wiederholung des Lebens seines Meisters. Sie hatten eben eine gemeinsame Aufgabe und weihten sich ihr mit derselben Begeisterung. Diese Aehnlichkeit in dem Denken und Wirken beider beginnt mit dem Tage, an welchem sie

---

[1]) Sickel, Acta Karol. II, p. 385. Vgl. Rettberg a. a. O. II, 321. Note 1.

einst ihr Vaterland verließen, hält an für die ganze Dauer ihrer Thätigkeit und verräth sich noch in der Art, wie beide sich endlich von ihren bischöflichen Sitzen zurückzogen.

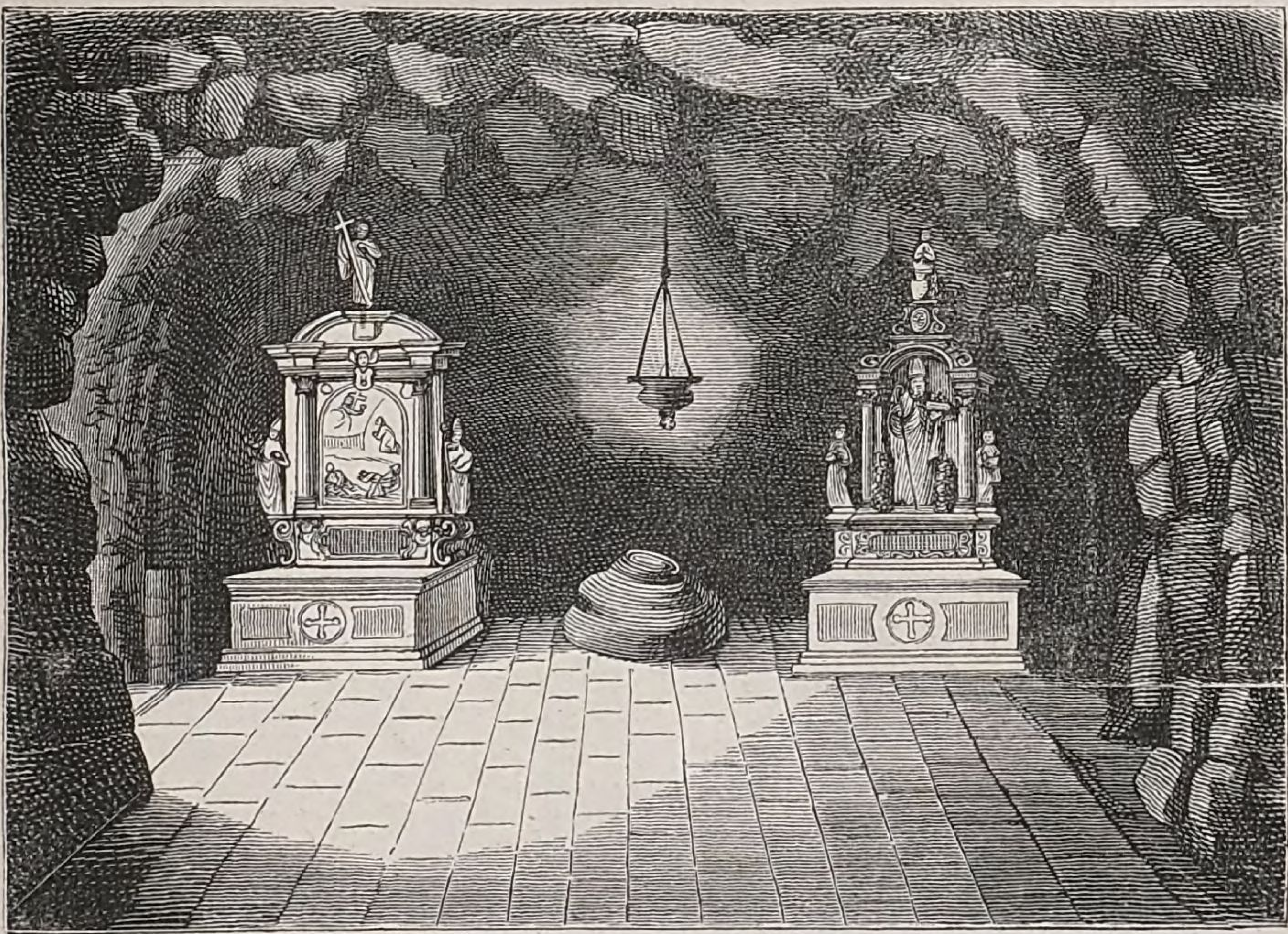
Im Jahre 751, wohl nach seiner Rückkehr von der zweiten Romreise, konnte er die nun vollendete Salvatorkirche einweihen und die Leiber der Apostel Frankens dorthin übertragen. Die Vermuthung spricht dafür, daß Bonifatius dieser Feier angewohnt habe. Der Erzbischof begann bald darauf, sich schwach und krank zu fühlen, und dachte mehr als je daran, sich einen Nachfolger zu bestellen. Auch Burkard war gebeugt durch die Last des Alters und beschloß, dem Beispiele seines Lehrers zu folgen. Der Entschluß des Bonifatius ging unzweifelhaft dem Burkards voran, die Ausführung fällt bei beiden fast zusammen, nur daß jener wieder gekräftigt sein Bisthum niederlegte, um nochmals Missionär zu werden, dieser aber seinem Amte entsagte, um als Mönch zu sterben. Als das Jahr, in welchem die Niederlegung seiner Würde erfolgte, muß 753 angenommen werden. Kaum hatte Burkard sein Vorhaben den Großen des Landes und den Aeltesten des Stiftes mitgetheilt, als sich allenthalben große Trauer erhob. Mit vielen Bitten suchte man den Bischof davon abzubringen, und dieser, „indem er den Thränen der Andern wehren wollte, weinte selber.“ Da er aber bei seinem Vorsatz beharrte, so sandte man den Grafen Liutfrid an den König und zugleich verschiedene Priester an den Erzbischof von Mainz, um beider Einwilligung zu erholen. Egilward nennt, durch seine falsche Zeitrechnung verleitet, den König Karl.

Sicher hat sich Burkard selbst an die Spitze dieser Gesandtschaft gestellt, um seine Angelegenheit zu betreiben. Sie trafen Pipin zu Attigny, wo auch Bonifatius weilte, um mit dem Könige, nachdem dieser der Ernennung seines gleichfalls anwesenden Nachfolgers Lullus zugestimmt, die Reise nach Friesland zu berathen. Es ergibt sich dies aus der dort im Juni 753 ausgestellten Bestätigungsurkunde[1]) des Besitzes und der Gerechtsame Fulda's, welche von Bonifatius, Burkard, Lull, dem Priester Megingoz, sicher keinem anderen, als dem Nachfolger Burkards selbst, dem obengenannten Liutfrid und mehreren fränkischen Großen — meist denselben Namen, an welche der durch Burkard von der zweiten Romreise mitgebrachte Brief des Papstes Zacharias lautet, darunter auch Throand — mitunterschrieben ist.

Sobald die Genehmigung erlangt war, berief Burkard Geistlichkeit und Volk zusammen, um von ihnen Abschied zu nehmen. Die Rede, welche Egilward ihm in den Mund legt, gibt wohl nicht die Worte aber gewiß den Inhalt dessen, was er gesprochen, wieder. Er erinnerte sie an die Segnungen, welche der Herr ihnen zu Theil werden ließ. Was seine Gnade beschlossen, das hat seine Macht ausgeführt. Von Geschlecht zu Geschlecht ist er barmherzig gewesen. Er hat die Väter

[1]) Dronke. Cod. dipl. Fuldens. nr. 5. p. 4.

aus der Knechtschaft des Heidenthums zur Freiheit der Kinder Gottes durch Kilian und seine Gefährten geführt; er hat den Söhnen den Glauben durch Bonifatius verkünden lassen; er hat den Enkeln in mir, einem seiner geringsten Diener, einen Bischof gegeben. „Von jenem Tage an bis auf die heutige Stunde habe ich, wie ihr Alle wißt, nicht unterlassen, Euch den Willen Gottes ganz zu verkünden. Darum ist meine letzte Bitte an Euch, die ich wieder geboren, damit Christus Gestalt in Euch gewinne, Euch im Glauben und im Werke so zu halten, daß ich nicht ohne Frucht unter Euch gearbeitet habe." Darauf beschwor



Die Burkardusgrotte zu Homburg a/M.

er jeden Einzelnen, falls er eine Klage gegen ihn habe, damit hervorzutreten, auf daß er ihm gerecht werden könne, und forderte zuletzt Alle auf, selbst jenen zu nennen, den sie für den würdigsten, ihm nachzufolgen, hielten. Lauter als die beste Vertheidigung sprach ihn der Schmerz des Volkes über die bevorstehende Trennung von jedem Vorwurfe frei. Nicht ihre Wahl, sagten sie, sondern seine Weisheit solle ihnen den künftigen Oberhirten geben. So bestimmte ihnen denn Burkard jenen als Bischof, von dem er wußte, daß sein Geist in ihm unter ihnen fortleben werde. Es war sein Schüler Megingoz, derselbe, den er gewiß nicht ohne Absicht schon zuvor für die Sendung, welche die Genehmigung seiner Entsagung erlangen sollte, ausersehen hatte. Darauf wählte der Bischof unter seinen Mönchen sechs Gefährten aus, nahm mehrere Bücher, die er meist selbst geschrieben, mit sich und bestieg ein Schiff, um den Main hinabzufahren.

Wie einst die Gläubigen zu Milet dem Apostel Paulus, so gab die Menge ihrem scheidenden Oberhirten das Geleite zum Ufer, wo er sie mit seinem Segen entließ.

Die Absicht Burkards ging dahin, sein Wirken in derselben Abgeschiedenheit zu beschließen, mit welcher er es begonnen hatte. Er gedachte darum, nach jenem Michelnstat zurückzukehren, von dem er einstens ausgegangen war. Noch lebten dort und in dem nahen Rorlacha, wenn auch zerstreut, einige von jenen Jüngern, die er einstens um sich gesammelt hatte. Sie in einem Kloster zu vereinen und in ihrer Mitte die Ankunft des Herrn zu erwarten, war sein längst gehegter Wunsch, der nun ausgeführt werden sollte. Da indessen der Sommer schon seinem Ende zuneigte, so fuhr er mit seinen Begleitern nach dem Schlosse Homburg am Main, das gleichfalls eine Schenkung Karl Martells war. Hier wollte er den Winter über bleiben, um dann mit dem nächsten Frühling sein Werk zu beginnen. Unter dem steil abfallenden Vorsprunge des Hügels, über welchem sich das Schloß erhebt, befindet sich eine aus Tuffsteinfelsen gewölbte Grotte, welche früher gegen den Main geöffnet war, 11,67 m in der Höhe und Breite und 8,75 m in der Länge messend. In diesem Raume soll der Heilige, der frommen Sage zufolge, seine Tage mit Gebet und Kasteiung zugebracht haben. Ein ausgehöhlter Platz zur Linken, eines Mannes Länge groß, soll sein Lager, ein großer Stein sein Kissen gewesen sein. Es wurde auch sein Sterbebette. Bald darauf, nachdem er in Hohenburg eingezogen, befiel ihn eine schwere Krankheit, die er selbst für tödtlich erkannte. Es war der 2. Februar des Jahres 754, also jener Tag, an dem die jungfräuliche Mutter ihr Liebstes, ihr Kind, dem Herrn zum Opfer brachte, an dem auch der greise Bischof dem Herrn sein Theuerstes, seine Seele, zurückgeben sollte. Wie jener fromme Greis im Tempel das Kind aus den Armen der Mutter in die seinigen nahm und aus dem Anblicke seines Gottes den Muth zu den Worten schöpfte: „Nun lässest Du, o Herr, Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen", so empfing auch unser Burkard aus den Händen der Kirche den Leib des Herrn und diese Nahrung gab ihm die Kraft, seine Hoffnung noch im Sterben durch die Worte des Psalmisten zu beleben: „Warum bist Du traurig, meine Seele, und warum beunruhigst Du mich? Hoffe auf den Herrn, denn ihn werde ich preisen, er ist das Heil meines Angesichtes und mein Gott." Während seine Mönche um ihn her und in den von ihm errichteten Klöstern das Lob dessen sangen, welcher an diesem Tage, angethan mit der Menschheit, sich in dem Tempel als das wahre Licht vorstellte, streifte ihr geliebter Vater die irdische Hülle ab, um in die himmlischen Lichtwohnungen einzugehen. —

Es erübrigt noch, in Kürze das Todesjahr Burkards festzustellen. Von Verschiedenen wird es weiter hinausgerückt, am weitesten von Egil-

ward, welcher als solches 791 angibt.[1]) Es ist gewiß, daß Megingaud lange vor diesem Jahre Bischof war, denn er wohnte als solcher bereits im Jahre 757 der Synode von Compiegne bei[2]). Nach einer Nachricht aus dem neunten Jahrhundert[3]), sowie der später mitzutheilenden Inschrift auf seinem Grabe, empfing er die Weihe von Bonifatius selbst. Da nun, wie oben gezeigt wurde, noch im Juni 753 Burkard als Bischof unterschrieb, Bonifatius aber noch in demselben Sommer nach Friesland zog, so muß die Weihe Megingaud's und damit auch Burkard's Verzicht in die Zwischenzeit, also Juli oder August desselben Jahres fallen. Ist das Jahr der Entsagung Burkards gefunden, so läßt sich auch, und zwar aus Egilward selbst, das seines Todes ermitteln. Wie er erzählt, ist der Heilige bald nach seiner Ankunft in Homburg, noch bevor er an die in Michelnstat beabsichtigte Klostergründung gehen konnte, gestorben. Dazu versichert der hl. Liudger[4]), daß Burkard und Wigbert vor Bonifatius von hinnen geschieden seien. Die Angaben bezüglich des Sterbjahres des hl. Bonifatius schwanken zwischen 754 und 755. Das letztgenannte als das des hl. Burkard zu betrachten, verbietet aber gerade das „bald nachher — non multo post" Egilward's, welches Fries[5]) näher mit „innerhalb Jahresfrist" bestimmt, weßhalb der 2. Februar 754 auch nunmehr allgemein als der Todestag des Heiligen angenommen wird.

6. In der Verherrlichung.

Sobald die Kunde von dem Hintritte Burkard's nach Würzburg gelangt war, traf sein Nachfolger Megingaud sogleich alle Vorkehrungen, um den Leichnam in die Bischofsstadt zu überbringen. Es galt, einem vielgeliebten Väter das letzte Geleite zu geben. Aus ganz Franken eilten darum seine Kinder, Vornehme und Geringe, herbei, um, wie sie ihn einst mit Freudengesängen zu seinem bischöflichen Sitze geführt, so ihn jetzt unter Wehklagen zu Grabe zu tragen. Wo jener aufgerichtet worden war, wurde ihm auch dieses bereitet. Neben dem Grabe der Apostel des Frankenlandes bettete Megingaud auch die Ueberreste des ersten Bischofs zur letzten Ruhe.

Die Heiligkeit des Dahingegangenen stand schon bei seinen überlebenden Zeitgenossen fest. Der hl. Liudger[6]) preist Burkard und Wigbert nicht nur als „zwei weitberühmte Prediger und Säulen der Kirche,

---

[1]) Vgl. Ussermann l. c. p. 6. AA. SS. Octobr. VI, 570 ff.

[2]) Migne, Patrolog. latin. tom. 89. col. 1124.

[3]) Wandelberti de miraculis S. Goaris. Mabillon AA. SS. O. S. B. II, 299. AA. SS. Jul. II, 338.

[4]) Vita S. Gregorii Traject. Mabillon l. c. III, 2. p. 326. AA. SS. August. V, 258.

[5]) Bei Ludewig S. 399.

[6]) Vita S. Gregorii l. c.

von denen jeder seine Stadt und seine Gegend wie der lichtbringende Morgenstern durch sein Beispiel und seine Lehre erleuchtete", sondern setzt auch ausdrücklich hinzu, „daß sie nicht ohne die Palme der Auserwählung ihrem Lehrer in das Himmelreich vorangegangen seien und an den Schauplätzen ihrer früheren Wirksamkeit von Allen für Heilige Gottes gehalten werden, welche ihr tugendhaftes Leben gekannt." Auch die Nonne von Heidenheim[1]) nennt Burkard einen Heiligen. Diese Aussprüche fanden durch Gebetserhörungen und Wunder an seinem Grabe ihre Bestätigung. Der Herr wollte jenen, den er zu sich in die ewige Glorie aufgenommen, auch auf Erden verherrlichen. Erst nach zwei vollen Jahrhunderten indessen erkannte auch die Kirche ihm jene Verehrung zu, welche das Volk ihm schon seit seinem Tode erwies. Es war Bischof Hugo, welcher nach dem Zeugnisse Egilwards von Papst Benedikt VII. die Heiligsprechung Burkards erwirkte. Wie verschiedene Aufzeichnungen[2]) sagen, wäre Hugo's Vorgänger Bischof Poppo II. erst am 22. Juli 984 gestorben, hätte also Papst Benedikt, dessen Todestag gegen Ende Oktober 983 oder nach einer zweifelhaften Inschrift spätestens auf den 10. Juli 984 fällt[3]), überlebt. Man hat darum Egilward's Bericht dahin erklärt, daß schon Poppo II. bei Benedikt VII., vielleicht durch die Vermittlung Hugo's, der als Kanzler Otto's II. damals in Italien verweilte, die Erlaubniß zur Erhebung Burkards nachgesucht und erhalten, die Ausführung derselben aber bei seinem bald darauf erfolgten Tode seinem Nachfolger hinterlassen habe[4]). Wenn übrigens die Angabe älterer Todtenbücher[5]), welche 893 als Todesjahr Poppo's nennen, richtig ist, so läßt sich die Erzählung Egilward's nach ihrem ganzen Inhalte aufrecht erhalten. Hugo, den der Kaiser wohl noch in demselben Jahre zum Bischof für Würzburg bestimmte, konnte als solcher von dem damals noch lebenden Benedikt VII. die Bewilligung zur Uebertragung der Gebeine Burkards eingeholt haben. Der Vollzug selbst schob sich noch auf einige Jahre hinaus. Das Salvatorhaus, welches über dem Grabe des hl. Kilian von Burkard erbaut worden war, lag noch seit dem Brande des Jahres 854 in Trümmern, nur die Gruft war vielleicht, weil aus Steinen erbaut, erhalten geblieben. Der Bischof wählte also für die künftige Ruhestätte Burkards das gleichfalls von demselben gegründete Andreaskloster aus. Allein auch dieses war in Verfall gerathen. Die Mönche scheinen im Laufe

---

[1]) Vita Willibaldi: AA. SS. Jul. II, 500.

[2]) Kalendar. necrol. Augiae recentius: Böhmer, Fontes IV, 143. Annales S. Albani s. Wirciburgenses. Eckhart l. c. I, 810. Pertz MG. S. II, 242. Vgl. A. Schäffler, der älteste Würzburg. Bischofskatalog: Archival. Zeitschrift v. Fr. v. Löher. III, 290.

[3]) Vgl. Jahrbücher des d. Reichs unter dem Sächs. Hause hrsg. v. L. v. Ranke. II, 1, 143.

[4]) Ussermann l. c. p. 36.

[5]) Annales necrol. Fuld. minores: „983 Boppo episcop." Böhmer, Fontes. III, 154. — Annales necrol. Fuld. majores: „983 Pobbo episcopus id. iun." l. c. III, 158.

der Zeit die freiere Regel der Chorherren angenommen zu haben, wodurch nicht nur die klösterliche Zucht litt, sondern auch die Einkünfte so herabkamen, daß sie kaum für die wenigen Mitglieder, auf welche die ursprüngliche Zahl geschwunden war, ausreichten. Hugo wollte mit dem Stifter auch seine Stiftung erhöhen. Er brachte Kloster und Kirche wieder in guten Stand, beschenkte sie mit weiteren Gütern und berief zur Wiederherstellung des klösterlichen Lebens die Mönche Arnold und Bernward aus Hirsau. Diese, von welchen der erste Abt und der zweite sogar Hugo's Nachfolger wurde, hoben die Klosterschule bald wieder so, daß ihr Ruf sich über ganz Deutschland erging. Nachdem der Bischof Alles vorbereitet, schritt er zur Uebertragung der hl. Ueberreste selbst. Ein dreitägiges Fasten ging der Feier voran. An dem angesetzten Feste wurde sodann der Leib des Bekenners erhoben und unter Begleitung einer zahllosen Menge Volkes in die Klosterkirche überbracht. Diese selbst wurde zu Ehren des hl. Andreas und Burkardus eingeweiht, weßhalb das Andreaskloster von nun an zu St. Burkard hieß. Zugleich verordnete Hugo unter der Strafe des Bannes, daß das Fest des Heiligen künftighin immer an einem Donnerstage und zwar mit vorausgehender dreitägiger Enthaltung von Fleischspeisen begangen, mit ihm die Abhaltung der Diöcesansynode verbunden und nach ihrem Schlusse von jedem Pfarrer (parochianus) eine Wachskerze im Werthe von zwei Pfennig geopfert werden solle. Welcher Donnerstag hiemit gemeint sei, sagt uns sowohl Fries als das alte Würzburger Brevier[1]). Es ist der Donnerstag nach dem Feste des hl. Dionys, welches am 9. Oktober gefeiert wird. Offenbar wurde diese Bestimmung getroffen, weil an dem Donnerstag nach Dionys die erste Uebertragung stattgefunden hat. Sie wurde befolgt bis zu den Zeiten Bischof Johann Gottfrieds von Aschhausen, welcher den 14. Oktober, gleichviel auf welchen Wochentag er fällt, für das Fest des hl. Burkard einführte. Daß er hiemit nur auf den Monatstag der Erhebung zurückgegriffen hat, beweist der Eintrag in das auf der Würzburger Universitätsbibliothek befindliche Martyrologium des Beda[2]), dem von einer Hand des eilften Jahrhunderts unter dem 14. Oktober beigeschrieben ist: „Eodem Sancti Burchardi Wirciburgensis episcopi — An demselben Tage das Fest des hl. Burkard, Bischofs von Würzburg.“ Damit ist auch zugleich das Jahr der Uebertragung festgestellt, da der Donnerstag nach St. Dionys während der kurzen Regierung Hugo's nur einmal auf den 14. Oktober, nämlich im Jahre 986, fiel.

Bischof Hugo hatte die Reliquien in einem erhöhten steinernen Sarge auf dem Chore der Kirche beigesetzt, wo sie indessen nicht lange ruhten. Bald darauf legte nämlich ein großer Brand Kirche und Kloster

[1]) Fries bei Ludewig S. 440. — Vgl. die betreffende Rubrik in den Kalendarien der Würzburg. Breviere u. Meßbücher von 1479 u. d. folg. Jahren.

[2]) Mp. th. f. 50. Vgl. E. Dümmler, Karoling. Miscellen in Forschungen f. Deutsche Geschichte. VI, 114.

in Asche. Bei dieser Gelegenheit mag es gewesen sein, daß, wie die Sage erzählt, der Sarkophag durch eine vom Thurme fallende Glocke zerschlagen wurde. Abt Wilemuth wählte für den Neubau einen weiter nördlich vom früheren Kloster gelegenen Platz, nämlich jene Stelle, an der noch heute die Burkardskirche steht. Im Jahre 1033 legte er den Grundstein und im Jahre 1042 wurde sie durch den hl. Bruno nebst noch sechs Bischöfen feierlich eingeweiht. Das Heiligthum St. Burkards wurde auch in diese Kirche, von welcher das Langhaus mit seiner Vorhalle heute noch steht, übertragen. Die Ueberreste wurden wohl in der damals unter dem Hochaltare befindlichen Crypta geborgen, das Haupt aber wurde eigens verwahrt. Schon frühe scheinen mehrfache Vertheilungen der Reliquien stattgefunden zu haben, welche sich wohl bei dieser Gelegenheit wiederholten. So wurden bei der Einweihung des Domes zu Bamberg in dem rechten Altar im östlichen Theile auch Ueberreste unseres Bischofs niedergelegt.[1]) In dem Hochaltare des Domes zu Eichstätt wird gleichfalls noch heute eine Reliquie „de capite S. Burchardi" verwahrt.[2]) Ebenso erhielt der Dom zu Würzburg einen Arm Burkards.[3]) Schon im Jahre 1552 besaß das Stift St. Burkard von den Reliquien nichts weiter als das Haupt, welches in ein silbernes Brustbild eingeschlossen war. Dieses nebst Kreuz und Kette wog 41 Mark 10 Loth, das Haupt und die Infel aber 32 Mark 2 Loth; das Ganze war vergoldet. Während es im Bauernkriege auf den Marienberg geflüchtet und dadurch gerettet, in dem Hessenkriege wohl abgeschätzt, aber wieder zurückgegeben wurde, fiel es im Jahre 1553 der Noth des markgräflichen Krieges gleich den Heiligthümern der übrigen Stifte zum Opfer. Bereits im Jahre 1572 dachte man übrigens auf den Ersatz des Verlustes, indem der Goldschmied Georg Sigmann in Augsburg den Auftrag erhielt, nach der „Visirung" des „Meister Merte Malern" ein neues Silberbild zu fertigen, welches 1035 fl. 5 ℔ 15 dl. und 1 alten dl. kostete.[4]) Wurden die Domschätze gegen Erlegung ihres Werthes von den Schweden unberührt gelassen, so ging dagegen das Heiligthum St. Burkards bei ihrem Einfall ganz verloren. Mit den Kostbarkeiten anderer Stifte auf dem Frauenberge geborgen, fiel es bei dessen Erstürmung den Feinden in die Hände, welche das Bild zerbrachen, die Ueberreste selbst aber als in ihren Augen werthlos zerstreuten. So war nur noch eine größere Reliquie, die des Domes, vorhanden, und auch diese verschwand bei der Säcularisation mit jenen der Landesapostel, bis sie glücklicher Weise mit ihnen wieder aufgefunden wurde. Sie ruht nunmehr mit denselben dort auf dem Hochaltare. Kleinere Ueberreste

---

[1]) Pertz MG. S. XVII, 636—38. Bericht des histor. Vereins in Bamberg für 1876. S. 91.

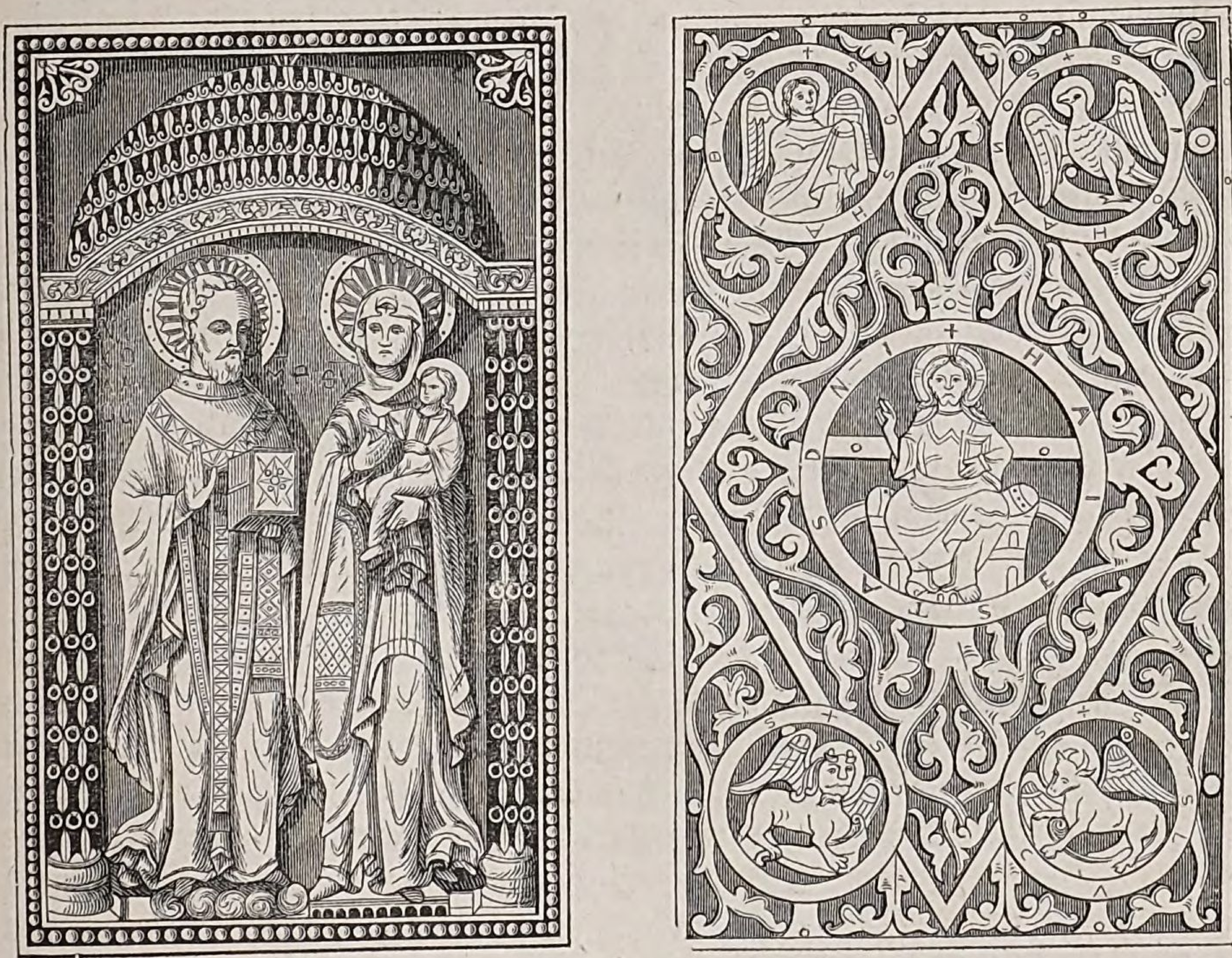
[2]) Himmelstein, die Reliquien. S. 40.

[3]) Chilianeum II, 292.

[4]) M. Wieland, Histor. Darstellung des Stiftes zu St. Burkard. II: Archiv des histor. Ver. f. Unterfr. XV, 2, 52 ff.

sind mit denen anderer Heiligen in dem an der Decke des Domchores herabhängenden Crucifixe eingeschlossen, ruhen ferner in dem Steinsarge des Peter= und Paulchörleins daselbst und finden sich auch unter den in einem Schranke der Sakristei von Neumünster im Jahre 1850 entdeckten Reliquien. Von ihnen wurden erst in neuerer Zeit kleine Theilchen an andere Kirchen, wie eben die von St. Burkard selbst, wieder abgegeben.

Je weniger von dem Leibe des Heiligen sich erhalten hat, um so mehr sind der vorhandenen Bücher, die als von ihm herrührend angegeben werden. Nächst dem schon angeführten Homilienbuche ist vor



Die Decken des Evangelienbuches des hl. Burkard.

allen die von der Ueberlieferung als das „Evangelienbuch des hl. Burkard" bezeichnete Pergamenthandschrift der Würzburger Universitätsbibliothek zu nennen.[1]) Dieselbe, einst dem Domschatze gehörig, besteht aus 161 Blättern, 29 cm hoch und 21 cm breit und stammt ihrem Schriftcharakter nach, dem Uebergange der Unciale in die Halb=Unciale, aus dem siebten Jahrhundert. Die zwölf ersten Blätter, von einer nicht viel jüngeren Hand beigefügt, enthalten die Evangelienharmonie in vier nebeneinander liegen=

[1]) Mp. th. f. 68. Vgl. Oegg a. a. O. S. 349 ff. C. Becker u. J. v. Hefner, Kunstwerke und Geräthsch. des MA. I, 1. Tf. 30. Niedermayer, Kunstgesch. Wirzburgs. S. 18.

den Columnen, welche durch ein Bogengestell von fünf in rohen Zügen gezeichneten und mit verschiedenen Farben gemalten Säulen, über welchen sich eine halbkreisförmige Kuppel erhebt, eingeschlossen sind. Zu beiden Seiten der Kuppel auf den beiden äußersten Säulen sind Vögel und Fische als Verzierungen angebracht. Darauf folgt der ältere Text, beginnend mit Matthäus. Er ist zweispaltig geschrieben auf je dreißig mit dem Griffel gezogenen Linien. Für die Titel und Randschriften wurde die rothe Farbe gewählt. Auf dem letzten Blatte hat der Schreiber den Denkspruch beigefügt:

Sicut navigantibus proximus est portus	Was für den Schiffer der nächste Hafen ist, das
Sic et scriptori novissimus versus:	ist für den Schreiber der letzte Vers:
Tres digiti scribunt et totum corpus laborat.	Drei Finger schreiben und der ganze Körper arbeitet.
hora pro me scribtore sic Deum habeat	Bitte für mich den Schreiber, damit er Gott zum
protectorem.	Beschützer habe.

Dieser fromme Wunsch wird dann von ihm nochmals durch ein kreuzförmig geschriebenes Ora pro me wiederholt. Die Rechtschreibung läßt auch in ihm einen nordischen Mönch erkennen. Daß das Buch schon frühe als ein Heiligthum gegolten, beweist sein kostbarer Einband. In die Vorderseite des oberen Deckels ist eine Elfenbeinschnitzerei eingelassen, 17 cm hoch und 10 1/2 cm breit, welche unter einem auf zwei Säulen stehenden durchbrochen gearbeiteten zierlichen Kuppeldache zur Rechten die Mutter Gottes *MP. ΘV.* (*Μητηϱ Θεου*), zur Linken den hl. Nikolaus NI ΛΑ / KO OC, wie die Inschriften neben ihren Häuptern sagen, zeigt. Das Antlitz Mariens wie des Kindes ist rund und voll, ein Schleier fließt von ihrem Haupte nieder, die Gewänder sind in schönen Falten geworfen, die Ränder byzantinisch verziert. Nikolaus ist ohne Mitra, trägt das schöngezierte Pallium über der spitz zulaufenden Casula, die Linke hält ein Buch, die Rechte ist segnend erhoben. Nimbus, Säume und Gewandverzierungen glänzten einst in Gold. Um das Bild herum war früher, wie bei dem Evangelienbuch des hl. Kilian, ein Rahmen aus Silberblech mit Edelsteinen geschmückt gezogen, welcher aber verschwunden ist. Auf die Außenseite des Rückdeckels ist eine durchbrochene Silberplatte, 21 cm hoch 14 cm breit, gelegt, in deren Mitte Christus auf einfachem Sessel und dem Regenbogen, mit der einen Hand segnend und mit der andern ein Buch haltend, thront. In dem Kreise, der um das Feld gezogen ist, stehen die Worte: HAIESTAS DN̄I. In den Ecken befinden sich die geflügelten Evangelistensymbole mit den Namen als Umschriften, wo bei HARCVS, HATHAEVS gleichfalls die griechische Form des M wiederkehrt. Die Füllung bildet ein byzantinisches Laubwerk. Der Untergrund, auf welchem dieses opus interasile ruht, besteht aus einem ursprünglich weißen, nun aber stark vergilbten, mit Thiergestalten durchwirkten Seidenzeug, mit welchem auch die Innenseiten des Einbandes bekleidet sind. Schrift und Bild weisen auf einen griechischen Künstler hin, den man sich dann bei dem Evangelienbuche Kilians zum Vorbilde genommen hat. — Bezüglich der übrigen mit

unserm Heiligen in Verbindung gebrachten Bücher liegt wohl die Möglichkeit vor, daß sie von ihm herrühren, eine Gewißheit aber gibt es nicht, da äußere Merkmale, auf welche sich dieselbe gründen ließe, entweder ganz fehlen, oder wenn sie vorhanden sind, keine sichere Deutung zulassen. Zu den ersteren zählen der kostbare Codex mit verschiedenen Schriften Cyprians[1]), die aber, was Oegg gegenüber hervorgehoben werden muß, alle bekannt sind, 136 Blätter zählend und in der zweiten Hälfte des siebten Jahrhunderts in einer alten langobardischen Cursivschrift, jedoch von verschiedenen Händen geschrieben; ferner ein Evangeliarium[2]) aus gleicher Zeit, jedoch in einer in die Minuskel hinüberspielenden Halbuncialschrift gearbeitet, jetzt noch 192 Blätter, deren Einband auf dem Vorderdeckel zwei Elfenbeintafeln, ursprünglich wohl ein Diptychon, trägt, auf welchen das Osterlamm in der Mitte verschiedener Thiere, wie Kraniche, Schweine, wahrscheinlich die Reinigung des Unreinen im neuen Gesetze und die Zulassung der Heiden in die Kirche (Apostelgesch. 10, 11 ff.) sinnbilden soll — vielleicht von Burkard für das Salvatorhaus bestimmt; sodann das Registrum Stationum Urbis Romae,[3]) 16 Blätter in der angelsächsischen Halbcursive des achten Jahrhunderts, welches ein Verzeichniß der im Laufe des Jahres in der hl. Messe vorkommenden Episteln und Evangelien meist mit Angabe jener Kirchen Roms (Statio), in denen an dem treffenden Tage die Messe gefeiert wurde, enthält und vermuthlich von Burkard aus Rom zur Ordnung des Gottesdienstes mitgebracht wurde; endlich eine dieser ganz gleichartige Handschrift von 24 Blättern[4]) — die erste Hälfte: Canones poenitentiales, ursprünglich 28, jetzt nur noch 13; die zweite das Bruchstück eines Lectionars — welche, wie schon die Titel jener Bußvorschriften sagen (VIII. de carne immunda, von dem unreinen Fleische; XVI. De his qui immolant daemoniis, von jenen, welche den Dämonen opfern; XXIII. de his qui ordinati sunt a Scottorum et bridtonum, von jenen, welche von Schotten und Briten (Clemens) geweiht sind) in die Zeit Burkards fällt und von diesem als Handbuch bei seinen Senden gebraucht worden sein kann. Als solche, die sich durch bestimmte Merkmale als einstiges Eigenthum Burkards ausweisen sollen, werden zwei genannt. Die eine ist der liber diversarum sententiarum oder Tractatus de variis virtutibus,[5]) 58 Blätter derselben Schrift und Zeit wie die vorige jedoch von mehreren Schreibern, verschiedene Stellen aus der hl. Schrift und den Vätern über einzelne Tugenden enthaltend.

---

[1]) Mp. th. f. 145. Vgl. Oegg a. a. O. S. 385. Gelehrt. Anzeig. d. bayer. Akad. Münch. 1852. S. 515. S. Caecil. Cypriani libri de cath. fid. unitate . . . ed. J. G. Krabinger, Tubing. 1853. p. VI—VIII.

[2]) Mp. th. f. 67. Vgl. Oegg S. 376. Becker u. v. Hefner a. a. O. I. Tafel 9.

[3]) Mp. th. f. 62. Vgl. Oegg S. 415.

[4]) Mp. th. q. 32. Vgl. Oegg S. 429.

[5]) Mp. th. f. 13. Vgl. Oegg S. 410.

Die am Schlusse in drei Zeilen unter einander geschriebenen Buchstaben N., V. G. T., Z. B. sollen nach Oegg als Notavit Virtutis Gratia Tractatus Zelosus Burchardus zu lesen sein, eine Deutung, die zu gekünstelt ist, als daß sie auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen könnte. Die andere, nach ihrem Hauptinhalte S. Gregorii homiliarum liber[1]) betitelt, 73 Blätter wieder von demselben Schriftcharakter und Alter, ist durch die auf Blatt 70[a] befindliche Runenschrift merkwürdig. Oegg entzifferte sie mit MBOHN und erklärte: „Magister Burchardus Os (Organum) Homiliarum Nobis fuit — Der Lehrmeister Burkard hat uns diese Reden vorgetragen.“ Die königliche Commission in Kopenhagen, welcher sie von Münter vorgelegt wurde, las M. Wienfrit, wornach die Handschrift auf Bonifatius zurückzuführen wäre. Arend und W. Grimm dagegen deuteten sie als Erconfrit, welcher Lesart sich auch Maßmann angeschlossen hat. —

Das Fest des hl. Burkard wurde durch das ganze Mittelalter in dem Bisthum Würzburg gleich den anderen Hochfesten gefeiert. Die Gottesdienstordnung Bischofs Julius vom Jahre 1613[3]) bestimmte, daß ihm zu Ehren wenigstens ein halber Feiertag gehalten werde, was auch bis zur Säcularisation beobachtet wurde. An diesem Feste und nur an diesem wurde — wie in Münnerstadt noch heute — ein eigenes Brod, der Burkardusweck, in Gestalt eines Ringes gebacken, welchen nicht nur die Pathen den Kindern schenkten, sondern um den sich auch Freunde, die sich begegneten, in der Weise begrüßten, daß derjenige, welchem ein anderer mit dem Morgenwunsche zuvorkam, diesem als Lohn die Burkardusbretze schicken mußte.[4]) An die Stelle des eigenen Officiums mit seinen schönen Antiphonen, Hymnen und seiner Sequenz, welches der Heilige in dem alten Würzburger Breviere und Meßbuch hatte, trat erst unter Philipp Adolph von Ehrenberg das gewöhnliche eines Bischofs und Bekenners. Wie die Namen Kilians, Kolonats und Totnans in der Allerheiligen-Litanei von Seite der Würzburger Kirche denen der Martyrer, so wurde auch der Burkard's denen der Bekenner angereiht. Hat das Fest unsers Heiligen auch gegenwärtig die Auszeichnung eines Feiertages verloren, so hat es doch in den zu ihm in näherer Beziehung stehenden Kirchen, wie Dom, Neumünster und St. Burkard seinen alten Glanz behalten. Dieser war besonders groß in dem letztgenannten Stifte. An dem Vorabende mußten sämmtliche adelige Stiftsherren, in welche sich mit dem Jahre 1464 die früheren Mönche verwandelt hatten, sich in

---

[1]) Mp. th. f. 47. Vgl. Oegg S. 404. Bayer. Annalen f. Vaterlandskunde 1833. S. 361. W. Grimm, Ueber deutsche Namen. Götting. 1821 S. 164. Bayer. Annal. f. Vaterlandsk. 1833. S. 1120.

[2]) Himmelstein, Synodicon Herbipol. p. 226. 232.

[3]) A. a. O. S. 387.

[4]) Oberthür, Taschenbuch für 1795. S. 78. Gropp, Collectio. II, 108.

Würzburg einfinden. Die Vorvesper wie Mette und kleine Tageszeiten am Feste selbst wurden unter der Leitung des Dechants feierlich gesungen; das hohe Amt, welchem Predigt und Prozession voranging, hielt gewöhnlich der Weihbischof; auf dasselbe folgten Betstunden vor dem Allerheiligsten, die bis zur zweiten Vesper währten, nach welcher mit der Absingung der Complet begonnen wurde. Jedes Kloster der Stadt pflegte zu der Feier, mit welcher seit lange ein vollkommener Ablaß verbunden ist, einige Abgesandte zu schicken; oft wohnte ihr der Fürstbischof selber bei. Noch heute rufen die Glocken dieser drei Kirchen einander am Burkardustage den Festgruß zu, nur daß, während im Dome noch die Nachfolger der Brüder des hl. Kilian ihres Amtes walten, in St. Burkard die gläubige Gemeinde den Dienst ohne die ehemaligen Stiftsherren verrichtet, in Neumünster aber statt der früheren Grabwächter die Bruderschaft zum hl. Kilian die Stelle von St. Burkards erstem Grabe mit brennenden Kerzen und wohlriechenden Blumen schmückt. Neben den Altären und Bildern dieser Kirchen halten noch andere in Würzburg das Andenken des ersten Bischofs wach. An den beiden Sitzen seiner Nachfolger in der Hofkirche wie in der Schloßkirche auf dem Berge wurden ihm von diesen solche errichtet. In jener ist der Hochaltar mit dem schönen Standbilde aus grauem Marmor, einem Seitenstück zu dem des hl. Kilian, mit zu seiner Ehre eingeweiht; in dieser trägt ein Seitenaltar sein Bild und seinen Namen. Außerdem prangt er in mächtigen Steingebilden noch am „Rückermain", dem ehemaligen Amthause des Stiftes St. Burkard, und auf der Mainbrücke, der kleineren Statuen in einzelnen Kirchen nicht zu gedenken.

Außerhalb Würzburgs wird das Burkardusfest am feierlichsten zu Homburg am Main begangen. Schon vor Alters hatten Viele in der dortigen Grotte zum hl. Burkard gefleht; aber erst im vorigen Jahrhundert wurde sie zum gottesdienstlichen Gebrauche eingerichtet. Unter anderen pflegten nämlich der Schiffer Georg Stephan Herrbach aus Würzburg und seine Gattin, so oft sie auf dem Maine nach Frankfurt fuhren, bei Homburg zu landen und in die unter der damaligen Schloßkapelle befindliche Gruft hinabzusteigen, um dort den Heiligen um eine glückliche Fahrt zu bitten. Als nun einmal die Frau erkrankte und bereits ihrer Auflösung entgegensah, machte sie das Gelübde, im Falle ihrer Genesung das Bild des hl. Burkard dort aufstellen zu wollen. Nachdem sie Erhörung gefunden, löste sie am 2. Juli 1721 ihr Versprechen ein. Immer zahlreicher ward von nun an die Schaar der frommen Waller und immer allgemeiner regte sich der Wunsch, daß hier das hl. Meßopfer gefeiert werden möge. Fürstbischof Johann Philipp Franz von Schönborn willfuhr demselben, indem er noch am 14. Oktober des gleichen Jahres durch den Propst des gegenüberliegenden Augustiner-Chorherren-Stiftes Triefenstein, Petrus Bertsch, die Grotte einweihen ließ. Es wurde zu diesem Zwecke ein Eingang von vierzig Stufen von

dem Schloßhofe in die Gruft hinabgeführt und in derselben zwei Altäre, der eine mit Christus am Oelberge in Alabaster, der andere mit den Bildern der Heiligen Burkard, Vitus und Stephan aufgestellt. Nach ihren Inschriften zu schließen, sind sie die Altäre der Dom-Vicarien zum hl. Blute und zu den Heiligen Vitus und Stephanus, in deren letzterem früher der Leib des hl. Bruno aufbewahrt war, und also bei der Uebertragung dieses Heiligen an seinen gegenwärtigen Ort aus der Domgruft an die Grotte in Homburg abgegeben worden.[1]) Seit jener Zeit strömen am Burkardustage dort die Gläubigen aus Nah und Fern zusammen, manche Gemeinden, wie Trennfeld, in Prozession, um des vollkommenen Ablasses, der auch diesem Heiligthume verliehen wurde, theilhaftig zu werden. Mit Ehrfurcht küssen sie den Stein zwischen den beiden Altären, auf welchem Burkard einst seine Seele ausgehaucht haben soll und betrachten das Wasser, welches aus dem Felsgestein in ein darunter angebrachtes Becken träufelt, als eine Quelle des Segens. Das Vertrauen zu dieser Stätte, wo so Viele Erhörung fanden, hat es möglich gemacht, ihren Schmuck in jüngster Zeit zu erneuern. Daß der 14. Oktober für Neustadt am Main und mehrere umliegende Orte von je als ein besonderes Fest gilt, wurde schon erwähnt.

Es erübrigt, auch der andern Kirchen zu gedenken, welche St. Burkard als Patron verehren. Im Bereiche des heutigen Bisthums Würzburg sind es die zu Einsiedel, Erlenbach bei Marktheidenfeld, Höttingen, Mellrichstadt, Oerlenbach, Puselsheim, Stettbach und Trappstadt; innerhalb der früheren Grenzen desselben liegen die Burkarduskirchen zu Gerichtstetten, Jagstberg, Messelhausen und Oberwittstadt in Baden.[2]) Im Bisthum Bamberg ist ihm die Kirche zu Oberailsfeld,[3]) in der ehemaligen Diözese Worms die zu Eschelbach bei Sinsheim in Baden[4]) geweiht. Seine Verehrung erstreckte sich bis in das nördliche Deutschland hinein, wohin sie wohl durch die in dem Andreaskloster gebildeten Sachsenapostel verpflanzt wurde. Die Kirche von Oedingen in Westfalen[5]) trägt, wie ehedem auch die von Wollingerode, nun einer Wüstung bei Ilsenburg[6]), seinen Namen.

Zum Schlusse wollen wir beifügen, daß neben den zahlreichen Münzen mit dem Bilde des hl. Kilian sich auch einige mit dem des hl. Burkard finden. Es war Franz Ludwig von Erthal, welcher in den Würzburger Goldgulden von 1786 und 1790 diese Ehrenschuld abtrug. Die Vorderseite zeigt das Brustbild des Fürsten mit Namen und Titel, die Rück-

---

[1]) Gropp, Geheiligter Bischoffs-Sitz. S. 67 ff. Collectio II, 105. 112.

[2]) Gropp, Geh. Bischoffs-Sitz. S. 72.

[3]) Eisenmann, Erzbisthum Bamberg. S. 172.

[4]) Synodale Wormatiense ed. Nesch. p. 137.

[5]) Giefers, Westfäl. Kirchenpatrocinien. S. 80.

[6]) Schumann, Missionsgesch. der Harzgebiete. S. 301.

seite den hl. Burkard in bischöflichem Gewande, in der Rechten das auf die Spitze gestellte Schwert, in der Linken nebst der Herzogsfahne den Fürstenhut vor der Brust haltend mit der Umschrift: S. Burch. Prim. Ep. Herb. Fr. O. D. und der Jahreszahl im unteren Abschnitt.[1]) Es ist dies jene auf die Verleihung des Herzogthums durch Pipin anspielende Darstellung; die gewöhnliche bildet ihn mit Buch und Stab oder mit seiner Kirche ab. Eine dritte — ein Bischof mit einer Hostie in der Hand — stellt nicht, wie häufig angenommen wird,[2]) unsern Heiligen, sondern Burkard I., Bischof von Halberstadt vor, dem auch und nicht unserem das dortige Burkardikloster gewidmet war.[3]) Die Denkmünze auf die letzte Jubelfeier des Bisthums, welche ihn neben Kilian und Bonifatius zeigt, wurde schon früher beschrieben. Von dem Satze des Apostels: „Ich habe gepflanzt, Apollo hat begossen, Gott aber hat das Gedeihen gegeben," wiederholt ihre Inschrift die letzten Worte: „Deus incrementum dedit." Wer aber für uns ein anderer Paulus und ein anderer Apollo gewesen sind, das sagt uns die alte Sequenz der Burkardusmesse: „Sic Kilianus plantavit, id quod Burchardus rigavit — Den Keim, den Kilian legte, Burkardus treulich pflegte."

---

[1]) Gutenäcker, Franz Ludwig . . in seinen Münzen: 27. Bericht des hist. Vereins zu Bamberg f. 1863/4. S. 19.

[2]) Kreuser, Bildnerbuch. S. 113. — Wessely, Ikonographie. S. 111. — Schumann a. a. O.

[3]) Leuckfeld, antiquit. Halberstadens. p. 447. Westfäl. Kirchenblatt. 1879. S. 463.

4. Der heilige Magnus.

(19. August.)



Die Kirche des hl. Burkard zu Würzburg.

Ohne Zweifel zählt das Münster des hl. Burkard zu den merkwürdigsten Kirchen Würzburgs. Die ganze Geschichte der Baukunst des Mittelalters läßt sich gleichsam von seinen Mauern ablesen. In dem Langhaus mit seinen Abseiten haben wir fast unversehrt die Basilika vor uns, welche einst Wilemuth von 1033 bis 1042 errichtet. Die Hochwand, in welche niedrige Rundbogenfenster geschlagen sind, ruht auf mit einander wechselnden Pfeilern und Säulen und trägt selbst eine flache unkassettirte Decke. Die ursprüngliche Apsis, sowie die unter dem Hochaltare angebrachte Krypta sind den späteren Umbauten zum Opfer gefallen. Die Gesetze der bereits entwickelten romanischen Baukunst prägen sich klar und anmuthig aus in der im zwölften Jahrhundert an der Nordseite angebauten Vorhalle, zu welcher der Eingang von Osten durch einen weiten Rundbogen führt, während ihr von Norden durch einen von je vier Halbsäulen gestützten Doppelbogen reiches Licht zuströmt; ferner in der Fortsetzung des Hochschiffes mit der ältesten Kreuzwölbung der Stadt und dem Oberbau der bis zum Knauf aus Stein aufgeführten Thürme. Der Gothik endlich gehören, freilich als eine Spätfrucht, der Chor und das Kreuzschiff mit ihren großartigen Raumverhältnissen an, deren Bau 1494 begonnen wurde. Von den beiden Schutzheiligen, welche Burkard der ersten Kirche gegeben, dem hl. Andreas und dem hl. Magnus, ist nur der Apostel auf die folgenden übergegangen. An die Stelle des zweiten dagegen ist der erste Bischof Würzburgs selbst von jenem Tage

an getreten, da seine Gebeine dorthin übertragen worden sind. Wer nun jener Magnus gewesen, erfahren wir aus Egilward. Seine Geschichte ist bald erzählt, da sie nur als eine Episode in das Leben Burkards eingeschaltet ist.[1])

Unter jenen Schülern, welche sich Burkard angeschlossen hatten, befand sich auch sein Landsmann Magnus. Er zeigte vor allen anderen ein offenes Ohr, um die Lehren des Meisters aufzunehmen, und ein williges Herz, um seinem Beispiele nachzufolgen. Hatte er aus eigenem Antrieb das Mönchsgewand genommen, so ertheilte ihm Burkard noch die Weihe des Priesters. Da traf es sich, daß der Bischof trübe Kunde aus der Heimath erhielt. Er mußte vernehmen, daß Viele in dem fernen Vaterlande nicht mehr nach den Vorschriften des Glaubens lebten. Von der Liebe zu seinen Stammesgenossen getrieben, beschloß er Boten dorthin zu senden, um die Sünden des Volkes zu bessern und etwa aufgetauchte Irrlehren zu bekämpfen. Seine Wahl fiel auf Magnus. Es liegt die Möglichkeit nahe, daß unter jener Verderbniß das zuchtlose Leben Ethelbalds und der dadurch herbeigeführte sittliche Verfall seines Volkes gemeint und Magnus berufen worden sei, das Mahnschreiben der englischen Bischöfe auf deutschem Boden über das Meer zu tragen. Seine Reise würde dann ungefähr in das Jahr 745 fallen. Wie dem aber auch immer gewesen sein mag, Magnus unterzog sich willig seinem Auftrage. Mit mehreren Begleitern kam er in England an. Seine Worte fanden nicht überall empfänglichen Boden. Einige jener Verblendeten leisteten Widerstand und gingen sogar so weit, den lästigen Mahner mit noch anderen aus seinen Genossen zu tödten. Darauf nahmen die Uebriggebliebenen den Leib des Martyrers und brachten ihn über Meer und Land zu Burkard zurück. Der durch den Tod geschlossene Mund zeugte deutlicher, als es die Sprache des Lebenden vermocht hätte, von der Treue, mit welcher er seine Sendung erfüllt hatte. Der Bischof empfing die Leiche mit gebührenden Ehren, setzte sie in dem neu errichteten Kloster bei und weihte es mit auf seinen Namen. Als Bischof Hugo im Jahre 986 die Ueberreste Burkards in dessen Kirche übertrug, nahm er dafür den Leib des hl. Magnus, vereinigte ihn mit den Reliquien Kilians und seiner Gefährten im Dome und ordnete ihm einen jährlichen Gedenktag an. Wo derselbe verwahrt wurde, sagt uns das schon früher erwähnte Verzeichniß des Domheiligthums:[2])

> „Auch ist zu merken, das in dem höhen Altar auf dem chor dieses löblichen Dombstiffts nachfolgente Heyligthumb verwart sein:
> .... Die Leichnam Agni vndt Magni der hl. Martyrer."

Er ist also mit den Ueberbleibseln anderer Heiligen in jenem Marmorsarg eingeschlossen, der heute in dem Peter- und Paulschörlein

---

[1]) Egilwardi, Vita S. Burchardi. L. II c. 8. AA. SS. l. c. p. 587.

[2]) Chilianeum. II, 339.

der Tumba Bischof Conrads gegenübersteht.[1]) Der ihm bestimmte Festtag wurde aller Wahrscheinlichkeit nach am 19. August gefeiert, an welchem Tage sich in dem alten Würzburger Kirchenkalender der Eintrag „Agni et Magni mm.“ findet, der erst unter Churfürst Johann Philipp von Schönborn gestrichen wurde. Ueber den hl. Agnus gibt kein Martyrologium Aufschluß; seine stete Verbindung mit Magnus läßt auf einen Gefährten von diesem rathen.

Egilward schickt seiner Erzählung die ausdrückliche Bemerkung voran, daß blos die Beisetzung des hl. Magnus durch Burkard und dessen Uebertragung durch Hugo durch sichere Zeugnisse verbürgt, der Bericht über seine Lebensschicksale aber nur der Ueberlieferung der Altvordern entnommen sei. Surius hat denselben auch übergangen. Mabillon,[2]) welcher nur den Abdruck des letzteren vor sich gehabt und wiedergegeben hat, spricht dabei die Vermuthung aus, es könnten die erwähnten Reliquien die des gleichnamigen Subdiakons des Papstes Xistus sein, welche von Rabanus mit denen des Januarius in das Kloster Holzkirchen überführt und von dort vielleicht später nach Würzburg gebracht worden seien. Hätte er den ganzen Bericht Egilwards gekannt, so würde er kaum diese Annahme, weil in vollem Widerspruch zu jenem, aufgestellt haben. Dagegen findet die Möglichkeit einer andern Verwechslung in den Worten Egilwards selbst ihre scheinbare Begründung. Er schreibt nämlich: „Magnus oder Andreas, denn er hatte zwei Namen.“ Nun fällt gleichfalls auf den 19. August das Fest des Heerführers Andreas, welcher mit vielen seiner Untergebenen unter Maximian um das Jahr 300 in Cilicien den Martertod erlitt. Die Griechen gaben ihm den Ehrennamen: Megalomartyr, d. h. der große Martyrer, wofür die Lateiner Magnus Andreas, d. h. der große Andreas setzten. Bald wurde aber das ursprüngliche Beiwort als Eigenname betrachtet und die Martyrologien, wie z. B. das des Usuardus schrieben: „Natalis S. Magni seu Andreae martyris — Fest des hl. Martyrers Magnus oder Andreas.“[3]) Hat nun Egilward diesem Andreas seine Legende unterschoben oder hat er für seinen Magnus nur von jenem den Namen entlehnt? Wären die Ueberreste des cilicischen Martyrers nach Würzburg überführt worden, so hätte man gewiß auch seine Legende mitgebracht; es ist also viel wahrscheinlicher, daß Egilward jenen Eintrag des Martyrologiums auf den englischen Martyrer bezog und ihn nach demselben nannte. Auch an eine Vertauschung mit einem der beiden anderen auf diesen Tag fallenden, gleichnamigen Heiligen ist kaum zu denken. Selbst wenn der eine, welcher zu Cäsarea in Cappadocien unter Aurelian gestorben sein soll, nicht, wie man aus den von ihm be-

[1]) Himmelstein, Reliquien. S. 27 ff. 9.
[2]) AA. SS. O. S. Bened. IV, 1. p. 709.
[3]) AA. SS. August. III, 720 sq.

richteten Lebensschicksalen schließen möchte, mit Andreas derselbe ist, so gilt eben bezüglich seiner das Nämliche, was von jenem gesagt wurde. Von dem apulischen Bischof Magnus aber weisen neben Rom noch so viele Städte Reliquien auf, daß schon deßhalb von einer Ueberführung seines Leibes nach Würzburg nicht die Rede sein kann.[1]) Daß unser Magnus an dem gleichen Tage mit diesen gefeiert wird, sagt wieder nicht, daß er einer von ihnen sein müsse. Der 19. August mag der Tag seiner Uebertragung sein, welchen man vielleicht gerade wegen dieses Zusammentreffens gewählt hatte. Auch die Bollandisten haben ihn von denselben unterschieden, indem sie Agnus und Magnus eigens, wenn auch bei dem Mangel urkundlicher Nachrichten „inter praetermissos", aufführen. Die Angaben Egilwards aber will selbst Eckhart,[2]) obschon er sie nur aus den Versen J. von Luterbechs kennt, die Glaubwürdigkeit nicht absprechen. —

[1]) l. c. p. 717. 710.
[2]) Commentarii. I, 472.

5. Der heilige Amor.

(17. August.)



Amorsbrunn bei Amorbach.

Mitten in einem lieblichen, rings von waldigen Bergen umschlossenen Thale des Gaues Wingarteiba, durch welches sich die Mud oder Mudaha schlängelt, liegt ein ehrwürdiges Kloster, an welches sich die Häuserreihen eines freundlichen Städtchens, wie Kinder an der Mutter Brust, schmiegen. Es kann von sich sagen, daß es die älteste unter den vielen Abteien Ostfrankens sei. Seine Anfänge finden wir in nächster Nähe. Von dem Berge, welcher nördlich dem vom Maine her nahenden Wanderer den Anblick des Ortes verwehrt, bis er ihn umgangen hat, grüßen die Ruinen einer alten, dem hl. Gotthard geweihten Kirche herab. Hier war es, wo einstens der Graf von Frankenberg saß, welcher den Boden für die neue Stiftung geschenkt hat. Gegen Westen öffnet sich zwischen zwei Höhenzügen ein Wiesengrund, aus welchem der Otterbach hervorkommt und zeigt in der Entfernung einer Viertelstunde eine Kapelle, hart an den einen Bergsaum gelehnt. Hier war es, wo jener Mönch seine erste Zelle aufschlug, welcher das Land urbar gemacht und bebaut hat. Auf die unscheinbare Quelle, welche in der Mitte des Kirchleins entspringt, in den Otterbach strömt und mit diesem der Mud zueilt, lassen sich in Wahrheit die Worte anwenden: „Ein kleiner Brunnen, der erwachsen ist zu einem Fluß und in viele Wasser sich übergossen hat" (Esther 10, 6). Das Kirchlein „Mariabronn", wie es der hl. Amor nannte, ist die

Mutter geworden von „Marien-Münster im Odenwalde“; Amorsbrunn, wie die dankbare Nachwelt die Kapelle umtaufte, ist die Wiege von Kloster und Stadt Amorbach, welchen Namen auch diese von ihrem Heiligen entlehnten. Das Bächlein wurde zu einem Strom. Welch' reichen Segen dieser gebracht und in wie weite Fernen er ihn getragen hat, werden wir später sehen; für diesmal halten wir an seiner Quelle stille.

Ueber der Legende unseres Heiligen waltete kein günstiges Geschick. Die Aufzeichnungen, welche man von seinem Leben haben mochte, scheinen bei den wiederholten Zerstörungen des Klosters verloren gegangen zu sein. Sind doch in dem ersten Viertheile des zehnten Jahrhunderts allein drei Hunneneinfälle über dasselbe hereingebrochen. So erhielt sich nur noch der Name und das Wenige, was die Erinnerung an denselben knüpfte. Leider wollte man sich nicht damit begnügen, sondern suchte das Fehlende von andersher zu ergänzen. Um das Jahr 1446 verweilte nämlich in dem Kloster ein Weltpriester Namens Johannes Keck aus Rotenburg ob der Tauber. Als dieser die Verehrung des hl. Amor von Seite der Mönche und des Volkes wahrnahm, dabei aber auch hörte, daß man nur Weniges von ihm wisse, machte er es sich zur Aufgabe, die Dunkelheit aufzuhellen. In verschiedenen Martyrologien findet sich nun unter dem 8. Oktober der hl. Amor, dessen Leib in Münster Bilsen im Bisthume Lüttich beigesetzt ist, erwähnt. Sofort machte er sich also auf den Weg, um Näheres über dessen Schicksale zu erfahren. Schon daraus, daß man in Amorbach nichts von dem Grabe des Heiligen wußte, ergab sich die Möglichkeit, der dort Ruhende könne mit ihm derselbe sein. Sie wurde für ihn zur Wahrscheinlichkeit, als er aus dessen Legende entnahm, daß dem Heiligen zu Bilsen der gleiche Titel wie jenem zu Amorbach, nämlich der eines „peregrinus“ oder „Pilgrims“, beigelegt wird. Wurde nun schon damals zu Amorbach das Fest des hl. Amor mit dem jenes andern am 8. Oktober gefeiert, weil man eben, wie dies auch sonst mitunter geschah, für ihn jenen Tag gewählt hatte, an dem man seinen Namen im Kirchenkalender eingetragen fand, so lag für ihn hierin ein scheinbarer Grund mehr, beide für einen zu halten. Er kehrte also mit der Legende und einigen Reliquien des hl. Amor von Bilsen nach Amorbach zurück und gab, sicher in gutem Glauben, beide für die des dort verehrten Heiligen aus. Um seinen Fund bekannt zu machen, verfaßte er eine eigene Schrift, welcher wenigstens das Verdienst zugesprochen werden muß, daß sie ein Bild der damaligen Verehrung des Amorbacher Heiligen gibt und mehrere der auf seine Fürbitte geschehenen Wunder erzählt.[1]) Bestand in dieser Schrift die Legende des hl. Amor von

[1]) Sermo ad populum de S. Amore egregio peregrino et confessore Christi patre nostro, in quo et interseritur expositio Legendae novae ejusdem S. Amoris: Fabricii Collectio circa monasteria ordin. S. Bened. (Würzburg. Universitätsbibliothek. M. ch. q. 85. Bl. 394—499.)

Bilsen noch für sich, so handelte es sich nun darum, sie mit der Amorbacher Ueberlieferung zu verschmelzen. Auch dieser Versuch wurde gemacht. Man fand in dem Leben des Pilgrims von Bilsen Stellen, bei denen sich die Nachrichten, welche man in Amorbach bewahrt hatte, einfügen ließen. Da unser Amor als Schüler Pirmin's genannt wird, so mußte der von Bilsen bei seinem Aufenthalte in Rom mit dem Missionsbischof zusammengetroffen sein und sich ihm angeschlossen haben. Die Gründung des Klosters und die Segnung des Marienbronnens, von welcher die Bilsener Legende schweigt, wurde in der Zeit seiner Rück-



Der hl. Amor tauft die Neubekehrten.

kehr von Rom nach Utrecht, wobei er durch den Odenwald gekommen und hier Wohnung genommen haben soll, gesetzt. Damit die so umgestaltete Legende auch unter dem Volke Verbreitung finde, gab ein Ungenannter ein nach ihr gearbeitetes deutsches Leben des hl. Amor heraus, welches dreimal, 1683, 1698 und 1712, aufgelegt wurde.

Fast drei Jahrhunderte konnte sich diese Verquickung zweier verschiedener Berichte halten. Man übersah, wie beide aus mehrfachen Gründen sich selbst gegenseitig ausschließen. Der Heilige von Bilsen, ob er nun um 690 gestorben, wie Keck sagt, oder ob er dem neunten Jahrhundert angehörte, wie die Bollandisten meinen,[1]) kann doch nicht unser Amor sein, dessen Thätigkeit in das achte Jahrhundert fällt. Hat er, wie seine Legende sagt, den größten Theil seines Lebens an der Servatiuskirche zu Utrecht zugebracht, so konnte er unmöglich zugleich in Amorbach jene langen Jahre verweilt haben, welche ihm hier zu-

[1]) AA. SS. Octobr. IV, 335.

geschrieben werden. Der erste wird nur als Diakon bezeichnet, der zweite immer Abt genannt. Dem entsprechend wird jener als einfacher Bekenner gefeiert, während an dem Feste dieses von seinem Kloster in Messe und Brevier immer das an dem Tage eines hl. Abtes gebräuchliche Evangelium gelesen wurde. Haben deshalb auch schon ältere Hagiographen, wie Molanus[1]), beide unterschieden, so hat doch erst Gropp der thatsächlichen Vermengung beider Legenden ein Ende gemacht. Er unternahm dies auf Veranlassung des Klosters selbst bei dessen tausendjähriger Gründungsfeier, indem er sich nicht begnügte, als Geschichtsschreiber der Abtei die Entstehung dieser Verwechslung nachzuweisen und in eigenen Volksschriften die Verwirrung, welche die früheren angerichtet, zu beseitigen, sondern auch als Prediger an dem Hauptfesttage jener Feier den Gläubigen das wahre Bild ihres Heiligen gegenüber dem unterschobenen zeigte.[2]) Seine Darstellung wurde sodann auch von dem Jesuiten Cuper gutgeheißen und in das Werk der Bollandisten aufgenommen.[3]) Um den Stifter des Klosters für immer von seinem Namensverwandten zu unterscheiden, traf zu gleicher Zeit die kirchliche Oberbehörde zu Mainz die Anordnung, daß das Fest des Abtes von Amorbach künftig am 17. August begangen werde.

Wie die Legende des hl. Amor das Schicksal jener der hl. Gertrudis erfahren hat, so sind aus dieser Verwechslung auch die nämlichen Schlüsse gezogen worden. Man ging so weit, zu behaupten, daß die Verehrung eines hl. Amor erst mit den Nachrichten über den Heiligen von Bilsen nach Amorbach gebracht und der Name des Klosters, welcher ursprünglich von einer Art Kirschen, Ammer genannt, oder nach Anderen von dem altdeutschen Amar, d. i. Dinkel oder Spelt, stamme[4]), erst nachträglich von dem hl. Amor hergeleitet worden sei. Also nicht der Ort soll von dem Heiligen den Namen empfangen haben, sondern der Heilige soll erst aus dem Namen des Ortes herausgedeutet worden sein[5]). Allein gerade jene Thatsache, auf welche man sich für diese Behauptung beruft, zeugt gegen dieselbe. Wenn Keck nach einer Legende ausging und die von Bilsen nach Amorbach brachte, so geschah dies nicht, um die Verehrung des Heiligen erst einzuführen, sondern weil diese Verehrung dort schon längst bestand. Man bildete sich nicht nach einer Legende einen neuen Heiligen, sondern man suchte für einen längst verehrten Heiligen eine Legende. Keck selbst sagt ausdrücklich, daß der hl. Amor sowohl

---

[1]) Natal. SS. Belgii: 8. Octobr.

[2]) Gropp, Aetas mille annorum monast. B. M. V. in Amorbach. Francof. 1736. f. p. 32 sq. — Das Leben deß hl. Amor Ersten Abbtens in dem Kloster Amorbach . . . Mainz 1375 12°. Geistl. Heil- und Liebes-Brunnen der durstigen und dürftigen Seel, eröffnet durch kurze Andacht zu dem hl. Amor . . . Ebendas. — Collectio. IV, 16.

[3]) AA. SS. August. III, 460.

[4]) Eckhart l. c. I, 361. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. II, 70.

[5]) Rettberg, Kirchengesch. Deutschl. II, 343 ff.

in Amorbach als in Amorsbrunn von Alters her gefeiert werde und erzählt dazu die Art und Weise seiner Verehrung. Da man nun vor ihm dort von dem Pilgrim von Bilsen nichts wußte, so geht eben daraus hervor, daß der Heilige von Amorbach ein anderer, von diesem verschiedener ist. Diese Ueberlieferung ist, wenn auch nicht durch urkundliche Zeugnisse, so doch durch anderweitige Denkmale, denen wir noch begegnen werden, sicher gestellt, welche unsern Heiligen als den Gründer und ersten Abt des Klosters nennen. Die Aussagen Keck's und der Inhalt dieser Inschriften reichen für sich vollständig aus, um das Dasein unsers Heiligen jedem Angriff gegenüber aufrecht zu erhalten, auch wenn man einem dritten Zeugnisse, nämlich dem des Trithemius, welcher die Gründung von Amorbach ganz in Uebereinstimmung mit der dortigen Ueberlieferung berichtet,[1]) die Beweiskraft abspricht. Dieser, von Abt Peter um seine Quelle befragt, beruft sich nämlich auf den Fuldaer Annalisten Megenfried, der im zehnten Jahrhundert neben zahlreichen anderen Schriften auch ein Werk über den Ursprung fast aller Klöster seines Ordens verfaßt habe[2]). Weil nun ein Schriftsteller dieses Namens weder von einem andern genannt, noch von seinen Schriften bisher etwas aufgefunden wurde, so hat man Trithemius des Betruges geziehen. Allein abgesehen davon, daß eine derartige absichtliche Täuschung sich nicht mit der anerkannten Frömmigkeit des Abtes von St. Jakob verträgt, so muß schon der Umstand, daß auch Richer's Werk, auf welches sich derselbe gleichfalls bezieht, erst im Jahre 1833 in einer Bamberger Handschrift entdeckt wurde, zur Vorsicht bei Erhebung solcher Anklagen mahnen. Mit Recht erinnerte darum A. Ruland an die Worte, welche Trithemius selbst seinem Compendium vorgesetzt hat: „Temerarii hominis indicium est manifestum, judicare quod nesciat et scire neminem posse, quod ipse forsitan ignorat. — Es ist ein sicheres Zeichen eines unbesonnenen Menschen, über etwas zu urtheilen, was er nicht kennt, und zu glauben, Niemand könne wissen, was er vielleicht selbst nicht weiß.“ [3]) Der erwähnte dazu doppelseitige Versuch einer andern Ableitung des Namens Amorbach wird weder durch einen sachlichen noch durch einen zwingenden sprachlichen Grund unterstützt, indem wenigstens die Ammerkirsche in der dortigen Gegend gar nicht heimisch ist und auch an einen besonderen Getreidebau vor Ankunft Pirmin's kaum gedacht werden kann, die Schreibart „Amarbach“ oder „Ammerbach“ aber in der Sprechweise des Volkes ihre hinreichende Erklärung findet. Sonach gilt der Beweis von dem verjährten Besitzstande, welchen Tertullian in die christliche Apologetik einführte, auch für unseren Fall. Eine unvordenkliche Ueberlieferung bezeichnet den hl. Amor als Gründer und Namen-

---

[1]) Compend. annal.: opera histor. Francof. 1601. p. 61.

[2]) Gropp, aetas. p. 189.

[3]) Chilianeum. N. F. I, 119. Theolog. Literaturblatt. 1868, 766. Histor. pol. Blätter Bd. 62. S. 34.

geber von Amorbach. Jenem, der dies bezweifelt, liegt die Pflicht des Beweises ob. Nachdem nun die alten und die neuen Gegner nur Behauptungen, aber keine Gründe vorzubringen vermocht haben, bleibt unsere Ueberlieferung in vollem Rechte stehen.

Es war nothwendig, diese Bemerkungen vorauszuschicken, sowohl um zu zeigen, daß der hl. Amor keine Erdichtung ist, als um die wirklichen Dichtungen, die eine spätere Zeit in sein Leben verflochten hat, im Vornhinein wegzuschneiden. Was seine Geschichte dadurch an äußerem Glanze verliert, das wird sie an innerer Wahrheit gewinnen.

In dem zweiten Jahrzehnt des achten Jahrhunderts trat fast gleichzeitig mit Bonifatius in Austrasien ein anderer großer Heidenbekehrer, der hl. Pirmin, auf. Seine Lebensbeschreibungen sagen nur, daß er aus der Fremde zu den Franken gekommen; über sein Vaterland, seine Eltern, seine Geburts- und Jugendzeit aber schweigen sie. Sie machen uns vielmehr sogleich mit ihm als Bischof von Melcis bekannt. Man hat dasselbe bald in Metz, bald in Meaux, bald in Medelsheim in der Rheinpfalz, bald in Melz und neuerdings in Medels, beide in der Schweiz, gesucht[1]). Welcher Ort nun auch die meisten Gründe für sich haben möge, so wurde Pirmin doch kaum nach demselben als seinem festen bischöflichen Sitze, sondern nur wegen seiner längeren dortigen Wirksamkeit genannt, da er eben Missions- oder Landbischof gewesen zu sein scheint. Gleich den anderen Glaubensboten holte auch er sich seine Sendung in Rom. Die Legende hat diesen Vorgang in ihrer Weise ausgeschmückt. Als er dort angekommen war, so erzählt sie, besuchte er die Peterskirche und ging von Altar zu Altar, bis er an das Grab des Apostels kam. Hier erblickte ihn der Papst und fragte seine Umgebung, wer dieser Fremdling sei? Auf die Antwort, es sei ein Bischof und komme aus dem westlichen Theile des Reiches, meinte Gregor II., man müsse solchen gegenüber vorsichtig sein. Da kniete Pirmin demüthig vor dem Grabe des hl. Petrus nieder, während sein Stab in der Luft frei ohne Lehne stehen blieb, bis er sich wieder vom Gebete erhob. Der Papst erkannte aus diesem Zeichen seine Rechtgläubigkeit, gab ihm den Bruderkuß und ertheilte ihm zugleich die Erlaubniß, zu predigen, wo er wolle. Dieses Vorrecht sprach er in einem eigenen an den König Theodorich III. gerichteten Briefe aus. Der Wanderbischof suchte seine Aufgabe in eigener Weise zu erreichen. Wo er predigte, da strebte er, ein Kloster zu errichten. Seinen Mönchen machte er die Missionsthätigkeit — peregrinatio propter evangelium — zur Pflicht, weßhalb sie alle peregrini, d. i. Wanderer oder Pilger und ihre Anstalten congregationes peregrinorum, d. i. Vereinigungen von Wanderern oder Missionshäuser hießen. Ihre Thätigkeit sollte sich aber

[1]) Vgl. Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands. II, 1. S. 581 ff.

nicht über große Länderstrecken oder in die Ferne entfalten, sondern zunächst die vollständige Bekehrung der Gegenden, in welchen sie lagen, bezwecken und für die Zukunft sicher stellen. Die Mönche sollten die in der Umgebung oft nur in einzelnen Gehöften wohnenden Deutschen dem Christenthum gewinnen und ihre Klöster sollten die Herde christlicher Gesittung für das umliegende Land werden. Das einzelne Kloster bestand dabei nicht selbstständig für sich, sondern bildete mit den übrigen eine Congregation, damit, wenn die Zucht in dem einen erschlaffen würde, sie durch die anderen wieder hergestellt werden könnte. So verband also Pirmin mit der Regel Benedikts die Columbans. In der That finden wir auch in seinen Niederlassungen neben fränkischen besonders schottische oder irische Mönche, und wenn auch er selbst nicht, wie Manche annehmen, von jenseits des Meeres herübergekommen ist, so ging er doch vielleicht aus einem der Columbanischen Klöster im Frankenreiche hervor. Die Gründung und der Erfolg des berühmtesten von allen Pirminsklöstern kann als das Muster für seine anderen Stiftungen dienen. Während Pirmin in dem oberen Rheinthale predigte lernte ihn ein vornehmer Alemanne, Sintlaz, kennen. Ueberzeugt, daß von demselben Großes zu hoffen sei, stellte ihm Sintlaz vor, wie in seiner Heimath das christliche Leben erstarrt, ja selbst die Geistlichkeit träge im Dienste des Herrn geworden sei, und wies ihn hin auf den hohen himmlischen Lohn, den er sich verdienen werde, wenn er mit seiner Kraft Andere stärken und mit dem Thaue seines Eifers die Trockenheit Anderer befeuchten wolle. Gerne folgte Pirmin dieser Einladung und schon ein kurzes Wirken begleitete ein reicher Segen. „Ehrwürdiger Priester“, so konnte Sintlaz in heiliger Freude zu ihm sprechen „seit Deiner Ankunft lebt das Todte wieder auf, das vorher Dürre grünt und die ganze Gegend ist durch Dich mit der Frucht des Lebens befruchtet. Deshalb bitte ich Dich, dieses Glück noch durch den frommen Rath zu erhöhen, an welchem Platze wir denn am besten ein Haus der Andacht gründen sollen, damit dein Streben durch es fortdauern könne.“ Der Heilige begehrte die Insel im Untersee; Sintlaz rieth ab wegen der Menge von Schlangen und anderen schrecklichen Thieren, die dort hausen sollten. Kaum hatte aber Pirmin die Insel betreten, als vor seinem Segen alles giftige Gewürm die Flucht ergriff, um nimmer wiederzukehren. Sofort begann das Roden und bald war die Wildniß in einen üppigen Garten umgeschaffen. Der fruchtbare Boden wurde mit Bäumen und Weinreben besetzt, und es erhob sich eine Kirche mit einem stattlichen Hause für die Mönche. Zu der Schenkung von Sintlaz traten große Vergabungen von Karl Martell hinzu. Bald war es eine Lust, hier zu leben. Nur drei Jahre, 724—727, hatte Pirmin in Reichenau, denn zu einer reichen Au hatte er die vorher öde Gegend umgeschaffen, verlebt, als die Feindseligkeit der Söhne des Alemannenherzogs Gottfried gegen den fränkischen Hausmeier in offenen Krieg ausbrach. Der Haß gegen Karl Martell zwang dessen Schützling,

seine Stiftung zu verlassen. Diese Ausweisung durchkreuzte jedoch keineswegs Pirmins Pläne. Sie gab ihm vielmehr Gelegenheit, seine Thätigkeit weiter zu tragen. Der Pilgrim um des Evangeliums willen durchzog das ganze südwestliche Deutschland, überall Klöster gründend oder verbessernd, bis er in seiner letzten Stiftung, der Abtei Hornbach, in der Nähe von Pirmasenz in der heutigen Rheinpfalz, welche Stadt nach ihm den Namen trägt, am 3. November 754 Pilgergewand und Wanderstab niederlegte, um in die ewige Heimath einzugehen. Seine Lebensbeschreibungen zählen zwölf Klöster, die ihm den Ursprung oder doch die Neuordnung verdankten, wissen aber nur von acht die Namen anzugeben. Die Zahl wird indessen voll mit den anderen Niederlassungen, die nachweisbar gleichfalls von ihm errichtet wurden. Zu diesen gehört unser Amorbach.

Nach der Erzählung Gropp's[1]) hat Pirmin schon unter König Dagobert um das Jahr 714, also wohl unmittelbar nach seiner Ankunft auf austrasischem Boden, die dortige Gegend aufgesucht, ist nach einem ersten Aufenthalt daselbst von sechs Jahren nach Süden gezogen und von da nach seiner Vertreibung aus Reichenau wieder zurückgekehrt, um an Stelle der ersten unscheinbaren Zellen das eigentliche Kloster aufzuführen. Wenn nun wirklich ein doppelter Aufenthalt Pirmins zu unterscheiden ist, so kann sich wenigstens der erste nicht auf so lange, wie angegeben, erstreckt haben, da er bereits 717, und zwar urkundlich zum ersten Male, in Rätien auftritt, wo Karl Martell auf sein Bitten das Kloster Disentis in besseren Stand setzen ließ.[2]) Aus diesem Grunde halten Andere[3]) ein nur einmaliges Verweilen desselben in dem Bereiche des Odenwaldes für wahrscheinlicher. Statt ihn von dem Mittelrhein durch das südliche Franken bis zu dem Vorderrhein vordringen zu lassen, verlegen sie den Anfang seiner Wirksamkeit in jene Gegend, wo das Medelser Thal in das Rheinthal mündet, von wo er nach Alemannien zur Gründung Reichenaus, hierauf in den Elsaß, von dessen Pirminsklöstern Murbach nachweisbar 727 gestiftet wurde, und dann erst in unser Land gekommen sein soll. Wir können um so leichter auf die Untersuchung verzichten, welche dieser Annahmen den Vorzug verdiene, als weder für die eine noch für die andere eine unumstößliche Gewißheit zu erreichen ist. Zuletzt kommt auch wenig darauf an, ob wir uns die Thätigkeit Pirmins unter unserm Volke als eine einmalige zusammenhängende oder als eine unterbrochene und darum wiederholte zu denken haben, wenn nur diese selbst feststeht.

Wie Pirmin zu der Gründung Reichenau's durch einen edlen Alemannen veranlaßt wurde, so kam er in das Thal der Mudau auf

[1]) Aetas . . . p. 7. 29 sq.

[2]) Mohr, Regesten des Stiftes Disentis. Nr. 8. Gelpke, Kirchengesch. d. Schweiz. II, 454.

[3]) Friedrich a. a. O. II, 1. S. 584. Note 1845.

Einladung eines fränkischen Großen. Einst hatte sich der Römer Macht bis hieher erstreckt. Ihr Grenzwall lief in geringer Entfernung von dem spätern Kloster; der nahe Gotthardsberg trug ein Kastell auf seinem Rücken. Mit den römischen Adlern verschwand die Gesittung, welche sie gebracht und die Trümmer ihrer Niederlassungen waren bald wieder von der früheren Wildniß überzogen. Die nachrückenden Franken nannten die Höhe, auf welcher die römische Zwingburg gestanden, Frankenberg. Sie wurde der Wohnsitz eines edlen Geschlechtes, das wahrscheinlich die Gaugrafschaft über den Weingartengau inne hatte. Ruthard, der Letzte dieser Grafenreihe, kam vermuthlich bei Gelegenheit seiner Heereszüge mit Pirmin in Berührung und bat ihn, die christliche Lehre in diese noch von heidnischen Bewohnern besetzte Gegend zu verpflanzen. Der Bischof willfuhr diesem Ersuchen mit mehreren seiner Schüler, unter denen sich auch Amor befand. Seine Heimath ist uns ebenso unbekannt, wie die seines Lehrers. Gropp[1]) schließt aus dem bloßen Namen auf aquitanische Abstammung, ohne zu bedenken, daß dieser Name sich auch anderwärts findet; Eckhart[2]) glaubt an schottische oder irische Abkunft, hat aber hiefür keinen anderen Grund als den, daß in Amorbach, wie in fast allen Pirminsklöstern, auch schottische Mönche lebten. In dem Otterbachthale, gegen welches der Vorsprung des Frankenberges sieht, befand sich damals ein heiliger Hain mit einer Quelle, nach dem Gotte, dem sie geweiht war, „Thorbrunnen" genannt. In weiser Absicht wählten die Pilgrime diesen Ort zu ihrem ersten Aufenthalt. Hier wo das Volk nach altem Herkommen sich einfand, um seinen Götzen zu dienen, wollten sie es die Verehrung des wahren Gottes lehren; die Quelle, welche das Wasser zu dem heidnischen Gebrauche gespendet, sollte der Taufbrunnen für die Neubekehrten werden. Pirmin errichtete also einige Zellen für seine Brüder und baute ein Kirchlein zu Ehren der hl. Jungfrau. Die junge Niederlassung erhielt den Namen Mariaborn. Auch die spätere Gründung des Klosters Hornbach begann er mit Aufführung einer Marienkapelle. Das Werk der Bekehrung schritt schnell voran. Ruthard, welcher wie einst Sintlaz Zeuge der überraschenden Erfolge Pirmins und seiner Mönche war, dachte deßhalb darauf, statt der ersten engen Wohnungen, welche kaum mehr als unansehnliche Baumhütten gewesen sein mochten, ein großes Kloster zu erbauen. Da hiezu der Ort der seitherigen Ansiedlung zu beschränkt war, so wählte man für dessen Anlage den weiteren, südlich des Frankenberges gelegenen Thalkessel der Mud. Der Graf schenkte den Grund und Boden, Karl Martell fügte auch hier anderweitige Güter hinzu. Zur Erinnerung an diese seine Stifter nahm das Kloster drei Doppelschilde in sein Wappen auf, nämlich drei Lilien im blauen Feld als die Insignien des fränki-

[1]) l. c. p. 36.
[2]) l. c. I, 361.

schen Hausmeiers oder vielmehr der späteren fränkischen Könige; drei Kronen auf rothem Grund als das angebliche Feldzeichen der Herren von Frankenberg und den schreitenden Löwen auf blauem Schild als das Sinnbild des Ordens des hl. Benedikt. Alte Mauer- und Buchinschriften[1]) geben als Jahr seiner Stiftung 734 an und erwähnen ausdrücklich der Mitwirkung des hl. Bonifatius. Nach einer ständigen Ueberlieferung hat der Erzbischof selbst und zwar im September die Kirche feierlich eingeweiht. So begegneten sich die beiden von gleichem Geiste beseelten Männer, der Apostel von Rätien, Alemannien und dem Elsaß und der Bekehrer der Friesen, Hessen und Thüringer an der Grenzscheide ihrer weiten Bezirke in demselben Werke. Ihre Freundschaft währte für das Leben, denn noch kurz vor seinem Tode suchte der hl. Bonifatius den hl. Pirmin in Hornbach auf. Von den Vätern ging dieses innige Verhältniß auf die Töchter über. Schon in der frühesten Zeit trat unser Kloster in Verbindung mit Fulda. In seiner Kirche befand sich eine Kapelle des Apostels der Deutschen mit Reliquien desselben[2]), vielleicht erst von Abt Richard (1012—1039), welcher die Infeln beider Gotteshäuser, des im Odenwalde und des im Buchenlande, auf seinem Haupte vereinigte, mit dem nach dem Hunneneinfalle aufgeführten Baue errichtet, vielleicht aber auch schon früher vorhanden.

Wie das Kirchlein an dem Otterbache, so war auch die Kirche an der Mud der Jungfrau gewidmet und führte den Namen Marien-Münster im Odenwalde. Als Abt hatte Pirmin selbst Amor bestellt. Treulich setzte dieser das Werk seines Meisters fort, der unterdessen, seinem Berufe folgend, sich wieder auf die Wanderung in andere Gebiete begeben hatte. Hatte die kleine Lampe vor dem Muttergottesbilde in Mariaborn schon einen hellen Schein auf die Umgebung geworfen, so ward der Lichtkreis, der von Marienmünster ausstrahlte, noch größer. Die Thätigkeit Amors und seiner Jünger beschränkte sich nicht mehr blos auf das Thal, in welchem sie sich angebaut, sondern stieg über die Berge, um immer weiter in den Odenwald vorzudringen. An einzelnen entlegeneren Punkten nahmen einige der Mönche dauernden Aufenthalt, um die in dem Wald zerstreut lebenden Bewohner um sich zu sammeln. Kirchzell und Ottorfzell verdanken unzweifelhaft solchen Einsiedeleien ihre Entstehung. Der gewachsene Baum hat Genüge an dem Regen, welchen der Himmel von Zeit zu Zeit sendet; die junge Pflanze aber bedarf des Begießens von Seite des Gärtners. Wo immer darum das Christenthum als Keim in den Boden gelegt wurde, da trat zu der Predigt gemäß der Verheißung des Herrn das Wunder, um sie zu bekräftigen und zu befruchten. Auch den Worten des Apostels des

[1]) Gropp l. c. p. 9. 10.
[2]) Fabricius l. c. Mch. q. 85.

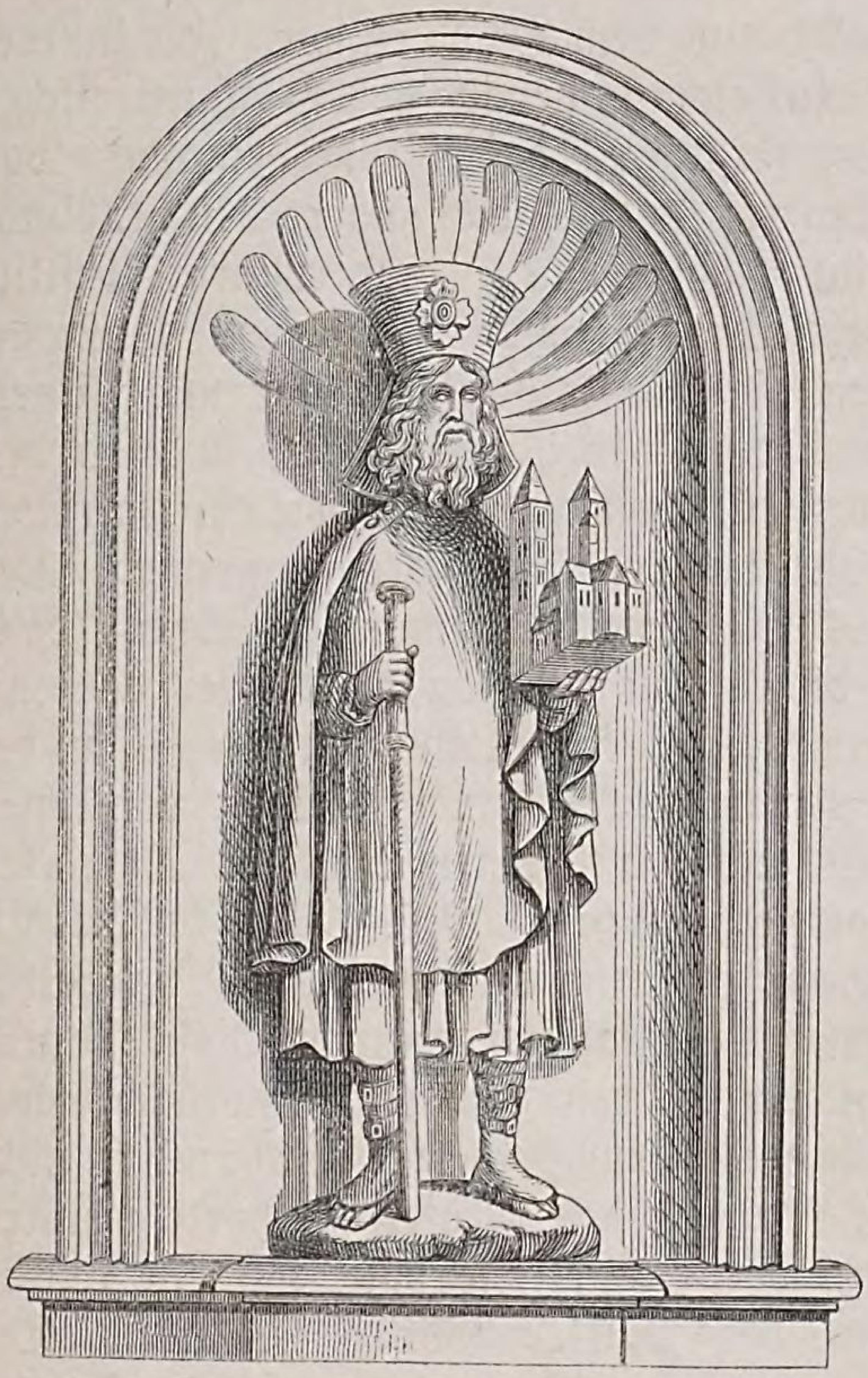
Odenwaldes folgten nach der Erinnerung, welche die Jahrhunderte aufbewahrt haben, manchfache Zeichen. Das Wasser aus dem Marienborne, welches in der Taufe die Seele abwusch, heilte oft auch den Leib von seinen Gebrechen. Der Segen des Heiligen blieb über der Quelle ruhen. Vertrauend brachten daher die Gläubigen zu dem geweihten Borne ihre Kranken, besonders die Kinder, um Genesung für sie zu finden.

Als die weißen Männer den überseeischen Welttheil betraten, da brachten sie oft unbewußt die Pflanzen der Heimath in den kleinen Samenkörnern mit, welche sich an ihre Sohlen gehängt hatten. Die fremden Blüthen verriethen ihren Weg, so daß die Wilden bei ihrem Anblicke ausriefen: „Seht da die Fußspuren der Weißen!" Das Gleiche trug sich Jahrhunderte vorher bei unseren Glaubensboten zu, welche in die Wildniß Deutschlands eindrangen und dieselbe gleichsam neu entdeckten. Mit dem göttlichen Worte brachten sie das Saatkorn einer besseren Sitte; sie legten nicht nur neue Gesinnungen in die Seelen, sondern senkten auch neue Fruchtzweige in den Boden. Wer ihren Pfaden nachging, der mußte in Wahrheit sagen: „O wie schön sind die Füße derer, die da verkündigen das Evangelium des Friedens!" Auch der Odenwald hat dieses erfahren. Da wo dichter Baumwuchs sich erhob, dehnten sich bald weite Aehrenfelder aus, während auf den früher öden Bergabhängen die goldene Traube reifte. Die Neubekehrten traten aus ihrer Einsamkeit hervor und lernten zusammenwohnen. Die Gehöfte erweiterten sich zu Dörfern und um das Kloster bauten sich Ansiedelungen, deren Insassen von den Mönchen nicht nur in den ewigen Wahrheiten, sondern auch in den weltlichen Künsten unterwiesen wurden.

Marienmünster war unter der Pflege Amors bereits zu einem ansehnlichen Wachsthum gediehen, als das Bisthum Würzburg erst gegründet wurde. Pipin erwies sich dem Kloster gegenüber ebenso freigebig als sein Vater und vereinigte es mit dem neuen bischöflichen Sprengel. Brauchten Burkard und Amor das Band der Freundschaft kaum neu zu knüpfen, da sie es schon als ein Vermächtniß ihrer Lehrer überkommen haben mochten, so wurde es doch dadurch noch fester. Das Alter seines Klosters, des frühesten in Ostfranken, räumte dem Abte den ersten Platz nach dem Bischofe ein, welchen Vorrang auch seine Nachfolger den anderen Abteien gegenüber behaupteten. Nicht lange jedoch war es ihnen vergönnt, in diesem neuen Verhältniß gemeinsam zu wirken. Schon dreizehn Jahre nach seiner bischöflichen Weihe schied Burkard aus diesem Leben, während die schon erwähnten Inschriften Amor dreiundvierzig Jahre den Stab führen lassen. Zählen wir diese zu dem Jahre der Klostergründung, also 734, hinzu, so erhalten wir das seines Todes. Gropp[1]), welcher von der unerwiesenen Voraussetzung ausgeht, Amor sei um 694 geboren, findet das sich hieraus für ihn er-

[1]) l. c. p. 37.

gebende Alter zu hoch und will darum die Jahre seiner Abtswürde nicht von dem der Gründung Marienmünsters, sondern von dem Jahre 724 an, in welchem Pirmin vor seinem Abgang nach Reichenau seinem Schüler die Leitung der Zellen bei Mariaborn übergeben haben soll, gerechnet wissen. So kommt es, daß er sich für 767 entscheidet. Nachdem wir aber für das Leben unseres Heiligen überhaupt keine Zahlen als die in jenen Inschriften genannten der Klostergründung und seiner Regierungszeit haben, und der Werth der einen soviel wiegt als der der anderen, so bleibt, wenn wir doch eine Zeit bestimmen wollen, nichts übrig, als sie mit Hülfe dieser Angaben zu suchen. Darnach hat als sein Todesjahr 777 und als sein Sterbetag, falls wirklich Bucelin, hier der einzige Anhaltspunkt, Amor bei diesem in sein Menologium eingeschrieben hat, der 17. August zu gelten.



Standbild des hl. Amor in der Kapelle zu Amorsbrunn.

Obschon sich von dem Apostel des Odenwaldes keine Ueberreste erhalten haben, ja obgleich sogar die Stätte seines Grabes unter dem Schutte der folgenden Jahrhunderte verborgen liegt, so konnte doch die Erinnerung an ihn selbst nicht getilgt werden. Gerade diese Verehrung, welche, wenngleich sie keinen sichtbaren Gegenstand hatte, sich doch nicht nur treu blieb, sondern immer zunahm, ist der sprechendste Beweis für unsern Heiligen. Weder die Mönche des neuen Klosters konnten den Ort, wo ihre ersten Zellen einstens aufgerichtet, vergessen, noch wollte das Volk von jener Quelle, aus der ihm die Taufgnade geflossen, lassen. Neben jener, zu deren Ehre die erste Kirche errichtet ward, rief man den an, welcher sie gebaut hatte, und bald verdrängte der Name des Stifters den der Patronin. Aus Mariabronn wurde Amorsbrunn, aus Marienmünster Amorbach. Die dankbare Erinnerung wie der wachsende Besuch des Volkes mochten es zugleich geboten haben, bei jener Kapelle auch später eine Klause für einige Brüder zu unterhalten. Es wird wenigstens urkundlich ein Heinrich von Rosenberg genannt, welcher um 1273 dort gelebt hat. Nur der Ruf der Wallfahrt nach Amorsbrunn war es,

der den Rotenburger Weltpriester veranlaßte, nach weiteren Nachrichten über den Heiligen zu suchen. War sein Fund auch nur ein vermeintlicher, so wurde er doch mit demselben freudigen Glauben aufgenommen, mit dem er ihn überbrachte. Die Stadt Amorbach wählte den Abt und Pilger zu ihrem Schutzheiligen und die Verehrung desselben gewann noch größere Ausdehnung. In jener Zeit wurde auch der Bau der gegenwärtigen Kapelle an Stelle der alten ursprünglichen unternommen. Der dreiseitige Chor hat ein schönes gothisches Gewölbe mit Tragsteinfiguren; das flachgedeckte Langhaus zeigt gleichfalls den Spitzbogen an den Fenstern und an beiden in der Nord- und Südwand befindlichen Thüren; das Glockenthürmchen steigt aus dem Dache empor. Ihr innerer Schmuck war nach einer alten Aufzeichnung von hohem künstlerischen Werthe[1]). Die beiden Chorfenster, heißt es, haben Glasgemälde, von denen das eine die schmerzhafte Mutter Gottes, das andere den hl. Amor vorstellt. Der Hochaltar, neu im Jahre 1625 „von Maria Erstlich Herren Leonhardus Bopfingers hernacher Stephan Schwoben Haußfraw zu Amorbach" errichtet, trägt oben die Statue des hl. Amor mit Pilgerstab und Kirche, in der Mitte das Bild der hl. Jungfrau und an den Seiten wieder die Mariens und des hl. Leonhard. Den beiden Patronen der Kirche sind auch die beiden Nebenaltäre im Chore gewidmet. Der auf der Evangelienseite zeigt das Bild des hl. Amor in Stein. Wie jenes des Hochaltares stellt auch dieses den Heiligen als Pilger dar mit dem Stab in der Rechten und dem Modell der alten Klosterkirche in der linken Hand. Die Console bildete ehedem ein knieender Mönch, von dessen gefalteten Händen ein Spruchband mit den Worten auslief: „O pater Scte. Amor duxie mei miserere. Anno Dni. MCCCCXLVI. O hl. Vater Amor, frommer Führer, erbarme dich meiner. Im Jahre des Herrn 1446". Nach ihrer ganzen Auffassung erinnert diese Statue mehr an den Heiligen von Bilsen als an den Abt von Amorbach, weshalb man auch meistens die ähnliche auf dem Hochaltar irrthümlich nicht für das Bild von diesem, sondern für das des Grafen Ruthard gehalten hat[2]). Ueber dem Marienaltar auf der Epistelseite baut sich ein reiches Schnitzwerk — der Stammbaum der Mutter Gottes — auf. Die Ueberreste eines alten in Stein gehauenen Astwerkes auf der Innenseite der linken Chorscheidewand scheinen von dem früheren Sakramentshäuschen herzurühren. Von den beiden Altären im Schiffe bestand der auf der Evangelienseite aus einem Tafelgemälde — der Heiland ruht auf dem Kreuze und verbirgt das Haupt in seinen auf die Knie gestützten Händen — dem die Jahreszahl 1589 beigeschrieben war; der auf der Epistelseite, nach der Beschreibung wahrscheinlich ein Flügelaltar, hatte in der Mitte in Holz geschnitten die Statuen Marias, des hl.

[1]) Fabricius l. c. Mch. q. 85. Bl. 479.

[2]) Archiv d. histor. Vereins f. Unterfr. XIV, 1, 5.

Michael, des hl. Sebastian und der hl. Landrada, während auf die Seitenwände die hl. Urban und Nikolaus, Michael und Gangolf gemalt waren. Das Bild der Landrada, der Erbauerin von Münster Bilsen, zeigt wieder das Hereinspielen der fremden Legende. Jetzt sind diese leider durch andere Altäre ersetzt, von denen der eine das Bild des hl. Amor als Pilger, der andere ein solches von Mariä Hilf trägt.

In der Nähe des nördlichen Eingangs ist in den Boden der Kapelle eine runde Oeffnung gehauen, unter welcher die Quelle sprudelt, deren kristallhelles Wasser mit einem an einer Kette befindlichen Eimerchen geschöpft wird. Ihr Abfluß sammelt sich vor der Thüre in einer Cisterne, in welcher sich die Hilfesuchenden auch zu waschen pflegen. Der innere wie der äußere Gebrauch des Heilbornes geschieht unter der Anrufung: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes.“ Daneben herrschte früher noch eine andere eigenthümliche Sitte. Die Wallfahrer pflegten nämlich jene Theile des Leibes, für welche sie Heilung erflehten, also den Hals, die Brust, die Hand oder den Fuß mit dem in der Kirche herabhängenden Glockenseile zu umwickeln und mit diesem kranken Gliede einige Züge zu thun. Kinder, welche hiezu zu schwach waren, wurden dabei von ihren Eltern unterstützt. So kam es, daß das Glöckchen namentlich an den Sonn- und Festtagen des Sommers, an denen der Zudrang besonders groß war, den ganzen Tag über tönte! Gewiß war dieser Ruf nicht blos zu Gott, sondern auch an fühlende Mitmenschen gerichtet, damit sie das Gebet des Leidenden auch ihrerseits durch fromme Fürbitte unterstützen möchten. Das Vertrauen wurde durch vielfache Erhörungen belohnt. Gropp[1]) führt von 1447 bis 1708 zwanzig beglaubigte, zumeist plötzliche Heilungen an, welche die folgenden Jahre immer vermehrten[2]). Von anderen Erhörungen geben die Weihegaben Zeugniß. Ihrer wurde früher eine viel größere Anzahl als gegenwärtig in der Kirche aufbewahrt. Die würdigste unter ihnen ist das Steinbild des hl. Abtes, welches der Würzburger Stadtrath Christoph Amor Planer und dessen Gattin Katharina Sabina aus Dankbarkeit für erhaltenen Ehesegen im Jahre 1655 setzten. Unfruchtbare, Gebärende und Kinder suchten von je besonders ihr Heil an dem Amorbrunnen. Eine frühere Inschrift[3]) in der Kapelle enthält geradezu eine Einladung an letztere:

„Sanct Amors brunn hatt grosse krafft,
Hatt manchem kind gesundtheit bracht.
Wenn du o kind beschrieen bist,
Dein Leiblein auch verfallen ist:
Kom her durch Gott ich heyle dich,
Datzu hat er begabet mich.
Kom her bald kindlein zart und jung,
Und thu aus mir ein g'sunden trunck!“

Daß damit andere Kranke nicht ausgeschlossen werden sollen, zeigt eine andere, nun gleichfalls ausgelöschte Mauerschrift in lateinischen und

---

[1]) l. c. p. 42. sq.
[2]) Link, Klosterbuch, I, 348.
[3]) Fabricius l. c. Mch. q. 85. Bl. 479.

deutschen Versen, welche der Benediktiner Columban zu Amorbach aus Dankbarkeit für die ihm im Jahre 1652 gewordene Heilung verfaßt hat[1]). Es mag genügen, hier blos den deutschen Text mitzutheilen:

„Wen schwere Krankheit umbringt dein Hertz
Und leidest gar grossen Schmertz
Warumb gibst dem Artzt so grosse Gaben
Und läst fahren die göttliche Gnaden?
Schau allhier Sanct Amors Bron entspringt,
Welcher die vorige Gesundheit wiederbringt.
So du beschrien bist und dein Glieder verdürren wällen,
Wasche dich mit dieser Heylsamen Bron-Quellen.
Wenn du mainst aus grossen Zahn-Weh muß ich vergehn,
Mit diesem Wasser wasch deine Zähn.
Den baldt vielerley Kranckheit aus sonderer Krafft
Haylet Sanct Amor mit gegewärtigen safft."

Die Bemerkung wird kaum nöthig sein, daß mit diesen Worten die menschliche Kunst nicht zurück, sondern da, wo sie versagt, auf die höhere Hülfe hingewiesen werden wollte.

Es ist nicht nur die Umgebung, aus welcher die Wallfahrer zuströmten — sie kamen aus einer Entfernung von vierzehn und mehr Meilen. Tage besonderen Zulaufs waren früher neben dem Feste des Heiligen selbst das der Mariä Heimsuchung und der zweite Oster- und Pfingsttag, mit welch' letzterm ein vollkommener Ablaß verbunden ist. Für jene, welche den Weg nicht selbst zurückzulegen vermochten, wurde das Wasser durch andere geholt. Selbst Kaiserinnen nahmen ihre Zuflucht zu dem Amorbrunnen. So machte Elisabeth, die Gemahlin Karl's VI., 1720 eine Stiftung für die Kapelle und ihre Tochter Maria Theresia, die sich gleichfalls Wasser aus dieser Quelle bringen ließ, fügte einen neuen Beitrag hinzu, aus dessen Zinsen noch jetzt alljährlich die sogenannten vier Kaiserämter bestritten werden. Außerdem findet in der Kapelle noch feierlicher Gottesdienst statt an den Festen des hl. Amor, der hl. Anna und der hl. Barbara; ferner am Tage des hl. Markus und dem zweiten Bittage, an welchem die Pfarrei Amorbach, am Freitage vor Pfingsten, wo die Gemeinde Beuchen, am Kilianstage oder an einem darauffolgenden Muttergottesfeste, wo die Pfarrei Kirchzell und am 22. Juli, an welchem die Gemeinde Hambrunn dorthin wallfahrtet. Von der Fastenzeit bis Allerheiligen wird jeden Freitag eine hl. Messe daselbst gelesen.

Wie die Heilquellen der Erde nicht überall, sondern nur an einzelnen Orten sprudeln, so hat auch die Gnade ihre heiligen Stätten. Wenn nun heute noch die Gläubigen zu dem uralten Born St. Amor's pilgern, so dürfen jene, welche diese Hülfe an andern Brunnen suchen, nicht darüber spotten. Die „fromme Einfalt", welche da, wo sie für die Seele Vergebung findet, auch für den Körper Heilung erwartet, wird von einer tief christlichen Erkenntniß geleitet. Es ist die, daß Leiden, Krankheit und Tod als die Folgen der Sünde auch nur mit dieser ihrer Ursache gemildert, gehoben und überwunden werden können. —

[1]) Gropp l. c. p. 45.

6. Die heilige Lioba.

(28. September.)



Die Kirche auf dem Petersberge bei Fulda.

An welchem Orte das Kreuz auch aufgerichtet wird, überall sehen wir es bald darauf von einem doppelten Kranze umschlungen. Der eine ist gewunden aus den Passionsblumen des Martyriums, der andere aus den Lilien der Jungfräulichkeit. Noch in jedem Jahrhunderte und unter jedem Volke, dem er gepredigt wurde, hat Christus — und das ist nicht der letzte Beweis seiner Göttlichkeit — Tausende von Seelen gefunden, die sich ihm ganz hingegeben haben. Entweder haben sie dieses Opfer gleichsam auf dem äußeren Altare im Vorhofe des Tempels niedergelegt, indem sie heldenmüthig ihr Blut für ihn vergossen, oder sie haben es auf dem Altare im Innern des Heiligthums dargebracht, indem sie ihr ganzes Leben hindurch den Weihrauch des Gebetes und der Entsagung aushauchten. Wenn der Kranz der Martyrer leuchtender ist, so erscheint der der Jungfrauen um so lieblicher. Sie sind die erste Blüthe des Menschengeschlechtes; jene Blüthe, die noch ihren Thautropfen trägt, in welchem nur der Strahl der aufgehenden Sonne sich abspiegelt; die noch keine rauhe Hand gestreift, kein Erdenstaub beschmutzt hat; eine reizende Blüthe, deren süßen Wohlgeruch nicht selten selbst der Verworfene bewundert!

In keinem Lande wurde gerade dieses Opfer häufiger gebracht, als in dem der Angelsachsen. Kaum war das Zeichen der Erlösung aufgepflanzt, als, wie dort auf dem Berge bei Jerusalem Maria und Johannes stunden, so auch hier beide Geschlechter unter dasselbe traten,

um ihre Jungfräulichkeit dem Herrn zu weihen. So erhaben die Mutter über den Jünger ist, so sehr hat hierin die Frau den Mann noch übertroffen. Die Töchter jener nordischen Mütter, welche einstens, weil sie ihre Frauenehre nicht an die Krieger des römischen Feldherrn Marius verlieren wollten, freiwillig den Tod erwählt hatten, drängten sich in Schaaren aus den Palästen wie aus den Hütten herbei, um sich als keusche Bräute dem Herrn zu verloben. „Die Zahl jener Mädchen aus königlichem Stamme, welche nur dieser Wunsch beseelte", sagt Mabillon[1]), „läßt sich kaum berechnen." Mit der Krone der Jungfräulichkeit wußten sie zugleich die des Apostolates zu erringen. Frauen waren es, durch deren Mitwirkung fast alle sieben Königreiche Englands dem Glauben gewonnen wurden. Nachdem die Bekehrung ihres Volkes vollendet war, erwiesen sie sich als ebenso unerschrockene und unermüdliche Mitarbeiterinnen bei der Christianisirung anderer Länder. Wie früher mit den heidnischen Germanen ihre Frauen ausgezogen waren, um mit ihnen die Gefahren des Krieges zu theilen, so wurden später die angelsächsischen Mönche auf ihren friedlichen Eroberungszügen von den angelsächsischen Nonnen begleitet, welche gemeinsam mit ihnen an der Ausbreitung des Reiches Christi arbeiten wollten. Eine der edelsten unter ihnen, eine Blüthe, von der man nicht weiß, ob ihre Farbe oder ihr Duft, ihre Reinheit oder ihre Liebe mehr entzücke, ist die heilige Lioba. Sie steht als die berühmteste Missionärin neben dem gefeiertsten Glaubensboten ihres Jahrhunderts, dem heiligen Bonifatius. —

Ihr Leben wurde von dem gelehrten Fuldaer Mönche Rudolf im Auftrage seines Lehrers und Abtes Rabanus Maurus geschrieben und einer Nonne, Hadumuot, gewidmet[2]). Hat er die Heilige auch selbst nicht mehr gekannt, so hat er doch ihr Bild, wie die Vorrede ausdrücklich sagt, nach den Erinnerungen ihrer Zeitgenossen, und zwar zumeist ihrer Schülerinnen Agatha, Tecla, Nana und Colioba entworfen, deren mündliche Mittheilungen sein Ordensgenosse Magno aufgezeichnet hatte. Die Bemerkung, Magno sei, als er, Rudolf, seine Arbeit unternommen, schon fünf Jahre todt gewesen, gibt einen bestimmten Anhaltspunkt für die Abfassungszeit des Büchleins. Das Todtenbuch von Fulda führt während der Jahre 822 bis 847, also von der Erwählung Rabanus' zum Abte bis zu dessen Erhebung zum Erzbischof, unter den verstorbenen Brüdern nur einen mit einem ähnlichen Namen, nämlich Manno, bei dem Jahre 838 an[3]). Wenn nun dieser, wie wohl anzunehmen, jener Magno ist, so hat Rudolf sein Werk im Jahre 843 verfaßt. Schon nach diesen

---

[1]) AA. SS. O. S. B. saec. III, 1. p. 443.

[2]) Mabillon, AA. SS. O. B. B. III, 2. p. 246. Surius, Vit. SS. 28. Sept. AA. SS. Septembris Tom. VII. p. 760.

[3]) Liber fratrum mortuor. mon. Fuldens.: Dronke, Trad. Fuld. p. 168. — Annal. necrol. Fuld. maior: Böhmer, Fontes. III, 155.

Quellen kann seine Erzählung Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben; sie trägt aber auch in sich das Gepräge der Wahrhaftigkeit. —

Als der durch seine Weisheit wie durch seine Frömmigkeit gleich berühmte König Ina herrschte, lebten in dem Gebiete von Wessex als aufrichtige Bekenner des christlichen Glaubens Dinno oder Tinne, wie er im Volksmunde hieß, und seine Gemahlin Ebba. Beide stammten aus edlem Geschlechte, Ebba war zudem eine Verwandte des heiligen Bonifatius. Ihre Ehe wurde erst in späteren Jahren und nur durch ein einziges Kind gesegnet. Das Wunder geht nicht blos im Gefolge der Heiligkeit, sondern schreitet oft dieser als ihr Herold voraus. So war es auch hier. Ebba konnte, weil schon hochbetagt, kaum mehr auf Nachkommenschaft hoffen. Da träumte ihr, sie habe ein Glöcklein, womit man in der Kirche das Zeichen gibt, in ihrem Busen, welches, als sie es herauszog, laut erklang. Nach dem Erwachen eröffnete sie den gehabten Traum ihrer ehemaligen Amme, welche als eine Greisin bei ihr im Hause wohnte. Diese sprach zu ihr mit prophetischem Geiste: „Wir werden noch aus deinem Schooße eine Tochter hervorgehen sehen, welche du schon jetzt dem Herrn weihen mußt. Wie Anna einst den Samuel darbrachte, auf daß er alle Tage seines Lebens Gott im Tempel diene, so sollst auch du dein Kind von Jugend auf in den heiligen Schriften unterrichten und sein ganzes Leben lang Gott in heiliger Jungfräulichkeit dienen lassen!" Nachdem Ebba dieses gelobt hatte, gebar sie wirklich noch eine Tochter. Die Eltern hießen sie Truthgeba, die Traute; ihre Umgebung gab ihr den Beinamen Leobgytha, „weil sie so lieb war"; der dritte Name, Liebe oder Lioba, ist die fränkische Abkürzung des zweiten und wurde erst nach ihrer Uebersiedlung nach Deutschland gebraucht. Das Jahr der Geburt Lioba's wird nicht genannt, darf aber, wenn nicht vor, so doch bald nach 710 gesucht werden.

Die Mutter vergaß nicht, ihr Gelübde zu erfüllen. Als das Kind herangewachsen war, also wenigstens das siebte Lebensjahr vollendet hatte, übergab sie es dem Kloster Winburn (Wimborne-Minster) zum Unterricht in der göttlichen Lehre. Dieses Kloster in der Grafschaft Dorchester (Dorset) an dem Flusse Stone gelegen, war von Cuthburga, der Schwester des Königs Ina und Wittwe des Königs Alfred von Northumbrien, mit Hülfe ihres Bruders und ihrer Schwester Kinburga gegründet worden. Cuthburga kam aus dem berühmten Kloster Barking, wo sie unter der Aebtissin Hildelida, deren weise Verwaltung und frommer Wandel von Beda so sehr gepriesen werden, den Schleier genommen hatte und gehört zu jenen Nonnen, welchen der hl. Aldhelm sein Buch „von dem Lobe der Jungfräulichkeit" gewidmet hat.

Winburn war ein Doppelkloster, d. h. es bestand aus zwei gesonderten Genossenschaften von Mönchen und von Nonnen, die unter einer und derselben Oberleitung lebten. Wie zwei Burgen erhoben sich

die beiden Klöster, jedes von hohen Mauern umgeben, nebeneinander. Kein Mitglied des einen durfte das andere betreten. Die Priester, welche sich zur Feier des Meßopfers in die Kirche des Frauenklosters begaben, mußten sich sogleich nach Vollendung desselben entfernen und die Frauen, welche der Welt entsagt, durften ohne wichtige Ursache und besondere Erlaubniß nicht ausgehen; selbst die Aebtissin verkehrte mit der Außenwelt nur durch ein Gitterfenster. Diese, und nicht der Vorstand des Männerklosters führte die Oberleitung über beide Häuser, über die Mönche und über die Nonnen. Der Gebrauch, klösterliche Vereine von Männern und solche von Frauen nebeneinander zu errichten, läßt sich in seinen Anfängen bis auf die Väter der Wüste zurückführen und hatte im siebten Jahrhundert sich über verschiedene Länder, namentlich über Irland ausgebreitet. Die Sitte dagegen, die Nonnen nicht unter die Leitung eines kirchlichen Oberen, sondern umgekehrt die Mönche unter die Aufsicht der Aebtissin des benachbarten Frauenklosters zu stellen, findet sich nur bei den germanischen Völkern. Hatte dieselbe in der diesen Stämmen eigenen Achtung der Frauenwürde ihre Wurzel, so wurde sie unter den Angelsachsen noch durch den Umstand gefördert, daß die Gründerinnen der dortigen Klöster Frauen aus dem königlichen Geschlechte und zugleich Herrinnen des klösterlichen Grundbesitzes waren. Ihre Stellung läßt sich gewissermassen jener Mariens in der ersten Christengemeinde vergleichen. Obschon der Heiland nicht ihr, sondern den Aposteln seine Vollgewalt übertragen, so hatte doch die Mutter des Herrn in der Mitte dieser ihren Ehrenplatz als die Mutter der jungen Kirche. In ähnlicher Weise waltete in jenen Häusern neben dem Priester in seinem nur ihm zukommenden Wirkungskreise statt des Vaters eine Mutter, vor welcher die Söhne und Töchter der frommen Familie sich um so bereitwilliger beugten, als in ihr ihnen die Macht immer gepaart mit der Milde entgegentrat. Die hl. Schrift erwähnt ausdrücklich der Anwesenheit Mariens im Saale zu Jerusalem; die Geschichte der Anglen sagt uns, daß jene Aebtissinnen sogar den Kirchenversammlungen anwohnten und das Ehrenrecht genossen, deren Beschlüsse als Zeugen unterschreiben zu dürfen.

Als Lioba in Winburn eintrat, war auf Cuthburga wieder die Schwester eines Königs, nämlich Tetta, als Aebtissin gefolgt. Sie wurde in der Leitung ihrer großen Gemeinde von verschiedenen Schwestern unterstützt, welche sich in die einzelnen Aemter theilten. Diese waren der Sache nach dieselben wie sie noch heute bestehen. Es gab eine Pröpstin, welche die erste Stelle nach der Aebtissin bekleidete, also das Amt einer heutigen Priorin versah; eine Dekanin, welcher die Beaufsichtigung der Novizinnen übertragen war; eine Pförtnerin, welche die Kirche zu öffnen und zu schließen, die Nonnen zur Mette zu wecken hatte und einen großen Bund Schlüssel trug, theils von Silber, theils von Kupfer, theils von Eisen, je nach der Wichtigkeit ihrer Bestimmung. Wie alle Klöster nach der Regel des hl. Benedikt so war auch dieses ein Haus des Ge-

betes und der Arbeit zugleich. Nicht weniger als fünfhundert Nonnen fanden sich hier bei dem nächtlichen Chordienst ein. Die Zeit, welche ihnen nach Erfüllung ihrer gottesdienstlichen Pflichten übrig blieb, füllten sie durch eine ebenso eifrige als gesegnete Thätigkeit aus. Dieselbe erstreckte sich zunächst auf die weibliche Handarbeit. Wie weit sie es in der Kunst, auf Gold- und Silberstoffen mit Perlen und Edelsteinen für den Gebrauch der Kirche zu sticken, gebracht haben, geht daraus hervor, daß die Bezeichnung „englische Arbeit" (opus Anglicum) lange Zeit für dergleichen Arbeiten gebräuchlich blieb. Das Kloster war aber nicht nur eine Werkstätte der Kunst, sondern auch eine Schule der Wissenschaft. Verpflichtete die Regel die Nonnen schon für sich zum Lesen der hl. Schriften und der Lehre der Väter, so machte ihnen überdies ihre Stelle als Lehrerinnen der ihnen anvertrauten Jugend das Lernen zum Gebot. Da nun alle diese Werke, deren Lesung und Erklärung ihnen oblag, lateinisch geschrieben waren und diese Sprache zugleich als Mittel des mündlichen und schriftlichen Verkehrs der Ordensleute und Priester unter sich gebraucht wurde, so galt es, sie nicht nur zu verstehen, sondern auch zu sprechen und zu schreiben. Die meisten Klosterfrauen übten sich darum in der Sprache der Kirche, ja manche strebten sogar, sich die griechische anzueignen. Dieselben Nonnen, welche die Nadel so geschickt zu führen wußten, verstanden es auch, mit der Feder umzugehen. Sie schrieben die heiligen Bücher ab, die sie oft kunstvoll verzierten, und versuchten sich in lateinischen Briefen und Versen; sie bemühten sich, an der Hand der Kirchenväter den verborgenen Sinn der heiligen Schrift zu ergründen.

In diesem heiligen, sorgsam umhegten Garten Gottes wuchs Lioba unter der liebenden Obhut Tettas und ihrer Schwestern heran. Sie wurzelte darin um so schneller und fester, je früher sie hinein verpflanzt worden war; ihr Auge richtete sich um so unverwandter gegen Himmel, als sie die Welt nur vorübergehend geschaut hatte. Eine würdige Braut Christi zu werden, das war die einzige, darum aber auch so glühende Sehnsucht ihres Herzens. Von ihrem Bräutigam zu hören in der Lesung, ihn zu schauen in der Betrachtung, zu ihm zu reden im Gebete, war ihre größte Freude. Um den Herrn zu besitzen verzichtet sie bereitwillig auf die Erde. Ihre Entsagung erstreckte sich selbst auf erlaubte Genüsse, indem sie, wie ihre Lebensgeschichte rühmt, auch bei besonderen Festen, wo ein reicheres Mahl bereitet ward, sich enthielt. Neben dem Gebete widmete sie sich der Handarbeit; noch fleißiger aber als dieser, gab sie sich ihrer wissenschaftlichen Ausbildung hin. Sie lernte mit Eifer die lateinische Sprache und las in dieser die heilige Schrift, die Werke der Väter und die Tagzeiten der Kirche. Als ihre Lehrerin in diesen Fächern wird Eadburga genannt. Auf diese Weise ward Lioba bald der Gegenstand der allgemeinen Zuneigung ihrer Schwestern. Sie hinwieder, von Allen lernend und Allen gehorchend, strebte, die besonderen Vorzüge jeder Einzelnen nachzuahmen,

indem sie der Mäßigkeit dieser und der Heiterkeit jener folgte, die Gefälligkeit der einen, die Geduld einer andern, die Sanftmuth einer dritten bewunderte, dieser im Wachen, jener im Lesen gleichzukommen sich bemühte. Vor allem aber befliß sie sich der Liebe, ohne welche alle anderen Tugenden nichtig sind.

Dieselbe Offenbarung, welche einst der Himmel der Mutter Liobas über deren künftige Größe zu Theil werden ließ, wiederholte sich, wohl unter einem anderen Bilde aber dafür um so deutlicher, ihrer Tochter gegenüber. Einst sah sie im Traume, wie ein purpurfarbener Faden aus ihrem Munde hervorging, und als sie ihn mit der Hand ergriffen und herauszuziehen versuchte, mehr und mehr wuchs, als ob er aus ihrem Innern entsprungen. Nachdem sie mit dem reichlichen Stoffe bereits die Hand angefüllt, wickelte sie daraus ein Knäuel. So sehr sie sich aber auch abmühte, so konnte sie doch nicht damit zu Ende kommen, und die Angst hierüber weckte sie aus dem Schlafe. Lioba ahnte, daß in diesem Gesichte ein Geheimniß verborgen liege, wußte aber dasselbe nicht zu deuten. Nun war in dem Kloster eine alte Nonne, die in dem Rufe der Weissagung und einer besonderen Erleuchtung stand. Da sie jedoch dieser aus Schüchternheit ihren Traum nicht erzählen wollte, so bestimmte sie eine ihrer Schülerinnen dieses zu thun. Diese trug der Nonne den Traum vor, wie wenn sie ihn selbst gehabt hätte. Die Seherin erkannte nicht nur jene, welcher das Gesicht geworden, sondern gab auch dessen Deutung: „Die Erscheinung, sprach sie, ist zwar wahr und bedeutet etwas Gutes in der Zukunft; warum aber hast du gelogen, daß dir dergleichen erschienen? Nicht auf dich paßt dieses, sondern auf die erwählte Geliebte Gottes — so bezeichnete sie nämlich fein mit dem Beinamen die Jungfrau Lioba. Jener ist dies gezeigt, ihrer Heiligkeit und ihrer Weisheit kommt nach Verdienst dies zu, da sie Vielen nützen wird, sowohl durch das Werk der Predigt, als durch das Beispiel der guten Werke. Der durch ihren Mund aus dem Innern hervorgegangene Faden ist die Lehre der Weisheit, die im Dienste des Wortes aus ihrem Herzen entspringt. Daß er ihre Hand erfüllte, bedeutet, daß Alles was sie durch ihren Mund lehrt, durch ihre Werke gleich gemacht wird. Das Knäuel endlich, das sie gewickelt und das vermöge seiner runden Gestalt leicht beweglich ist, bezeichnet das Geheimniß des göttlichen Wortes, das durch der Predigenden Rath und That geformt, bald im thätigen Leben sich auf der Erde bewegt, bald durch fromme Beschauung zur Höhe strebt, indem es bald für den Nächsten duldet und sich erniedrigt, bald durch die Liebe zu Gott sich erhebt. Der Herr hat durch diese Zeichen kund gethan, daß deine Lehrerin durch Wort und Beispiel Vielen nützen wird; geschehen aber wird dies fern von hier unter anderen Völkern, wohin sie reisen muß."

Hatten Dimo und Ebba ihre Tochter dem Kloster übergeben, so war es nun an dieser, das Opfer ihrer Eltern durch die feierliche Ab-

legung der Gelübde zu ihrem eigenen zu machen. Nach den Gesetzen der angelsächsischen Kirche konnte dies nicht vor dem zurückgelegten fünfundzwanzigsten Lebensjahre geschehen. Lange hatte sich Lioba nach dem Tage gesehnt, das Wort der Braut des Hohen Liedes sprechen zu dürfen: „Mein Geliebter ist mein und ich bin sein"; da er gekommen, rief sie es um so freudiger aus. Noch sind uns die Gebräuche und Gebete erhalten, unter denen die Einsegnung der gottverlobten Jungfrauen in den englischen Klöstern zu jener Zeit stattfand[1]). Die Kirche hat in ihnen gleichsam das Innerste ihres Herzens erschlossen, um ihre ganze mütterliche Zärtlichkeit darin auszugießen. Nur der Bischof konnte das Gelübde entgegennehmen und zwar blos an einem der Hauptfeste des Jahres und in Gegenwart eines zahlreichen Volkes. Er segnete zuerst, während die hl. Messe ihren Anfang nahm, das schwarze Gewand, mit dem sich die Erkorene sodann an einem abgesonderten Orte bekleidete, von wo aus sie nach dem Evangelium an die Stufen des Altars geführt wurde. Nachdem der Bischof in eindringlichen Worten die Bedeutung ihres Opfers dargelegt, befragte er öffentlich die Eltern oder Vormünder der jungen Tochter um ihre Zustimmung und forderte dann ihr eigenes Versprechen ab. War dies gegeben, so legte er ihr die Hände auf und sprach das Weihegebet: „Es segne dich Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, der allmächtige Vater, der dich gleich der heiligen Maria, der Mutter unseres Herrn Jesu Christi, auserwählt hat, daß du deine Jungfräulichkeit rein und unbefleckt bewahrest, wie du es vor Gott und den heiligen Engeln versprochen hast. Beharre also in deinen Entschlüssen und bewahre unverdrossen deine Keuschheit, um dich der Krone der Jungfrauen würdig zu machen. Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist segne dich mit all' seinen Segnungen, auf daß du unter dem Kleide der heiligen Maria keusch und unversehrt bleibest; der Geist Gottes, der Geist der Weisheit und des Verstandes, des Rathes und der Stärke, der Wissenschaft und der Frömmigkeit ruhe auf dir und erfülle dich mit der Furcht Gottes. Er stütze deine Gebrechlichkeit, kräftige deine Schwachheit und erhalte deine Kraft. Er leite deine Seele, lenke deine Schritte, reinige deine Gedanken, heilige deine Handlungen und vollende deine Werke. Er erleichtere dich durch seine Milde, behüte dich durch seine Barmherzigkeit, erbaue dich durch seine Liebe, erleuchte dich durch seine Weisheit. Er befestige dich in der Keuschheit, unterrichte dich in der Wissenschaft, stärke dich durch den Glauben, vermehre deine Tugend und erhöhe dich in der Heiligkeit. Er stähle dich durch die Geduld, übe dich im Gehorsam, werfe dich nieder in der Demuth, gebe dir Kraft zur Enthaltsamkeit, lehre dich Mäßigkeit, beschütze deine Schamhaftigkeit, suche dich heim in der Krankheit, erquicke dich im Schmerze, richte dich auf in

[1]) Martene, de antiquis ecclesiae ritibus. Tom. III. p. 116. Vgl. auch Lingard, Alterthümer der angelsächs. Kirche. Uebers. von F. H. Breslau 1847. S. 133.

der Versuchung, wache über deine Unterhaltung, mache dich bescheiden im Glücke, besänftige dich im Zorne, bekehre dich von deinen Sünden, gieße dir ein seine Gnade, verzeihe dir deine Fehler und unterweise dich in der Zucht, auf daß du in der Kraft all' dieser Tugenden und im Strahlenkranze heiliger Werke nur das thuest, was des ewigen Lohnes würdig ist. Möge Jener dir überall als Zeuge vor Augen schweben, der einst dein Richter sein wird! Trage Sorge, daß dein göttlicher Bräutigam, wenn du mit der brennenden Lampe in der Hand in das Brautgemach trittst, an dir nichts Unreines, nichts Schmutziges wahrnehme, sondern nur eine Seele, rein und weiß wie Schnee, und einen Körper, leuchtend und glänzend in Klarheit, damit am Gerichtstage die rächende Flamme an dir nichts finde, was sie verzehre, wohl aber die göttliche Barmherzigkeit, was sie kröne! Mögest du, schon hienieden durch das Ordensleben gereinigt, einst vor dem Richterstuhl des ewigen Königs erscheinen, um in seinem himmlischen Palaste zu wohnen und mit jenen, welche dem Lamme überall hinfolgen, den ewig neuen Lobgesang zu singen und im Lande der Lebendigen den Lohn für deine irdischen Mühen zu erlangen! Dazu segne dich vom Himmel herab derjenige, der zur Erlösung des Menschengeschlechtes am Kreuze gestorben ist, Jesus Christus unser Herr, der mit dem Vater und dem hl. Geiste lebt und regiert in alle Ewigkeit!" Nun bedeckte der Bischof ihr Haupt mit dem geweihten Schleier unter den Worten: „Nimm hin, o Jungfrau, diesen Schleier, den du fleckenlos tragen mögest bis vor den Richterstuhl Jesu Christi, vor welchem alle Kniee sich beugen in dem Himmel, auf der Erde und unter der Erde." Sodann wandte er sich in einem innigen Bittgebete an den Herrn selbst, um für Jene, welche die übernatürliche Einigung, durch die Jesus Christus seiner Kirche vermählt ist, dem natürlichen Bande der Ehe, das von jener nur ein Bild, vorgezogen, die Kraft zu erflehen, die beschworene Treue zu halten. Jetzt wurde die heilige Messe fortgesetzt. Bei der Communion empfing auch die Geweihte den Leib des Herrn. Nach dem Schlusse derselben sprach der Bischof noch einen Segen über die neue Nonne aus, dem jedesmal der Amenruf des ganzen Volkes antwortete. „Gieße o Herr, so betete er, deinen himmlischen Segen über diese deine Dienerin, unsere Schwester aus, die sich unter deiner Hand gedemüthigt hat, und beschirme sie mit deinem göttlichen Schutze." Und alles Volk rief: Amen. „Möge sie jede Sünde meiden, das Gute, das ihr bereitet ist, erkennen und wollen, und so den Lohn des Himmels erwerben! Amen. — Möge sie allen deinen göttlichen Geboten gehorchen, mit deinem Beistande dem Drange der Begierlichkeit widerstehen, die böse Lust durch die Liebe zur Keuschheit überwinden, das Oel der Heiligkeit stets bewahren und sich am Glanze des ewigen Lichtes erfreuen! Amen. — Möge sie immer die brennende Lampe in der Hand tragen und, Christo nachfolgend, mit den klugen und weisen Seelen in die Pforte des Himmels eingehen!

Amen. — Dies wolle derjenige verleihen, dessen Reich ohne Ende ist! Amen. — Der Segen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sei mit dir, meine Schwester, jetzt und allzeit! Amen." Damit hatte die junge Tochter die Rechte einer „Gottesbraut" (Godes Bryde) erworben, wie der Ehrenname lautet, welchen die angelsächsische Gesetzgebung den geweihten Jungfrauen zuerkannte. Weil aber dieser ihr himmlischer Bräutigam nie sterben konnte, so oblag ihr nach denselben Gesetzen auch die Pflicht, diese ihre Verbindung als eine unauflösliche zu betrachten und zu halten.

Bald darauf, nachdem Lioba sich dem Herrn für immer vermählt, sollten auch jene Gesichte, die ihre künftige Größe verkündeten, in Erfüllung gehen. Der Ruf von dem Wirken des hl. Bonifatius für die Ausbreitung des Glaubens in dem Mutterlande jenseits des Meeres war in die englischen Klöster gedrungen. Mit Staunen vernahm man seine Erfolge und mit Eifer suchte man sein Werk zu unterstützen. Jene Nonnen, welche ihm bis jetzt noch nicht hatten folgen können, wollten ihn wenigstens mit ihren Gebeten und Gaben begleiten. Lioba konnte um so weniger unter denselben fehlen, als sie dem großen Heidenbekehrer schon durch die Bande des Blutes verknüpft war. Noch ist jener Brief[1]) erhalten, mit dem sie, noch ganz jung, sich in sein Gedächtniß zurückrief:

„Dem hochwürdigsten Herrn und Bischof Bonifatius, dem in Christus geliebten, wünscht seine Base Leobgytha, die letzte der Dienerinnen Gottes, unvergängliches Heil.

Ich beschwöre Deine Güte, Dich der Freundschaft zu erinnern, welche Dich vordem mit meinem Vater, in diesen westlichen Gegenden Tinne genannt, verband, und für die Ruhe seiner Seele, die bereits seit acht Jahren von dieser Welt abgeschieden ist, zu Gott zu beten. Ebenso empfehle ich Dir meine Mutter Ebba, welche, wie Du besser weißt als ich, Deine Verwandte ist und seit lange von Krankheit heimgesucht nur noch mühsam ihr Leben dahinschleppt. Ich bin die einzige Tochter meiner beiden Eltern und möchte gerne, obschon eine Unwürdige, es verdienen, Dich als Bruder betrachten zu dürfen, da aus unserer ganzen Verwandtschaft mir Niemand ein so großes Vertrauen einflößt wie Du. Ich trug Sorge, Dir dies kleine Geschenk zu überschicken, nicht als ob es des Anblickes Deiner Huld würdig wäre, sondern damit Du Dich meiner Wenigkeit erinnerst und ungeachtet der räumlichen Entfernung das Band wahrer Freundschaft uns für die ganze Lebenszeit umschlinge. Besonders bitte ich Dich, geliebter Bruder, daß der Schild Deiner Gebete mich gegen die giftigen Pfeile des geheimen Feindes schütze. Auch bitte ich Dich, Du wollest die ungeschickte Form dieses Briefes verbessern und mir einige freundliche Worte schreiben, wornach ich sehnsüchtig verlange. Unten findest Du einige Verse, welche ich nach den Regeln der Dichtkunst zu fertigen mich bemühte, nicht im Vertrauen auf mich selbst, sondern um die Anlagen, die mir Gott gegeben, zu üben, wobei ich gleichfalls Deiner Hilfe bedarf. Was ich kann, habe ich von meiner Lehrerin Eadburga gelernt, welche nicht aufhört, sich in die Erforschung des göttlichen Gesetzes zu vertiefen. Lebe wohl im Genusse eines recht langen Erdenlebens und gewähre mir in einem besseren Leben Deine Fürbitte.

Er, der Schöpfer der Welt wie ihr allmächtiger Richter,
Und in des Vaters Reich Er, der da thronet im Lichte,
Christus, dessen Ruhm uns leuchtet in ewiger Herrschaft,
Mögen Dich unversehrt mit dauerndem Schutze bewahren."

Wir haben nicht mehr die Antwort, welche Bonifatius auf diese demüthigen Ergüsse gab, aber wir wissen, daß dieser erste Brief beide mit einem Bande umschlang, welches, weil es ein so heiliges war, auch nimmer zerreißen sollte. Als nicht lange nachher der Bischof die Zeit gekommen glaubte, wo der Boden Deutschlands durch ihn und seine angelsächsische

[1]) Jaffé l. c. nr. 23 p. 83.

Mönche soweit zubereitet schien, daß nunmehr auch die englischen Klosterfrauen mit Erfolg die Keime einer milderen Gesittung in denselben legen konnten, da dachte er vor allem an jene, die nicht blos dem Blute, sondern noch mehr ihrem geistigen Streben nach seine Verwandte war. Er schickte deshalb Gesandte mit Briefen an die Aebtissin Tetta, um sie zu bitten, „ihm zum Troste in seiner Pilgerschaft und zur Unterstützung in der ihm gewordenen Aufgabe die Jungfrau Lioba herüberzusenden, welche mit dem Rufe ihrer Heiligkeit und der Lehre ihrer Tugenden damals weite Lande erfüllt und ein herrliches Lob in Vieler Herzen geweckt hatte." Tetta, welche die Jungfrau mit der Liebe einer Mutter umfing, entschloß sich erst nach hartem Kampfe, dieser Bitte zu willfahren. Nur weil sie dem göttlichen Walten nicht widerstreben wollte, sandte sie dieselbe dem heiligen Manne, seinem Wunsche gemäß, ehrenvoll zu.

Das Jahr, in welchem dies geschah, ist nirgends angegeben, weshalb man es aus dem Zusammenhange, in welchen dieses Ereigniß mit dem Leben des Bonifatius gebracht oder aus der Stelle, an welcher es im Leben Lioba's erzählt wird, zu bestimmen suchte. Da nun Willibald, der älteste Geschichtsschreiber des Heiligen, nach der Erwähnung der Gründung des Klosters Ordruf im Allgemeinen berichtet, es sei ihm eine große Menge von Dienern Gottes zugeströmt, und Othlo sagt, daß Bonifatius nach seiner Rückkehr von der zweiten Romreise das Bedürfniß nach weiteren Mitarbeitern empfunden und sich deshalb nach England gewandt habe, worauf ihm die öfter genannten Priester und Klosterfrauen zugekommen seien, so lassen Baronius, und die ihm folgen[1]), Lioba schon um 724 oder 725 in Thüringen erscheinen. Rudolf dagegen stellt in seinem Leben Liobas diese mit Sturmius zusammen und erzählt, daß Bonifatius, als er die Kirche Gottes zunehmen sah, darauf dachte, Klöster von Mönchen und Nonnen zu errichten und, um für beide eine feste Ordnung zu sichern, Sturm nach dem Berge Cassino zur genaueren Kenntnißnahme der Regel Benedikts und ebenso Boten in die Heimath an Tetta geschickt habe, um für die Errichtung von Frauenklöstern Lioba als Helferin zu erhalten. Da nun Sturm erst um 749 aus Italien zurückkehrte, so verlegen Andere nach dem Vorgange der Bollandisten[2]) die Ankunft Liobas in dieses Jahr. Beide Ansichten gehen also um zwanzig Jahre auseinander. So wenig man nun daraus, daß Othlo die Namen der auf den Ruf des Bonifatius nach Deutschland eingewanderten englischen Mönche und Nonnen an dem bezeichneten Orte zusammenfaßt, schließen darf, dieselben seien zu der angegebenen Zeit zumal auf dem ihnen fremden Boden angelangt, da wir von einzelnen, z. B. Willibald, mit Bestimmtheit wissen, daß ihre Ankunft viel später fällt — ebensowenig berechtigt uns die Zusammenstellung der Romreise Sturm's mit der Berufung

---

[1]) Baronius, Annales ad an. 725. Eckhart, l. c. I, 354.

[2]) AA. SS. l. c. p. 752. Zell, die heilige Lioba. Freiburg 1860. S. 310.

Lioba's beide Ereignisse als gleichzeitig zu nehmen. Beide Schriftsteller haben hier nicht nach der Zeitfolge berichtet, sondern das der Sache nach Zusammengehörige vereinigt. Jener spricht von den Mitarbeitern des Heiligen und faßt die ihm bekannten Namen zusammen; diesem ist es darum zu thun, zu bezeugen, daß Bonifatius seine Klöster nach mustergiltigen Vorbildern eingerichtet und Lioba eine ähnliche Stellung gegenüber jenen der Frauen wie Sturm über jene der Männer eingeräumt habe, daher seine Nebeneinanderstellung beider an diesem Orte. Daß die Thätigkeit Liobas wie auch die Sturm's nicht erst mit dieser Romreise begonnen habe, geht zur Genüge daraus hervor, daß dieser bei seiner Rückkehr in dem Frauenkloster Kitzingen gastliche Aufnahme gefunden hat. Gleich Fulda selbst war auch dieses schon vorher gegründet, und wie Sturm bei jener Stiftung der Meistbetheiligte war, so stand unzweifelhaft auch Lioba zu diesem schon früher in einer näheren Beziehung. Wir gehen darum wohl am sichersten, wenn wir ihre Ankunft, statt sie in das dritte Jahrzehnt des achten Jahrhunderts hinauf oder in das fünfte hinabzurücken, in die Mitte des vierten, also ungefähr in das Jahr 735, setzen.

In der Sammlung der Briefe des hl. Bonifatius befindet sich einer, den der Priester Wiehtberht an die Mönche von Glestingaburg — sicher nicht vor dem Jahre 732, da er von Bonifatius als Erzbischof redet — geschrieben hat.[1]) Er meldet darin seinen ehemaligen Mitbrüdern seine glückliche Ankunft in dem Lande der Hessen und Sachsen und bittet, diese Mittheilung auch an die Mutter Tetta und ihren klösterlichen Verein gelangen zu lassen. Dies legt die Vermuthung nahe, Lioba habe in seinem Geleite die Reise nach Deutschland gemacht. Wenn Rudolf von dem ehrenvollen Empfange spricht, der ihr geworden, so stimmt auch hierin der Brief mit ihm überein! Er hebt ausdrücklich hervor, daß der Heilige, sobald er von ihrer bevorstehenden Ankunft unterrichtet worden war, seinen neuen, ihm so erwünschten Mitarbeitern, eine weite Strecke Weges entgegengekommen sei und sie überaus liebevoll aufgenommen habe. Bonifatius übertrug Lioba das Kloster Biscofesheim und wollte, daß sie von hier aus die Oberleitung über die Mägde Gottes in dem durch ihn dem Glauben gewonnenen Thüringen als deren geistliche Mutter führe.

Die Abschriften, die von dem Werke Rudolfs noch übrig sind, lassen keinen Zweifel darüber, wo wir diesen Ort zu suchen haben.[2]) Alle — mit Ausnahme der ältesten zu Trier aus dem elften Jahrhundert, in welcher gerade das Blatt mit der betreffenden Stelle ausgeschnitten

[1]) Jaffé l. c. nr. 98. p. 246.

[2]) Das Verzeichniß derselben siehe bei Potthast, bibliotheca medii aevi p. 785. Die theilweise Collation derselben bei Mone, Quellensammlung der bad. Landesgesch. I. 51. 528.

ist — nennen „Tuberaha“ oder „Tubbera“ als den Fluß, an dem es gelegen. Nach diesem bestimmten Zeugnisse kann nur **Bischofsheim** an der **Tauber**, nicht aber der andere in dem damaligen Thüringen befindliche Ort dieses Namens, nämlich Bischofsheim vor der Rhön, gemeint sein. Die letztere Ansicht, welche überhaupt erst vor wenigen Jahrzehnten auf-



Die heilige Lioba.

getaucht ist, zeigt sich in ihrer ersten Gestalt als eine aus Unkenntniß hervorgegangene Verwechslung.[1]) Dessen ungeachtet wurde sie in neuester Zeit wieder aufgegriffen und mit scheinbar triftigen Gründen zu stützen versucht.[2])

---

[1]) J. Schneider, Beschreib. des hohen Rhöngebirgs. 2. Aufl. Fulda 1840. S. 169. „In demselben (nämlich Bischofsheim v./Rh.) hat in frühester Zeit die heilige Lioba, Schwester(!) des heiligen Bonifatius, nachdem sie von Kissingen (!) sich dorthin begeben, einige Zeit gewohnt.“ Ihm schreiben andere, wie Bavaria IV, 1. S. 433 und B. Spieß, Wanderbüchlein durch die Rhön. Meiningen. S. 104. nach. Da J. Schneider obigen Satz in eine aus A. Jäger, Briefe über die hohe Rhön. I. 73. entnommene Stelle eigenmächtig eingeflochten hat, so geben Stein und auch Link (siehe nächste Anmerkung) Jäger als jenen an, der diese Behauptung zuerst ausgesprochen habe. Weder in dieser noch in sonst einer seiner Schriften ist aber hievon etwas zu finden.

[2]) F. Stein. Wo befand sich das Kloster der hl. Lioba: Archiv d. hist. Ver. v. Unterfranken XX, 3, 232. — A. Schumm, Geschichte v. Bischofsheim v./Rh. Mit einer Abhandlung von F. Stein über das Kloster der hl. Lioba. Würzburg 1875. S. 114.

Die Zurückweisung derselben folgte bald nach[1]). Da wir einmal diese Streitfrage nicht umgehen dürfen, so soll sie wenigstens so kurz als möglich abgethan werden. Vor Allem wird behauptet, daß der Name des Flusses in den genannten Handschriften eine spätere Einschaltung sei, welche in der zu Trier um so eher gefehlt haben dürfte, als sie auch sonstige Abweichungen, wie z. B. in der Kapiteleintheilung, zeige. Der ganze Beweis wird also auf einen Beleg gebaut, der gar nicht vorhanden ist, weil ja in jener Handschrift das betreffende Blatt fehlt. — Um nun diese rein willkürliche Annahme eines späteren Zusatzes wahrscheinlich zu machen, werden anderweitige Gründe herbeigeholt. Bonifatius, heißt es, hat in Fulda das Mönchskloster errichtet, weil es in der Mitte der durch ihn bekehrten Völkerschaften lag; das Kloster der hl. Lioba, welches die Frauen in einer Schwesteranstalt vereinigen sollte, muß deßhalb auch in dessen Missionssprengel gesucht werden. Als ob der Taubergrund außerhalb desselben gelegen wäre! Schränkt man freilich den Umfang des damaligen Thüringen auf dessen heutige Grenzen ein, dann befand sich nicht nur der Taubergau, sondern die ganze südliche Hälfte des Bisthums Würzburg außerhalb seines Missionsgebietes. Daß der Heilige aber selbst gerade unsere Gegend dazu rechnete, zeigen die dortigen Kirchen, welche ihren Ursprung auf ihn zurückleiten. — Für die Nähe beider Klöster soll auch der Umstand sprechen, daß Lioba mit mehreren ihrer Frauen nach Fulda zu kommen pflegte, um dort zu beten. „Ein solcher oftmaliger Besuch läßt sich nur von dem nächst Fulda gelegenen Bischofsheim aus bewerkstelligen.“ Derselbe Rudolf aber, welcher dieser Erzählung nicht ein „oft“, sondern ein „bisweilen“ (interdum) vorsetzt, weiß zugleich von ihren häufigen (frequenter) Besuchen am Hoflager Karls des Großen zu berichten, wohin der Weg sicher nicht kürzer war. Zudem war die Straße von hier nach Fulda eine gangbare, an welcher sogar verschiedene Klöster als Ruhestationen lagen. — Ein weiterer Grund lautet: Emehild, welche 783 ein Kloster zu Milz bei Römhild gegründet, gab, durch die Einfälle der Slaven veranlaßt, im Jahre 800 dieses Kloster auf, übertrug dessen Güter an Fulda und zog sich dann nach dem von Lioba errichteten Bischofsheim zurück[2]); da sie in dem nördlichen Franken zu Hause war, ihre Schenkung einem benachbarten Kloster machte, so wird sie ihre Sicherheit auch in dem nächstgelegenen Frauenkloster, also nicht in dem weit entlegenen Tauberbischofsheim gesucht haben. Die angestrittene Aechtheit der betreffenden Urkunde[3]) hat hier nichts zu bedeuten, da wir, diese auch zugegeben, gerade zu dem entgegengesetzten Schlusse kommen. Bedurfte Emehild des Schutzes

---

[1]) G. Link, Widerlegung der Behauptung . . . Archiv d. histor. Ver. v. Unterfr. XXIII, 1. S. 246. — Derselbe, Klosterbuch der Diöcese Würzburg II, 538 ff. Kittel, Ueber die Lage des Klösterleins der hl. Lioba: Archiv XXIII, 1, 249.

[2]) Dronke, Codex diplom. Fuld. nr. 158. p. 89.

[3]) J. P. Reinhard, Sammlung seltener Schriften . . . I, 7 ff. Sickel, Acta Karol. II, 411.

vor feindlichen Einfällen, so konnte sie ihn weniger in dem nahen und darum denselben gleichfalls preisgegebenen Rhönorte, wohl aber in dem entfernten Kloster an der Tauber finden. Daß sie ihn in der Ferne gesucht, darauf deutet eben die Vergabung ihrer Güter an Fulda hin, welche sie, wenn sie sich in ein ihrem früheren Aufenthalte benachbartes Haus begeben hätte, wohl auch mit in dieses hinübergenommen haben würde. — Wenn ferner gesagt wird, für Rhönbischofsheim spreche eine alte Ortssage, nach welcher dort einmal ein Kloster bestanden, so ist zu bemerken, daß dasselbe damit noch nicht als das Kloster der Lioba erwiesen, sondern wahrscheinlicher als eines jener Beguinenhäuser zu betrachten ist, mit denen früher das ganze Bisthum überzogen war. Der Zusatz aber, Tauberbischofsheim habe gar keine derartige Ueberlieferung bewahrt, sondern ein Recht auf die Heilige erst nach der Veröffentlichung ihres Lebens durch Surius geltend gemacht, widerspricht den Thatsachen. Einmal hatte man nicht nöthig, was man schon aus Trithemius wußte, erst von Surius zu lernen, sodann liegt ein bestimmtes Zeugniß, also mehr als eine Sage, dafür vor, daß dort das Gedächtniß an Lioba und ihre Stiftung nicht verschwunden ist. Nach der Erinnerung des Volkes, war das dortige Hospital der Ueberrest des einstigen Klosters und dieses ist es auch, welches mit seiner Kirche (monasteriolum S. Liobae) von dem Mainzer Erzbischof Casimir zur Gründung des späteren Franziskanerklosters abgetreten wurde.[1]) — Nicht mehr Gewicht kommt endlich dem letzten der vorgebrachten Gründe zu. Die Nonne Willeswinda begab sich nach dem Tode Lioba's in ein anderes ungenanntes thüringisches Kloster. Da unter den Nonnen des Kloster Milz eine dieses Namens jene Schenkung unterschrieben hat, so ist es möglich, aber nicht nothwendig, daß sie eben diese sein mag. Weil nun, so wird eingewandt, die Eltern Willeswinda's in der Nähe Bischofsheims lebten, so ist anzunehmen, daß das Kloster Lioba's im nördlichen Franken lag, da sie nicht über die Klöster des südlichen Frankens hinweg dies neue Kloster aufgesucht haben, sondern ihrer Heimath näher geblieben sein wird. Rudolf selbst versichert, daß in jenen Landen kaum ein Kloster bestanden habe, welches nicht Schülerinnen Lioba's zu Lehrerinnen verlangte. Wenn nun wirklich Willeswinda dazu ausersehen war, den Geist Lioba's in Milz einzuführen, so konnte sicher die würdige Schülerin ihrer Meisterin nicht durch die Nothwendigkeit, die nächste Heimath zu verlassen, davon abgehalten werden. — In gewiß wohlmeinender Absicht hat man neuestens beide Ansichten durch den Hinweis zu vereinigen gesucht, daß möglicher Weise, wie Tecla Kitzingen und Ochsenfurt vorstand, so auch Lioba zwei Klöster desselben Namens, eines in der Rhön, das andere an der Tauber, geleitet haben könne.[2]) Allein man vergleicht sich nicht in Fällen,

---

[1]) G. Chr. Joannis, Rerum Moguntinarum Tom. I. p. 1008.

[2]) N. Reininger, Salzburg: Archiv des hist. Ver. f. Unterfr. XXV, 1, 44.

in denen das Recht unzweifelhaft ist. In der That wurde es auch hier nie zuvor in Frage gestellt. Mag man immerhin angeben, dieser und jener Schriftsteller habe die Frage des Ortes unentschieden gelassen — man hat dafür keinen anderen Grund als den, daß sie kurzweg Bischofsheim ohne nähere Bezeichnung schreiben.[1]) Warum aber lassen sie letztere hinweg? Weil für jene Zeit in dem ganzen Gebiete Ostfrankens urkundlich kein anderer Flecken dieses Namens, als eben Bischofsheim an der Tauber, bekannt ist.

Der Ort, welchen Bonifatius seiner Verwandten anwies, lag in dem Gebiete, über welches er bald darauf Burkardus als Bischof setzte. Erst später gelangte Bischofsheim an das Erzbisthum Mainz. Die heute so blühende Gegend war damals noch zum größten Theil mit dunklen Wäldern bedeckt. Ein Meierhof und einige Hütten um denselben, das war wohl Alles, was Lioba vorfand. Es galt also eine fast ganz neue Schöpfung und die Heilige ging mit aufopferndem Muth daran. Ohne auf die Heimath und Jene, welche sie dort verlassen, zurückzublicken, wandte sie ihr ganzes Streben auf die Vollendung des von ihr begonnenen Werkes. Das Kloster wurde so angelegt, daß die Tauber mitten zwischen dessen Gebäude hindurchfloß; ihr Wasser wurde zugleich zum Betriebe einer Mühle benützt. Die Regel, nach welcher die Frauen lebten, war wie in den Klöstern England's die des hl. Benedikt. Gebet und Arbeit theilten sich also in ihre Zeit; letztere bestund zumeist in dem Unterricht. Für die weibliche Jugend Lehrerinnen zu gewinnen, das junge Mädchen zur frommen Frau heranzuziehen und durch sie den Grund zu dem christlichen Hause zu legen, das war ja der Zweck, warum Bonifatius jene englischen Nonnen berufen hatte. Daß das Kloster zugleich eine höhere Bildungsschule war, erfahren wir nicht nur von Rudolf, sondern von Bonifatius selbst, welcher Lioba auf die Bitten des Priesters Fohrthat eine Jungfrau zur Unterweisung empfiehlt.[2])

Von dem Walten der Aebtissin entwirft uns ihre Lebensbeschreibung ein anziehendes Bild. Die Liebe, welche der Grundzug ihres Wesens war, sieht überall aus demselben hervor. Nicht blos in jedem Worte, sondern auch in jeder Handlung suchte sie für ihre Untergebenen ein Bild des Heiles zu sein. Gewissenhaft hütete sie sich, etwas zu lehren, was sie nicht selbst zuvor gethan. Ohne irgend eine Anmaßung erwies sie sich gegen Alle leutselig und freundlich. Ihr Aeußeres war engelgleich, ihr Geist klar, ihr Herz mittheilend, ihre Rede angenehm. Immer heiter, ließ sie sich doch niemals zu einem lauten Gelächter hinreißen, und wenn sie strafen mußte, hörte man nie eine Verwünschung oder ein Zorneswort. Die den menschlichen Bedürfnissen sich anpassende Milde der

[1]) So z. B. Luden, Geschichte des deutschen Volkes. IV, 96. Stälin, Wirtemberg. Geschichte. I, 361.
[2]) Jaffé, l. c. nr. 93. p. 240.

Regel des hl. Benedikt vergaß sie nur sich selbst, niemals aber den Schwestern gegenüber. Sie hielt darauf, daß dieselben nach der Hauptmahlzeit eine kurze Zeit der vorgeschriebenen Ruhe pflegten, da diese, wie sie sagte, den Sinn besonders für das Lesen schärfe; sie kargte auch nicht bei ihren Untergebenen mit Speise und Trank, während sie selbst aus einem kleinen Becher zu trinken pflegte, welcher wegen seines geringen Umfanges nur „der Geliebten Kleiner" genannt wurde. Mit größtem Eifer widmete sie sich dem Studium. Nur zur Zeit des Gebetes und der nothwendigen körperlichen Erholung durch Nahrung oder Schlaf legte sie das hl. Buch aus der Hand. Von Kindheit an in den weltlichen Künsten unterrichtet, strebte sie nunmehr auch nach der Vollendung in der geistlichen Wissenschaft. Sie begnügte sich nicht mit der Lesung der Bücher des alten und neuen Testamentes, sondern fügte denselben noch die Werke der Väter, die Beschlüsse der Kirchenversammlungen und die Vorschriften des kirchlichen Rechtes hinzu. Gleich der heil. Radegundis hatte auch sie die Gewohnheit, sich, nachdem sie sich zur Ruhe gelegt, noch von ihren jungen Klosterfrauen, die hiebei der Reihe nach abwechselten, aus der hl. Schrift vorlesen zu lassen. Wie jene Heilige, so bemerkte auch Lioba, selbst während sie zu schlafen schien, jedes Wort, ja jede Silbe, die von der Vorleserin übergangen wurde. Oefter lasen die Schwestern, wenn sie ihre Lehrerin in tiefem Schlafe glaubten, absichtlich fehlerhaft, um sie auf die Probe zu stellen; allein niemals kamen dieselben ungerügt davon. Die Uebereinstimmung beider Fälle, die sich bis auf die Worte, mit denen sie erzählt werden, erstreckt, könnte leicht auf den Gedanken führen, als habe hier eine Uebertragung von der einen auf die andere stattgefunden. Allein nichts ist im Leben der Heiligen gewöhnlicher, als dieselben Erscheinungen bei verschiedenen zu finden. Die eine wird gewissermassen durch die andere bezeugt und ihre Häufigkeit beweist, daß diese Thatsachen auf dem Gebiete des Uebernatürlichen eine besondere Ordnung ausmachen.[1]) Die hohe Stufe der Erkenntniß, zu welcher sich Lioba emporgearbeitet, äußerte sich auch in ihrem Handeln. Niemals traf sie eine Anordnung oder begann sie ein Unternehmen, ohne sich von der Güte des Zweckes und der Zulänglichkeit der Mittel vergewissert zu haben. Alle diese Tugenden wurden aber noch durch ihre tiefe Demuth übertroffen. Obwohl sie alle überragte, hielt sie sich nicht nur im Herzen für die niedrigste ihrer Schwestern, sondern zeigte sich auch als solche in ihrer ganzen Haltung. Und wie gegen die Angehörigen ihres Hauses, so erwies sie sich auch gegen Fremde. Allen ohne Unterschied öffnete sie gastfreundlich die Pforte, bereitete ihnen wie eine sorgsame Mutter das Mahl und wusch ihnen mit eigenen Händen die Füße — „der göttlichen Einrichtung Wächterin und Dienerin zugleich."

[1]) Vgl. J W. Klein, Fr. W. Faber. Freiburg 1879. S. 224.

Schon die Mitwelt sah zu Lioba wie zu einem Heiligenbilde empor, und dies um so mehr, als der Glorienschein mancher Wunder sie noch als Erdenpilgerin umstrahlte. Auch in ihnen stellt sie sich als die Liebreich-Helfende dar.

Wie jedes Gotteswerk der Anfechtung ausgesetzt ist, so sollte auch die Stiftung Lioba's der Verläumdung nicht entgehen. An der Klosterpforte zu Bischofsheim hielt sich nämlich eine dem Anscheine nach ganz preßhafte Bettlerin auf, die ihre Speise von dem Tische der Aebtissin und ihre Kleidung von den Nonnen erhielt. In Wirklichkeit war dieser Zustand nur eine Verstellung, die als Deckmantel ihrer schlechten Sitten dienen mußte. Um die Folgen ihres lasterhaften Lebens zu verbergen, warf sie ihr neugebornes Kind in die Tauber, und zwar an jener Stelle, wo das Wasser zum Betriebe der Klostermühle gestaut war. Folgenden Tags fand eine Frau dessen Leiche, erhob großen Lärm und richtete ungescheut ihren Verdacht gegen das Kloster, so daß die ganze Bevölkerung des Ortes zusammenlief. Als die Aebtissin von dieser Bewegung Kenntniß erhielt, versammelte sie alle Klosterfrauen. Nur Eine fehlte, nämlich Schwester Agatha, welche vor wenigen Tagen sich mit Erlaubniß Lioba's zu ihren Eltern wegen einer Familienangelegenheit begeben hatte. Ein eigener Bote rief sie augenblicklich zurück. Kaum hatte sie von der Anklage, welche sich gerade gegen sie wegen ihrer Abwesenheit wandte, gehört, so sprach sie unter Seufzen: „Allmächtiger Gott, der du Alles weißt, bevor es geschieht, und der du einst Susanna von dem ungerechten Verdachte gerechtfertigt hast, zeige deine Erbarmung auch gegen unsern Verein, der in deinem Namen gebildet wurde. Gestatte nicht, daß er meinetwegen durch einen falschen Verdacht beschimpft werde, sondern mache jene offenbar, die diesen Frevel begangen hat.“ Die Aebtissin aber griff zu einem Gottesurtheil, das unter dem Namen der Kreuzprobe damals allgemein gebräuchlich war. Sie befahl nämlich, daß alle Schwestern in Kreuzesform mit ausgespannten Armen stehend in der Kirche den ganzen Psalter beten sollten. Der sinkende Arm galt als Zeichen der Schuld. Im Voraus aber von der Unschuld der Ihrigen überzeugt, ordnete sie nebstdem an, daß dreimal des Tages unter Vorantragung des Kreuzes und dem Absingen von Litaneien eine Prozession um das Kloster gehalten werden solle, um die Entdeckung der wirklich Schuldigen zu erflehen. Schon zweimal, zur Terz und Sext, hatte man dies befolgt und eben machten sich die Schwestern zur Non in der Kirche zum dritten Umgange bereit. Da trat Lioba vor das Kreuz und betete unter vielen Thränen: „Herr Jesu Christe, König der Jungfrauen, Freund der Reinheit, unbesiegbarer Gott! Zeige deine Kraft und erlöse uns von dieser Schmach, denn die Schmähungen der Schmähenden sind über uns hereingebrochen.“ Kaum hatte sie dieses ausgesprochen, da erhob sich plötzlich wie von einem Geiste ergriffen und ganz außer sich jene Bettlerin, rief den Namen der Aebtissin und

gestand laut ihr Verbrechen ein. Das Volk staunte, die Dienerinnen Gottes weinten vor Freude, alle aber priesen den Erlöser, der auf die Bitten Lioba's den Ruhm des Klosters, welchen man hatte verdunkeln wollen, um so leuchtender gemacht. — Nach diesem Vorgange darf es uns nicht wundern, wenn das Volk in all' seinen Nöthen zu der Heiligen seine Zuflucht nahm. So entstund einmal, als Lioba gerade ihren Unterricht in der heiligen Schrift ertheilte, in dem Orte eine Feuersbrunst, welche die mit Stroh gedeckten Häuser schnell verzehrte und auch das Kloster zu ergreifen drohte. Erschreckt eilen die Armen zur Aebtissin, um sie zu beschwören, durch ihr Gebet die Gefahr abzuwenden. Während Alle wirr durcheinander laufen, zeigt sie allein Besonnenheit. Sie befiehlt in einem Gefäß Wasser aus dem Flusse zu schöpfen. Nachdem man es gebracht, streut sie von dem von Bonifatius geweihten Salze hinein, das sie immer in Vorrath hatte, und spricht: „Gehet und gießet dieses Wasser in die Flamme, dann soll alles Volk anderes Wasser aus dem Flusse holen und das Feuer damit zu löschen suchen." Als sie das thaten, legten sich die Flammen und das Kloster blieb verschont. — Ein anderes Mal war es ein furchtbares Gewitter, welches Alle mit Bangen erfüllte. Blitze zuckten, Winde heulten und Dunkelheit breitete sich über die Erde. Das Volk glaubte die Stunde des jüngsten Gerichtes gekommen und eilte in die Kirche, um es dort zu erwarten. Während Alle durcheinander drängen, erscheint Lioba unter ihnen und fordert sie zum vertrauensvollen Gebete auf. Sie selbst wirft sich vor den Stufen des Altars der Länge nach auf den Boden. Inzwischen steigert sich die Gewalt des Unwetters, der Sturm droht die Dächer abzuheben, der zitternde Boden scheint den Bau nicht länger tragen zu wollen, die Nacht wird dichter und dichter, Blitze und Donner folgen sich immer schneller. Die Leute, welche sich vor Schrecken nicht mehr zu fassen wissen, eilen zum Altare, um Lioba zum Aufstehen zu drängen, und Tecla, ihre Verwandte, fleht: „O liebe Lioba! Auf dir allein ruht die Hoffnung dieses Volkes. Stehe auf, rufe deine Herrin, die heilige Gottesmutter an, daß wir durch ihre Fürbitte von diesem Sturme errettet werden." Auf diese Worte hin erhebt sich Lioba, legt den Mantel ab, öffnet muthig das Thor der Kirche und stellt sich auf die Schwelle des Eingangs. Hier macht sie das Zeichen des heiligen Kreuzes und stellt so den Wüthen der Elemente den Namen der göttlichen Majestät entgegen. Darauf ruft sie dreimal laut die Erbarmung Jesu Christi an und bittet um der Fürbitte und Verdienste seiner Mutter willen, daß er dem Volke seine Hülfe gewähre. Sofort zeigte sich die Nähe des rettenden Gottes: die Donner verstummten, die Winde, welche die Wolken zusammengeballt, wandten sich, um sie zu zerstreuen, Ruhe und Heiterkeit des Himmels kehrten wieder. — Wie gegenüber den äußeren Naturgewalten, so erwies sich ihr Gebet und Gottvertrauen auch wirksam in anderen Leiden. Eine ihrer besten Jungfrauen, Willes-

winda, wurde von einer Krankheit befallen, welche ihr längeres Verweilen im Kloster unmöglich machte, weshalb sie mit Erlaubniß Lioba's zu ihren Eltern ziehen durfte. Diese trugen sie auf einer Bahre über die Tauber nach ihrer Wohnung. Ihr Zustand verschlimmerte sich bald so, daß man ihren Tod erwartete und nach der Aebtissin schickte, damit sie die scheidende Seele mit ihrem Gebete begleite. Lioba säumte nicht mit ihrer Hülfe. Als sie ankam, war die Jungfrau schon mit dem Leichentuche bedeckt und die Verwandten und Freunde umstanden klagend ihr Lager. Lioba nahm das Tuch hinweg, berührte sie und sprach: „Weinet nicht, es ist noch Leben in ihr!" Darauf sandte sie nach dem Kloster, ließ Milch bringen und den Löffel, dessen sie sich bei Tische bediente. Sie segnete die Milch und träufelte mittels des Löffels der Schwester einige Tropfen ein. Wie neubelebt schlug diese die Augen auf und fing zum Erstaunen Aller zu sprechen an. Nach sieben Tagen war sie soweit wiederhergestellt, daß sie, die aus dem Kloster hatte getragen werden müssen, zu Fuß in dasselbe zurückkehren konnte. Es ist dies dieselbe Willeswinda, von welcher schon oben die Rede war.

So wurde das Ansehen Lioba's immer größer: was sich nicht schon durch ihre Frömmigkeit angezogen fühlte, das beugte sich wenigstens vor ihrem überlegenen Geiste. Der Ruf ihres Klosters verbreitete sich mehr und mehr: die Jungfrauen begehrten von ihr das heilige Kleid und die Mütter legten vertrauensvoll in ihre Hände die Erziehung ihrer Kinder. —

Doch nicht auf Bischofsheim blieb ihre Thätigkeit beschränkt. Was sie hier geschaffen, das sollte vielmehr das Muster für andere Niederlassungen in dem weiten Gebiete des für den Glauben eroberten Landes werden. Wie in der Taubergegend, so erhoben sich bald am Maine und, wie wir sicher annehmen dürfen, auch im nördlichen Thüringen Frauenklöster, die, wie sie unter ihrer Mitwirkung gegründet wurden, so auch unter ihrer Oberleitung standen. Sie gab denselben als Oberinnen ihre aus England mit herübergekommenen Schülerinnen, in welchen ihr Geist sich gleichsam vervielfältigt zeigte. So sehen wir jene Tecla, der wir oben in Bischofsheim begegneten, später an der Spitze von Ochsenfurt und Kitzingen stehen; auch Chunihild scheint ein Kloster in Thüringen geleitet zu haben. Ein Brief des hl. Bonifatius, der an Lioba und die beiden gerichtet ist, darf zugleich als ein Rundschreiben an die ihnen untergebenen Klöster betrachtet werden[1]). Der Heilige fleht darin um ihre andauernde Fürbitte in seinen Mühen, Verfolgungen und Leiden. Den Trost, den er für sich von ihren Gebeten erwartet, spendet er aber auch ihnen durch seine Worte. Er spricht ihnen Muth zu in ihrer Zaghaftigkeit, empfiehlt ihnen Geduld in ihren Bedrängnissen und fordert sie unter dem Hinweis auf die Apostel und Martyrer zur Ausdauer auf inmitten aller Kämpfe.

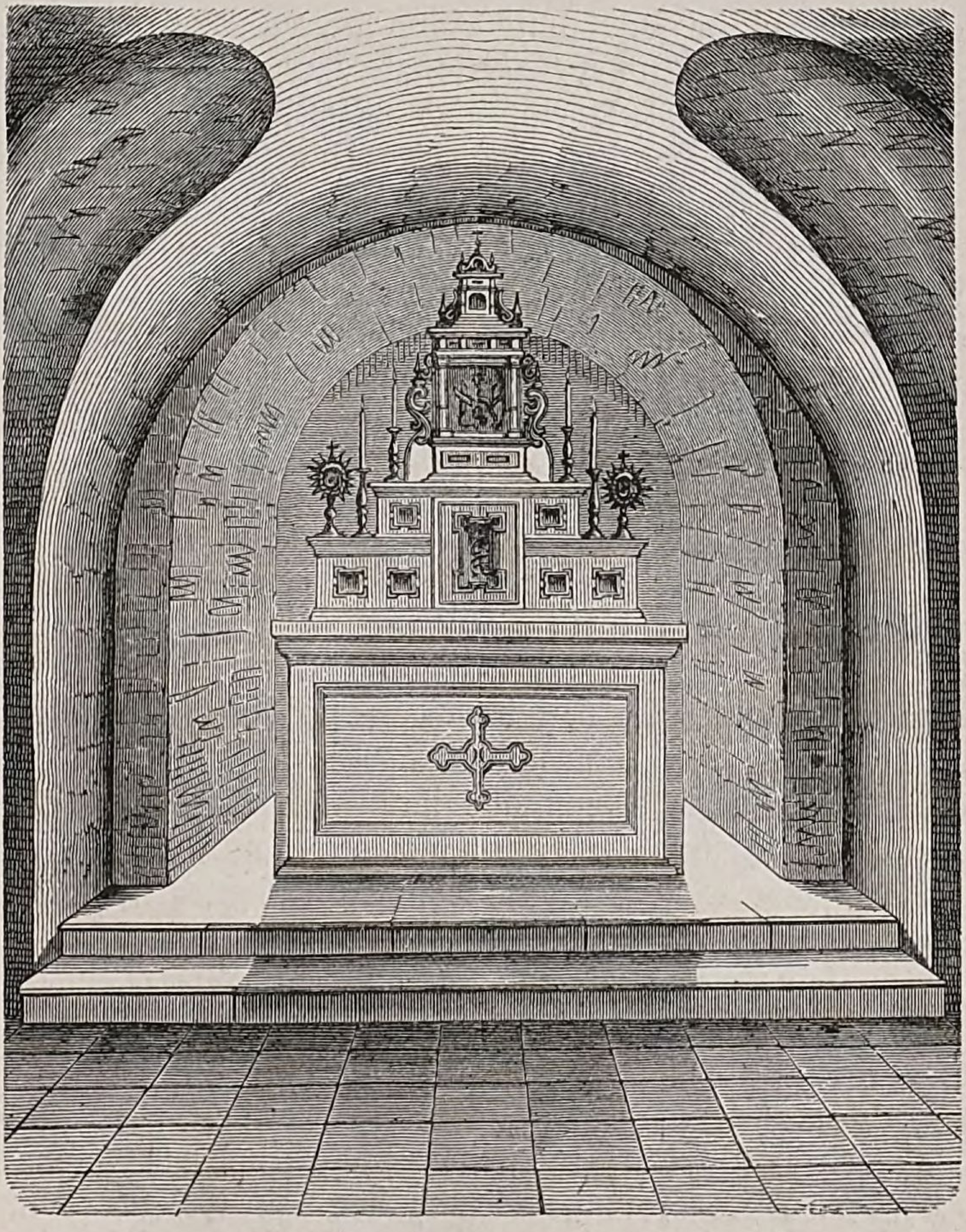
---

[1]) Jaffé l. c. nr. 91 p. 239.

Wie sehr Bonifatius seine Verwandte schätzte, das zeigte er noch, als er nach Niederlegung seines Bisthums sich zur letzten Bekehrungsreise nach Friesland rüstete. In der ernsten Stunde des Abschieds berief er neben Lull auch sie noch einmal zu sich. Unter diese beiden wollte er gleichsam das geistliche Erbe, das er mit so vielen Mühen erkauft, theilen. Er ermahnte die Jungfrau, nicht das Land ihrer Pilgerschaft zu verlassen, noch in ihrem so schön begonnenen Werke lässig zu werden, sondern vielmehr täglich das empfangene Gut mit allen Kräften zu mehren. Nicht auf die Gebrechlichkeit des Körpers, sagte er, solle sie Rücksicht nehmen, nicht auf ihr vorgerücktes Alter schauen, nicht das Ziel der Tugend zu hoch, und die Mühe, zu ihm zu gelangen für zu schwer halten, denn die Dauer dieser Zeit sei der Ewigkeit gegenüber nur eine kurze Spanne und die Leiden dieser Welt seien für nichts zu achten gegen die Herrlichkeit, die im Jenseits den Heiligen offenbar werde. Er empfahl sie dem Bischof Lullus und den älteren mitanwesenden Mönchen von Fulda und ermahnte dieselben, in Ehre und Unterthänigkeit für sie besorgt zu sein. Auch sprach er als seinen Willen aus, daß nach ihrem Tode ihr Leichnam zu seinen Gebeinen in ein und dasselbe Grab beigesetzt würde, damit sie, die von gleichem Streben beseelt in ihrem Leben Christus gedient hätten, auch zusammen den Tag der Auferstehung erwarteten. Darauf überreichte er ihr zum Andenken sein Reisegewand, wobei er sie nochmals bat, das Land ihrer Pilgerschaft nicht zu verlassen. Höher konnte der Heilige die Heilige nicht stellen. Indem er ihr den Platz neben sich anweist, erhebt er zugleich ihr Apostolat auf die Stufe des seinen.

Man muß sich an die jenen englischen Glaubensboten innewohnende heiße Liebe zu ihrem fernen Vaterlande erinnern, um diese letzte Mahnung und zugleich das Opfer, welches sie forderte, ganz zu verstehen. Bonifatius selbst war von diesem Gefühle so durchdrungen, daß es, nachdem er schon Jahre lang in Deutschland gearbeitet, immer noch sein Lieblingswunsch blieb, seine Tage in England zu beschließen. Erst in der späteren Zeit seines Wirkens hat er auch diese Hoffnung darangegeben. Die Sehnsucht nach der Heimath, für Lioba durch die Nähe ihres Verwandten gemildert, mußte sie nicht nach seinem Hingange mit verstärkter Kraft erwachen? Daher die so dringende Bitte, mit der er von ihr geschieden. Sie fand den Muth, dieselbe zu erfüllen. Unbeweglich im Werke Gottes und nicht nach dem Erbe der Erde, sondern nach dem des Himmels verlangend, suchte sie die ihr anvertraute Aufgabe zu Ende zu führen. Ihre Weisheit und Heiligkeit zog alle an, die Geringen wie die Großen. Pipin selbst und seine Söhne hielten sie in hoher Verehrung. Besonders aber waren es Karl der Große und seine zweite Gemahlin Hildegard, welche ihr ihre Hochachtung und Freundschaft bezeugten. Beide luden sie oft an ihren Hof und beschenkten sie mit reichen Gaben für ihre verschiedenen Klöster. Hildegard liebte sie wie

ihr eigenes Ich und hätte sie gerne immer um sich gehabt, um durch ihr Beispiel und Wort unterrichtet zu werden. Sie aber verabscheute den Lärm des Hofes wie einen Becher Gift. Wie die Vornehmen, so nahmen sie auch die Bischöfe in Freuden auf und besprachen sich mit ihr, die in den Schriften so gelehrt und im Rathe so vorsichtig war, über kirchliche Fragen. Ihre ganze Sorge gehörte indeß jenem Berufe, zu dem Bonifatius sie bestimmt hatte. Als „die Führerin der geistlichen Heerschaaren" besuchte sie die ihr untergebenen Frauenklöster, alle anregend, im gegenseitigen Wetteifer nach der Vollendung zu streben.



Die Gruft der hl. Lioba auf dem Petersberge bei Fulda.

Der Verlust ihres väterlichen Freundes wurde übrigens durch alles Wohlwollen, das man ihr entgegentrug, nicht ausgeglichen. Manche Bedrängnisse, welche Bonifatius abzuhalten oder doch zu mildern wußte, scheinen nach seinem Tode über sie gekommen zu sein. Nicht das Ge-

ringste war wohl die Sorge um den Unterhalt der verschiedenen Klöster, welche nicht alle mit hinreichendem Besitze ausgestattet waren. Lullus, eingedenk des Vermächtnisses seines Meisters, stand ihr in diesen Nöthen treu zur Seite. Wir besitzen noch einen Brief von ihm, worin er sie aufrichtet und bittet, ihm durch den Diakon Gundwin kund zu thun, was ihr an Nothwendigem mangle.[1]) Ihren größten Trost suchte sie doch in Fulda. Jene heitere Zuversicht, die sie aus den Worten ihres heiligen Lehrers geschöpft hatte, fand sie nunmehr im Gebete an dem Grabe des Verklärten. Dorthin pflegte sie bisweilen mit mehreren ihrer Schülerinnen zu pilgern. Während diese in einer benachbarten Zelle zurückblieben, betrat sie selbst mit einer älteren Begleiterin und zwar nur zur Tageszeit das Kloster, verrichtete ihre Gebete und nahm dann mit den Brüdern die Mahlzeit ein, nach welcher sie sich wieder zu ihren anderen Schwestern begab. Es war dies eine Ausnahme, welche man nur ihr gestattete. Von dem Jahre 744 bis 1397 hat außer ihr keine Frau das Innere des Bonifatiusdomes gesehen; selbst die Gemahlin des Kaisers Lothar, welcher 1132 Fulda besuchte, durfte weder in die Hauptkirche gehen, noch innerhalb der Ringmauer des Klosters wohnen. Als nun dieses Verbot durch den Fürstabt Johann I. aufgehoben, die Kirche aber schon zwei Tage nachher ein Raub der Flammen wurde, so wollten Alle darin eine Strafe erblicken, und zürnten darob dem nachsichtigen Abte.[2])

Viele Jahre hatte Lioba den Frauen zu Bischofsheim vorgestanden und von dort aus andere Stiftungen ins Leben gerufen und geleitet, bis endlich auch sie mit dem zunehmenden Alter das Gefühl der Müdigkeit überkam. Sie sehnte sich, von der Sorge für Andere befreit zu werden, um ihre letzten Tage um so mehr der Sorge für das eigene Heil widmen zu können. Nachdem sie darum alle ihre Klöster geordnet hatte, begab sie sich mit Bewilligung des Bischofs Lull nach Scoranesheim (Schornsheim), vier Meilen südlich von Mainz gelegen, um dort mit den Mägden Gottes, die sie begleitet hatten, in der Stille zu weilen. Es lag hierin keineswegs, wie man behaupten wollte[3]), ein Ungehorsam gegen den letzten Willen des hl. Bonifatius, denn wenn sie auch den Ort wechselte, verließ sie doch nicht „das Land ihrer Pilgerschaft." Selbst in ihrer Verborgenheit überhörte sie indessen den Ruf der Freundschaft nicht. Da eben König Karl in seiner Pfalz zu Aachen sich aufhielt, ließ die Königin Hildegardis sie bitten, doch zu ihr zu kommen. So schwer es ihr ward, entschloß sie sich doch zu diesem Liebesdienste. Sie wurde mit allen Ehren aufgenommen, bat jedoch, als sie den Grund

---

[1]) Jaffé l. c. nr. 97. p. 245.
[2]) Buchonia von J. Schneider. Fulda 1826. I. Bd. 2. Hft. S. 137.
[3]) Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. II, 337.

ihrer Einladung vernommen, um die sofortige Erlaubniß zur Rückkehr. Obschon dieser Grund nicht genannt wird, können wir ihn doch errathen. Es war wohl der Wunsch der Königin, Lioba ganz bei sich zu behalten, ein Wunsch, den sie um so zuversichtlicher erneuert haben mochte, als die Freundin nicht mehr ihre früheren vielen Obliegenheiten demselben entgegenhalten konnte. Hildegard die einsah, daß sie dieses nimmer erreichen werde, bat nun um so dringender, sie möge wenigstens einige Tage bei ihr verweilen. Durchdrungen von ihrer Pflicht verweigerte Lioba auch dieses und fuhr dabei heftiger als je die Freundin an. Die harte Antwort aber, die ihr Gelübde ihr auf die Lippen legte, wußte die Liebe ihres Herzens zu versüßen. Sie küßte der Königin Mund, Stirne und Augen und schied von ihr nach langer Umarmung mit den Worten: „Lebe ewig wohl, geliebteste Herrin und Schwester, lebe wohl, du kostbarer Theil meines Ichs; Christus, unser Schöpfer und Heiland, gebe, daß wir uns am Tage des Gerichts wiedersehen mögen. In dieser Welt werden wir vom heutigen Tage an uns nicht mehr am gegenseitigen Anblicke erfreuen."

Wenige Tage nach ihrer Rückkehr in das Kloster warf eine Krankheit sie auf das Lager. Die immer zunehmende Schwäche belehrte sie, daß die Zeit ihres Hinscheidens nahe, weßhalb sie den Priester Torahtberct aus dem Volke der Anglen, welcher ihr stets in Ehrfurcht und Liebe treu gedient hatte, zu sich berief. Nachdem dieser ihr die heil. Wegzehrung gereicht, überließ sie ihren Leib der Erde und gab dem Schöpfer die von ihm verliehene Seele rein und unbefleckt in Freuden zurück. Der Tag ihres Todes war nach Rudolf der 28. September, als Jahr nennen uns andere, aber nicht minder sichere Quellen 780.[1]) Sobald die Mönche von Fulda ihr Hinscheiden vernommen, übertrugen sie, eingedenk des Befehles ihres großen Stifters, den Leichnam unter dem Gefolge edler Leute nach ihrem Kloster. Weil sie sich aber scheuten, das Grab des seligen Martyrers zu öffnen, so begruben sie Lioba an der Nordseite des Altars, den der hl. Bonifatius selbst erbaut und zu Ehren des Heilandes und seiner Apostel eingeweiht hatte. Als aber nach mehreren Jahren die Kirche unter Abt Eigil herrlicher aufgebaut wurde, übertrug dieser mit Genehmigung des Erzbischofs Haistulf am 1. November 819 die Gebeine Lioba's nach dem östlichen Säulengang, wo sie neben der Gedächtnißtafel des hl. Martyrers Ignatius beigesetzt wurden. Sie ruhten demnach unter dem Hochaltare, dem heutigen Haupteingange des Domes.[2])

Das Wunder, welches schon ihre Wiege bekränzte, dann sie auf ihrem Lebenswege begleitete, streute seine Blumen auch auf ihr Grab.

---

[1]) Liber fratr. mortuor. monast. Fuld.: Dronke, Trad. Fuld. p. 199. — Annales necrolog. Fuld. maiores: Böhmer, Fontes III, 155.

[2]) Buchonia a. a. O. S. 106.

Rudolf redet von vielen Zeichen, zwei derselben erzählt er umständlicher als Augenzeuge. Eine Verschärfung der Kirchenstrafe, namentlich für jene Verbrecher, die eine Blutschuld auf sich geladen, bestand in jener Zeit darin, daß man denselben eiserne Ringe um Hals, Leib, Arme und Beine legte, welche, wenn der Mord mit einem Schwerte begangen war, auch gewöhnlich aus dessen Eisen geschmiedet wurden. Obschon Karl der Große ein strenges Verbot gegen diese Strafe erließ, erhielt sie sich doch noch lange bei dem Volke, ja einzelne Spuren derselben lassen sich noch im vorigen Jahrhundert nachweisen.[1]) Ein solcher Büßer kam auch in die Fuldaer Kirche. Der eine Arm war ihm so enge mit einem eisernen Ringe umschlossen, daß das Fleisch am oberen und unteren Rande darüber gewachsen war und ihn fast bedeckte. Am anderen Arm war das Band schon abgefallen, aber die tiefe Narbe war noch sichtbar. Er ging von Altar zu Altar um sein Gebet zu verrichten. Als er dies nun vor dem Grabe Lioba's wiederholte, da trieb eine geheime Kraft den zusammengeschmiedeten Reif auseinander, so daß er vom blutenden Arme fiel. Ueberglücklich pries der Arme die Gnade des Höchsten, der um der Verdienste seiner Heiligen willen ihm in dem zersprengten Ringe ein Zeichen gegeben, daß er auch der Bande seiner Sünde erledigt sei. — Das zweite Wunder wurde an einem Spanier gewirkt, dessen Krankheit in einem immerwährenden Zittern und Schütteln aller Glieder bestand. Er hatte schon viele Wallfahrten unternommen, um Heilung zu suchen und war auf seiner bisher vergeblichen Wanderschaft endlich auch zu den Gräbern der Heiligen nach Fulda gekommen. Nach dem üblichen Gastrechte fand er in dem dortigen Hospitale Aufnahme für drei Tage. Er benutzte dieselben, um mit aller Inbrunst in der Kirche bei Gott um Genesung zu flehen. Als er nun am dritten Tag auf seinem Bittgange zu dem Altare kam, in dessen Nähe Lioba begraben lag, verrichtete er dort sein Gebet und begab sich darauf in die Gruft des hl. Bonifatius. Betend warf er sich hier auf den Boden und lag da einem Schlafenden ähnlich, jedoch ohne jene Zuckungen, die ihn sonst auch im Schlafe nicht verließen. Einige Leute wollten den am Boden liegenden aufheben, allein ein ehrwürdiger Priester und Mönch, Firmadus mit Namen, welcher selbst krank dasaß, weil er nicht stehen konnte, hielt für besser, den Ausgang der Sache abzuwarten. Da richtete sich auf einmal der Spanier auf und zwar ohne Schütteln der Glieder, denn er war geheilt. Von dem Priester, welcher als Italiener sich ihm verständlich machen konnte, befragt, erzählte er: er sei außer sich gekommen und habe in diesem Zustande einen ehrwürdigen Mann mit grauen Haaren im bischöflichen Gewande gesehen, den eine Jungfrau im Kleide einer Nonne begleitete. Diese habe ihn bei der Hand genommen und zu dem Bischofe

---

[1]) Link, Klosterbuch. II, 536.

geführt, daß er ihn segne. Nachdem der Bischof über seine Brust das Zeichen des Kreuzes gemacht, sei ein schwarzer Vogel wie eine Drossel aus den Falten seines Rockes geflogen, welcher sich, sowie er die Erde berührte, zuerst in ein Huhn, dann in die Gestalt eines häßlichen kleinen Mannes verwandelt habe und so zur Krypta hinausgegangen sei. —

Nicht lange ruhte indessen der Leib der hl. Lioba im Bonifatius-Dome. Als Rabanus Maurus die Kirche auf dem Petersberge bei Fulda vollendet hatte, übertrug er 837 ihre Gebeine in die dortige Gruft und legte in den in der Hauptkirche zurückgebliebenen Sarg, den er mit Gold, Silber und Edelsteinen reichlich verzieren ließ, andere von Rom erhaltene Reliquien. Nur ein Theil der Ueberreste der Heiligen wurde im Dome zurückbehalten, andere wurden an verschiedene Orte, wie an das Kloster Kling im Bisthum Speyer, nach Hersfeld, nach Heiligenstadt und an zwei nicht näher bezeichnete Kirchen verschenkt, wie wir aus den metrischen Aufschriften, welche Rabanus Maurus für die Altäre dieser Kirchen verfaßte, wissen. Die Liobagruft auf dem Petersberge ist, wenige Zuthaten abgerechnet, noch in ihrem alten Zustande vorhanden. Dieselbe ist fünffach getheilt, vier dieser Abtheilungen werden durch niedrige dreigegliederte Fenster erleuchtet. In dem mittleren Raume befindet sich der Altar der Heiligen, hinter welchem ihr offener Steinsarg steht. Derselbe ist leer, da die wenigen Reliquien, welche nach der im Jahre 1669 geschehenen abermaligen Ueberführung ihrer Gebeine nach Fulda dem Petersberge verblieben, sich nun gefaßt auf dem Altare befinden. Zu diesem Heiligthum, welches Papst Innocenz IX. im Jahre 1684 durch einen Ablaß von sieben Jahren für das Fest der hl. Lioba ausgezeichnet, pflegen, wohl in der Erinnerung an das gegenüber jener harten Mutter gewirkte Wunder, besonders Eltern bei Erkrankung ihrer Kinder ihre Zuflucht zu nehmen. Die Mütter legen nämlich ihre Kleinen unter Gebeten eine kurze Zeit in den Sarg, um ihnen die Genesung zu erlangen, weßhalb er auch im Munde des Volkes der „Schreistein“ heißt. Ein nicht unschönes Gemälde dem Altare gegenüber stellt diesen Gebrauch dar und enthält auch als Inschrift die Bitte:

„Wier bitten Dich, o heilige Jungfraw undt gespons Christi Lioba, lasse uns deiner Verdiensten theilhaftig werden, undt erhalte unsern kleinen Kindern ihre leibsgesundheit durch Jesum Christum. Amen. Vater unser. Ave Maria.“ —

Die meisten Ueberreste haben sich noch im Dome zu Fulda erhalten. So bewahrt er unter andern noch ihr Haupt, für welches auf die bevorstehende eilfhundertjährige Gedenkfeier ihres Todestages ein neuer Schrein gefertigt wird. In Tauberbischofsheim, wo Lioba am längsten gewirkt, scheint ihre Verehrung schon mit ihrer Stiftung erloschen zu sein. Mit Ausnahme jener angefochtenen Milzer-Urkunde erwähnt kein anderes Schriftstück mehr des dortigen Klosters, was auf seinen baldigen Untergang schließen läßt. Aus dem Gedächtniß des Volkes entschwand

übrigens nicht die Erinnerung an sie[1]). So wird ausdrücklich das spätere Spital als der Ueberrest des ehemaligen Liobaklosters bezeichnet. Auch alte Volkssagen, wie die, daß der Bach, welcher unter der Klosterkirche seinen Durchgang hat, von Lioba geweiht sei, und eine Feuersbrunst, bei welcher man mit seinem Wasser lösche, nicht weiter als drei Häuser reiche, halten ihr Andenken fest. Die kirchliche Verehrung wieder aufgeweckt zu haben, ist das Verdienst der Söhne des hl. Franziskus, welche sich 1631 in Bischofsheim niederließen und das schon genannte Monasteriolum S. Liobae angewiesen erhielten. Der Provinzial derselben erhielt von dem Fuldaer Abte Joachim von Gravenegg einen Theil des Schulterblattes der Heiligen aus den Ueberresten auf dem Petersberge und eine andere Reliquie aus denen zu Fulda, welche in Bischofsheim feierlich empfangen wurden. Im Jahre 1661 fügte der Erzbischof von Mainz noch eine dritte hinzu. Sie wurden in die am Burkardustage 1656 zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit, der hl. Lioba und der hl. Elisabeth von Thüringen eingeweihte Kirche übertragen. In der noch heute stehenden Klosterkirche zeigt das Altarblatt des Hochaltars die Heilige in der Verklärung und darunter, als Andeutung des bekannten Wunders, Frauen mit Kindern und einer Nonne; ein Deckengemälde stellt ihre Aufnahme in den Himmel dar, während ihr Standbild in Holz — eine Aebtissin mit Stab und Buch, worauf eine kleine Glocke als Anspielung auf das Traumgesicht ihrer Mutter — von dem Portale grüßt. Das Kloster, welches bei dem Uebergange Bischofheim's an Baden aufgehoben wurde, hat wenigstens nicht ganz seine ursprüngliche Bestimmung verloren. Wie nach dem Untergange der ersten Stiftung wenigstens ein Theil ihrer Aufgabe, die Liebesthätigkeit, sich in dem daraus erwachsenen Spitale fortsetzte, so kann auch das Gymnasium, welches jetzt in den Räumen des zweiten Klosters eingerichtet ist, als eine Wiederaufnahme des andern Theils, der Schule Lioba's, betrachtet werden. — Eine allgemeine Feier ihres Festes findet nur in den Bisthümern Fulda, Mainz und Freiburg statt, im ersteren von Anfang an, im zweiten seit zwei Jahrhunderten und im dritten erst seit der neuesten Zeit. In Würzburg, wo wohl nur wegen der früh erfolgten Lostrennung Bischofsheim's ihr Gedächtnißtag nicht eingeführt wurde, hat es seit mehreren Jahren die St. Kiliansbruderschaft, welcher auch eine kleine Reliquie Lioba's abgelassen wurde, übernommen, den Dank, welchen ihr die Diözese schuldet, in einer alljährlichen kleineren Feier abzutragen.

Wir erwähnten oben der vorübergehenden Dauer ihrer Stiftung und sprechen doch von Dank? Betrachten wir die Erde! Wie vieler Schöpfungen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, bedurfte es nicht, bis das

---

1) Vgl. Leben der hl. Lioba. 1683. 12°.

gegenwärtige Leben auf derselben möglich ward? Die aufeinanderliegenden Schichten ihrer Rinde zeigen die Stufen, die für uns gebaut werden mußten. So erhebt sich auch unsere geistig-sittliche Bildung auf den Ueberresten untergegangener Welten. Wir zehren von der Arbeit von Jahrtausenden, die hinter uns liegen. Und der beste Theil dieses vielhundertjährigen Erbes sind die Gefahren, die Mühen, die Thränen jener opferwilligen Seelen, welche die Leuchte des Glaubens unseren Voreltern angezündet haben. In jenen uralten Steinbildern unserer Heiligen, die seit Jahrhunderten mit zum Segen erhobener Rechte von den Pfeilern unserer Dome herniederschauen, drückt sich deßhalb eine ergreifende Wahrheit aus. Sie segnen immer und segnen Alle, auch jene, die es nicht erkennen; die Hände, welche Lioba, die sie insgesammt während ihres irdischen Wirkens heilspendend ausgebreitet, sie sinken nicht müde nieder, jetzt, wo sie sich der Glorie erfreuen.

7. Die heilige Hadeloga.

(2. Februar.)



Die Kirche des früheren Ursulinerinnenklosters in Kitzingen.

Gegenüber dem Schwanberge, fast noch unter seinem Schatten, breitet sich am rechten Mainufer „an ein ziemblich lustigen, gesundten vnd fruchtbaren ort vnd Boden gelegen", wie das „Statt kindt" Friedrich Bernbeck in seiner handschriftlichen Chronik vom Jahre 1549 bemerkt, das alte Kitzingen aus, mit seiner auf der anderen Stromseite befindlichen Vorstadt Etwashausen durch eine steinerne Brücke, welche aus den Zeiten König Pipin's stammen soll, verbunden. Die Entstehungsgeschichte der Stadt wie nicht minder die Ableitung ihres Namens wurden von der späteren Sage mannigfach ausgeschmückt. Als der fränkische König, so erzählt sie, auf dem nahen Berge Hof hielt, da trat eines Tages seine Tochter Hadeloga vor den Vater und begehrte, daß er ihr ein Kloster an dem Orte baue, wo ihr Handschuh hinfiele, den sie aus dem Fenster der Burg werfen würde. Er ließ sich an der Stelle nieder, wo jetzt Kitzingen steht, und der Fürst errichtete daselbst wirklich ein Kloster für fromme Frauen. Sein Kind aber, welches in demselben den Schleier nahm, soll bei dem Eintritte freudig ausgerufen haben:

„Lob sei dem Schöpfer aller Ding,
Meines Gelübdes bin ich kit;
D'rum soll mir dieser Ort Kitting
Und anders heißen nit."

Von ihrem Kloster aus ging sie öfter über den Main nach ihrem Gute zu Iphofen. Auf der Rückkehr von dort erhob sich nun einmal ein

solcher Sturm, daß sie nicht über den Fluß setzen konnte, sondern die Nacht diesseits im Freien zubringen mußte. Von Hunger gepeinigt soll sie da ihren Schwestern geklagt haben: „Wenn wir nur Etwas haußen zu essen hätten!" Daher soll der spätere Vorort seinen Namen Etwashausen, im Volksmunde „Eppeshausen" tragen.[1])

Ist unsere Sage ein Wiederschein der Geschichte, insofern sie den Ursprung der Stadt auf eine Heilige zurückführt, so widerspricht sie dagegen dieser, wenn sie Hadeloga in der erwähnten spielenden Weise, die allzudeutlich den Geschmack einer bestimmten Zeit verräth, zur Namengeberin macht. Der sprachlichen Bedeutung nach, die hier zuerst in Betracht kommen muß, ist Etwashausen soviel als Otweshusen oder Otwineshusen und Kizzingun, wie die älteste urkundliche Schreibart lautet, ist der dritte Beugungsfall von Kizzing, d. h. Sohn oder Nachkomme des Kizzo oder Kitto, einer Abkürzung des Namens Kidurich (Ziegenreich). Diese Ableitung: „Ze den Kizzingun, d. h. zu den Söhnen oder Nachkommen des Kizzo stimmt auch vollständig mit der Legende der hohen Gründerin.[2])

Wir besitzen zwei Aufzeichnungen derselben, die aber beide nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaufreichen. Die kürzere[3]) ist einer Handschrift des Klosters Bödeken bei Paderborn entnommen; die größere, das „Encomium"[4]) oder eine Lobrede auf die Heilige, welche ein unbekannter Priester ihres Klosters zu dem Zwecke verfaßte, daß sie an ihrem Festtage den Nonnen vorgelesen werde, fand sich in zwei Handschriften der Würzburger Karthause aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, deren eine, die von 1480, noch heute in der Universitätsbibliothek aufbewahrt wird. Weil der Verfasser der größeren sagt, er habe nach Wunsch der Klosterfrauen, was man sich von Hadeloga erzähle, aufgeschrieben, vermuthen die Bollandisten, sein Bericht sei der ältere. Diese Bemerkung sagt indessen nur, daß er die kürzere Lebensgeschichte so wenig kannte, wie deren Verfasser die längere, beide also unabhängig von einander gearbeitet haben. Der Mangel an anderen gleichzeitigen Nachrichten und verschiedene Angaben der späteren Berichte selbst haben darum auch Anlaß zu manchen Bedenken gegeben. Die einseitig geübte Kritik ahmt eben nicht selten die Thätigkeit der Raupe nach, welche an dem Blatte, über das sie hingeht, nur das Skelet, Stengel und Rippen, übrig läßt; der das Leben seiner Heiligen schreibende Mönch des Mittelalters dagegen läßt sich mit der Biene vergleichen, welche die Blüthe, aus der sie ihren Honig saugt, nicht zerstört, sondern im Gegen-

---

[1]) Hesse, Histor. Nachricht. von d. Kl. Kitzingen in Pistorius, Amoenit hist. . III, nr. 7.

[2]) Hesse a. a. O. — F. A. Reuß, Kurz. chronol. Abriß der Gesch. d. vorm. Frauenklosters Kitzingen. Ebenda 1840. S. 5.

[3]) AA. SS. Februarii tom. I. p. 306.

[4]) Ibid. Appendix. p. 944.

theile oft noch den Fruchtstaub, der sich von anderen Blumen an ihre Flügel gehängt, auf diese überträgt. Geben wir uns deßhalb zuerst ganz dem Zauber der Legende hin und versuchen wir es später, uns mit der Geschichte auseinander zu setzen. Die kürzere Aufzeichnung, denn nur sie ist eigentliche Biographie, wird in dem bildreichen Gewebe den Zettel; die „Lobrede" mit ihren vielen örtlichen Erinnerungen wird den Einschlag bilden.

Hadeloga, Hadelauga, Hadelais oder Adelheid, wie sie sonst genannt wird, entsproß aus fürstlichem Geschlechte. Nach der Lebensbeschreibung war ihr Vater Karl Martell und ihre Mutter Kunehildis. Sie wäre demnach die dritte der heiligen Frauen aus dem Hause der Karolinger gewesen. Das Beispiel der hl. Gertraud von Nivelles, der Tochter Pipin's von Landen, zeigte sich wirksam in der fränkischen Gertraud, dem Kinde Pipin's von Heristal; ihr Vorbild war wieder bestimmend für ihre Nichte. So wurde die Heiligkeit gleichsam der bessere Theil des Erbes, das ein Geschlecht von dem andern überkam. Und nicht nur das Ziel, auch der Weg, ja selbst die einzelnen Schritte zu ihm sind bei allen dreien fast dieselben. Hadeloga wuchs zu so hoher geistiger und leiblicher Schönheit heran, daß sie Gott und den Menschen liebwerth erschien. Königssöhne und Fürsten strömten von nah und fern herbei, um ihre Gunst zu werben. Sie aber verschmähte all' die edlen Freier dieser Welt um der Liebe ihres vornehmeren himmlischen Bräutigams willen. „Herr Jesu Christe, du Sohn des höchsten Königs, so flehte sie täglich in ihrem Gebete, wenn dir die unversehrte Jungfräulichkeit gefällt, dann sende deinen Engel, der mir dieselbe immer bewahren helfe, und lenke das Herz meines Vaters dahin, daß er mich nicht einem irdischen Gemahle übergebe; denn ich fürchte, daß ich, hineingezogen in den Strudel des weltlichen Treibens, deiner vergesse und du dann auch meiner vergissest." Einmal war sie so ergriffen von diesem Gedanken, daß sie eine ihrer Freundinnen rief und in ihrer Gegenwart eine Locke aus ihrem reichen Haare schnitt, zum Zeichen, daß sie sich bereits als die verlobte Braut des Herrn betrachte. Von nun an stellte sie sich ganz in den Dienst Mariens, der Königin der Jungfrauen. Hienieden in die Reihe ihrer frommen Mägde zu treten, um einst dort oben in dem Triumphzuge der Reinen zu gehen, das war ihr einziges Verlangen.

Sie hatte die besondere Gnadengabe, sich Allen lieb und werth zu machen. Jedermann betrachtete es als ein Glück, in ihrer Umgebung weilen oder gar ihr einen Wunsch erfüllen zu dürfen. Diesem Liebreiz der Unschuld konnte sich auch ihr Vater nicht entziehen. Wurde er zuweilen zum Zorne hingerissen wegen der Beharrlichkeit, mit welcher sie jeden Freier zurückwies, so genügte wieder ein Blick in ihr engelmildes

Antlitz, um ihn weich und sanft zu stimmen. So ließ er sie, aus Furcht, ihr wehe zu thun, eine Zeitlang gewähren. Die Versuchung, welche sich ihrer Reinheit gegenüber machtlos zeigte, wagte sich nun an ihre Kindesliebe. Die fortgesetzte Weigerung, einem der vielen Brautwerber die Hand zu reichen, ermüdete endlich die Geduld ihres Vaters und brachte ihn zuletzt so außer sich, daß er die Jungfrau in seinem Ingrimm sogar mißhandelte. Der Herr, so sagt die Lebensbeschreibung, ließ dieses zu, um den Fürsten wegen der Sünde zu strafen, die er einst gegen die eigene Schwester begangen. Diese Stelle wird von den Bollandisten dahin gedeutet, als habe schon der Entschluß der fränkischen Gertraud, die Jungfräulichkeit zu bewahren, nicht nur bei ihrem Vater Pipin, sondern auch bei ihrem Bruder Karl Martell Widerstand gefunden. Hadeloga suchte die steigende Härte des Vaters durch immer größere Sanftmuth zu besiegen. Für die Grausamkeit, mit welcher sie dieser behandelte, bemühten sich die Hofleute, ihrer aller Liebling insgeheim durch verdoppelte Freundlichkeit und Aufmerksamkeit zu entschädigen. Unter ihnen befand sich auch der Hofkaplan, mit welchem sie als ihrem geistlichen Führer häufiger verkehrte. Nicht lange, so beeilten sich böswillige Zungen, dies dem Fürsten zuzutragen. Verblendet von seinem Zorne faßte er falschen Verdacht. „Siehe da, rief er, meine Tochter! Sie schlägt die Ehe aus mit Königen, Herzogen und Fürsten, weil sie sich schon einen andern erwählt hat, mit dem sie öffentlich buhlt vor meinem ganzen Hofe!" Und ohne auf die Betheuerungen der ungerecht Angeklagten oder die vielen Zeugen ihrer Unschuld zu hören, befahl er, beide aus dem Palaste zu weisen.

So mußte denn Hadeloga das väterliche Haus verlassen. Wie dürres Gras, so trat sie den Schmuck der Welt mit Füßen; der Priester aber, welcher dem Vater nicht mehr dienen durfte, weihte sich nunmehr dem Dienste seines verstoßenen Kindes. Er folgte ihr in die Verbannung und stellte alle die reichen Geschenke an Gold und Silber, die ihm als Hofgeistlichen zugeflossen waren, zu ihrer Verfügung. Ihr Weg führte sie in das Gozfeld, wo sie inmitten der Wildniß sich niederzulassen beschlossen. Aus dem mitgebrachten Gute wurde Land gekauft, der Wald gerodet und ein Klösterlein errichtet. Nach einer Sage, welche die „Lobrede" erzählt, ward der Platz wie der Plan der Heiligen von Oben gezeigt. Als sie allein in der Einöde die Nacht im Gebete durchwachte, soll sie beim Morgengrauen an der Stelle, wo sie gekniet, soviel Raum, als zur Erbauung des Klosters nöthig war, geebnet und auf demselben die Linien des Grundrisses deutlich eingegraben gesehen haben. Hier schloß sich Hadeloga mit mehreren Jungfrauen ein, der frühere Hofkaplan aber wartete mit anderen Geistlichen seines heiligen Amtes. Als die Vertriebenen diesen Ort zu ihrem Aufenthalte wählten, hatte er, weil noch nicht angebaut, auch keinen Namen. Auch diesen sollte ihm ein Wunder leihen. Es hütete nämlich dort ein Hirte, Kitting oder

Kucting, die Heerden. Einst nahm ihm ein Wolf ein Zicklein hinweg und nur durch die Anrufung Mariens, welcher das Kloster geweiht war, gelang es ihm, dem Raubthiere seine Beute wieder zu entreißen. Dankerfüllt brachte er vor dem Altare der Mutter Gottes die gerettete Ziege zum Opfer, der Ort aber wurde zur Erinnerung an dieses Ereigniß von nun an Kittingen oder Kuccingen genannt. Er wuchs schnell und gedieh gar vortrefflich. Es galt von ihm, was der Prophet (Isai. 35.) sagt: „In der Wüste brechen Gewässer hervor und Ströme in der Einöde; in den Lagern, in denen vorher Drachen hausten, grünen Schilf und Rohr. Da ist Bahn und Straße, die man die heilige Straße nennt.“ Auch hier hatte also die Gesittung ihre Anfänge in dem Glauben. Um das Haus des Gebetes bauten sich die Wohnungen der Arbeit; auf die Stadt Gottes folgte die Stadt der Menschen.

Als der König — so wird Karl Martell auch von anderen Schriftstellern genannt — erfuhr, welch' frommes Leben seine Tochter führe, ward er von Reue über seine Handlungsweise ergriffen. Um das Geschehene zu sühnen, kam er selbst in das Kloster und beschenkte es mit vielen Gütern. Sein früherer Hofkaplan war unterdessen auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu Jerusalem gestorben. Während nun der Fürst noch in Kitzingen weilte, erschien ihm dieser im Traume und redete ihn also an: „Der ewige König, dessen Reich ohne Ende ist, schickt mich, auf daß du jetzt die Vertheidigung meiner Unschuld annehmest, damit ich nicht vor dem Richterstuhl Christi Anklage erheben muß wider dich. Glaube mir also in der Wahrheit, welche Christus ist, daß ich und deine Tochter, die Braut unseres Heilandes, frei von der uns angedichteten Sünde sind. Und dafür soll dir dies ein Zeichen sein: In diesem Jahre noch wirst du sterben und dein Sohn Pipin wird dir in der Herrschaft folgen. Hättest du deinen Fehler nicht beweint, so wäre der Richterspruch bereits über dich gefällt.“ Sobald Karl Martell erwachte, rief er Hadeloga und flehte sie an, bei Gott zu bitten, daß er ihm das begangene Unrecht vergebe. Zu den früheren Geschenken aber fügte er neue und noch reichere hinzu.

Aus dem anfänglichen Klösterlein wurde nun bald ein Kloster. Nicht nur die Zahl der Jungfrauen wurde immer größer, sondern es vermehrten sich auch die Priester, welche gleich den Nonnen ein gemeinsames Leben führten. Demnach wäre Kitzingen ursprünglich ein Doppelkloster gewesen, nach dem Vorbilde der angelsächsischen Klostergemeinden eingerichtet. Als seine Schutzgeister erwiesen sich jener Hofkaplan, den der Herr bereits in seinen Himmel gerufen, und seine königliche Gründerin auf Erden. Die Lebensbeschreibung hat uns dafür mehrere Fälle aufbewahrt, welche wir nicht übergehen wollen. Sie zeigen uns, welche Kämpfe die ungebrochene Sinnlichkeit jener kaum Bekehrten zu bestehen hatte, und erinnern zugleich an die Klagen, welche Bonifatius über die verweltlichten fränkischen Priester erhob. Es geschah, daß ein jüngerer

Cleriker eine Nonne zu bereden wußte, das Haus zu verlassen. Als sie sich nun des Nachts heimlich entfernen wollte, da stand jener verstorbene Priester an der Pforte und sprach: „Wohin willst du gehen, meine Schwester? An diese Thüre hat mich der Herr als Wächter gestellt.“ Sie erröthete und konnte in ihrer Verwirrung keine Antwort finden. Jener aber fuhr fort: „Kehre zurück, wo nicht, so wirst du zur Strafe ebenso unversehens sterben, wie jener, welcher dich verführte, bereits gestorben ist.“ Zerknirscht eilte sie in ihre Zelle, fiel in eine lang-



Die heilige Hadeloga.

wierige Krankheit und bestärkte ihre Schwestern durch ein offenes Bekenntniß in der Treue gegen ihr Gelübde. Ein anderes Mal hatte wieder eine Nonne eine sündhafte Neigung zu einem Jüngling gefaßt und dachte ernstlich daran, das Kloster wieder mit der Welt zu vertauschen. Da hörte sie im Traum ihre Aebtissin Hadeloga zu sich sprechen: „Meine liebe Schwester! siehe Jesus, dein Bräutigam, kommt, bereite dich, ihm entgegen zu gehen.“ Dieser Zuruf erweckte in ihr eine solche Reue, daß sie nie mehr eine ähnliche Versuchung verspürte. — Nicht allein die Zucht innerhalb ihrer geistlichen Gemeinde hielt sie aufrecht, sie wußte auch die Rechtsordnung unter den umwohnenden Ansiedlern zu wahren.

Ein Diener ihrer Kirche aus vornehmem Hause durchstreifte einst, nur von seinem Lieblingshunde begleitet, den Wald. Plötzlich wurde er von Feinden überfallen, getödtet und ausgeraubt. Drei Tage lang bewachte der Hund die Leiche. Endlich kehrte er, von quälendem Hunger getrieben, zurück und lief winselnd und heulend zu der Aebtissin, zu der er früher so oft mit seinem Herrn gekommen war. Hadeloga, die sich wunderte, das Thier allein vor sich zu sehen, ahnte, was vorgefallen sein möchte, und sprach: „Gehe im Namen Gottes und, wenn dein Herr gestorben ist, so führe meine Diener, daß sie seinen Leib finden, um ihn zu bestatten." Sofort lief der Hund voran zu der Stelle, wo der Edle erschlagen lag, der alsbald unter allgemeiner Trauer auf dem Friedhofe um das Kloster begraben wurde. Hadeloga, welche die Urheber dieses Verbrechens entdecken wollte, ließ nicht nur alle ihre Leute, sondern auch die Nachbarn, Reiche und Arme, zusammenrufen. Als dieselben und unter ihnen auch die Uebelthäter vor ihr standen, beschwor sie jene, welche schuldig seien, in dieser Welt Buße zu thun, damit sie nicht in der andern Welt die gerechte Strafe ereile. Da Niemand sich zu dem begangenen Frevel bekennen wollte, flehte sie zu dem Herrn, er möge durch ein Zeichen seiner Macht die Schuldigen offenbaren und jene richten, die sich selbst nicht richten wollten, damit die Uebrigen aus heilsamer Furcht sich vor ähnlicher Sünde hüten möchten. Darauf gebot sie dem Hunde: „Gehe wieder im Namen Gottes und bezeichne jene, welche diese Unthat verübt, deren alleiniger Zeuge du warst." Kaum waren diese Worte gesprochen, so fiel das Thier zuerst den einen an, welcher den Mord begangen, und biß ihm die Gurgel ab, sodann den andern, welcher seinen Herrn ausgeraubt, und riß ihm die Kleider vom Leibe und das Fleisch von den Knochen. Seinem Beispiele folgten alle übrigen Hunde, die zugegen waren, indem sie sich auf jene stürzten, welche er angegriffen hatte. Dieses Strafgericht verbreitete einen so mächtigen Schrecken, daß lange Zeit hindurch keine ähnliche Gewaltthat in jener Gegend mehr vorkam.

Die einzelnen Angaben der Legende bieten uns Anhaltspunkte, nach denen sich die Zeit der Gründung unsers Klosters, wenn auch nicht genau, doch annähernd bestimmen läßt. Nach der Lebensbeschreibung müßte das Jahr der Stiftung vor dem Todesjahre Karl Martell's, also vor 741, liegen. Auch die „Lobrede" hebt ausdrücklich hervor, daß Kitzingen dem Alter nach vor Fulda den Vorrang habe. Ob wir nun seine Entstehung in der letzten Hälfte des vierten oder in der ersten des fünften Jahrzehntes jenes Jahrhunderts zu suchen haben, immerhin fällt das Auftreten Hadeloga's gerade in jene Zeit, in welcher Bonifatius und seine Schüler unser Land dem Christenthume zurückeroberten. Wiewohl die Lebensbeschreibung dieser nicht erwähnt, da sie eben nur ihren nächsten Zweck, die Thaten der fürstlichen Jungfrau zu schildern, im Auge hat, so dürfen wir schon aus der Gleichzeitigkeit des Wirkens beider auf

demselben Boden auf eine nähere gegenseitige Berührung schließen. Die Tochter der Karolinger kann jenem, welcher unter dem Schutze dieser an der Bekehrung des damaligen Thüringen arbeitete, nicht fremd geblieben sein und noch weniger, als sie auf seinem Missionsgebiete die Gründung eines Klosters unternahm, ohne seinen Beirath gehandelt haben. Die jugendliche Klosterstifterin ist ebenso gewiß jenen frommen Frauen näher getreten, welche der Heilige gerade dazu aus seinem Vaterlande herbeirief, damit sie die deutschen Frauenklöster in der Regel des hl. Benedikt besser unterrichten sollten. In der That hat Bonifatius selbst die hl. Tecla in die Klöster Kitzingen und Ochsenfurt geschickt.[1]) Sie war es, die das klösterliche Leben nach dem Sinne des Apostels der Deutschen in dem einen zu pflegen und in dem andern erst zu pflanzen hatte. Nach einigen unklaren Nachrichten wäre Hadeloga auch Aebtissin zu Ochsenfurt gewesen,[2]) wovon jedoch die Legende selbst nichts weiß. Wahrscheinlich hat man ihr diese Würde nur darum zugeschrieben, weil sie aus ihren Gütern auch zur Gründung dieses Klosters beigetragen, dessen Leitung Tecla übernahm, die später auch in Kitzingen ihre Nachfolgerin wurde. Wie mit Lioba und ihren Gefährtinnen, so stand Hadeloga auch mit den Jüngern des hl. Bonifatius in Verbindung. Von Burkard, als ihrem Bischof, ist dies selbstverständlich. Aber auch Sturm, der Heerführer der Mönche, unterhielt Beziehungen mit ihrem Kloster.[3]) Als er im Jahre 749 von seiner Romfahrt zurückkehrte, da hatte Kitzingen die Freude, ihn in seinen Mauern zu beherbergen. Von einer Krankheit ergriffen, genoß er volle vier Wochen Hadeloga's Gastfreundschaft. So war gleich den Brüdern Karlmann und Pipin auch die Schwester dem großen Bekehrer befreundet. Nachdem er sein Leben durch den Zeugentod gekrönt, erhielt deßhalb auch ihr Kloster einen Antheil an seinen Reliquien, wie schon in seiner Lebensgeschichte erzählt worden ist.

Unter strenger Abtödtung, häufigen Nachtwachen und fast unaufhörlichem Gebete reifte Hadeloga heran zum Uebertritte aus der Schaar der Jungfrauen, die dem Bräutigame entgegengehen, in jene anderen glänzenden Reihen, die bei dem Hochzeitsmahle des Lammes schon versammelt sind. Eine himmlische Erscheinung bereitete sie auf das nahende Ende vor. In der Gnade zu sterben, das war nunmehr die einzige Bitte, welche sie täglich unter Thränen nach Oben schickte. Trotz ihrer Hinfälligkeit unterließ sie es dennoch nicht, nach wie vor mit eigenen Händen den Armen und Kranken, für welche bereits sie eine eigene Herberge neben dem Kloster errichtet hatte, die nöthige Hülfe zu reichen. Groß war darum die Trauer ihrer Pfleglinge, als ihre Wohlthäterin

[1]) Othlon l. I c. 25.
[2]) Mabillon, Annales Ord. S. Bened. II. p. 144.
[3]) Eigilis vita Sturmii. c. 14.

dauernd an das Lager gefesselt wurde. Aus der ganzen Umgebung kamen sie herbei und klagten laut, daß sie ihre Mutter verlieren sollten. Sie aber zeigte sich auf dem Sterbebette nicht minder hülfreich als in gesunden Tagen. Viele Preßhafte gingen auf ihre Fürbitte geheilt von dannen. Endlich — es war in einer Sonntagsnacht, da gerade das Fest der Reinigung Mariens einfiel, welcher ja das Kloster geweiht war — begann ihre Schwäche überhand zu nehmen. „Sehet, so redete sie die versammelten Schwestern an, ich gehe nun hin zu Christus. Traget Sorge, meine Lieben, daß nicht der Böse eine von euch, die ich mit Gottes Hilfe wie Schäflein in der Hürde in diesem Hause vereinigt habe, ihm wieder entreiße. Nichts sollt ihr mehr meiden als die Befleckung eurer Reinheit. Darum habet stets vor Augen, wie ich euch mit einem guten Beispiele voranzugehen trachtete, und es wird euch leicht werden, mit der Gnade Christi zu folgen." Als man ihr darauf den Leib des Herrn reichte, wandte sie sich an den Heiland mit den Worten: „Herr Jesu Christe, du oberster und bester Hirte von uns allen, ich empfehle dir diese meine Schwestern, die du durch dein kostbares Blut erkauft, damit du keine aus ihnen verloren gehen lassest, und lege zugleich meine Seele in die Arme deiner barmherzigen Liebe, wie du die deinige am Kreuze in die Hände deines allmächtigen Vaters zurückgegeben hast." Das Amen zu diesem Gebete war der letzte Hauch ihres Lebens.

Diese Erzählung der kürzeren Legende legt es nahe, den 2. Februar als den Todestag der Heiligen zu betrachten, bei welchem auch in allen Menologien ihr Fest eingetragen ist.[1]) Geradezu gezwungen zu dieser Annahme sind wir indessen durch den Wortlaut — infirmari incipiens (sie fing, nämlich an diesem Tage, an schwach zu werden) — keineswegs. Andere Zeugnisse, wie die Lobrede, welche den 20. März (XIII. Cal. April.)[2]) oder eine noch jüngere, später zu erwähnende Inschrift, welche den 18. April als solchen nennt, sind deßhalb nicht unbedingt zu verwerfen. Vielleicht bezeichnet eines dieser Daten den Sterbetag und das erstgenannte vielmehr den ihrer feierlichen Erhebung oder auch umgekehrt. Noch unsicherer ist die Berechnung ihres Todesjahres. Wohl nur auf Grund der Angabe, die Verschlimmerung ihres Zustandes sei in einer Sonntagsnacht vor Mariä Lichtmeß eingetreten, hat man das Jahr 750[3]) als solches angenommen, weil in diesem jenes Fest auf einen Montag fiel. Allein abgesehen davon, daß dieses Zusammentreffen in nicht zu weit entfernt liegenden Zwischenräumen, z. B. 761, 772 wiederkehrt, so kann der Ausdruck „Sonntagsnacht" (Nox dominica) möglicher Weise auch die Nacht vor dem Sonntag bedeuten, so daß wieder zwischen

---

[1]) AA. SS. l. c. p. 306.

[2]) l. c. p. 952.

[3]) Reuß a. a. O. S. 3.

anderen Zahlen zu wählen wäre. Läßt sich demnach überhaupt kein bestimmtes Todesjahr feststellen, so haben wir doch Ursache, es später als 750 zu setzen. Im Jahre 765 übergaben nämlich Hahbert und seine Gemahlin Hruad mehrere Güter zu Geltresheim und Hengistdorphe zu gleichen Theilen an Abt Sturm zu Fulda und Hruadlauga, die Aebtissin des Klosters zur hl. Maria (casa sanctae Mariae)[1]). Wenn nun Eckhart unter diesem Kloster aus guten Gründen das zu Kitzingen vermuthet, so dürfen wir wohl mit noch viel mehr Recht in Hruadlauga eben unsere Hadelauga und nicht, wie er will, eine von dieser verschiedene Vorsteherin unseres Klosters erkennen.

Der Leib der heiligen Jungfrau wurde auf das kostbarste einbalsamirt in der Kirche aufgebahrt. Mit den Thränen der Brüder und Schwestern vermischten sich die der Armen, welche in der Entschlafenen die „Mutter", wie sie dieselbe zu nennen pflegten, beweinten. Ja die Klage um sie ging über die benachbarten Orte hinaus und ward zur Trauer des ganzen Landes. Nach der „Lobrede" hatte sich Hadeloga schon zu ihren Lebzeiten ihre letzte Ruhestätte und zwar in der Gruft der Kirche gewählt. Als ein Knabe, Namens Rachaud, den sie aus der Taufe gehoben, kurz darauf in der ersten Unschuld starb, bettete sie ihn in dieses ihr Grab. Zu dem unschuldigen Kinde wurde nun die reine Jungfrau gelegt.

Viele Jahre ruhte ihr Leib in der Krypta des Klosters. Da aber ihr strahlendes Vorbild, wie die „Lobrede" sagt, welche von hier an die kürzere Legende fortsetzt, die ganze Kirche erleuchtete, so schien es ihren Schwestern unbillig, daß ihr Grab an diesem niedrigen Orte den Menschen verborgen bleiben sollte. Die Aebtissin Swanehild, welche um das Jahr 900 gelebt haben mag, ließ darum mit Zustimmung der kirchlichen Oberen ihre Gebeine erheben und in dem Marienchore, d. h. in der Apsis des südlichen Seitenschiffes der Kirche beisetzen. Kunstvoll gearbeitete Schranken umgaben den Sarkophag. Den Holzsarg, in welchem ihre Ueberreste in dem ersten Grabe eingeschlossen waren, vertheilten die Klosterfrauen unter sich und an Auswärtige als kostbare Reliquien. Die Splitter sollen den Trank der Fieberkranken, in welchen man sie zu tauchen pflegte, heilkräftig gemacht haben. Das besonders den Franken eigene Streben, sich, gleichviel auf welchem Wege, in den Besitz möglichst vieler Reliquien zu setzen, verschonte auch das Grab Hadeloga's nicht. Viele ihrer Gebeine wurden heimlich entwendet, manche aber auch wieder zurückgebracht. So nahm einst Einer ihre Ueberreste hinweg und verbarg sie sorgfältig in einer Maueröffnung neben dem nahen Altare. Allein es wollte ihm nicht gelingen, sie aus der Kirche hinauszubringen. Während nun einmal Arbeiter in jenem Chore beschäftigt waren, fand einer von ihnen die verhüllten Reliquien

[1]) Dronke, Codex dipl. Fuld. nr. 24 p. 16.

und versteckte sie, in der Meinung, es möge darunter etwas enthalten sein, das er recht gut gebrauchen könne, in seinen Kleidern. Kaum aber hatte er daheim die Hülle entfernt, als ein kostbarer Wohlgeruch das ganze Haus zu erfüllen begann. Daraus erkannte er, daß die vor ihm liegenden Gebeine die von Heiligen seien, und trug sie sogleich in das Kloster zurück. Als die Aebtissin nachforschte, überzeugte sie sich nicht nur, daß es die Ueberreste Hadelogas waren, sondern fand auch wunderbarer Weise einen Finger der Heiligen, der schon länger entfremdet worden war, wieder darunter.

War die Heilige in ihrem Leben die Wächterin der klösterlichen Zucht gewesen, so erwies sie sich als solche auch noch nach ihrem Tode. Ja manchmal waltete sie dieses Amtes in sehr derber Weise. Aus alter Zeit erzählte man sich von einer Nonne, deren Leichtsinn durch kein Wort und kein Beispiel gebessert werden konnte. Was ihre Oberen nicht vermochten, das brachte die erste und älteste aller Lehrmeisterinnen des Klosters zu Stande. Als nämlich die Bethörte in der Kirche ohne Gedanken an Gottes und seiner Engel Gegenwart sich in gewohnter Unehrerbietigkeit dem Grabe der Heiligen näherte, da stand plötzlich diese vor ihr und gab ihr mit ausgestreckter Rechte einen so kräftigen Backenstreich, daß sie von da an gar nicht mehr an ihre Pflichten erinnert werden mußte. Das Gleiche begegnete einmal dem Bruder Kirchner, welcher sich das Grab Hadeloga's zu seinem Ruhelager ausersehen hatte, um dort seinen sehr weltlichen Träumereien nachzuhängen. Auch er wurde durch die unerwartete Zurechtweisung so bestürzt, daß er vollständig in sich ging. Diese wundersamen Blüthen einer durch den Glauben belebten Phantasie, jenen grotesken Gestalten und Masken vergleichbar, die in Stein gehauen von den mittelalterlichen Domen herniederschauen, begegnen uns schon in den Dialogen Gregor's und noch häufiger in späteren Heiligenleben[1]), weßhalb man versucht ist, an eine Entlehnung zu denken. Dem Verfasser der „Lobrede" aber können wir schon darum keine solche schuld geben, weil er selbst die ähnlich lautenden Wunder, welche Gregor erzählt, denen, die er zu berichten weiß, gegenüberstellt. Im Uebrigen fügt er zu diesen altüberlieferten Beispielen von dem Eifer der Heiligen für die Erhaltung des guten Geistes ihres Hauses eines aus seiner eigenen Zeit hinzu. Ein Bruder, welcher seiner Armuth wegen von dem Kloster aufgenommen und verpflegt wurde, vergaß des schuldigen Gebetes. Da sah er im Traume eine hehre Erscheinung, die ihn ermahnte: „Was lebst du in Trägheit dahin und denkst nicht daran, für jene zu beten, die dir das Nothwendige reichen?" Auf seine Frage, wer sie sei, daß sie ihn zum Gebete auffordere, erhielt er die Antwort: „Ich bin die Gründerin dieses Klosters, das dich ernährt, jene Hadeloga, von der du so oft gehört, daß

[1]) Gregorii dialogi l. II. c. 4. l. I. c. 4. — AA. SS. Julii tom. IV. p. 518.

ihr dieses Haus zustehe." Alle diese Erzählungen zeigen uns, wie lebendig und nachhaltig die Erinnerung an die Heilige war. Man dachte sie sich auch nach ihrem Tode immer noch in ihrem Kloster gegenwärtig, blieb aber auch seinerseits stets ihrer eingedenk.

Die Verehrung gegen die Stifterin sprach sich auch in der Inschrift des Denkmales aus, welches man ihr in der nach dem großen Brande von 1484 vergrößerten Klosterkirche setzte. In ihr hat sich zugleich noch ein Bruchstück des Hymnus und das Kirchengebet zu der Heiligen erhalten:

Oratio S. Hadelhedis.

Haec est virgo sapiens, despiciens mundum, ornans lampadem justitiae. Exinanivit semetipsam, domum patris sponte relinquens.

Hadelhedis inclyta
Sis pro nobis interventrix pia,
Quae cum sponso grata
Intrasti ad nuptias beata.
Ora pro nobis gloriosa virgo Hadelhedis,
Ut tuis precibus expurgemur a vitiis!

Oremus. Ineffabilem, piam et magnam misericordiam tuam supplices et humiliter imploramus Domine Deus noster, ut per merita gloriosae B. Hadelhedis virginis tuae nobis tribuas salutem mentis et corporis et animae, quae tibi castitatis lilium et tuae professionis virtutem augmentavit et seipsam pure et devote tibi immolavit, Jesu Christo Domino nostro, qui in Trinitate et Unitate perfecta vivis et regnas Deus per omnia saecula saeculorum. Amen.

Gebet zur hl. Adelheid.

Diese ist eine weise Jungfrau, welche die Welt verachtet und die Lampe der Gerechtigkeit bereit gehalten hat. Sie hat sich selbst entäußert und freiwillig das Haus ihres Vaters verlassen.

Adelheid, du Gottesbraut,
Unser Schutz sei dir vertraut,
Die im Himmelssaale
Thront beim Hochzeitsmahle.
Bitte für uns, o glorreiche Jungfrau Adelheid,
Damit wir durch deine Fürbitte von Sünden gereinigt werden!

Laßt uns beten! Herr, unser Gott, wir flehen inständig und demüthig deine unaussprechlich große und milde Barmherzigkeit an, daß du uns das Heil des Geistes, der Seele und des Leibes durch die Fürbitte der glorreichen Adelheid, deiner hl. Jungfrau, verleihen wollest, welche die Lilie der Reinheit und die Tugend des Glaubens bewahrt und sich selbst rein und fromm Dir, unserm Herrn Jesus Christus, aufgeopfert hat, der Du in der Dreiheit und doch vollkommenen Einheit als wahrer Gott lebst und regierst in alle Ewigkeit. Amen.

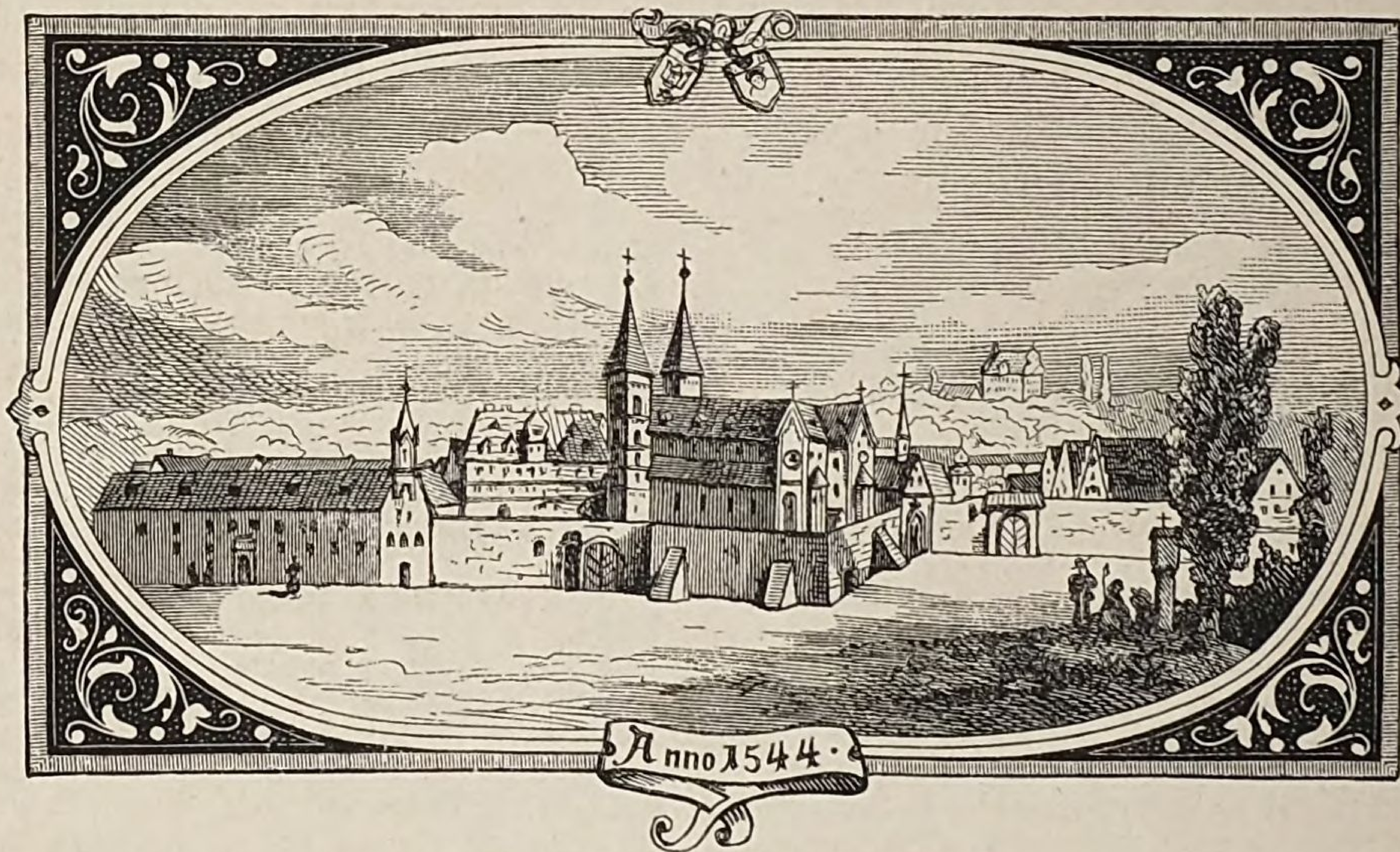
Es ist zu wissen, daß dieser würdig Stift und Convent dieses Klosters hie zu Kitzingen von der lieben und seeligen Hadelhaid angehebet und vollbracht ist worden in großer Andacht und inniger begierlicher Liebe und in der Liebe und in der Ehre des allmächtigen Gottes, Mariä der einigen Jungfrau, da man gezählt hat von seiner Geburt siebenhundert und fünf und vierzig Jahre. Und jetzt nach der Zahl Christi Geburt, da man gezählt hat 1486 Jahre, da ist dieser Stift alt gewesen 741 Jahre, und übertrifft an Alter den würdigen Stift zu Fulda. Zu derselben Zeit haben regiert in Frankreich und im heiligen römischen Reich Karolomannus und Pipinus, zween Gebrüder, und seind Herren und Söhne gewesen des heil. großen Kaisers Karls, dessen Dichter und würdigen Geschlechts und Stammes St. Hadelheid gewesen ist, als man klärlich geschrieben findet in ihrem heiligen und andächtigen Leben, daß sie mit völliger und großer Andacht, und mit dem Kränzlein jungfräulicher Würden und Keuschheit in Gottes Lobe mit viel andern seligen keuschen und reinen Herzen hie in diesem löblichen Stift ordentlich und seliglich vollbracht hat, und noch seliglich mit der Hülfe des heiligen Geistes, Mariä der Himmelskönigin, gelobt und vollbracht werden. Die liebe und würdige St. Hadlog wurde von Jesu Christo ihrem Gemahl von diesem Elende empfangen zu der ewigen Freude an dem 18. Tag des Aprils nach etlichen Jahren, als sie diesen würdigen und löblichen Stift und Konvent zu Gottes Lob vollbracht hat [1]).

Daß die Anführung Karls des „heil. großen Kaisers" als des Vaters von Karlmann und Pipin eine Verwechslung ist und, da Kitzingen älter als Fulda genannt wird, das Jahr seiner Gründung noch vor 744 liegen muß, bedarf kaum der Erwähnung.

---

[1]) Vgl. Archiv d. hist. Ver. v. Unterfr. I, 3. S. 64. — Reuß, a. a. O. S. 3 ff.

Der Name der Heiligen ist nicht nur dem Kloster, sondern auch der Umgegend als Marke eingeprägt. Bei einer im Kloster sich ereignenden Feuersbrunst mußte der Stadtthürmer nach seinem uralten Eide mit dem Horne gegen das Stift gewendet blasen und ausrufen: „Trag' aus Adelheid, mir ist dein Schad leid." Nach ihr wird bis heute eine Weinbergslage „Hadlaweiden" genannt. Das „Adelheidsbrünnlein" in der



Das frühere Benediktinerinnen-Kloster in Kitzingen.

Nähe schreibt seine Heilkraft, wegen der es auch nach schon eingetretener Kirchenspaltung selbst von Andersgläubigen noch häufig besucht wurde, von der Heiligen her. Auch die Benennung einer andern Feldlage: Ober- und Unter-Adel-leiten ist nur aus „Adelheiten", wie man früher schrieb, entstanden. Selbst entlegenere Besitzungen des Klosters haben ihren Namen bewahrt. So heißt in Versbach, welches Dorf schon 1272 von den Kitzinger Nonnen an das Stift Haug in Würzburg verkauft worden ist, noch gegenwärtig eine Lage der „Hadelsberg".

Wie die Gründung des Klosters von Hadeloga ausgegangen, so war sein Fortbestand in gewissem Sinne an ihr Grab gebunden. Die Schändung von diesem war der Vorbote der Auflösung von jenem. Die Aebtissin Katharina von Fronhofen hatte kurz nach ihrer am 23. Juni 1522 erfolgten Wahl noch einmal durch den Klostervicar Johann Lorenz den Heiligthums-Schatz verzeichnen lassen. Da waren an zwölf kostbare Särge und Laden, darunter sechs von Silber, drei von Elfenbein mit goldenen Knöpfen und silbernen Bildern, drei andere „mit verschrottem Werk", goldenen Bändern und Füßen; dreizehn silbervergoldete Monstranzen zum Theil mit „Barillen", Crystall und kostbaren Steinen; sechs „Kappsen und Köpffe" von Silber und vergoldet, ferner einer mit

„Barillen" und einer von Marmelstein; mehrere elfenbeinerne Büchsen, dabei eine mit goldenen Figuren; ein vergoldeter Adler; drei große silberne Kreuze und vier ganz silberne Heiligenbilder, welche St. Gilgen, St. Sebastian und zwei Jungfrauen aus der Gesellschaft der hl. Ursula vorstellten. Geradezu erstaunlich war der Reichthum an Reliquien, welchen diese Kunstwerke in sich schlossen. Auch die des hl. Bonifatius waren damals noch vorhanden, da solche an zwei Stellen, darunter einmal als: S. Bonifacii Mantel" aufgeführt werden[1]). Kurze Zeit darauf, im Jahre 1525, fielen die aufrührerischen Bauern zur Nachtzeit in das Kloster, brannten dasselbe zum Theile nieder, und erbrachen trotz heldenmüthiger Vertheidigung des Konventes mit Pickeln das Grab der heil. Adelheid. Man zerstreute die Gebeine und ging so weit, mit ihrem Kopfe zu „kugeln". Die wenigen Stücke, welche von den übrigen Heiligthümern gerettet werden konnten, kamen nach zwanzig Jahren, als die Markgrafen von Brandenburg das Kloster auflösten, in deren Hände. Wohl ließ der Stadtrath im Jahre 1608 das Grab der Heiligen wiederherstellen und mit einer lateinischen Aufschrift zieren[2]); allein bei dem Neubau der Klosterkirche in den Jahren 1695—99 wurde auf das wenn auch leere, doch immerhin ehrwürdige Denkmal keine Rücksicht genommen und so verschwand es spurlos unter dem Schutte.

Wir haben uns an der farbenreichen Blüthe dieses heiligen Lebens, so wie sie die Legende uns zeigt, erfreut; suchen wir nun, ihrer Wurzel nachzugraben. Nicht ob die Gründerin von Kitzingen wirklich gelebt hat, ist nämlich die Frage. Diese wird schon bejaht durch das Bestehen ihres Klosters, als dessen Stifterin nicht nur die beiden Lebensbeschreibungen des zwölften Jahrhunderts, sondern schon eine Urkunde Bischofs Heinrich von Würzburg vom 10. Mai 1012[3]) ausdrücklich die hl. Hadeloga nennen, jener bereits erwähnten, welche eine Aebtissin Hruadlauga 765 nachweist, gar nicht zu gedenken. Sie wird erledigt durch ihr Grab, welches Jahrhunderte hindurch gezeigt wurde. Sie wird endlich beantwortet durch ihren Eintrag in den Kirchenkalender und ihre Verehrung, welche bis heute nicht erloschen ist. Es kann sich also nur darum handeln, woher sie gekommen sei? Zeigt das Leben unserer Heiligen, wie schon bemerkt wurde, viele Aehnlichkeiten mit dem der ihr verwandten fränkischen Gertraud, so hat auch ihre Legende das gleiche Schicksal mit der von jener getheilt. Einzelne unbestimmte Ausdrücke

[1]) Inventar des Reliquienschatzes der Abtei Kitzingen. MS. f. 154. des histor. Vereins zu Würzburg.

[2]) Archiv d. histor. Vereins von Unterfr. I. 1. S. 182.

[3]) MS. f. 154. des histor. Vereins zu Würzburg.

oder auch irrige Angaben derselben haben dazu geführt, ihr zuerst eine andere Stelle in dem Stammbaum der Karolinger anzuweisen und dann, als man einsah, daß damit nur neue Schwierigkeiten erwüchsen, hinter ihr eine andere durch die Geschichte mehr beglaubigte Persönlichkeit zu vermuthen. In beiden Fällen war es auch hier zumeist die Aehnlichkeit der Namen, die als Fährte diente. Nach der Auffassung von Seiters[1]) wiche schon die „Lobrede" von der kürzeren Legende ab, indem sie entgegen dieser Hadeloga als die Tochter Pipins von Heristal bezeichnete, wofür sie auch von Wedekind ausgegeben wird. Die Worte: „ex imperiali illo Pipini famosissimi Francorum regis sanguine orta" sagen indessen in ihrer Allgemeinheit nur, daß sie aus dem Geschlechte Pipin's stamme. Anders hat sie auch der Abschreiber vom Jahre 1480, dem beide Legenden vorlagen, nicht verstanden, da er sonst an einer andern Stelle (Kapitel 10) nicht den Zusatz hätte machen können, daß die Mutter der Heiligen Kunehildis gewesen. Eine andere Ansicht, welche z. B. von Bruschius[3]) und Bucelinus[4]) vertreten wird, betrachtet Hadeloga als die Tochter Pipin's des Kurzen. Die Ueberlieferung, welche diesen König auf dem Schwanberge Hof halten läßt; der Antheil, den er nicht blos der Sage nach, sondern wohl auch in Wirklichkeit an der Ausstattung des Klosters nahm; noch mehr aber die Thatsache, daß er, wie Paulus Diaconus[5]) meldet, eine Tochter Namens Adelheid hatte, verleihen auf den ersten Blick dieser Annahme eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Allein einmal hatte dieselbe bei der Gründung Kitzingens kaum das Licht der Welt erblickt und sodann ist sie wie ihre Schwester Rothaid bereits als Kind gestorben und liegt mit dieser in der Kirche des hl. Arnulf zu Metz begraben[6]). Damit ist die Möglichkeit, daß sie das Kloster gestiftet haben könne, ausgeschlossen. Noch weiter steigt die schon erwähnte Urkunde Bischofs Heinrich von Würzburg herab, welche Hadeloga eine Tochter Karls des Großen nennt. Der Bericht der Legende, sie sei die Tochter „Karls, des Sohnes des Königs Pipin" gewesen, mag hiezu verleitet haben. Wir kennen eine Adda als Tochter des Kaisers, allein der Zeitraum, welcher zwischen dem Ursprung des Klosters und der Geburt dieser liegt, ist noch größer als in dem vorigen Falle. — Daß Hadeloga gar nicht aus dem Karolingischen Hause, hat vor allen anderen Trithemius[7]) behauptet. Er erzählt, Bonifatius habe dem Kloster „Rinckingen" — ein offenbarer Schreib- oder Lesefehler, der

---

[1]) Der hl. Bonifacius. S. 200.

[2]) Noten zu einig. Geschichtschreibern d. d. M. A. Bd. I. H. 2. S. 142.

[3]) Chronologia monasteriorum Germaniae Sulzbach 1682. p. 278.

[4]) Germania sacra. I, 50. II, 200. Vgl. Gropp, Collectio. IV, 165.

[5]) De episopis Mettens: Migne, Patrolog. lat. t. 95. p. 706.

[6]) Vgl. Oelsner, Jahrb. d. fränk. Reichs unter König Pipin. S. 425, Note 3.

[7]) Compendium annal. Mogunt. 1515.

aber eine lange Suche nach diesem vermeintlichen Orte veranlaßt hat — die hl. Hadeloga aus England, welche auch Tecla geheißen, zur Vorsteherin gegeben. Beide Heilige werden also in eine verschmolzen, die, wie ja auch Lioba, zwei Namen hatte. Serarius[1]) schloß sich ihm an und auch H. Greven[2]) gibt auf Grund dieser Nachricht Hadeloga für eine Verwandte des Bonifatius aus. Offenbar ist dem Würzburger Schottenabte diese Verwechslung nur darum begegnet, weil er die Legende Hadelogas nicht kannte. Sie wird von Tecla schon dadurch genugsam unterschieden, daß der Name dieser am 15. Oktober, der ihrige aber unter dem 2. Februar in den Martyrologien eingetragen ist. Einen anderen Ausweg wählte Eckhart[3]) und hat damit mehrfache Zustimmung, besonders die von Seiters gefunden. Er glaubt nämlich in Hadeloga die uns schon bekannte Adula, die Tochter Dagoberts II. und Aebtissin von Pfalzel erkennen zu dürfen. Schon im Jahre 722 trat Bonifatius mit ihr in Verbindung; ihr Enkel Gregor wurde sein ständiger Begleiter. Sie war die Vorsteherin eines berühmten Klosters und zugleich in Austrasien reich begütert. Bei ihr hatte sich der Heilige schon früher über die Einrichtung von Frauenklöstern zu unterrichten gesucht und sie wird ihn auch bei ihrer Freigebigkeit gegen die Kirche, von welcher ihr letzter Wille Zeugniß ablegt, in der Gründung solcher unterstützt haben. Es ist darum mehr als Vermuthung, daß Adula und Gregor dem Erzbischof auch bei der Stiftung von Kitzingen, Ochsenfurt und Bischofsheim an die Hand gegangen seien. Da sie keinen Biographen gefunden, so wurde ihr Leben in viel späterer Zeit nach umlaufenden Sagen aufgezeichnet. Die merovingische Königstochter wurde ein Sprößling des Pipinischen Hauses, ihr Enkel erscheint als ihr Hofkaplan. So zuversichtlich diese Meinung auch vorgetragen wird, sie beruht, wie schon die bezüglich der hl. Gertraud von Eckhart verfochtene Ansicht, nur auf der Aehnlichkeit des Namens. Eine Verwandtschaft zwischen dessen Trägern kann ihr Urheber nur dadurch herstellen, daß er einfach verwirft, was wir aus der Lebensgeschichte Hadeloga's erfahren. Da wir von Adula keine Biographie besitzen, so bleibt von beiden nur das Eine stehen, daß jede ein Kloster gegründet hat; es brauchen also nur beide Stiftungen der einen zugeschrieben zu werden und die andere kann als unnütz fallen. Gewiß sind oft in einer Legende Geschichte und Sage in einander gewoben. Wenn aber auch die Gewänder wechseln je nach der Zeit, welche sie zugeschnitten und genäht hat, so kann eine solche Verwandlung der Gestalten nur auf Grund überzeugender Beweise zugegeben werden. Bloße Muthmaßungen reichen hier nicht aus. Wir haben keine Biographie von Adula, aber wir besitzen eine solche von

[1]) Rer. Moguntinar. l. III. notat. 24: Joannis Rer. Mog. I, 302.

[2]) Additam. ad Usuard. 2. Febr.

[3]) Commentarii. I. p. 354.

Gregor und zwar von dessen Schüler, dem hl. Liudger, geschrieben. Diese weiß aber so wenig von unserm Kloster, als dieses von dem Abte Gregor von Utrecht. Im Uebrigen bleiben auch bezüglich Adulas, trotz aller Vergewaltigung der Legende der nicht wegzuschaffenden und — was wir betonen — der entscheidenden Unähnlichkeiten so viele, daß sich dadurch der Versuch, beide Frauen als eine hinzustellen, von selber richtet. Vor allen ist es die Zeit der Klostergründung, für die uns ein Spielraum von — wollen wir ihn recht weit nehmen — zehn Jahren, ungefähr 740—749, gelassen wird. Da Adula schon 722 Großmutter eines Jünglings war und 732 ihre letztwillige Verfügung traf, welche sie kaum lange überlebt haben wird, so müßte die Stiftung von Kitzingen um ein Jahrzehnt früher fallen. Sodann war Adula Wittwe, Hadeloga dagegen wird nur als Jungfrau bezeichnet. Die Einrede, auch Bilhildis werde einmal in einem alten Sakramentarium „Jungfrau" genannt, während sie doch Wittwe gewesen, wäre nur dann angebracht, wenn auch Hadeloga nur ein oder das andere Mal als solche angeführt würde. Statt dessen erscheint sie immer und überall als „virgo". Zuletzt wird die Aebtissin von Pfalzel an einem ganz anderen Tage — am 24. Dezember — gefeiert[1]) als die Kitzinger Heilige. Die hier versuchte Aufklärung würde also weit größeren Glauben fordern als das Dunkel, welches sie aufhellen will; der geschaffenen Schwierigkeiten wären mehr als der vorhandenen, die der Lösung harren.

Worin bestehen nun eigentlich diese Widersprüche, welche zur Verwerfung der ganzen Legende zwingen sollen? Der erste, welchen Eckhart aufzählt, soll darin liegen, daß Bonifatius selbst Tecla als die erste Aebtissin von Kitzingen eingesetzt habe. Ob die Worte seiner Biographen so auszulegen seien, das werden wir im Leben der hl. Tecla zu erörtern haben. Wenn aber auch, so würde doch die Legende der hl. Hadeloga sich damit vereinen lassen. Die fränkische Fürstentochter hätte eben nach dem Beispiele der hl. Radegundis, obwohl die Gründerin und Mutter des Hauses, doch nicht dessen eigentliches Haupt, sondern als Vorbild des demüthigen Gehorsams die erste Untergebene sein wollen. Daß sie trotzdem als Aebtissin bezeichnet wird, wäre kein vereinzelter Fall, da, wie Eckhart selbst andeutet, sehr häufig die Stifter einer klösterlichen Genossenschaft auch für deren erste Vorsteher gehalten wurden. Oder es ließe sich auch mit Rettberg[2]) ein anderer Ausgleich darin finden, daß Tecla für Kitzingen an Hadeloga eine Stellvertreterin gehabt, während sie selbst sich mehr in dem ihr gleichfalls überwiesenen Kloster Ochsenfurt aufgehalten habe. Ein weiterer Einwand ist der, daß von ihr gesagt wird, sie sei aus königlichem Blute entsprossen, was doch

---

[1]) AA. SS. Supplement: Auctarium Octobris et tabulae generales p. 396.

[2]) Kirchengeschichte Deutschlands. II. 335.

nicht von der Tochter Karl Martells gelten könne. Auch hier gibt derselbe, welcher ihn erhoben, zugleich die Lösung, indem er bei einer früheren Gelegenheit darauf hinweist, daß Pipin von Heristal, also der Großvater Hadeloga's, zuweilen „König" genannt werde[1]). Es sollen aber auch, heißt es ferner, „Markgrafen und Könige von Griechenland (Rußland)" ihre Freier gewesen sein, welche Würden damals noch gar nicht bestunden. Mit Recht schließt Eckhart hieraus, daß die Lebensbeschreibung, die wir haben, nicht vor dem zwölften Jahrhundert entstanden ist. Ihr Verfasser drückt die hohe Geburt der verschiedenen Bewerber dadurch aus, daß er die einzelnen zu seiner Zeit bestehenden Rangklassen aufzählt, und er veranschaulicht wieder die fremde Herkunft Einiger damit, daß er sie als Fürsten jener Länder aufführt, die ihm am fernsten lagen. Auf Grund dieser Freiheit in Nebendingen läßt sich aber doch noch nicht auf einen Irrthum oder eine Täuschung in der Hauptsache klagen. Das meiste Gewicht wird übrigens darauf gelegt, daß Hadeloga als eine Tochter Karl Martells und der Kunehild bezeichnet wird, während die Gemahlin, welche der Hausmeier nach dem Tode der Rhotrudis nahm, in Wirklichkeit die bayerische Sonehild war und sodann ihm von keinem andern Geschichtschreiber eine Tochter dieses Namens zugeschrieben wird. Was das Eine angeht, so brauchen wir, wenn wir nicht Kunehildis als eine Nebenfrau ansehen wollen, nur nach der bei Eckhart selbst so beliebten Art das K oder C in ein S zu verwandeln und wir haben Sunehild. Die Nichterwähnung der Tochter Karl Martells aber von Seite anderer gleichzeitiger Schriftsteller kann nach dem hierüber schon gelegentlich der Prüfung der Legende der hl. Gertraud Gesagten nicht als Gegenzeugniß angerufen werden. Ueberdies haben wir noch für ganz andere Namen blos die Heiligenleben als Quellen, ohne daß man sie darum als sagenhaft gestrichen hätte. Keine der vorgebrachten Schwierigkeiten ist also unüberwindlich.

Ja, sehen wir näher zu, so lassen sich manche Umstände finden, welche nur zu Gunsten der Legende sprechen. Ein solcher ist die Zeit der Entstehung des Klosters, welche nach übereinstimmender Ueberlieferung kurz vor oder nach dem Tode Karl Martells zu suchen ist. Seine Gründung durch ein Mitglied des Herrscherhauses läßt sich ferner daraus entnehmen, daß es als königliches Kloster erklärt wurde. Auf die Verwandtschaft der Stifterin mit dem Geschlechte der Karolinger weist endlich schon der Name derselben hin, der bei der Tochter Pipin des Kurzen und der Karls des Großen wiederkehrt. Will man darum auch nicht, wie indessen namhafte Gelehrte thun[2]), gerade den Platz festhalten,

[1]) Eckhart, l. c. I, 310.

[2]) H. Düngersheim, Encom. s. Scholasticae. AA. SS. Febr. II. p. 410. — Le Cointe, Ann. Francor. IV, 868. — J. Bollandus, AA. SS. I, 307. — C. Goerius, AA. SS. Octobr. VII, 1. p. 63.

welchen die Legende der hl. Hadeloga unter den Nachkommen Pipin's von Heristal anweist, so wird man sie doch immerhin als ein Glied dieser Familie betrachten dürfen. So dicht man sich die sagenhafte Umhüllung vorstellen mag, soviel geschichtlicher Kern wird für den unbefangenen Forscher immer übrig bleiben. Für die Ehre unserer Heiligen aber ist es gleichgültig, ob sie die Tochter des gewaltigen Hammers oder der Sprößling eines Nebenzweiges sei, denn von ihr gilt: „magis nobilitata virtutibus quam progenie — ihre Tugenden adeln sie mehr als ihre Herkunft.“

8. Die heilige Tecla.

(15. October.)



Die Pfarrkirchen zu Kitzingen und Ochsenfurt.

Südlich von Kitzingen, hart vor Marktbreit, lenkt der Mainstrom nach Westen ein, um seinen zweiten großen Bogen zu beschreiben. Gerade da, wo er sich wieder gegen Mitternacht wendet, liegt an seinem linken Gestade, von sanft aufsteigenden Hügeln umkränzt, O h s o n o f u r t oder O c h s e n f u r t, der Hauptort des früheren Badenach oder, wie wir jetzt sagen, Ochsenfurter Gaues. Die Stadt hat bis heute das alterthümliche Gewand, welches ihr so gut steht, nicht abgestreift. Noch trotzen nicht nur die starken Mauern mit ihren Umgängen und die alten Thore durch mächtige Thürme wohl verwahrt, auch innerhalb derselben hat sich manch merkwürdiges Baudenkmal erhalten. Da ist das „Schlößlein", welches am 15. Juli 1338 von Erkinger von Seinsheim gegen Luitpold Küchenmeister von Nordenberg und wieder am Barbaratag des Jahres 1440 von den mannhaften Bürgern gegen den Einfall des Markgrafen von Brandenburg so tapfer vertheidigt wurde; die „Veste", die schon 1334 als die Pfalz des Domkapitels, der Herren der Stadt, bezeichnet wird; das alte Rathhaus mit Pranger und Halseisen für „mißthätige Personen" und das neue, aber auch schon vierhundert Jahre alte, mit Erker und Treppe mit zierlicher Brüstung, welchen sich noch sonstige stattliche Bauten anreihen ließen. Den Hauptschmuck der Stadt aber bilden ihre Kirchen: den anderen voran die große Pfarrkirche, im dreizehnten Jahrhundert wohl an der Stelle der schon 835 von Bischof Humbert zu

Ehren der hl. Cyprian und Sebastian eingeweihten Basilika angefangen, welche noch manch kostbares Kleinod der früheren Kunst, wie den in Erz gegossenen Taufstein, wahrscheinlich ein Werk Peter Vischers und das von Tillmann Riemenschneider gemeißelte Sakramentshäuschen in sich birgt; daneben die Michaelskapelle, eine Perle der gothischen Kunst, von dem Steinmetzen Hans Baur 1440 errichtet; die Spitalkirche, deren Schiff noch der frühromanischen Zeit angehört, und die 1463 begonnene Wolfgangskapelle auf dem Berge, um welche einst die Bauern des umliegenden Gaues den jährlichen Umritt hielten. Wehrkraft und Glaubensstärke, das sind die beiden Stempel, welche die Vergangenheit dem Orte aufgedrückt hat. Durchschreitet man die engen Gassen, dann ist es, als müßten uns ihre ehemaligen Bewohner begegnen: der Ritter mit seinen reisigen Knechten, der Schultheiß des bischöflichen Kapitels in seinem rothen Mantel, der Rathsherr mit güldener Gnadenkette auf schwarzem Kleide, der Domherren einer, die hier geboten, oder auch einer jener Leutpriester, die einst so zahlreich hier bepfründet waren.

Auch Ochsenfurt wird zum ersten Male genannt in Verbindung mit einer Heiligen und zwar geschieht seiner zu gleicher Zeit mit Kitzingen Erwähnung. Nach unbestimmten Nachrichten wäre schon Hadeloga das Bindeglied zwischen beiden Orten gewesen, nach sicheren Quellen war es Tecla, die Schülerin Liobas. Da keine Lebensbeschreibung derselben vorhanden ist, so sind wir auf vereinzelte Mittheilungen angewiesen, welche die Bollandisten am vollständigsten zusammengestellt haben[1]).

Wie Rudolf in dem Leben der hl. Lioba[2]) berichtet, war Tecla eine Verwandte dieser. Sie hatte also mit ihr nicht nur dasselbe Vaterland, sondern war auch gleich ihr aus edlem Geschlechte entsprossen. Daß sie dadurch auch mit Bonifatius durch die Bande des Blutes verbunden gewesen, läßt sich indessen hieraus nicht mit jener Sicherheit schließen, mit der es Manche behauptet haben. Lioba war dem Heiligen von ihrer Mutter aus verwandt. Um nun mit Bestimmtheit sagen zu können, daß Tecla als Base Liobas auch die des Erzbischofs gewesen sei, müßten wir wissen, daß die Verwandtschaft beider Frauen sich von der Seite von Lioba's Mutter und nicht von der ihres Vaters hergeleitet habe. Ueber die Jugendjahre der Heiligen besitzen wir ebenfalls keine näheren Nachrichten. Als Cuthburga, die Gründerin Winburns, noch unter ihre Lehrmeisterin Hildelida in dem Kloster Barking weilte, da widmete ihnen und noch acht anderen Nonnen, unter denen auch eine Tecla genannt wird, der hl. Aldhelm sein Buch vom „Lobe der Jungfräulichkeit". Eckhart[3]) vermuthet, daß diese Tecla die unsere sei.

---

1) AA. SS. Octobr. VII, 1. p. 59.

2) P. AA. SS. Februar. VII, 766.

3) Commentarii. I, 355.

Da aber Aldhelm dieses Werk noch bevor er Bischof von Sciréburg wurde, also vor dem Jahre 705[1]) geschrieben hat, so läßt sich diese Annahme nicht halten. Die Tecla des Klosters Barking, welche, als Aldhelm ihr sein Buch widmete, gewiß schon eine gereifte Jungfrau war, kann nicht dieselbe gewesen sein, welche Bonifatius ungefähr dreißig Jahre später nach Deutschland rief. Sie wäre nicht nur damals in einem Alter gestanden, welches für die ihr aufgetragene Aufgabe nicht mehr die Kraft besaß, sondern sogar bejahrter als Lioba gewesen, als deren Schülerin und Untergebene wir sie doch kennen lernen. Die Verwandtschaft und die Genossenschaft beider weisen vielmehr darauf hin, daß sie zusammen in dem nämlichen Kloster, also in dem von Winburn, erzogen wurden. Von hier aus folgte sie demselben Rufe, dem auch Lioba gehorsam war[2]). Wahrscheinlich verließen sie zu gleicher Zeit ihr Vaterland; wenn aber nicht, dann ging sicher Lioba voran und Tecla war es, die ihr Beispiel nachahmte.

Während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Deutschland finden wir sie unter ihrer Verwandten Leitung in dem Kloster Bischofsheim. Sie wird als die genannt, welche bei jenem furchtbaren Sturme, der die Nonnen wie das Volk zittern machte, zu Lioba trat und sie um ihre Fürbitte beschwor. Daß sie nicht blos zufällig, etwa zum Besuche, anwesend war[3]), geht aus der Art und Weise, wie sie Rudolf bei diesem Vorgange in seine Erzählung einführt, hinlänglich hervor. Zudem bezeichnet er ja ausdrücklich Bischofsheim als das Mutterkloster, in welchem die Mägde Christi nach dem Beispiele ihrer Meisterin in der Zucht des Herrn und in den göttlichen Wissenschaften unterrichtet wurden und solche Fortschritte machten, daß mehrere von ihnen die Vorsteherinnen anderer wurden und kaum ein Frauenkloster in Franken war, welches nicht eine ihrer Schülerinnen als Lehrerin begehrte. Manche wollen in dem Briefe, welchen Bonifatius an Leobgyth, Tecla und Cunihild und die anderen Schwestern, welche mit ihnen zusammenwohnten[4]), richtete, ein drittes Zeugniß finden, da ja hier gesagt sei, daß die Genannten in einem Kloster lebten; andere dagegen betrachten ihn als ein Rundschreiben an jene Klöster, denen die erwähnten Frauen vorstanden. Wir können dieses um so eher dahingestellt sein lassen, als schon die bereits angeführten Beweise das längere Zusammenleben Teclas mit Lioba in Bischofsheim verbürgen.

Zu jenen Klöstern, welche mit dem Lioba's oder doch bald nach ihm in unserem Lande entstanden sind, gehört vor Allen Kitzingen. Auch seine Gründerin und ihre Schwestern mußten den Wunsch hegen,

---

[1]) Mabillon AA. SS. O. S. B. III, 1. p. 300.
[2]) Othlonis Vita Bonif.: Mabillon, l. c. III, 2. p. 42.
[3]) Rettberg, Kirchengeschichte II, 335.
[4]) Jaffé l. c. nr. 91. p. 239.

ihr Leben nach dem Vorbilde jener einzurichten, welche Bonifatius selbst als das Muster für die Uebrigen aufgestellt hatte. Gewiß war Hadeloga nicht die letzte, welche eine Lehrerin aus ihrer Schule begehrte. Bonifatius bestimmte als solche Tecla. Diese, sagt Othlon, „setzte er nach Kitzingen und Ochsenfurt am Mainstrom.“ Schon ihre Wahl bezeugt uns, wie hoch der Heilige sie gehalten habe. Der Mainzer Priester nennt überhaupt unter den anglischen Frauen neben der Aebtissin von Bischofsheim nur noch Tecla und sagt, daß sie an den erstgenannten Ort geschickt worden sei, „um da zu leuchten gleich einem Lichte in der Finsterniß.“ Hier stehen wir nun vor der Frage, ob Tecla als die erste oder als die zweite Aebtissin von Kitzingen zu betrachten sei. Das Verzeichniß der dortigen Oberinnen, welches Bruschius[1]) nach Aufschreibungen des Klosters gibt, bietet für die ersten zwei Jahrhunderte wenig Sicherheit, weshalb aus ihm eine gewisse Antwort nicht zu erholen ist. Es nennt an erster Stelle Hadeloga und an zweiter Heilga; der Name der hl. Tecla kommt dagegen gar nicht vor. Man hat darum Heilga, d. i. die Heilige als einen leicht erklärlichen Beinamen Teclas genommen. Eckhart läßt nun mit Uebergehung Hadeloga's oder, wie er sagt, Adula's, Tecla die Reihe der dortigen Vorsteherinnen eröffnen. Worauf er sich stützt, das sind eben jene Worte der Biographen des hl. Bonifatius. Abgesehen davon, daß der Ausdruck: „collocavit — er setzte“ es unbestimmt läßt, ob sie sogleich als Aebtissin dorthin geschickt worden sei, während dagegen Lioba ganz bestimmt sofort als solche von Bischofsheim bezeichnet wird, so ist, dies auch bezüglich Tecla's angenommen, doch lange noch nicht gesagt, daß sie die erste gewesen oder gar das Kloster erst ins Leben gerufen habe. Der Grund und Boden für diese Niederlassungen kam sicher von anderer Hand und ihre Anfänge waren gewiß schon gelegt, bevor der Heilige die englischen Nonnen in dieselben sandte. Schon vor der Aebtissin Tecla war also eine Stifterin und erste Leiterin da. Wenn nun die Legende der hl. Hadeloga diese als solche nennt, so steht sie mit jenen Nachrichten in keinem Widerspruch, sondern gibt uns vielmehr den fehlenden ersten Ring zu der Kette. Dazu kommt, daß, wie bereits in deren Leben erwähnt wurde, eine Hruadlauga, unter der wir doch wohl keine andere als eben Hadeloga vermuthen dürfen, 765 urkundlich als Aebtissin des Klosters der hl. Maria angeführt wird. Wohl reiht Eckhart diese erst nach Tecla oder Heilga ein; allein er würde es nicht haben thun können, hätte er nicht irrthümlicher Weise, wie wir zeigen werden, das Todesjahr Tecla's vor 765 gesetzt. Wenn Hadeloga noch um diese Zeit unter den Lebenden war, so folgt deshalb nicht, daß Tecla erst später nach Kitzingen gekommen sei. Die wenn auch sparsamen Quellen sagen vielmehr bestimmt, daß sie noch unter Bonifatius, also auch unter Hadeloga dorthin gerufen wurde. Man will

[1]) Chronologia monast. Germ. p. 279.

wissen, daß sie um Pfingsten 749 zuerst am Maine aufgetreten sei[1]). Sie kam, wenn auch nicht sogleich als Aebtissin, so doch als Lehrerin. Ihre Aufgabe war darum nicht minder groß. Sie sollte das Kloster nach dem Muster der Häuser ihres Mutterlandes einrichten und den Geist, den sie unter Lioba eingesogen, in diese neue fränkische Stiftung übertragen. Eben jene Worte: „daß sie wie ein Licht in der Finsterniß leuchtete" geben uns Aufschluß über ihre Thätigkeit. Sie war eine Leuchte für das Kloster, das sie durch ihr Beispiel die Regel des hl. Benedikt lehrte, und sie war eine Leuchte für die Umgebung, für deren Kinder sie jene Schule einführte, ohne die wir uns ein Frauenkloster damaliger Zeit, zumal nach dem Sinne des hl. Bonifatius, nicht vorstellen dürfen. Bald dachte man daran, auch für den benachbarten Badenachgau einen ähnlichen Lichtherd zu schaffen, und so kam die Niederlassung zu Ochsenfurt zu Stande. Auch hier scheinen beide Frauen zusammen gewirkt zu haben. Allen Umständen nach war es Hadeloga, welche die Mittel zu der Gründung bot; Tecla dagegen wurde als erste Vorsteherin aufgestellt. So stund sie zuerst als Aebtissin dem Gotteshause zu Ochsenfurt vor und übernahm darauf mit dem Tode Hadeloga's oder, falls diese vielleicht freiwillig ihre Würde niedergelegt hat, schon früher auch die Leitung von Kitzingen als dessen zweite Oberin.

Verschiedene Schriftsteller haben, wie schon gesagt, ihrem Wirken ein kurzes Ziel gestellt, indem sie ihr Todesjahr um 750[2]) oder 760[3]) suchen. Der Grund, welcher namentlich unsern Eckhart hiezu verleitet hat, ist ein doppelter. Einmal läßt er die englischen Nonnen zu gleicher Zeit mit den anglischen Priestern, also schon 725 in Deutschland auftreten, sodann will er in der als Aebtissin eines fränkischen Klosters verstorbenen Schwester des Bischofs Megingaud[4]) unsre Tecla erkannt haben. Daß die Ankunft Lioba's und ihrer Schwestern kaum so frühe erfolgt ist, wurde schon in deren Leben dargethan. Mit wie wenig Recht Tecla an die Stelle der ungenannten Schwester des Nachfolgers des hl. Burkard gesetzt wird, werden wir in seiner Geschichte zeigen. Selbst zugegeben, daß dem so wäre, so würden wir immerhin ihr Leben viel weiter hinaus erstrecken können, da Lullus, welchem Megingaud schrieb, erst 786 gestorben ist. Wir haben indessen einen bestimmten Anhaltspunkt, aus welchem wir, wenn auch nicht auf ein gewisses, so doch ein viel späteres Todesjahr schließen müssen. Rudolf versichert, daß er die Nachrichten über Lioba von Magno erhalten habe, dem sie von ihren Schülerinnen Agatha, Tecla, Nana und Eoliba erzählt worden seien. Dies rechtfertigt die Annahme, daß Tecla viel später, ja erst nach Lioba heimgegangen sei. Die Tecla des Magno

---

1) Hesse a. a. O. S. 732.

2) Martyrol. Anglican. ad diem 15. Octobr. — Link, Klosterbuch. II, 556.

3) Eckhart, l. c. I, 525. — Reuß a. a. O. S. 6.

5) Jaffé l. c. nr. 128. p. 294.

von der Aebtissin von Ochsenfurt und Kitzingen als eine jüngere zu unterscheiden, wie Eckhart will, geht um so weniger, als nicht nur diese, sondern auch Agatha von Rudolf als um dieselbe Zeit in Bischofsheim anwesend angeführt werden. Bezüglich ihres Todestages sind wir auf die Angaben der verschiedenen Martyrologien angewiesen, von welchen einige ihr Fest auf den 27. oder 28. September, die meisten aber, darunter das römische, das englische und die ihres Ordens es auf den 15. Oktober verlegen[1]). Ob mit dem einen Datum das ihres Todes, mit dem andern das ihrer Erhebung gemeint sei, wissen wir nicht. Auch über den Ort, an dem sie die irdische Hülle abgestreift, sind wir nicht unterrichtet. Die Worte des englischen Martyrologiums: „Eodem die Ochnofurti in superiori Germania depositio S. Teclae virginis et abbatissae“ lassen auf Ochsenfurt rathen, von wo vielleicht später die Ueberreste nach Kitzingen übertragen wurden. Während nämlich von einem „Grabe“ der Heiligen an diesem letzteren Orte nichts bekannt ist, führt doch das Heiligthums-Verzeichniß des Klosters neben anderen in einem silbernen Sarge verschlossenen Reliquien auch solche von „S. Tecla der Jungfrauen“ auf. Um so gültigere Zeugnisse haben wir über ihre kirchliche Verehrung. Sowohl die alten deutschen Benediktinerklöster wie die Kirchen ihres Ordens in anderen Ländern bis hinein nach Portugal feierten und feiern theilweise noch ihren Gedächtnißtag.

Von den beiden Klöstern wird das zu Ochsenfurt nicht weiter erwähnt. Die dortige Niederlassung mag also bald aufgelöst oder vielmehr mit Kitzingen vereinigt worden sein. Die vielen Güter, welche dieses mainabwärts bis nach Heidingsfeld hin besaß, sind ihm vielleicht aus dem Ochsenfurter Erbe zugeflossen. Berühmter jedoch als durch seinen Reichthum war das Kloster durch sein geistiges Leben. Mit nur wenigen und ganz kurzen Unterbrechungen ist es immer eine Pflanzstätte der Bildung und Frömmigkeit für die Töchter der ältesten und angesehensten Häuser des fränkischen Adels geblieben. An jene heiligen Frauen, die Kitzingen gegründet, reihen sich andere Heilige, die dort eine Zufluchtsstätte gefunden oder ihre Erziehung erhalten haben. Es ist ein geweihter Boden. Um 1156 erschien die große Seherin jenes Jahrhunderts, die hl. Hildegard, in seinen Mauern und predigte mehrmals auf dem Markte vor einer zahllosen Volksmenge[2]). Bald darauf wurde die hl. Hedwig, die spätere Herzogin von Polen, dem Kloster zur Erziehung übergeben und empfing hier die Keime ihrer künftigen Größe[3]). Im Jahre 1227 pochte die liebe heilige Elisabeth von Thüringen, welche nach dem Tode ihres Gemahls aus der Heimath vertrieben worden war, mit ihren Kindern an der Klosterpforte und fand bei ihrer

[1]) AA. SS. l. c. p. 59.

[2]) J. Ph. Schmelzeis, die hl. Hildegardis. Freiburg 1879. S. 530. 532. — Reuß a. a. O. S. 11.

[3]) F. Becker, die hl. Hedwig. Freiburg 1872. S. 21 ff.

Tante, der Aebtissin Mechtild von Meran, gastliche Aufnahme. Als sie nach einigen Monaten von ihrem Oheim, Bischof Egbert von Bamberg, wieder abgeholt wurde, ließ sie von ihren Kindern die zweijährige Sophie zurück, welche später den Schleier nahm und ihrer Muhme in der Würde einer Aebtissin folgte. Mechtild aber baute noch kurz vor ihrem Tode 1254 zum bleibenden Gedächtnisse der Anwesenheit der heilig gesprochenen Fürstin am Eingange der Kirche die Kapelle der hl. Elisabeth und stiftete eine eigene Vicarie, welche 1255 von Bischof Hermann von Würzburg bestätigt wurde [1]). — Zu diesen leuchtenden Vorbildern treten die Beispiele aus der großen Zahl jener, deren Namen zugleich mit ihnen begraben wurden, und legen Zeugniß von dem Geiste ab, welcher in dem Kloster herrschte. So wird uns erzählt von einer Nonne, welche trotz ihrer anerkannten Tugenden so häufige Zähren vergoß, als hätte sie große Sünden abzuwaschen. Als man sie aufmerksam machte, sie möge doch mehr auf ihr Augenlicht Bedacht nehmen, gab sie zur Antwort: „Die Wege dieses Hauses sind kurz und mir alle bekannt. Wenn derjenige, welcher die Blinden erleuchtet, mich in diesem Leben blind werden läßt, so werde ich mich mittelst meines Stabes vollständig zurecht finden. Daß er mich des Lichtes der Wahrheit nicht beraube, das darf ich dann um so zuversichtlicher hoffen." Eine andere Schwester rief im Angesicht des Todes dreimal aus: „Gott ist mein Zeuge, daß ich mich bestrebte, eine wahre Klosterfrau zu sein." Darauf stimmte sie feierlich das Kyrie eleison an und entschlief unter dem Gesange der Litanei [2]). Acht Jahrhunderte hatte das Kloster bestanden, da schlug mit dem am Sonntag nach Katharina 1544 eingetretenen Tode der Aebtissin Veronika Hund von Saulheim auch seine letzte Stunde. Der Markgraf von Brandenburg, dem die Stadt verpfändet war, wandelte dasselbe in ein weltliches Damenstift um. Kaum war aber Kitzingen von den Bischöfen von Würzburg wieder eingelöst, als die Gebeine der Entschlafenen gleichsam wieder wach wurden und sich aufs Neue mit Fleisch umkleideten. Johann Philipp von Schönborn rief 1660 einige Nonnen aus dem Orden der hl. Angela aus dem Hause zu Metz und baute Kloster und Kirche von Grund aus neu auf. Ihre Einweihung fand am 9. August 1699 durch Fürstbischof Johann Philipp von Greiffenklau statt. Das Werk Tecla's und der übrigen Töchter des hl. Benedikt wurde von den Ursulinerinnen wieder aufgenommen und fortgeführt. Gerade als das Kloster in vollster Blüthe stand, brach die Säcularisation herein. Der neue Baum, den die alte Wurzel getrieben, starb nicht in Folge eigenen Siechthums, sondern wurde von rauher Hand gefällt. —

---

[1]) Montalembert, Gesch. d. hl. Elisabeth. Aus d. Franz. 5. Aufl. Köln 1864. S. 175. — Neuß a. a. O. S. 12.

[2]) Encomium S. Hadelogae. AA. SS. Februar. I. p. 951.

Einst traf einer der größten französischen Naturforscher auf heimischem Boden mitten im Freien eine der schönsten Blumen einer ganz fremden Zone. Verwundert fragte er sich, wie sie dahin gelangt? Nach vielem Forschen fand er sie nochmals aber auch einzig in dem Pflanzengarten der entfernten Hauptstadt wieder, von wo demnach ihr Same vielleicht durch den Wind an jenen Ort übertragen worden war. Schauen wir hin auf das Deutschland des achten Jahrhunderts, so sehen auch wir mitten in der Einsamkeit seiner ungeheueren Wälder auf einmal große Gärten mit hier ganz ungewohnten Blüthen und Früchten wachsen. Die Antwort auf die Frage, wer diese neue Saat ausgestreut, lautet auch hier: von weit her über das Meer ist sie gekommen und gottbegeisterte Frauen sind es gewesen, die sie zu uns gebracht. Man hat sie zerstört, nachdem sie viele Jahrhunderte mit ihrem Wohlgeruche erfüllt hatten. Aber indem ihre welken Kronen sich zur Erde neigten, ließen sie in dieselbe als ein Vermächtniß für die Zukunft das darin gezeitigte Fruchtkorn fallen. So Vieles darum auch dahingegangen — Eines dauert und wird immer fortdauern: das sind die opferwilligen Seelen.

9. Der heilige Gumpert.

(15. Juli.)



Die Gumpertuskirche in Ansbach.

Noch über das Häusermeer der ehemaligen Hauptstadt des Markgrafthums Ansbach ragt „St. Gumprechts-Münster" empor. Sein mächtiger Thurm mit den drei Spitzen erhebt sich gegen Himmel wie eine zum Schwure ausgestreckte Hand, als wolle er fort und fort an das heilige Gelöbniß erinnern, welches einstens der Stifter dieser Kirche abgelegt und so Viele ihm nachgesprochen haben. Nicht mit Unrecht nimmt der Bau diese seine ganze Umgebung beherrschende Stellung ein. War er doch nicht nur für die Stadt einstens das Herz, von welchem aus das Leben ihr zugeströmt ist, sondern auch für die umliegenden Gaue die Lichtsäule, welche die auf ihnen ruhende Nacht erhellt hat. Was der erste Sitz geistlicher Herrschaft in Ostfranken einem Kilian und Burkard verdankt, das schuldet der vornehmste Mittelpunkt weltlicher Fürstenmacht in dem fränkischen Kreise dem hl. Gumpert.

Unsere Nachrichten über ihn fließen aus zweierlei Quellen. Zu den einen gehört das Kapitel, welches Egilward in seinem Leben Burkards unserm Heiligen widmet [1]), und die gesonderte Lebensbeschreibung

[1]) Mabillon, AA. SS. O. S. B. III, 1. p. 700. AA. SS. Octobris tom. VI. 573.

aus dem zwölften Jahrhundert, welche die Bollandisten einem alten Lectionarium des Franziskanerklosters in Würzburg entnommen haben[1]). Die anderen bilden die Urkunden Karls des Großen vom 29. März 786, das Bruchstück eines Tauschvertrags zwischen diesem Kaiser und Bischof Bernwelf von Würzburg und die Bestätigung desselben durch Ludwig den Frommen vom 20. März 837[2]), der späteren auf das Gumpertusstift bezüglichen Diplome nicht zu vergessen. Alle diese Belege, sowie die bei den späteren Geschichtsschreibern von Ansbach sonst vorkommenden Zeugnisse hat J. S. Strebel[3]) in einem Bande vereinigt. Schon Sollier[4]), welcher die Urkunden nicht kannte, hat die ihm vorliegenden Lebensbeschreibungen öfter unrichtig gedeutet und deshalb den hl. Gumpert wohl als den Stifter von Ansbach anerkannt, ihn aber als Laien hingestellt. Eckhart[5]), welcher wohl das Diplom des Jahres 837, nicht aber jenes von 786 vor sich hatte und die Angaben der Lebensbeschreibung für sich allein nicht für beweiskräftig genug hielt, läßt zwar den Heiligen gelten, will aber das Kloster als eine Gründung der Würzburger Bischöfe betrachtet wissen. Am weitesten ist Bensen[6]) gegangen, indem er nicht nur den schon von Anderen angefochtenen Freibrief Karls des Großen als eine Fälschung verwirft, sondern auch die Geschichte des hl. Gumpert größtentheils als Sage erklärt. Ihm gegenüber hat Huscher[7]) die Stiftung Ansbachs durch Gumpert mit unwiderleglichen Gründen dargethan. Nicht die Mönche haben eine falsche Urkunde verfertigt, wohl aber haben aller Vermuthung nach die markgräflichen Behörden die Urschrift des ächten Diploms des Jahres 786, deren sowohl die Lebensbeschreibung als eine Urkunde des Mainzer Erzbischofs Werner vom Jahre 1282 erwähnt, die ferner alljährlich am Festtage des Heiligen öffentlich vorgelesen wurde und im Jahre 1563 noch wirklich vorhanden war, später verschwinden lassen. Die Einwände aber, welche man gegen die noch erhaltene Abschrift erhoben hat, können nicht als stichhaltig angesehen werden. Den Ausführungen Huscher's ist Sickel[8]), unstreitig der gewiegteste Kenner der Urkunden der Karolinger, beigetreten. Die Legende des hl. Gumpert steht also auf festem, geschichtlichen Boden. Die Angaben Egilwards werden durch die Lebensbeschreibung theils berichtigt, theils näher be-

---

[1]) AA. SS. Julii tom. IV. p 69.

[2]) J. F. Georgi Diploma Karoli, quo Ecclesiam Onoldisbac. in tutelam accepit. Onold. 1700. 4°. Schütz, Corp. hist. Brandenb. dipl. IV, 1. — Falckenstein, Antiquitates Nordg. III. nr. 2 ad 786. Ussermann, l. c. Cod. prob. nr. 3. — Monum. Boica XXVIII, 31. Eckhart l. c. II, 884. Ussermann. l. c. Cod. prob. nr. 10.

[3]) Franconia illustrata oder Versuch . . . Schwabach 1761. 4°.

[4]) Comment. praev. ad vit. S. Gump. AA. SS. l. c. p. 61.

[5]) l. c. I, 489 squ.

[6]) Historische Untersuchungen über die ehemal. Reichsstadt Rotenburg. Nürnberg 1837. S. 46 ff.

[7]) Ist denn wirklich St. Gumbertus, der Stifter des ehemal. Benediktinerklosters in Ansbach, eine bloße mythische Person gewesen? Im IX. Jahresbericht d. hist. Ver. f. Mittelfranken. 1838. Beilage IV. S. 107. ff.

[8]) Acta reg. et imperat. Karolinorum. II, 259.

stimmt; diese selbst erhält durch die angeführten urkundlichen Zeugnisse ihre volle Bestätigung.

Zur Zeit, als das Bisthum Würzburg gegründet wurde, lebte in Ostfranken ein vornehmer Kriegs- oder Lehensmann, mit Namen Gumpert oder Gumbertus. Die Lebensbeschreibungen sagen uns nicht, aus welchem Geschlechte er entsprossen, sondern heben nur im Allgemeinen seine hohe Abstammung hervor und zählen ihn zu den Großen des Landes. In der That wird er, wie wir sehen werden, von anderen gleichzeitigen Quellen als „Graf" aufgeführt. Seinem Range entsprach sein Reichthum. Er besaß in verschiedenen Gauen Ländereien, der Rangau aber wird geradezu als ihm gehörig bezeichnet. Näheren Aufschluß, als die Legende, weiß die Ansbacher Ueberlieferung zu ertheilen. Sie versichert, er habe dem erlauchten Hause der fränkischen Könige angehört, worunter indessen nicht die eigentlichen Merovinger, sondern die thüringischen Herzoge, die gleich jenen von Marcomir abgeleitet werden, zu verstehen sind[1]). Noch weiter gehen die älteren Geschichtsschreiber, indem sie eine vollständige Stammtafel aufstellen, nach welcher Gumpert der nachgeborne Sohn Herzog Gosbert's und der Ahnherr der Grafen von Rotenburg an der Tauber gewesen wäre[2]). Auch von Neueren wird er öfter zu diesen gerechnet, aber nicht als ihr Stammvater, sondern als des Grafen Rudolf Sohn und des Bischofs Megingaud Bruder betrachtet[3]). Diese Angaben lassen sich ebensowenig ganz annehmen, als ganz verwerfen. Kann Gumpert auch kaum als der Sohn Gosbert's, der schon vor 706 starb, gelten, so mag er doch immerhin zu den Verwandten der Herzogsfamilie gezählt haben. Nahm er auch nicht in dem Hause der späteren Grafen von Rotenburg jenen Platz ein, an welchen man ihn stellt, so weist doch schon die Lage der ihm zugeschriebenen Besitzungen auf einen Zusammenhang mit diesen hin, welche offenbar die Nachkommen der dortigen Gaugrafen waren, sich aber nicht mehr nach ihrem Gebiete, sondern nach ihrem Sitze nannten[4]).

Obschon aus so edlem Blute, hegte Gumpert doch kein Verlangen nach eitler Herrschaft sondern nur den Wunsch, sich allen frommen Dienern Gottes als einen getreuen Knecht zu erzeigen. Ueberaus gesegnet mit irdischen Gütern, hing er sein Herz nicht an diese, sondern trachtete vielmehr, sich mit ihnen den wahren Reichthum, nämlich den in Gott zu erkaufen. Dazu bot ihm der Himmel, sein frommes Seufzen erhörend, die schönste Gelegenheit. Der hl. Bonifatius hatte eben um jene Zeit seinen Schüler Burkard als Bischof von Würzburg ein-

---

1) V. E. Hoßmann, Beschreibung St. Gumprechts-Stift. Onelzbach 1612. 4°. Bl. 4b.
2) Strebel a. a. O. S. 83. Biehbeck, Genealog. Gesch. d. gräfl. Hauses Castell. S. 19.
3) Rudhart, Aelteste Geschichte Bayerns. S. 484.
4) Vgl. Huscher a. a. S. 132 ff.

gesetzt. Dieser vollendete das von Kilian begonnene Werk, speiste die von allen Seiten herbeiströmende Menge mit dem Brode des Lebens und ermahnte sie, für den Himmel die Erde daranzugeben, indem er ihr für das Zeitliche Ewiges, für die vergänglichen Schätze ein unvergängliches Gut verhieß. Da nun, wie die Lebensbeschreibung sagt, der Klang seiner süßesten Predigt in alle Welt ausging und der Geruch seiner Heiligkeit sich allenthalben verbreitete, so begab sich auch Gumpert, welcher unter den Vornehmen Ostfrankens einen großen Namen und eine große Gewalt hatte, zu ihm und überließ sich ganz seiner Unterweisung. War Gumpert wirklich, wie zu vermuthen, ein Sprößling der Radulfinger, so folgte er damit nur den Ueberlieferungen seines Hauses. Burkard träufelte nun die Lehren der himmlischen Geheimnisse in seine willige Seele und empfahl ihm vor allem keusche Enthaltsamkeit. Er aber, nachdem er einmal der Quelle des Lebens genaht, sog aus ihr Wahrheit und Liebe in vollstem Maße. Die geistige Erleuchtung, die ihm von dem Vorsteher der jungen Kirche geworden, suchte er durch andere Wohlthaten zu vergelten. Er beschenkte das Stift mit reichen Gütern, so unter anderen mit dem Schlosse Altimoin (Eltmann) und seinen Zugehörungen. Sein Beispiel fand Nachahmung bei den übrigen Edlen des Landes und so kam es, daß das Bisthum Würzburg zu immer größerem Reichthum gelangte. Er selbst wird darum von späteren Schriftstellern auch wohl als Schutzherr und Schirmvogt der Würzburger Kirche bezeichnet.

Die Erzählung der Legende von dem innigen Anschluß Gumpert's an Burkard und sein Stift wird durch anderweitige Nachrichten bestätigt und ergänzt. Der fränkische Graf erscheint auf Kirchen- und Reichsversammlungen als der treue Begleiter seines Bischofs. Unter den Laien, welche zugleich mit den Vätern der Synode des Jahres 747 dem römischen Stuhle durch den hl. Burkard ihre Ergebenheit ausdrücken ließen, war auch, wie wir aus der Antwort des Papstes ersehen, neben anderen fränkischen Großen unser Gumpert (Gundpertus). Die Lobsprüche wie die Rathschläge, welche der hl. Vater ertheilt, lassen sich besonders auf ihn beziehen. Er spricht seine Freude aus über ihre Treue gegen die katholische Kirche und belehrt sie darüber, wie sie sich gegenüber ihren Bischöfen und Priestern, namentlich aber bei Errichtung von Klöstern zu verhalten haben. Zacharias wußte also durch Burkard, daß er zu Gönnern der neu geschaffenen Bisthümer und zu Stiftern von Gotteshäusern rede. Dieselben Dienste scheint Gumpert auch Burkards Nachfolger erwiesen zu haben. Auch die großartige Schenkung König Pipins an das Kloster Prüm vom 13. August 762[2]) ist nämlich wie von Bischof Megingaud so von einem Grafen Gumpert (Gun-

---

[1]) Jaffé l. c. nr. 68. p. 195.

[2]) Sickel l. c. II. p. 6.

bertus) unterschrieben. Man hat um so mehr Grund, in diesem wieder den Herrn des Rangau's zu sehen, als er in der Gefolgschaft des zweiten Bischofs von Würzburg, der zudem zu seinem Geschlechte gerechnet wird, auftritt.

Gumpert war es nicht genug, in seinem ererbten Stande dem Herrn zu dienen. Er wollte sich von keinem unter den Jüngern Burkard's übertreffen lassen, sondern ganz dem Beispiele seines Lehrers folgen, eingedenk seines evangelischen Lieblingsspruches: Vollkommen ist, wer seinem Meister gleicht. Darum legte er alle seine Würden nieder und behielt von seinen Gütern nur soviel zurück, als er für Gründung eines Klosters hinreichend fand. Egilward, welcher Burkards Regierung viel zu lange ausdehnt, läßt deßhalb diesen Verzicht auch noch zu seinen Lebzeiten geschehen. Wohl mag Gumpert mit Burkard sein Vorhaben berathen haben, die Ausführung aber erfolgte nach obiger Urkunde gewiß erst nach dessen Tod. Bevor er nun die Unterweisung Anderer übernahm, wollte er selbst erst in die Schule christlicher Vollkommenheit gehen. Als solche wählte er sich das Andreaskloster in Würzburg aus[1]). Hier in der bevorzugten Stiftung seines Lehrers, wo dessen Geist noch lebendig war, wollte er sich ganz von demselben durchdringen lassen. Sein eigenes Kloster sollte in dem Rangau, dessen Graf er gewesen war, stehen. Er erbaute es auf seinem Grund und Boden vier Rasten unterhalb des Waldes Virngrund am Zusammenflusse der Rethratenza (Rezat) und des Onoldisbaches (Holzbach). Das Münster wurde zu Ehren der heiligen Jungfrau und zwar am 2. Juni — in welchem Jahre ist nicht bekannt — eingeweiht[2]). Den Namen entlehnte die junge Stiftung von dem Onoldisbach, an welchem sie gelegen. Man hat denselben bald als Bach des Onold gedeutet[3]), bald wieder mit „Am Holzbache" erklärt, wie das Wasser auch gegenwärtig genannt wird.[4]) Seine Quelle, die ungefähr zwei Stunden von Ansbach zwischen den Weilern Neudorf und Hinterholz entspringt, heißt noch jetzt der Gumpertusbrunnen.[5]) Eine große Zahl von Mönchen schloß sich dem Heiligen an und begab sich unter seine Leitung. Gumpert faßte seine Aufgabe ernst auf. Schon seine Gegenwart ermahnte seine Untergebenen zur Wachsamkeit und die Gottseligkeit des Meisters spornte von selbst die Schüler zu gleichem Streben an.

Um die Stellung seines Klosters zu sichern, empfahl es Gumpert in den Schutz Karls des Großen. Die Ueberlieferung bezeichnet den König als einen Freund des Grafen; war Gumpert der Sohn des Grafen Rudolf, dann war er der Bruder von Fastrada, der vierten Gemahlin Karls.

---

1) Fries bei Ludewig S. 394.
2) Strebel a. a. O. S. 96.
3) Jacobi, Urgeschichte der Stadt Ansbach. Ebenda 1868. S. 41.
4) Bensen a. a. O. S. 425. Bavaria III, 2. S. 1144.
5) Strebel a. a. O. S. 31. Büttner, Franconia. I, 6.

Dieser nahm die Stiftung seines früheren Vasallen am 29. März 786 in seinen Schirm, befreite sie von jeder anderen weltlichen Gerichtsbarkeit und verlieh ihr das Recht, nach dem Tode des Stifters sich einen Abt frei zu wählen. Gumpert wird in der betreffenden Urkunde nicht nur als derjenige angeführt, der auf seinem Eigenthume das Kloster errichtet und daselbst viele Diener Gottes unter seiner Aufsicht versammelt habe, sondern auch zweimal „Episcopus — Bischof" genannt, eine Bezeichnung, welche in dem Diplome Ludwigs des Frommen vom Jahre 837, in den Stifts-Necrologien[1]), in jenem, welches dem Martyrologium des Beda auf der Würzburger Universitätsbibliothek im neunten Jahrhundert beigeschrieben wurde[2]), sowie in verschiedenen anderen Martyrologien[3]) wiederkehrt und auch in das Siegel des Stiftes — Sanctus Gumpertus episcopus — übergegangen ist. Die Lebensbeschreibung, welche ihm neben der Gründung von Onoldisbach auch die Würde eines Vorstehers desselben zuweist, wird hiedurch vollständig bestätigt. Noch mehr hat das spätere Mittelalter daraus abgeleitet. Man wollte jenem Titel einen bestimmten Inhalt geben und suchte zu dem Bischof das Bisthum, wobei man auf Würzburg als das nächstgelegene verfiel. Daß er in der Reihe der dortigen Bischöfe fehlt, wurde durch eine abenteuerliche Geschichte erklärt, welche selbst von einigen Martyrologien aufgenommen wurde[4]). Gumpert, so erzählt



Der hl. Gumpert.

---

[1]) Strebel a. a. O. S. 101.
[2]) Mp. th. f. 49. — Eckhart l. c. I, 830. Forschungen z. deutschen Geschichte. VI, 116.
[3]) AA. SS. l. c. Comm. praev. § 17. sq.
[4]) Vgl. AA. SS. l. c. Commentar. praevius. § 17. 18. — Huscher a. a. O. S. 128.

sie, war lange Zeit der Schirmvogt der Würzburger Kirche und als solcher bei Clerus und Volk so angesehen, daß er nach dem Tode des Bischofs allgemein als Oberhirte begehrt und zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft nach Rom geschickt wurde. Er aber, der sich einer solchen Würde nicht werth hielt, bat Gott, er möge ihn von hinnen nehmen, was auch geschah. Kaum war er begraben, so traf die Bestätigung seiner Wahl von Seite des Papstes ein. Da man ihn nicht mehr als Bischof haben konnte, so wollte man ihn wenigstens mit den einem solchen gebührenden Ehren an einem vornehmeren Orte beisetzen. Als sie aber das Grab öffneten, fanden sie den, welcher in dem Kleide eines Laien und Kriegsmannes bestattet worden war, zu ihrem Erstaunen mit allen bischöflichen Gewändern angethan. Das Wunder, welches Gumpert als Bischof von Würzburg erweisen soll, steht gerade mit jenem ersten Zeugnisse, das ihm eine bischöfliche Würde überhaupt beilegt, in einem doppelten Widerspruch. Karl bezeichnet ihn als Vorsteher seines Klosters und nennt ihn Bischof, da er noch am Leben war — er kann also nicht als Laie begraben worden sein; der König thut dies in dem Jahre 786, wo Megingaud auf dem Stuhle des hl. Burkard saß — jener Titel kann daher nicht auf Würzburg bezogen werden. Die Frage ist nur die, in welchem Sinne von Gumpert als Bischof gesprochen wird. Wohl am nächsten liegt die Vermuthung, der Abt von Onoldisbach sei als Chor- oder Landbischof für den Rangau geweiht worden, um als Vertreter seines Diözesanbischofs desto leichter an der Christianisirung dieses von dessen Sitz weit entlegenen Bezirkes arbeiten zu können[1]). Beispiele, daß Klostervorsteher zu diesem Zwecke die bischöfliche Weihe erhielten, finden sich mehrere[2]). Weil aber sowohl Egilward als die Lebensbeschreibung seiner in keiner Weise als Bischofs gedenken und auch der Würzburger Kirchenkalender ihn nur als „Confessor“ (Bekenner), nicht aber als „Confessor et Pontifex“ (Bekenner und Bischof) aufführt, so meinen Andere, dieser Titel sei hier nicht als Amt sondern als Ehrenname aufzufassen[3]), der in früheren Zeiten hervorragenden Aebten, namentlich Klostergründern geradeso beigelegt wird, wie solche später mit Mitra und Stab ausgezeichnet wurden[4]). Wenn wirklich das Kloster an der „Rethratenza“, welchem 810 ein Graf Ekkibert seine Güter im Rangau durch seinen Vasallen Deotbert übergab, nicht St. Emmeram in Regensburg, sondern, wie Huscher[5]) nachzuweisen sucht, unser Onoldisbach ist,

---

[1]) Rettberg, Kirchengesch. II, 342. Reininger, die Weihbischöfe von Würzburg: Archiv d. hist. Ver. v. Unterfr. S. 13 ff.

[2]) Mabillon, Annales O. S. B. II, 59. 60.

[3]) Ussermann l. c. p. 248. Huscher a. a. O. S. 114.

[4]) Mabillon, AA. SS. Ord. S. Bened. III, 1. Praefatio nr. 32. Fleury, Hist. eccl. X, 419. Vgl. auch Mon. Boica. VIII, 369, wo von Petto von Scheftlarn ausdrücklich als episcopus seu abba gesprochen wird.

[5]) a. a. O. S. 125 ff.

dann gibt die betreffende Urkunde hiefür eine Bestätigung. Adalwin der Vorsteher des Klosters, also in diesem Falle Gumpert's Nachfolger wird hier gleichfalls „episcopus vel abba“ (Bischof oder Abt) genannt. Eine sichere Entscheidung, wer im Rechte sei, läßt sich kaum treffen. Immerhin aber muß auch die letztere Ansicht gelten lassen, daß unserem Heiligen eine über sein Kloster weit hinausreichende Bedeutung zukam.

Sein wie seiner Mönche Streben richtete sich nicht nur auf die eigene Vollkommenheit, sondern auch auf die Gesittung und Bekehrung des umliegenden Gaues. Wie alle Klöster so suchte auch dieses das Land und seine Leute umzugestalten. Mit eigener Hand arbeiteten die Jünger des fränkischen Grafen, um den Boden urbar zu machen. Ein Beweis ist der von ihnen angelegte Ort Pfaffenreut auf einem der Hügel, welche Ansbach umgeben. Nicht minder ließen sie es sich angelegen sein, die Umgegend dem Christenthume zuzuführen. In Eyb bauten sie eine Wallfahrtskirche. Eine Anzahl Sachsen, welche auf Karl's des Großen Befehl in das Rezatthal verpflanzt worden waren, bekehrten sie und errichteten ihnen eine Kirche in dem noch heute nach ihnen genannten Dorfe Sachsen. Den Wenden, welche in den damals noch dünn bevölkerten Rangau vorgedrungen waren und die Orte Dautenwinden, Bernhardswinden, Eglofswinden, Mainhardswinden, Brotswinden, Wolfartswinden, Razenwinden (Rezatwinden) und andere gegründet hatten, wandten sie gleiche Sorgfalt zu und wurden nicht müde, allen diesen Niederlassungen von ihrem Kloster aus die Lehren und Gnadenmittel der Kirche zu bringen[1]). Auch Onoldisbach war also ein geistiger Mittelpunkt, von dem aus sich die Cultur in immer weitere Kreise verbreitete.

Wir wissen nicht, wie lange Gumpert seiner Stiftung vorgestanden. Die Lebensbeschreibung sagt uns nur, daß er, in das Greisenalter getreten, am 11. März die Bürde des Fleisches niedergelegt und seine überwindende Seele in die Hände des Schöpfers befohlen habe. Zwar setzt der alte Eintrag in dem schon erwähnten Martyrologium des Beda[2]) seinen Todestag auf den 12. März (IV Jd. Martii), allein der erstgenannte wird nicht nur in einer Urkunde von 1141[3]), sondern auch wie von den Stiftsnecrologien[4]) so von älteren Würzburger Calendarien[5]) als solcher beglaubigt. Allem nach ist er bald darauf, nachdem er sein Kloster dem König übergeben, sicher aber vor dem Jahre 800 gestorben[6]).

---

1) Jacobi a. a. S. 46.

2) Siehe oben Seite 392.

3) Strebel a. a. O. S. 107. Schütz l. c. III, 7.

4) Strebel a. a. O. S. 107.

5) Psalterium saec. XI/XII. Mp. th. f. 31. — Directorium chori Haugensis saec. XIV. Mp. th. f. 127a. (Würzburg. Universitätsbibl.)

6) Huscher a. a. O. S. 123.

Die Kirche, welche er gegründet, nahm auch seine Ueberreste auf, wie ihm schon Burkard vorhergesagt hatte.

Bald nach dem Tode Gumperts gab Karl der Große das Kloster mit seinen Besitzungen an Bischof Bernwelf von Würzburg und erhielt von diesem dafür die Basilika des hl. Martin zu Brent im Grabfelde sammt deren Gütern, welcher Tausch von Ludwig dem Frommen 837 bestätigt wurde. Onoldisbach stand also von da an auch in weltlicher Beziehung unter seinem geistlichen Oberhirten. Was von dem Wachsthum des Bisthums gilt, das trifft auch bei unserm Stifte zu. Waren es dort die Reliquien Kilians, denen alle Schenkungen gemacht wurden, so ist es hier die Verehrung des hl. Gumpert, welche dem Kloster die verschiedensten Vergabungen zuwendet. „Donamus Sancto Gundperto Confessori Christi, ad reliquias S. Gumberti, ad altare S. Gumberti. — Wir schenken dem Bekenner Christi, den Reliquien, dem Altare des hl. Gumpert" so drücken sich die einzelnen Stiftungsbriefe schon vom Jahre 911 an aus. Obwohl er bereits hier wegen der Wunder, die an seinem Grabe geschahen, als Heiliger bezeichnet wird, so fand seine feierliche Erhebung doch viel später statt. Zu Beginn des eilften Jahrhunderts wurde das Kloster in ein Chorherrenstift, mit einem Probste an der Spitze, verwandelt. Schon 1040 wird ein Probst Einhard von Onoldisbach genannt[1]). Die Umwandlung ist also nicht unter Bischof Adalbero[2]), sondern wahrscheinlich unter Bischof Heinrich I.[3]) erfolgt. Dieser, gleichfalls ein Graf von Rotenburg, wird zudem als Wiederhersteller des Stiftes gerühmt. Als nun Bischof Herold, welcher vorher selbst dort Propst gewesen, die nach einem Brande neu aufgebaute Stiftskirche am 3. November 1165 feierlich einweihte, erhob er auch die Gebeine Gumperts, legte sie in einen steinernen Sarg und setzte ihn an einem angemessenen Orte bei. Ihre feierliche Uebertragung fand indessen erst am 15. Juli 1196 durch Bischof Heinrich III. statt, wobei die Tumba des Heiligen auf den Hochaltar gestellt wurde. Das Haupt und der rechte Arm wurden wohl schon damals von dem Leibe getrennt und eigens in Silber gefaßt. Seit jener Zeit ward das Fest des hl. Gumpert in dem ganzen Bisthum am 15. Juli, der Oktave von St. Kilian, gefeiert. Onoldisbach beging neben dem Tage der Erhebung auch noch den Todestag seines Schutzheiligen, aber nicht an dem 11. März selbst, sondern immer am Dinstag nach dem zweiten Fastensonntage (feria III. p. Reminiscere). An diesem Tage trugen die Stiftsherren das Haupt ihres Patrons in feierlicher Prozession von dem Münster in die Pfarrkirche und wieder zurück. Tags zuvor begann der alte St. Gumprechtsmarkt, den Churfürst Friedrich I. im Jahre 1438

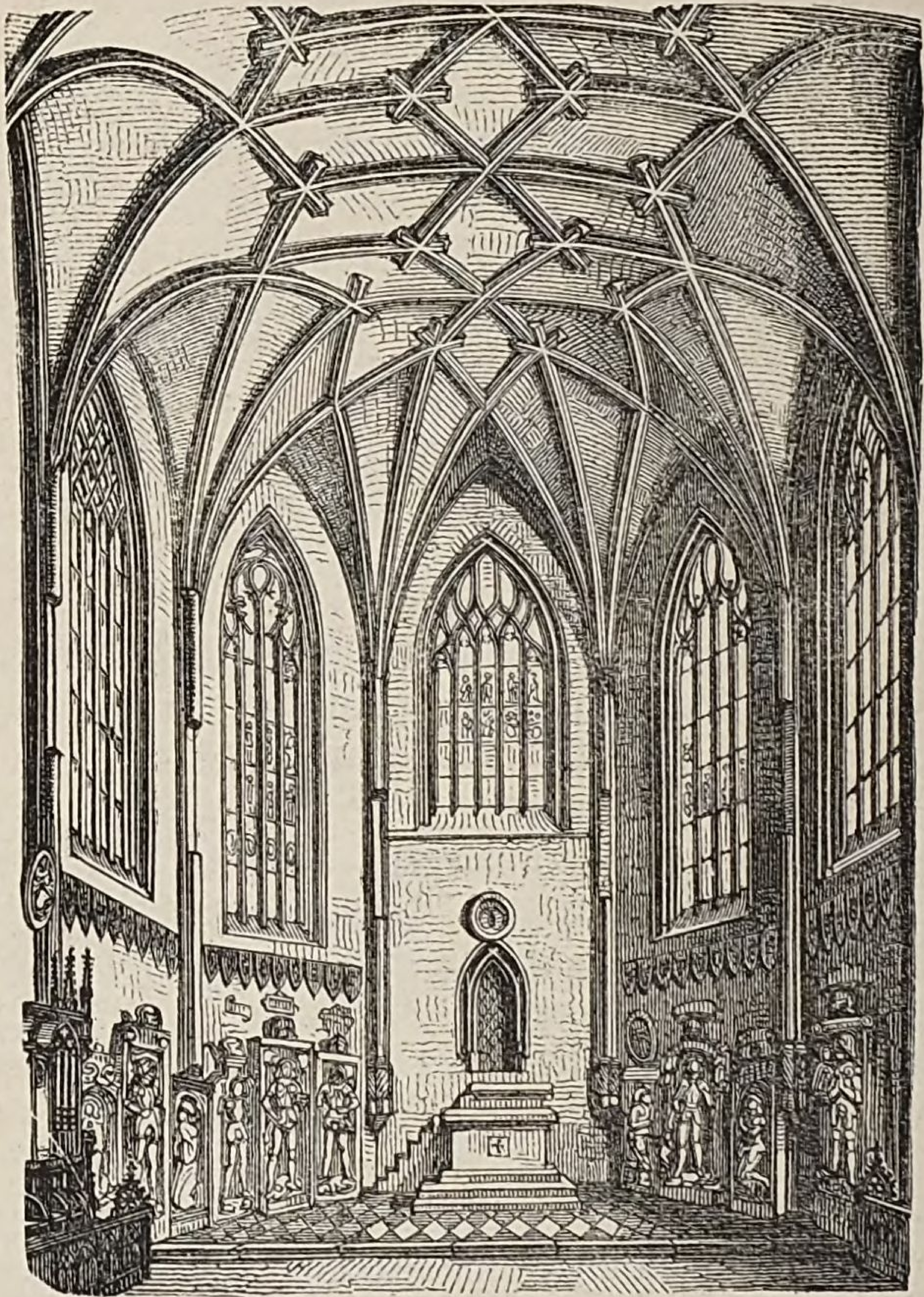
---

[1]) Lang, Regesta circuli Rez. Novimb. 1834. p. 27.

[2]) Fries bei Ludewig S. 460.

[3]) Huscher a. a. O. S. 109.

von dem zweiten bis zum dritten Sonntag in der Fasten ausdehnte. An der Oktave des Festes wurde auf Anordnung des Bischofs Reinhart die Legende des Heiligen öffentlich verlesen und den Mitgliedern des Stifts der Betrag von 60 Denaren ausgezahlt [1]). Von nah und fern



Der Chor der St. Gumpertuskirche in Ansbach.

strömten die Gläubigen herbei, besonders die Kranken, welche man aus dem Schädel des Heiligen trinken ließ [2]). Eine eigene Antiphon [3]) auf sein Fest und eine Sequenz [4]) sind uns noch neben den Würzburger Meßgebeten [5]) erhalten. Als im Jahre 1501 der gegenwärtige Chor der Gumpertuskirche begonnen wurde, dachte man darauf dem Stifter ein noch würdigeres Grab zu bereiten. Es wurde nämlich für den Sarg

---

[1]) Strebel a. a. O. S. 111 ff. 70.
[2]) Bensen a. a. O. S. 51.
[3]) Strebel a. a. S. 113.
[4]) Mone, latein. Hymnen des Mittelalters. III. S. 333.
[5]) Gropp, Collectio. II, 872.

an der Ostwand ein reich verzierter gothischer Erker angebaut, zu welchem von innen hinter dem Altare neun steinerne Stufen führen. Am 8. Juli 1522 ließ Markgraf Casimir das Grabmal öffnen, aber bald nachher die Ueberreste in einer eichenen Truhe in ein Gewölbe bringen. Die Zeit der Prozessionen war für Stift und Stadt mit der Kirchenspaltung vorüber.

Im Jahre 1575 erhielt nach der Erzählung der Bollandisten die Gräfin Margaretha von der Marck auf ihrer Durchreise durch Ansbach ein Stück von dem Haupte Gumpert's, welches ehedem in Silber gefaßt gewesen, also vielleicht jenen Theil, der in das Trinkgefäß für die Kranken eingeschlossen war. Es ging durch verschiedene Hände, bis es an die Jesuiten zu Brüssel gelangte, welche die Reliquie 1641 in feierlicher Weise auf den Hochaltar ihrer Kirche setzten[1]). Die anderen Ueberreste wurden von Markgraf Joachim Ernst am 29. Dezember 1612 dem Churfürsten Ferdinand von Cöln, welcher in diesem Jahre Ansbach besucht hatte, zum Geschenke gemacht. Das von dem fürstlichen Rathe Balthasar Neu geschriebene Verzeichniß[2]) zählt folgende auf:

„1) Ein Trüglein mit Meß beschlagen, darinnen St. Gumprechts Haubt. Mehr
2) Aus einem Trüglein mit einem grünen Deckhel ein Haubt oder Todenkopff, so zerlegt vnnd darbey ein Rören von einem Arm, so auch für St. Gumprechts Haubt- vnnd Arm-Rören gehalten worden, ist dises grüne Trüglein hier geblieben.
3) Einen in Silber gefaßten Zahn, vnnd ist solch Silber vergüldt.
4) Aus einem kupferin grab mit silbern Schinlein beschlagen vnnd ein silberin Schlößlein darfür, mancherlei eingewickelt vnnd mit Zettuln aufgemerckte sachen von peinlein vnnd anderm, zusamt einem stücklein clarem Schlair, welches Heylthumb genanndt worden, das Grab, zusambt dem silbern Schlößlein hat der Gesandte alhier gelassen.
5) Ein silbern vergüldt Chreutzlein so inwendig hol vnnd auch Heilthumb drinn gewesen.
6) Ein silbern vergüldt Crucifix, so auch hol vnnd etwas von einem Peinlein drinn gewesen, so an einem weis silberin Kettle gehangen, solch Kettle hat der Gesandte alhie gelassen; das Crucifix aber, darauf die 4 Evangelisten gestochen, hat er mit dem ingelegenen peinle empfangen.
7) Inn einem von weisen Damascet gemachten Seckle mancherlei in gar kleine Bündtlein gemachte Sachen, auf jedem ein Zettule so Heylthumb sein sollen."

Schon aus dem Wortlaut ergibt sich, daß es sich hier nicht blos um die Reliquien Gumpert's, sondern um das Heiligthum des ehemaligen Stiftes überhaupt handelt. Das zweite der angeführten Häupter hat also wohl nur der Schreiber für das des hl. Gumpert gehalten, in Wirklichkeit gehörte es einem anderen Heiligen an, wie ja die Kirche neben den Reliquien noch andere, darunter sogar solche, die von dem Heilande und der heiligen Jungfrau hergeleitet wurden, besaß[3]).

Größere Schwierigkeiten hat eine andere Nachricht[4]) bereitet, welche das Grab Gumpert's selbst an einen von Ansbach weit entfernten Ort

---

[1]) AA. SS. l. c. Comment. praev. § 28 squ.

[2]) Strebel a. a. O. S. 118.

[3]) Strebel a. a. O. S. 115.

[4]) Fabricii Collectio circa parochias et varia loca sacra. Univers.-Bibliothek: M. ch. q. 74. Bl. 264 ff. — AA. SS. l. c. Comm. praev. § 7. 8. — J. B. Rost, Beschreibung von Königshofen. Würzburg 1832. S. 175.

verlegt. Das ehemalige Kloster St. Johannis unter Wildberg im Grabfelde hatte nämlich zwei Kirchen, eine große, ältere und daran gebaut eine kleine, jüngere; jene zu Ehren Johannes des Täufers, diese zu Ehren des Vorläufers und des hl. Gumpertus eingeweiht. Letztere wurde von Bischof Julius, nachdem das Kloster bereits eingegangen, 1578 wieder hergestellt. Von ihr berichtet nun das durch den Vogt Sebastian Boxberger 1579 erneuerte Saalbuch: „In bemelter Kirchen ist Vor dem obern oder hohen altar ein grab, welches altzeit für das grab des heyl. Gumberti, so ein Bischoff zu Würtzburg gewesen seye, aber das Bißthumb libere resignirt und sich ahn das ort begeben, auch daselbsten sein leben beschlossen haben soll, gehalten, undt seindt vor unerdenckhlichen Jahren hero, wie noch ist heutigen Tag, Leuth und Vihe, so durch tobente Hund oder anderer thier bisse beschädiget, oder sonsten ihrer Sinn beraubt, dahin geführt worden, bei den Reliquiis des obgemelten heyl. Gumberti, alda sie ihr gebett Verrichtet und uff desselben grab Speis und tranckh zu sich genohmen, Hilf zu suchen; wie den Von des Heyligen Haubt ein schale Vorhanden gewesen, daraus die peregrini getrunckhen, welche schalen ich gleichwohl nit gesehen, dan sie schon verzeucht gewesen, zuvor und ehe mihr des orths Verwaltung übergeben worden." Auf diese Erzählung deutete auch das Bild des Heiligen hin, welches auf dem Hochaltare dem Kilians gegenüber stand. Es stellte ihn als Bischof dar mit einem an ihn hinaufspringenden „rauchschwartzen Hunde oder Wolf". Eckhart hat den ganzen Bericht, soweit er den hl. Gumpert angeht, einfach verworfen, ohne eine anderweitige Erklärung zu versuchen[1]). Ussermann sieht Grab und Reliquien als die eines früheren Mönchs dieses Klosters an, der vielleicht Cunibert geheißen[2]), was schon darum nicht denkbar ist, weil St. Johannis ein Frauenkloster war. Die Lösung fällt nicht schwer, wenn wir die Frage nach dem Grabe von der nach den Reliquien trennen. Daß jenes nicht das Gumpert's gewesen sein könne, ist unzweifelhaft. Nicht genug, daß die unverbürgte Ueberlieferung von St. Johannis gegen die Urkunden und Thatsachen, welche für Ansbach sprechen, nicht in Betracht kommen kann, so steht ihr selbst eine andere gegenüber, welche bessere Gründe für sich hat. Der spätere Ebracher Prior Joseph Agricola[3]) hörte nämlich in seiner Jugend aus dem Munde des Abtes Georg von Bildhausen, dem das Frauenkloster St. Johannis untergeben war, daß das Grab die frühere Aebtissin Hedwig berge und erkannte selbst in dem dem Steine eingehauenen Bilde das einer Cisterziensernonne in ihrer faltenreichen Cuculle. Anders verhält es sich mit der Reliquie. Die Weihe der

---

[1]) l. c. I, 491

[2]) l. c. p. 249.

[3]) Josephi Agricolae Auctarium. III. Papierhandschrift des 17. Jahrh. im k. Archiv zu Würzburg. Vgl. Gropp, Collectio IV, 196.

Kirche auf den Namen des hl. Gumpert, sein Bild in derselben, der noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts dort wie in Ansbach übliche Gebrauch, aus seinem Haupte zu trinken, weisen darauf hin, daß dem Kloster ein Theil desselben, denn nur von einem solchen kann die Rede sein, zugekommen Derselbe war 1579 dort nicht mehr vorhanden, weil er ein Jahr vorher dem Würzburger Weihbischof Antonius Rescius bei der Wiedereinweihung der Kirche übergeben worden war[1]). Vielleicht ist er eben jenes Stück Hirnschale mit der Ueberschrift: „De cranio S. Gumberti", welches sich gegenwärtig in dem Besitze des Domcapitulars Joseph Kluespies in Würzburg befindet.

Außerdem wird noch ein Evangelienbuch, das von dem Stifte zuerst in die Schloßbibliothek zu Ansbach und von dieser in die der Universität Erlangen kam, als von dem hl. Gumpert herrührend bezeichnet[2]). Dasselbe besteht aus zwei Quartbänden, von denen der eine noch 77, der andere noch 70 Blätter enthält und ist in der Karolingischen Minuskel des achten auf neunten Jahrhunderts geschrieben. Daß es als das Evangeliarium des Heiligen galt, sagt ein Eintrag vom Jahre 1517, nach welchem dieser — er wird eben hier ein erlauchter und berühmter Fürst aus dem Geschlechte der fränkischen Könige und der innigste Freund Karls des Großen genannt (illustris et clarus princeps Gumpertus, regum Franciae stirpe progenitus imperante Carolo Magno dulcissimo amico suo) — es für seine Kirche mit größtem Fleiße hat schreiben lassen (studiose fecit conscribi). Es ist also ein Mißverständniß, wenn Einige[3]) sagen, daß er es selbst geschrieben habe. Dasselbe war seinem Werthe gemäß ausgestattet. Der Vorderdeckel des ersten Bandes zeigt noch heute in der Mitte das Bild des thronenden Christus in Gold-Email und musivischer Arbeit auf blauem Grunde, zu beiden Seiten des Hauptes die Buchstaben *A* und *Ω*, in einem Rahmen von durchbrochenem theilweise mit Steinen besetzten Silberbleche, auf dessen zwei noch erhaltenen Seiten die Worte: JHESUS SALVATOR MVNDI zu lesen sind, während die beiden anderen die Worte MARIA ADIVVA NOS enthielten Gleich kunstvoll, aber einer späteren Zeit angehörig, war der Deckenschmuck des anderen Bandes, der nur noch in einer Abbildung vorhanden ist[4]). Während das Mittelblatt — ein Doppelkreuz mit einem Medaillon wahrscheinlich für Reliquien — hier einfacher gehalten war, wurde dafür die Umfassung viel reicher ausgeführt. Auf den beiden Langseiten befanden sich in Silber getrieben unter gothischen Baldachinen rechts das ganze Bild

---

1) Mch. q. 74. Bl. 264.

2) J. C. Irmischer, Handschriften-Katalog der k. Univ.-Bibl. Erlangen. Ebenda. 1852. S. 158. Nr. 525/6.

3) Fiorillo, Geschichte der zeichn. Künste in Deutschland. I, 226. Niedermayer, Kunstgesch. v. Wirzburg. S. 23.

4) Strebel a. a. O. S. 100 und 101.

des hl. Gumpert mit dem Bischofsstabe in der Rechten und seiner Kirche in der Linken, auf dem Lilienwappen stehend; links das des hl. Kilian mit Schwert und Stab, darunter der fränkische Rechen. Die beiden Schmalseiten trugen in einem sternartigen Nimbus oben die Halbfigur der Mutter Gottes mit dem Kinde und unten die des Vorläufers Christi. Ecken und Innenrand waren, jene mit großen, dieser mit kleinen Edelsteinen in zierlicher Fassung ausgefüllt. —

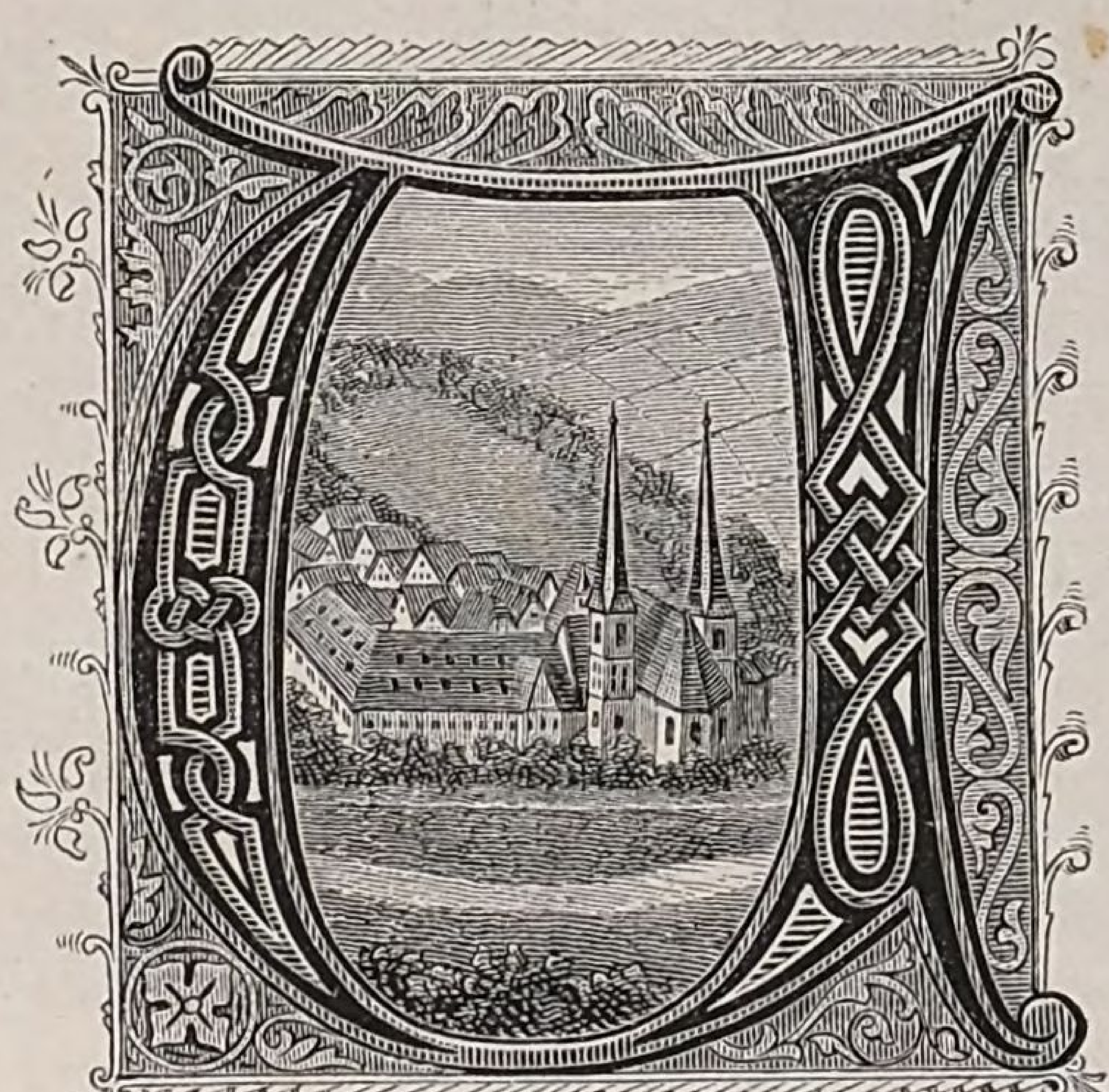
Ueber acht Jahrhunderte wurde der Freund des fränkischen Königs und Schüler des ersten Bischofs von Würzburg in dem von ihm gegründeten Stifte gefeiert. Das Bisthum, dessen Wohlthäter er war, behielt seine Verehrung noch volle hundert Jahre länger bei. Bald darauf aber, nachdem seine Gebeine theils zerstreut, theils in die Fremde gewandert waren, strich ihn auch Würzburg in seinem Heiligenkalender. In dem Verzeichniß der Würzburger Kirchenfeste, das Churfürst Johann Philipp von Schönborn im Jahre 1665[1]) herausgeben ließ, erscheint Gumpert nicht mehr. Wie früher sein Sarg aus dem Grabe, so wurde sein Bild von den Altären genommen. Dem gegebenen Beispiele ist eine einäugige Forschung gefolgt. Hatte einst die Sage das Bild des Heiligen durch ihre Zuthaten entstellt, so verwischte nun diese dessen Züge ganz und gar. Aber nicht lange, so sühnte die Wissenschaft wieder, was man in ihrem Namen gefehlt, und stellte die altehrwürdige Heiligengestalt wieder her. Hat nun der hl. Gumpert nicht auch von dem katholischen Franken ein Recht zurückzufordern? Wir sagen: Ja — das Recht der Wiedereinsetzung in den früheren Stand.

---

[1]) Proprium Sanctorum Dioecesis Herbipolensis. Jussu et auctoritate D. Joannis Philippi Archiepiscopi Mogunt. . . . Anno M. DC. LXV, Herbipoli Typis. E. M. Zinck. 8°.

10. Der selige Megingaud.

(26. September.)



Das Kloster Neustadt a. M. vor dem Brande i. J. 1857.

Unter den ehemaligen Abteien Ostfrankens haben nur wenige eine so reiche Vergangenheit hinter sich, wie Neustadt am Main. Ernst und bedeutungsvoll sehen die beiden Thürme seiner großartigen Basilika, die man den Dom des Spessarts nennen kann, in die heitere Landschaft hinein. Sind sie doch die Zeugen jenes wahren „Culturkampfes“, der hier im Anfange unserer Geschichte begann und durch mehr als tausend Jahre seinen segensreichen Fortgang nahm. Worin dieser bestanden, das liest das Volk aus einem uralten Bildwerke heraus. An der Gartenmauer hinter dem Chore der Kirche sind unter einer byzantinischen Doppelblende vier Steine mit seltsamen Gebilden eingesetzt. Gegen Centauren und Seeungethüme steht ein Streiter, über dessen Haupt eine Capuze gezogen ist, während sein Unterleib in die Gestalt eines Hundes ausläuft, mit einem Speer in der rechten und einer Rosette in der linken Hand. Wahrscheinlich haben diese Steine, wohl Bruchstücke eines größeren Bilderkreises, als Säulenknäufe oder Portalzierde des früheren Karolingischen Baues gedient und wurden dann später hier also zusammengestellt. Wie dem nun sei, die Sage deutet sie dahin, daß sich einst an diesem Orte — wie die Wasser=

ungeheuer ausdrücken sollen — ein weiter Sumpf ausgebreitet habe, woher auch der frühere Name „Korlacha", d. h. Rohrwasser komme; nach seiner Trockenlegung seien halbwilde Bewohner — Centauren oder Thiermenschen — zurückgeblieben, die von den Mönchen des an der Stelle erbauten Klosters — der Hund bezeichnet in der Sprache der Kirche wirklich die Wachsamkeit der Boten des Evangeliums — nur mit großer Mühe gebändigt und zu höherer Gesittung angeleitet werden konnten.[1]) Diese „Culturkämpfer" im guten Sinne des Wortes waren keine geringeren, als der erste Bischof von Würzburg selbst und sein Nachfolger Megingaud.

Außer dem Denkmale, welches Egilward in seinem Leben Burkards dessen Schüler setzt,[2]) besitzen wir keinerlei Lebensbeschreibung.[3]) Doch lassen sich die Angaben des Mönches des alten St. Andreasklosters aus der Briefsammlung des hl. Bonifatius und seiner Kreise, sowie den Urkunden jener Zeit berichtigen und ergänzen. —

Daß Megingaud, Megingoz oder Maingut zu den Schülern des hl. Bonifatius gehörte, darin stimmen Alle überein; nur in der Frage, welches seine Heimath gewesen, gehen sie auseinander. Nach Egilward war er ein Angelsachse und kam mit den anderen Genossen des Heiligen nach Deutschland herüber; nach Fries[4]) gehörte er jenem fränkischen Geschlechte an, aus welchem die Grafen von Rotenburg hervorgegangen sind. Beide Ansichten haben bis in die Gegenwart herab ihre Vertreter gefunden.[5]) Wenn man den Würzburger Bischof den von Bonifatius berufenen Glaubensboten zuzählt, so geschieht es darum, weil ein Megingoz in einer seiner Lebensbeschreibungen unter diesen angeführt wird.[6]) Ein solcher erscheint auch in einem Briefe des Bonifatius selbst.[7]) Daß dieser indessen nicht mit unserem Megingaud ver-

---

[1]) L. Braunfels, die Mainufer. S. 284. Link, Klosterbuch. I, 264.

[2]) Mabillon AA. SS. O. s. B III, 1. p. 714. — AA. SS. Octobr. t. VI, p. 591.

[3]) Was Potthast, Biblioth. hist. p. 817 als Vita Megingaudi anführt, beschränkt sich auf einige Auszüge aus neueren Schriftstellern, die sich aber nicht an dem angegebenen Orte, sondern Mch. q. 96 — Bl. 107—109 (Würzb. Univ.-Biblioth.) finden.

[4]) Bei Ludewig S. 400.

[5]) Auf Egilward's Seite stellten sich Mabillon a. a. O. p. 715 not. 1., Eckhart a. a. O. I, Gropp, Geheiligter Würtzb. Bischoffs-Sitz S. 95. u. Collectio, IV, 70. Für die Annahme von Fries treten ein: Th. Grebner, Comp. hist. univers. Wirceb. 1761. II. 128 ff., Ussermann a. a. O. p. 10., J. A Genßler, die Welfen. Hildburghausen 1801. S. 55, Anm. 80 u. Gesch des Grabfeldes. II, 46 ff, Rudhart, Urgeschichte Baierns S. 484. — Wieder für die angelsächsische Herkunft sprach sich unter andern Himmelstein, Reihenfolge der Bischöfe von Würzburg. S. 24 aus, wogegen von Rettberg, Kirchengesch. Deutschl. II, 318. 332, Abel, Jahrb. d. fränk. Reichs unter Karl d. Gr. I, 424 seine fränkische Abstammung wiederholt festgehalten wird. In der jüngsten Zeit wurde neuerdings die erstere Angabe zu vertheidigen gesucht, aber von Kraus, „Megingaud, zweiter Bischof von Würzburg, ein fränkischer Graf" im Archiv d. hist. Ver. f. Unterfr. XXIV, 1, S. 1 (vgl. auch dessen Kl. Neustadt S. 38) zurückgewiesen.

[6]) Passio S. Bonif.: Jaffé l. c. p. 474.

[7]) Jaffé l. c. nr. 64. p. 183.

wechselt werden darf, geht daraus hervor, daß er als Diakon in Fritzlar bezeichnet wird, wogegen der unsere Presbyter heißt, und daß jener als der Nachfolger Witta's in Büraburg gilt, also nicht der Burkards in Würzburg gewesen sein kann. Auch den letzteren zu einem Stammesgenossen des Bonifatius zu machen, blos weil er sein Schüler genannt wird, würde nur dann angehen, wenn alle seine Jünger angelsächsischer Abkunft gewesen wären. Der Heilige sagt aber selbst, daß dies nicht von allen, sondern nur von fast allen (pene omnes) zutreffe.[1]) So war z. B. Gregor von Utrecht der Urenkel des fränkischen Königs Dagobert und Sturm stammte aus Bayern. Noch weniger kann der Name als ein vorzugsweise angelsächsischer betrachtet werden, da er gleichzeitig in Ostfranken sehr häufig ist. Auf dieses weist auch Megingaud selbst als seine Heimath hin. In einem Briefe, den er an Lullus, also vor dem Jahre 786, geschrieben hat,[2]) theilt er diesem mit, daß er stündlich den Tod seiner Schwester erwarte, welche in einem Klösterlein Aebtissin sei, und fragt um Rath, was er thun solle, falls, wie vorauszusehen, eine der beiden Töchter seines Bruders, die ebenda Nonnen seien, zur Aebtissin gewählt würde, was er bei deren jugendlichem Alter und den Verhältnissen des Klosters selbst für bedenklich halte. Aus diesem Schreiben geht hervor, daß das erwähnte „Klösterlein" (monasteriolum) noch nicht lange errichtet sein konnte, sondern eine neue Niederlassung war, welche unter dem Bischof von Würzburg stand und in Ostfranken gelegen sein mußte. Neben der Schwester befanden sich auch seine Nichten darin und die Nonnen betrachteten es als selbstverständlich, daß eine von diesen jener nachfolgen sollte. Es war also eine Familienstiftung, in welche die Töchter der Gründer einzutreten und auch das Vorsteheramt zu bekleiden pflegten. Eckharts Angabe, das fragliche Kloster sei Kitzingen und die Schwester Megingauds keine andere als Tecla gewesen, läßt sich hiemit in keiner Weise vereinen. Einmal war die Stiftung Adelheids damals keine schwache Pflanzung mehr, für deren Fortbestand man besorgt sein konnte, sodann läßt sich nicht voraussetzen, daß der Bruder Megingauds, wäre das mit Klöstern besäte England seine Heimath gewesen, seine noch in zartem Alter stehenden Töchter (puellulae) in die Fremde zu einem kaum bekehrten Volke geschickt habe. Wir brauchen übrigens nicht lange nach jenem Kloster und damit nach dem Bruder Megingauds zu suchen. Am 19. April 788[3]) übergeben nämlich zwei Brüder Matto (II.) und Megingoz, die Söhne Matto's (I.), welcher in den Fuldaer Urkundenverzeichnissen als Graf (comes) aufgeführt wird, dem Kloster zu Fulda neben verschiedenen von ihrem Vater ererbten Gütern auch die ihnen gehörige Celle zu

[1]) Jaffé l. c. nr. 84 p. 231.
[2]) Ibid. nr. 128 p. 294.
[3]) Dronke, Codex dipl. Fuld. nr. 87. p. 53.

Einfirst an der Saale. In einer zweiten Urkunde,[1]) die einige Jahre später fällt, wiederholen Matto und seine Schwester, die Aebtissin Juliana, die Schenkung ihrer Kirche und ihres Klosters in der Wangheimer Feldmark. Die Dörfer Groß- und Kleinwenkheim deuten die Gegend an und Einfirst bezeichnet den Ort, wo das Kloster sich erhob; sein Name selbst, unter welchem es noch 824 vorkommt, war Mattencelle.[2]) Sicher hat es ihn von seinem Gründer Manto oder Matto erhalten. In welchem Verhältnisse steht nun unser Megingaud zu dem älteren Grafen dieses Namens und zu seinen Kindern? Er kann nicht jener Megingoz sein, welcher der Bruder des jüngeren Matto und der Aebtissin Juliana war, da diese noch nach 788 lebte, die Aebtissin aber, welche er seine Schwester nennt, schon vor 786 starb. Wohl aber dürfen wir in Juliana jene seiner Nichten sehen, die nach dem Tode ihrer Tante dieser wirklich in ihrer Würde nachgefolgt ist. Nehmen wir also Matto I., Bischof Megingaud und die vorgenannte Aebtissin als Geschwistrige, Matto II., Megingoz II. und die Aebtissin Juliana als Kinder Matto's I. an, als welche letztere urkundlich bezeugt sind, so ergibt sich zwischen der gewiß beachtenswerthen Nachricht von Fries, dem Briefe Megingaud's und den angeführten Urkunden eine so innige und doch ungezwungene Uebereinstimmung, daß sie so lange als beweisend angesehen werden darf, als nicht bestimmte gegentheilige Zeugnisse beigebracht werden können. Nur eine jedoch untergeordnete Verschiedenheit waltet bei den Verfechtern dieser meistbegründeten Ansicht ob. Einige betrachten nämlich als das Kloster der Juliana nicht Mattencelle, sondern das gleichfalls von den Mantonen gegründete Schwarzach.[3]) Da jene Celle, welche Juliana als ihr Kloster Fulda zueignet, als an der Saale gelegen angegeben wird, so dürfen wir sie nicht an dem Maine suchen. Daß Bischof Megingaud und der ältere Matto wieder Söhne des Grafen Rudolf und Brüder des hl. Gumpert, wie hie und da versichert wird, gewesen seien, ist möglich, läßt sich aber nicht urkundlich begründen.

Der Sprosse des ostfränkischen Grafengeschlechtes scheint schon frühe mit Bonifatius in Verbindung getreten zu sein. Offenbar gehörte er zu den ersten Schülern, welche der Heilige unter den Eingeborenen des Landes gewann. Seine Hingabe war eine vollständige, denn er wählte das Ordenskleid und empfing die Priesterweihe. Wenn auch nicht gesagt wird, in welches Kloster er eingetreten sei, so läßt sich doch vermuthen, daß er einer der Stiftungen des hl. Burkard angehört habe. Wo er genannt wird, geschieht es im Verein mit diesem. Bereits der Kirchenversammlung zu Soissons im Jahre 744 soll er mit dem Bischofe seiner

[1]) Ibid. nr. 88. p. 54.
[2]) Ibid. nr. 196. 444.
[3]) So Ussermann u. Kraus a. a. O.

Heimath beigewohnt haben;[1]) ebenso ist die Bestätigung des Besitzthums des Klosters Fulda vom 12. März 747 von Burkard und dem „Priester" Megingaud mitunterschrieben.[2]) Er muß also in dem Kreise der Jünger des Heiligen sehr bald eine bevorzugte Stellung eingenommen haben. Als Burkard selbst daran dachte, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, ersah er sich Megingaud als Nachfolger aus. Wurde diese Wahl zunächst durch die hohen geistigen Vorzüge des Erkorenen bestimmt, so war dabei doch auch die Erwägung nicht ohne Einfluß, daß ein Bischof aus der Mitte des mächtigen einheimischen Adels genommen für die noch junge Kirche eine um so kräftigere Stütze sein werde. Auf der Reise, welche Burkard zu dem Hoflager des Königs nach Attigny unternahm, um die Genehmigung seines Rücktrittes zu erholen, wurde er von einer Gesandtschaft seiner Bisthumsangehörigen begleitet. An der Spitze der Laien stand der Graf Liutfried, während sich unter den Geistlichen Megingaud selbst befand. Pipin und Bonifatius stimmten dem an sie gestellten Begehren zu. Zum letzten Male unterzeichnet Megingaud als Priester neben Burkard, seinem Bischof, und zwar eben bei dieser Gelegenheit, im Juni 753 die Bestätigungsurkunde des Königs über die Gerechtsame Fulda's,[3]) denn kurz darauf, jedenfalls aber noch in demselben Jahre, legte Bonifatius dem Neuerwählten die Hände auf.[4])

Nicht lange hatte Megingaud die Verwaltung des Bisthums angetreten, als er die schmerzliche Pflicht erfüllen mußte, seinem verstorbenen Lehrer, dem hl. Burkard, das Grab zu bereiten. Unter den vielen Trauernden, welche die Leiche des Verklärten abholten, empfand wohl keiner den erlittenen Verlust tiefer, als sein Nachfolger. Er bettete den ersten Bischof neben der Ruhestätte der ersten Glaubensboten. Das Vertrauen, welches Pipin dem hl. Burkard geschenkt, übertrug er auf Megingaud. Verschiedene Urkunden zeigen uns ihn in der nächsten Umgebung des Königs. Im Jahre 757 war er auf dem Kirchenrathe zu Compiegne und unterschrieb den Stiftungsbrief für das Kloster Görz.[5]) Fünf Jahre später, 762, nahm er an der Synode zu Attigny Theil und schloß daselbst mit dreiundvierzig anderen geistlichen Würdenträgern aus den verschiedensten Theilen des Reichs den sogenannten „Todtenbund". Es war dies eine Verabredung, nach welcher jeder von ihnen beim Ableben eines Genossen 100 Messen feiern und 100 Psalter singen lassen solle, die Bischöfe aber außerdem persönlich 30 Messen zu lesen oder im Falle der Verhinderung einen andern Bischof um Uebernahme

---

[1]) Passio S. Bonif.: Jaffé l. c. p. 474.

[2]) Dronke, Trad. Fuld. p. 4.

[3]) Dronke, Cod. dipl. nr. 5. p. 4.

[4]) Liudgeri vita S. Gregorii Traiect: Mabillon, AA. SS. O. S. B. III, 2. p. 326.

[5]) Oelsner, Jahrbücher S. 316.

dieser frommen Pflicht zu bitten hätten.[1]) Ein ähnliches Uebereinkommen hatte schon Bonifatius mit dem englischen Abte Aldherius und mit Optatus von Monte Cassino getroffen.[2]) Bei dieser Gelegenheit bestätigte auch Megingaud als Zeuge die großartige Schenkung, welche Pipin am 13. August 762 dem Kloster Prüm ertheilte.[3]) Ein Jahr darauf setzte er seinen Namen unter die Urkunde, kraft welcher Halbert und Hruada, wahrscheinlich seine Verwandten, ihre Güter zu Geldersheim und Hengistorpe an Fulda und an das Kloster der hl. Maria (Kitzingen) übergaben. Die rege Theilnahme an den verschiedenen Reichs- und Kirchenversammlungen hinderte ihn nicht an der treuen Erfüllung der sonstigen Pflichten seines bischöflichen Amtes. Von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er dasselbe verwaltete, geben seine Briefe an den Erzbischof Lullus Zeugniß. Als seine schon erwähnte Nichte für die Stelle einer Aebtissin ausersehen wurde, säumte er nicht, seine Bedenken Lullus offen darzulegen und um Rath zu bitten, wie er das Wohl jenes Klosters am besten fördern könne. Aus seinen übrigen Verwandten wollte gleichfalls einer Mönch werden. Megingaud fürchtete, daß er „vielleicht weniger vorsichtig den Weg des geistlichen Lebens einschlagen möchte" und hatte darüber schon mündlich mit Lullus verhandelt; später fragte er abermals bei ihm an, ob sie beide deßhalb gemeinschaftlich an ihn schreiben sollten oder jeder besonders.[4]) Wieder ein anderes Mal sind es die verschiedenen Aussprüche der Väter über die Frage der Ehescheidung, über welche er den Erzbischof um Aufschluß angeht.[5]) Auch mit den übrigen Schülern des hl. Bonifatius unterhielt er einen lebhaften Verkehr. Wunibald hatte ihn schon im Jahre 758 auf seiner Reise nach Fulda zu Würzburg besucht und dessen Bruder Willibald bereitete ihm später dieselbe Freude. Nicht weniger war er bedacht auf den Nachruhm des Lehrers von ihnen allen; das schöne Denkmal, welches uns in dem Leben des hl. Bonifatius von Willibald übrig geblieben, verdanken wir zum Theil unserm Megingaud. Er war es, der mit Lullus dem Priester von St. Victor zu Mainz den Auftrag gab, die Geschichte des Heiligen zu schreiben, und sodann gemeinsam mit jenem den auf Wachstafeln eingegrabenen Entwurf vor der Reinschrift einer sorgfältigen Prüfung unterzog.[6])

Am 24. September 768 segnete König Pipin das Zeitliche, nachdem er noch zuvor das Reich unter seine Söhne Karl und Karlmann getheilt. Auch Karl, zu dessen Gebiet Ostfranken gehörte, gab Megingaud

---

[1]) Vgl. Oelsner, Jahrbücher. S. 357.

[2]) Jaffé l. c. nr. 90. p. 238. nr. 104. p. 256.

[3]) Sickel, Acta Karol. II. nr. 20. p. 7.

[4]) Jaffé l. c. nr. 135. p. 302.

[5]) Ibid. nr. 132. p. 298.

[6]) Passio S. Bonif.: Jaffé l. c. p. 481.

vielfache Beweise seiner Gewogenheit. Unmittelbar nach der Thronbesteigung des Königs erhielt er von diesem mit Lullus und Bischof Basinus von Speier den Auftrag, die neue Kirche des hl. Goar einzuweihen und die Gebeine des Heiligen zu erheben.[1]) Eine gleich ehrenvolle Verrichtung fiel ihm im Jahre 774 zu. Karl war aus seinem Feldzuge gegen die Langobarden an den Rhein zurückgekehrt. In Speier kam ihm Gundeland, der Abt des Klosters Lorsch entgegen, um ihn einzuladen, die Einweihung der von ihm erbauten Basilika durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Der König erschien mit seiner Gemahlin Hildegard, seinen Söhnen und vielen der angesehensten Männer des Reichs in Lorsch, wo am 14. August „mit großer Pracht und der tiefsten Andacht" die Einweihung durch Lullus von Mainz, Megingaud von Würzburg, Weomad von Trier, Angilram von Metz und Waldricus von Passau vollzogen und die Gebeine des hl. Nazarius, des Schutzpatrons der Stiftung, in die neue Kirche übertragen wurden.[2]) Wahrscheinlich sind die Genannten eben jene „verschiedenen Bischöfe", welche den König auf seinem Zuge nach Italien begleitet hatten. Groß und schwierig war die Aufgabe, welche Karl unserm Bischof in dem Lande der Sachsen zuwies. Die Unterwerfung und die Bekehrung dieses Volkes waren die eine ohne die andere nicht denkbar. Schon als der König im Jahre 772 zum ersten Male gegen dieselben zog, folgten ihm zahlreiche fränkische Priester, von denen indessen nur einer, Sturm, mit Namen angeführt wird. Die Erfolge ihrer Predigt hielten gleichen Schritt mit den Siegen der fränkischen Waffen und währten nicht länger als die Anwesenheit des Heeres. Sobald sich dieses wieder zurückzog, fielen auch die Sachsen von dem Könige der Franken und zugleich von dem Gotte der Christen ab. Erst im Jahre 777 konnte Karl daran gehen, das Land in einzelne kirchliche Sprengel zu theilen, welche er auf so lange an fränkische Priester zur Predigt und Taufe übergab, bis das Christenthum daselbst soweit erstarkt sein würde, daß eigene Bischöfe sich sicher niederlassen konnten. Für den größten dieser Bezirke, die Gegend an der Diemel oder den Umfang des späteren Bisthums Paderborn, wurde Sturm, der Leiter des ganzen Bekehrungswerkes, aufgestellt. Als dieser 779 starb, mußte der König eine neue Anordnung treffen. Bereits im folgenden Jahre nahm er eine zweite Vertheilung der Missionsgebiete vor und übertrug das Gebiet Sturms dem Bischof Megingaud von Würzburg, der wie jener ein unmittelbarer Schüler des großen Heidenbekehrers, des hl. Bonifatius, war.[3]) Die junge Pflanzung in Ostfranken war also schon so weit gediehen, daß sie selbst wieder neuen Samen für fremden Boden abgeben konnte; die kaum Bekehrten

---

[1]) Wandelberti de mirac. S. Goaris: Mabillon l. c. II, 289.

[2]) Cod. Lauresham. I, 18. Vgl. Abel, Jahrbücher d. fränk. Reichs unter Karl d. Gr. I, 149.

[3]) Translatio S. Liborii c. 5.

traten bereits als Bekehrer auf. Gleich Sturm verwendete auch Megingaud seine ganze Kraft auf dieses Werk. War es doch ein Vermächtniß ihres Meisters, welcher wiederholt versucht hatte, dem Glauben bei den Sachsen Eingang zu verschaffen! Wenn die alten Missionäre auf ihre Bekehrungsreisen gingen, dann nahmen sie die Reliquien der Heiligen als Begleiter mit. Ihre Wunderkraft war nicht nur ihr eigener Schutz, sondern zugleich für die Heiden der sprechendste Beweis ihrer göttlichen Lehre. So rüstete sich auch der Bischof von Würzburg für seinen Zug mit einigen Ueberresten des Patrons seines Bisthums aus. Das Paderborner Diözesanbrevier vom Jahre 1513 schreibt dem 25. März neben „Mariä Verkündigung" noch den „Adventus S. Kiliani" bei. Unter dieser „Ankunft des hl. Kilian" haben wir eben die seiner Reliquien zu verstehen. Selbstverständlich konnte der Aufenthalt Megingauds in jenen Landstrichen kein dauernder sein. Er besuchte sie, so oft es ihm die Zeit gestattete und ließ erprobte Männer aus seiner Geistlichkeit als Stellvertreter dort zurück. Allein auch zu Hause fand er Gelegenheit, für die Bekehrung Sachsens thätig zu sein. Eines der vorzüglichsten Mittel Karls, jenes Volk dem Christenthum zuzuführen, bestand darin, daß er die von demselben gestellten Geiseln einzelnen Bischöfen und Aebten zum Unterrichte übergab, um dann durch diese die Heilslehre um so leichter bei ihren Stammesgenossen zu verbreiten. Gerade die Klosterschulen zu Würzburg, denen Megingaud ein besonderes Augenmerk schenkte, nahmen mehrere dieser vornehmen sächsischen Jünglinge auf, die dann als die ersten Bischöfe ihrer Heimath eingesetzt wurden. Wie schon früher, so siedelten sich auch auf Befehl Karls ganze Züge dieses Volkes in dem fränkischen Reiche an. Oefter wurden auch einzelne Familien, welche die neue Lehre freudig angenommen hatten, zur Zeit der Empörung von ihren eigenen Landsleuten gezwungen, ihr Heim zu verlassen und suchten unter den Franken eine Zufluchtsstätte. Namen, wie Waldsachsen, Sachserhof, Sachsenheim, Kleinsassen u. a. weisen auf solche Niederlassungen hin. So häufig auch die Mission durch die immer wiederkehrenden Erhebungen der Sachsen unterbrochen wurde, Megingaud selbst hatte noch den Trost, die lange und mühsame Arbeit belohnt zu sehen. Bald darauf, nachdem er die Bürde seines Amtes niedergelegt, wurden mit der Taufe des Sachsenherzogs Widukind — 785 — Unterwerfung und Bekehrung seines Volkes besiegelt.

Was Megingaud zur Entsagung bewog, das mag vielleicht mehr als sein hohes Alter seine Hinneigung zum Mönchsleben gewesen sein. Sie ist ein Zug seines Hauses: wie sein Bruder Mattencelle gegründet, so haben seine Neffen das Kloster Megingaudeshausen für Männer und das zu Schwarzach für Frauen gestiftet. Noch lebendiger regte sie sich in ihm, der das Beispiel eines Bonifatius und Burkardus immer vor sich sah. Gleich diesem bestimmte auch er sich seinen Nachfolger selbst. Unter dem Beirathe der beiden anderen noch

übrigen Schüler seines großen Lehrers, des Erzbischofs Lullus und des Bischofs Willibald, erkor er Bernwelf, einen Mönch des Andreasklosters, der sich bereits bei der Bekehrung der Sachsen ausgezeichnet,[1]) und legte ihm im Verein mit diesen die Hände auf. Der Tod Lulls fällt in das Jahr 786 und auch der Willibalds wird von Einigen in dasselbe Jahr gesetzt. Eckhart nimmt deßhalb an, daß die Weihe Bernwelfs spätestens im Jahre 785 erfolgt sein mußte. Wenn aber die Eichstätter Ueberlieferung, nach welcher Willibald schon 781 starb, im Rechte ist, so hat jener Wechsel noch vor diesem Jahre stattgefunden. Megingaud selbst zog sich mit sechs Brüdern nach Rorlach, also in dieselbe Gegend, wo auch Burkard seine Tage zu beschließen gedachte, zurück. Schon diese Wahl bezeugt, daß der Ort, welcher bereits unter seinem Vorfahrer als klösterliche Ansiedlung bezeichnet wird, als solche, wenn auch von bescheidenem Umfange, fortgedauert hat. Er war der Mittelpunkt für jene Mönche, welche noch von Burkards Zeiten her theilweise zerstreut in den Waldthälern des Spessarts wohnten.

Der Friede des Greises wurde durch seinen eigenen Nachfolger gestört. Nach der Erzählung Egilward's, der eine eigene Schrift über den zwischen ihnen ausgebrochenen Streit eingesehen hat, klagte Bernwelf seinen Vorfahrer an, daß er mehrere Bücher und Gewänder, als von Burkard ererbt, mit sich genommen habe. Fünfzig Mönche, welche zu ihrem früheren Bischof stunden, wurden aus dem St. Kilianskloster verjagt. Sie flüchteten sämmtlich zu dem alten Megingaud. Offenbar erklärt jene Anschuldigung für sich allein diese Zwistigkeiten nicht. Man hat darum den tieferen Grund derselben darin gesucht, daß Megingaud für sein Kloster mehrere Güter des Stiftes habe verwenden wollen, wogegen sich Bernwelf gesträubt.[2]) Nachdem aber das Schloß Rorlach an Burkard gerade zu dem Zwecke, daß dort ein Kloster errichtet werden sollte, geschenkt und das Dorf Rorlach an Megingaud eben nach Egilward von einem gewissen Hatto übergeben worden ist, so hat diese Vermuthung keinen festen Boden unter sich. Den rechten Schlüssel zum Verständniß dieser Mißhelligkeiten gibt uns vielmehr, wie schon Fries andeutet,[3]) Bernwelfs Auftreten gegen jene Mönche. Ihre große Zahl in dem St. Kiliansmünster beweist, daß nicht nur in Würzburg überhaupt das Mönchthum sehr begünstigt, sondern auch in dem Stifte, welches als der Sitz des Bischofs galt, das gebietende war. Die Bekehrung des Landes durch die Söhne des heiligen Benedikt brachte dieses mit sich. Nachdem sie aber vollendet war, griff man zu jenen Grundsätzen zurück, welche eine strenge Sonderung der Mönche von den

[1]) Schaten, Historia Westfaliae. I, 369.

[2]) Eckhart l. c. I, 705. Ussermann l. c. p. 15. Kraus, Neustadt. S. 23 ff.

[3]) Bei Ludewig S. 402.

Klerikern und die Fernhaltung der ersteren von den geistlichen Verrichtungen der letzteren forderten. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der neue Bischof an deren Ausführung ging, mag vielleicht ihre theilweise Entschuldigung darin finden, daß der zunehmende Reichthum des Kiliansstiftes die Zucht gelockert hatte, weßhalb ihm, der als strenger Mann geschildert wird, eine durchgreifende Aenderung für die Hebung des klösterlichen Lebens geboten erschien. Ungeachtet der Fürsprache seines Vorfahrers zwang er die Mönche, an einen anderen Ort überzusiedeln und setzte Chorherren an deren Stelle.[1]) Diese, „die Brüder des heil. Kilian" (Fratres S. Chiliani) lebten, woran kaum zu zweifeln, nach der Regel, welche Chrodegang, Bischof von Metz, um die Mitte des Jahrhunderts für sein Domstift entworfen hatte.

Für die große Zahl der Vertriebenen, welche bei Megingaud ihre Zuflucht suchten, war das damalige Rorlach zu enge. Er baute also ein größeres Kloster am Fuße des früheren Schlosses und nannte es Neustadt. Um seine Stiftung gegen künftige Angriffe zu sichern, stellte er sie unter den Schutz König Karls. Wenn auch dessen Freibrief, der im Mai desselben Jahres 786 wie jener für Onoldsbach ausgefertigt worden sein soll, in seiner gegenwärtigen Gestalt gefälscht[2]) ist, so ist darum sein Inhalt nicht ganz zu verwerfen. Nach ihm hat Karl selbst einen thätigen Antheil an der Gründung Neustadts genommen. Er sagt, daß er für die Schüler Burkards das Kloster errichtet, ihm auf Bitten seiner Mutter Bertrada den Megingaud als Abt vorgesetzt, aus seinem Schreine Reliquien der hl. Jungfrau und des hl. Martin dorthin gegeben und die Kirche zu Ehren des Erlösers und seiner Mutter Maria durch Lullus und Willibald am 22. August in seiner Gegenwart habe einweihen lassen. Neben den Gütern im Spessart, deren Umfang abgegrenzt wird, weist er Neustadt noch Hohenburg sammt allen Einkünften des hl. Burkardus zu und ertheilt ihm die sonstigen Vorrechte eines königlichen Klosters, darunter auch das Recht der freien Wahl des Abtes. Ist die Weihe wirklich durch Lullus und Willibald von Eichstätt vollzogen worden, dann muß das nicht genannte Jahr derselben vor dem Todesjahre Willibalds liegen.

Megingaud widmete nun sein ganzes Wirken seinem Kloster, bis er voll an Verdiensten in das Jenseits hinüberging, um dort die Krone zu empfangen. Als Jahr seines Hinscheidens wird 794,[3]) als Tag der 26. September[4]) angegeben. Sein Leichnam wurde nach Würzburg

---

[1]) Schaten l. c. I, 369. Rettberg a. a. O. II, 320. Abel a. a. O. S. 425.

[2]) Mon. Boica XXXI. p. 14. nr. 6. Le Cointe l. c. VI, 532. Ussermann l. c. Cod. prob. p. 4 nr. 4. Vgl. Kraus, Neustadt. S. 30.

[3]) Chronic. Wirceburg. Baluz: Eckhart, Commentarii I, 507.

[4]) Gropp, Gch. Bischoffs-Sitz. S. 105. Corpus regulae ed. F. X. Wegele. p. 102. Calendar. Merseburgense in Zeitschr. f. Archivkunde, Diplom. u. Geschichte. I, 122.

gebracht und in dem Neumünster in einer kleinen Gruft am südlichen Eingange links von der Kirchthüre beigesetzt. Mehrfache Wunder verherrlichten nach der Ueberlieferung des Andreasklosters sein Grab. Nicht nur die fränkischen Geschichtschreiber gaben ihm den Titel eines Heiligen oder Seligen, sondern er wurde auch, wie Fries bezeugt, von dem Volke als solcher verehrt. Als man im Jahre 1711 den jetzigen Kuppelbau begann, mußte der Steinsarg von seinem alten Platze hinweg gerückt werden. Bei Eröffnung desselben fand sich außer dem Knochenstaube noch ein Theil seines Hirtenstabes, welcher gleich dem Burkards aus Hollunder war, in der Mitte von einem ehernen Ringe umschlossen wurde und als Krümmung ein gebogenes Horn trug. Die Ueberreste, welche einen lieblichen Wohlgeruch verbreiteten, wurden durch den Weihbischof Johann Bernhard Meyer wieder in dem Sarge verschlossen und dieser an die Ostwand der Kiliansgruft gestellt. Die alte lateinische Inschrift des Deckels lautet:

„Praesulis hic tegitur famosi cespite corpus:
Terram terra tegit, spiritus astra petit.
Megingodus in hac antistitis sorte secundus
Exstitit atque pio promptus in officio.
. . . . quondam Bonifacius arcis honorem.
Perduxit sacro constituitque gradu.
Vixit in hoc mundo castus sine crimine vates,
Mortuus in Christo praemia carpit ovans.“ [1])

d. h.:

„Unter der Decke hier ruhn die Gebeine des rühmlichen Hirten:
Kehret der Staub zu dem Staub, schwingt sich der Geist zu dem Geist.
Megingaud war beschieden das Loos in der Reihe der zweite
Bischof zu sein. der fromm waltet' des heiligen Amts.
Bonifatius selbst hob ihn zum Gipfel der Ehren,
Da er weihend die Hand breitete über sein Haupt.
Keusch und ohne ein Fehl hat lebend der Welt er gepredigt —
Heimgegangen zum Herrn schmückt ihn der Kranz des Triumphs.“

Durch seine Stiftung verbreitete Megingaud auch nach seinem Tode noch reichen Segen. Mit den Mönchen des St. Kiliansklosters war auch die Wissenschaft in Neustadt eingezogen und bald bildete sich eine Schule, in welche der fränkische Adel mit Vorliebe seine Söhne sandte. Was die Mönche durch ihre Predigt für die Umgebung wirkten, das erstrebten sie durch ihren Unterricht für das ganze Bisthum. In der Folge bestiegen noch zwei aus ihrer Mitte, Gozbald, der Kanzler Ludwigs des Deutschen, und Dietho, ein Graf von Castell, den Stuhl des hl. Burkard. Ein Dritter, Spatto oder Hatto, scheint das Amt eines Chorbischofs verwaltet zu haben. Eben deßhalb wurde der Abtei auch später durch Kaiser Otto III. am 12. Dezember 993 der Vorrang vor den übrigen Klöstern des Bisthums eingeräumt.[2]) Bei der allgemeinen Klosteraufhebung fiel Neustadt als Entschädigung dem fürstlichen

---

[1]) Vgl. Archiv d. hist. Vereins v. Unterfranken. X, 1, 149.

[2]) Fries bei Ludewig S. 443.

Hause Löwenstein-Wertheim-Rosenberg zu. Dadurch blieb der ehrwürdigen Kirche das Loos, niedergerissen zu werden, erspart, wie es so manche andere getroffen hat. Ja, als am 26. Mai 1857 ein Blitzstrahl das Kloster in Asche legte, da stellte die Großmuth des Fürsten Karl die romanische Basilika in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder her. Ob nicht auch das Kloster einmal seine Auferstehung feiern wird? Welch ein Jubeltag würde der sein, an welchem der Chorgesang der Söhne des hl. Benedikt wieder an jener Stätte erklingt, an der ein heiliger Burkard ihn zum ersten Male angestimmt!

11. Der heilige Sturmius.

(17. Dezember.)



Um ihre Herrschaft in dem diesrheinischen Germanien zu erhalten, wußten die Römer kein besseres Mittel, als an den wichtigsten Punkten feste Plätze zu errichten, in welche sie eine ständige Besatzung legten. Von hier aus unternahmen sie ihre Streifzüge, um ihre Eroberungen weiter auszudehnen; hieher zogen sie sich zurück, wenn der Anprall der Feinde zu mächtig war. Die ältesten Städte Deutschlands, soweit dieses einst ihrer Macht unterworfen war, sind aus solchen befestigten Lagern entstanden. Auch der Apostel der Deutschen beschloß, um das Reich Jesu Christi unter den von ihm bekehrten Völkern zu sichern, in ihrer Mitte eine starke Glaubensburg anzulegen, welche er jenen Streitern übergab, mit denen er das Land gewonnen hatte, den Söhnen des heil. Benedikt. Sein Kloster sollte der Stützpunkt sein, von dem aus sie die Fahne ihres Herrn immer weiter tragen und durch



immer neue Kräfte verstärkt werden konnten; aber auch zugleich ein Zufluchtsort, wenn den Boten des Friedens blutige Verfolgung drohte. Mitten in der grauenvollen Wildniß des buchonischen Waldes schlug er die ersten Zellen auf; mitten in einem lieblichen Garten liegt heute das freundliche Fulda, welches aus ihnen hervorgegangen ist. Jahrhunderte haben daran gebaut, aber sie haben seine ursprüngliche Bestimmung nicht verbauen können; noch jetzt trägt es den Charakter einer Glaubensburg. Der Dom mit dem früheren Kloster, welcher die in der Ebene am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses hingestreckte Stadt überragt, bildet den Kern, gleichsam das Prätorium dieser geistlichen Feste; die Nebenkirchen, darunter die uralte Kapelle des Michaelsberges, schließen sich als Bollwerke an; die ehemaligen Propsteien auf den die Stadt umgrenzenden Höhen schauen wie stolze Vorburgen darein. Es sind ihrer vier, die theils in nächster Nähe liegen, theils auf die Entfernung einer Stunde hinausrücken: nördlich der Frauenberg und südlich ihm gegenüber der Johannisberg, gegen Morgen der Petersberg und wieder gegen Abend der Andreasberg. „Virgo virginem, apostolus fratrem respicit — die Jungfrau sieht auf den jungfräulichen Jünger und der Apostel grüßt zu dem Bruder hinüber,“ so haben schon die Alten ihr Wechselverhältniß in sinniger Weise gedeutet.[1])

An die Spitze dieser Stiftung stellte Bonifatius den heiligen Sturmius. Hatte er mit allen andern Schülern den Eifer für die Bekehrung der Heiden als das gemeinsame Erbe von dem Meister überkommen, so prägte er in sich doch besonders eine Seite von dessen vielumfassendem Wesen aus: die des vollendeten Mönches.

Seinem Wirken hat sein dritter Nachfolger, Eigil, das schönste Denkmal gesetzt. Ein Verwandter Sturms, wurde er diesem schon als Knabe zur Erziehung übergeben und hatte das Glück, zwanzig Jahre unter seiner Leitung zu leben. Nach dem Tode seines Lehrers schrieb er auf Bitten Angildruths, vielleicht einer Nonne des Klosters Bischofsheim, dessen Leben so einfach und wahrheitsgetreu, daß sein Buch die Probe auch der strengsten Prüfung bestanden hat.[2]) Wir brauchen ihm also nur nachzuerzählen und hie und da weniger ein ergänzendes als ein erklärendes Wort hinzuzufügen.

1. Seine Jugend.

Als der heilige Bonifatius im Jahre 735 zum zweiten Male nach Bayern gekommen war, um die dortige, dem Rückfalle in das Heidenthum nahe Kirche wieder aufzurichten, erregte seine staunenswerthe Thätigkeit eine solche Begeisterung, daß die Edlen

[1]) Monachi Fuldensis vita Bardonis. c. 6. Jaffé, Mon. Mogunt. p. 5.

[2]) Brower, Sidera Germaniae. Mog. 1616. 4°. — Surius, Vitae SS. 17. Dec. — Mabillon AA. SS. O. S. B. III, 2. p. 269. — Schannat, Cod. probat. hist. Fuld. p. 67. — Pertz SS. II, 365. Migne, patrol. Ser. lat. CV, 421.

des Volkes mit einem wahren Wetteifer ihm ihre Söhne zuführten, damit er sie für den Dienst Gottes erziehen möchte. Unter diesen befand sich auch der junge Sturmi, Sturmio oder Sturmius, wie er auch später genannt wurde. Er stammte von christlichen Eltern, die einem vornehmen bayerischen Geschlechte angehörten. Die Zeit, wann er geboren, wird nicht angegeben; da er aber die Priesterweihe 740 und nach damaliger Uebung kaum vor dem dreißigsten Lebensjahre erhielt, so dürfen wir das seiner Geburt um 710 suchen.[1]) Sturm war also schon ein herangereifter Jüngling, als er sich unserem Heiligen vorstellte. So schwer seinen Verwandten die Trennung fiel, so leicht wurde sie ihm. „Freudig verließ er seine irdischen Eltern, um jenem Vater zu folgen, der uns Alle wieder erkauft hat."

Nach Hessen zurückgekehrt, übergab Bonifatius den neugewonnenen Schüler dem Abte Wigbert, welcher dem noch nicht lange gegründeten Kloster Frideslar (Fritzlar) vorstand. Unter seiner Leitung machte Sturmi schnelle Fortschritte im Gebete wie in den göttlichen Wissenschaften. Dabei war sein Sinnen nicht blos darauf gerichtet, die ewigen Wahrheiten in seinen Geist aufzunehmen, sondern er befliß sich auch, dieselben in seinem Herzen zu erwägen und in seinem Wandel auszuprägen. „Tief in seinem Gefühl, scharf in seinen Gedanken, klug in der Rede, schön von Gestalt, gefällig im Auftreten, edel in seinen Sitten, unbefleckt in seinem Leben, liebenswürdig und bescheiden, freundlich und munter im Umgange, wurde er der Liebling Aller." So vereinigte sich nach verhältnißmäßig kurzer Zeit der Vorbereitung das Urtheil der Knechte Gottes dahin, daß er würdig sei, zum Priester geweiht zu werden. Von nun an gehörte seine Thätigkeit ganz den Pflichten seines Amtes. Mit Eifer predigte er in der Umgebung Fritzlars den Bekehrten wie den Heiden die Lehren des Heils. Erwiesen seine Worte sich mächtig gegenüber den Wunden der Seele, so heilten seine Zeichen die Gebrechen des Leibes; nahm seine Predigt den Irrthum aus den Herzen, so scheuchte seine Handauflegung die Krankheit hinweg.

Fast drei Jahre hatte er als Priester durch Lehren und Taufen gewirkt, da fiel ihm durch eine göttliche Eingebung der Gedanke in den Sinn, das weit härtere und rauhere Leben eines Einsiedlers zu ergreifen. Sein Entschluß wurde immer fester, so daß er sich verpflichtet fühlte, ihn seinem geistlichen Lehrer, dem heiligen Bonifatius, zu offenbaren. Dieser wurde kaum durch seine Eröffnung überrascht. Mit seinem sicheren Blick hatte er die dem Jüngling eigene Anlage erkannt und im Voraus jenen Platz ausgesucht, auf den er ihn stellen wollte. Er wußte, was die Knospe in sich barg, darum drängte er nicht, sondern wartete ruhig, bis ihr Kern sich von selbst erschloß. Als dieses geschah,

---

[1]) Vgl. K. Schwartz, Bemerkungen zu Eigils Nachrichten über die Gründung Fulda's. Programm. Fulda 1856. S. 11 ff. — F. J. Nick, der hl. Sturmius. Fulda 1865. S. 86.

war seine Freude groß. Mußte es ihm doch sein, als habe der Himmel selbst jene Kraft ausgerüstet, deren er zur Ausführung eines längst gehegten Planes bedurfte. Er gesellte also seinem Eremiten, wie er von da an seinen Schüler mit Vorliebe nannte, noch zwei Gefährten bei, unterrichtete sie über das Nöthige, flehte in einem heißen Gebete um Gottes Beistand und gab ihnen seinen Segen mit den Worten: „So ziehet denn hin in die Einöde, welche Buchonia genannt wird, und suchet darin einen Ort, der zur Wohnung für die Knechte Gottes geeignet ist, denn der Herr ist mächtig genug, seinen Dienern eine Stätte zu bereiten in der Wüste." So einfach diese Rede uns scheinen mag, sie hatte etwas von der Kraft eines „Es werde!" in sich, denn sie rief eine der fruchtbarsten und dauerndsten Schöpfungen hervor, welche die Geschichte der christlichen Welt aufzuweisen hat.

2. Seine Klostergründung.

Es war im Frühling 743, als Sturmius mit seinen zwei Begleitern nach Buchonien auszog. Unter diesem allgemeinen Namen begriff man nicht einen gesonderten Gau, sondern überhaupt alles Land, das sich zwischen Oberlahn und Saale, Werra und Mittelmain ausdehnte. Wohl führten einige Straßen durch dasselbe, auch hatten Bäche und Flüsse, Thäler und Höhen schon ihre Namen — von einem Anbau zeigte es indessen kaum eine Spur, und auch Bewohner waren nur ganz vereinzelt vorhanden, da man Tage lang in ihm umher ziehen konnte, ohne einem Menschen zu begegnen. Beim Eintritte in die Wildniß, in der sie fast nichts als um sich die mächtigen Baumriesen und über sich den Himmel erblickten, richteten sie ein andächtiges Gebet zu dem Heiland, daß er ihre Füße auf den Pfad des Friedens lenken möge. Sie nahmen ihren Weg in südöstlicher Richtung und gelangten am dritten Tage an den Ort, wo die Haune und Geisa sich mit der Fulda vereinigen. Er wurde schon damals Hersfeld genannt. Sie fanden die Stätte geeignet und flehten zu Christus, daß er ihnen dieselbe zum Wohnsitz segnen möge. Darauf bauten sie an derselben Stelle, wo sich später das von Lullus gegründete Kloster erhob, Hütten aus Baumstämmen und deckten sie mit Rinde. Nachdem sie hier eine Zeitlang Gott mit Fasten, Beten und Wachen gedient, begab sich Sturmius zu dem Erzbischof zurück, um Bericht über den erwählten Ort zu erstatten. Dieser hörte seinen Eremiten mit Aufmerksamkeit an, behielt ihn einige Tage bei sich, um Alles sorgfältig zu prüfen, und entließ ihn mit dem Bescheide: „Wie ich fürchte, werdet ihr den Platz, den ihr aufgefunden, wegen der Nähe des wilden Sachsenvolkes nicht bewohnen können. Suchet also eine entferntere, tiefer in der Einöde gelegene Stätte, an der ihr ohne Gefahr euch niederlassen könnt." Schon die nächste Zukunft hat der Voraussicht des Heiligen

Recht gegeben: im Jahre 774 drangen die Sachsen auf einem ihrer Streifzüge wirklich bis in jene Gegend.

Neu gestärkt durch den Zuspruch seines Lehrers kehrte Sturm zu seinen Gefährten zurück. Als er ihnen den Willen ihres Herrn kund gethan, bestiegen sie zusammen einen Nachen und ruderten die Fulda aufwärts. Bei jeder Mündung eines Bächleins untersuchten sie die Gegend nach allen Seiten hin. Sie verließen ihr Fahrzeug, wanderten rings umher, betrachteten sich das Land, die Berge, die Thäler und die Wässer, um einen Platz zu finden, wie er für ihre Absichten tauglich wäre. Am dritten Tage kamen sie endlich an die Stelle, wo die Luodera (Lüder) in die Fulda fließt. Hier wendeten sie ihren Kahn und fuhren wieder zu ihrer Zelle zurück, da sie keinen ihren Wünschen entsprechenden Ort gefunden hatten. Nur bei Ruohenbach (Frauenrombach) hatten sie ein wenig verweilt, da sie Anfangs meinten, daß hier allenfalls ein passender Wohnplatz für die Diener Gottes sein dürfte; doch bald waren sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß auch dieser Ort ihrem ehrwürdigen Bischof nicht genehm sein werde. Bei ihren Baumhütten angelangt, hörten sie nicht auf, Tag und Nacht den Herrn anzuflehen, daß er ihnen nunmehr zeigen wolle, was sie selbst bisher vergeblich gesucht. Unterdessen harrte Bonifatius mit Sehnsucht auf eine Nachricht, was Sturm mit seinen Genossen gefunden, und sandte, als diese nicht eintraf, einen Boten, der den Schüler zu ihm entbieten sollte. Voll Freude über diese Theilnahme rief der demüthige Priester aus: „Christus und Gott sage ich Dank, daß ein so großer Bischof, meine geringe Person gewürdigt hat, einen Boten zu mir in diese Einöde zu schicken." Der Ankömmling wurde freundlich bewirthet und mit herzlichen Grüßen zurückgesandt. Sturm selbst folgte ihm bereits des andern Tags. Er suchte den Bischof in Selcheim (Großselheim) auf, von wo aus er den Boten abgeschickt und legte den Weg von ganzen fünfzehn Stunden noch an demselben Tage zurück. Da aber Bonifatius schon nach Fritzlar abgereist war, so wanderte er am nächsten Tage dorthin. Sogleich vor den Bischof gelassen, fiel er auf die Erde nieder und bat um seinen Segen. Dieser ertheilte ihm denselben, küßte ihn und wies ihm einen Sitz neben sich an. Bevor er seinen Bericht entgegennahm, ließ er ein Mahl auftragen, wobei er ihn ausdrücklich bat, während seiner Anwesenheit ihm zu Liebe etwas in seiner gewohnten Fastenstrenge nachzulassen. Darauf führte er ihn in ein Nebengemach, um sich mit ihm zuerst über das Mönchsleben und dann über den Erfolg seiner seitherigen Bemühungen zu unterreden. Sturm stellte das Vergebliche derselben vor, Bonifatius aber, ihn tröstend, rief mit prophetischem Blicke aus: „Trotzdem hält Gott in jener Einöde einen Ort für euch zur Ruhestätte bereit und Christus wird ihn, sobald es sein Wille ist, seinen Dienern zeigen. Höre also nicht auf zu suchen und glaube, daß du ihn ganz gewiß dort finden wirst."

In Hersfeld wieder angelangt, gönnte sich Sturmius nur eine kurze Rast und ging sodann auf seine dritte Entdeckungsreise, aber diesmal allein und ohne seine Brüder, aus. Er sattelte einen Esel, belud ihn mit den nöthigsten Lebensmitteln und Werkzeugen und trat sodann furchtlos die Wanderung in die Stille des Waldes an, indem er jenem vertraute, welcher sich selbst den Weg, die Wahrheit und das Leben nennt. Während seine Augen sorgfältig die Gegenden durchspähten, ertönten von seinen Lippen heilige Psalmen. Wo die Nacht ihm Halt gebot, da fällte er zuerst Gehölz, um einen dichten Zaun um seinen Esel gegen die Anfälle der zahlreichen Raubthiere zu ziehen. Er selbst bezeichnete seine Stirne mit dem Zeichen des hl. Kreuzes und überließ sich darauf sorglos dem Schlummer. Als er so dahinzog, kam er eines Tages an die Handelsstraße, die von Thüringen nach Mainz führte, und fand gerade an der Stelle, wo sie über die Fulda geht, also bei dem Dorfe Hemmen unterhalb Lüdergemünd, eine große Menge Slaven, wohl Kaufleute, die sich in dem Flusse badeten. Bei ihrem unerwarteten Anblick begann das Lastthier, auf dem er saß, zu scheuen, worüber ihn die Badenden verhöhnten, ohne ihm aber ein Leid anzuthun. Auf ihre Frage: „Wohin die Reise?" erwiederte Sturm: „In den oberen Theil der Wildniß," und ritt dann unbehelligt weiter. Von nun an galt es, in den dichtesten Theil des Waldes vorzudringen, eines Forstes von ungeheuren Bäumen, bevölkert von wilden Thieren jeder Art. Wenn auch der Geschichtschreiber jener Zeit das Treiben und Kampfesleben jener Thierwelt nicht im Einzelnen schildert, so läßt sich dasselbe doch heute noch aus den Namen der Berge und Flüsse, wie sie die später zu erwähnende Markbeschreibung Fulda's aufbewahrt hat, herauslesen. Da sehen wir den Wolfesbach, in welchem die heulenden Wölfe ihren Durst stillen, vor denen erschreckt der Biber in seine Wohnungen an der Biberaha flieht und die schnellen kleinen Rosse die waldigen Höhen des Rosseberges hinaufflüchten, den Trockenbach hinuntereilen, um in der Martbach zu tränken. Von den Eichen der Eichlohe flattern die Uhu's und Eulen nach dem Buchenwalde des Ugesberges und hinüber nach den Höhen, wo die Ulster entspringt. Die Krähen hüpfen einsam im Wiesengrunde des Ruohenbaches, dort eilt der Bär bis zu seiner Quelle am Berolfesbach, an den grünen Ufern des Schalkesbachs grast der „grimme Schelch" des Nibelungenlieds und der schwerfällige Büffel weidet auf den Wiesen der Wisuntaha.[1]) Am vierten Tage befand sich Sturm der Stelle gegenüber, an der jetzt Fulda liegt. Wohl aber, weil er den Fluß nicht überschreiten konnte, zog er am linken Ufer aufwärts, kam an der Mündung der Gysilaha (Giesel) vorüber und hielt, da bereits die Sonne untergegangen war, bei der dem heutigen Dorfe Bronnzell gegenüberliegenden Furth,

---

[1]) J. Gegenbaur, das Kloster Fulda im Karolinger Zeitalter. Fulda 1873. II, 36.

über welche damals der Ortesveca (Ortsweg) ging, jene alte Bergstraße, die aus der Rhön führte und in die schon genannte Thüringer Handelsstraße einlief. Eben schickte er sich an, seine gewöhnlichen Vorkehrungen gegen nächtliche Ueberfälle zu treffen, als er in geringer Entfernung ein Geräusch im Wasser vernahm. Er hielt in der Arbeit inne und horchte aufmerksam, konnte aber nicht erkennen, ob das Geräusch durch wilde Thiere oder durch Menschen verursacht sei. Da er nicht rufen wollte, schlug er mit seiner Axt an einen hohlen Baum. Auf dieses hin eilte ein Mann herbei und grüßte. Als Sturm ihn fragte, woher er käme, gab er zur Antwort, er käme aus der Wetereiba (Wetterau) und führe ein Pferd seines Herrn, der Ortes heiße. So übernachteten Beide an der Stelle, wo sie sich getroffen. Der Fremde besaß in der Einöde eine große Ortskenntniß. Sobald nun der Gottesmann ihm sein Vorhaben mitgetheilt, schilderte ihm jener die ganze Umgegend und nannte Orte und Bäche mit Namen. Die Stätte, wo sie seien, bemerkte er, heiße Aihloh (Eichwald), wie auch noch jetzt der Calvarienberg bei Fulda genannt wird. In der Frühe des folgenden Morgens erhoben sich die beiden Wanderer und schieden unter Segenswünschen von einander. Der Knecht setzte seinen Weg nach dem Grabfelde fort; der Diener Gottes aber, welcher hier wahrscheinlich auf das rechte Ufer der Fulda übertrat, zog wieder flußabwärts, um das Eichloch zu durchforschen. Anfänglich wollte ihm die Gegend wenig gefallen. Als er aber den Grezzibach (Kretzbach) erreicht und von da sich wieder etwas rückwärts gewandt hatte, war er an den gesegneten und von Gott ihm schon lange vorbehaltenen Platz gelangt, auf welchem das heilige Kloster sich erheben sollte. Kaum hatte er entzückt die Schönheit der vor ihm liegenden Stätte überschaut, so ward es ihm auch völlig klar vor der Seele, daß dieser und kein anderer der Ort sei, welchen ihm die Gnade des Höchsten um der Gebete und Verdienste des hl. Bonifatius willen enthüllt habe. Alles, was er sah, der fruchtbare Thalgrund mit seinen reichen Wässern, die Hügel und die Berge, die, jene in engeren, diese in weiteren Kreisen, ihn umsäumten, lud ihn ein, frohlockend auszurufen: „Hier soll meine Ruhe sein auf ewiglich!“ Fast den ganzen Tag brachte er damit zu, die Stelle nach allen Richtungen zu durchstreifen. Je länger er umherwandelte, desto mehr wünschte er sich Glück. Er sprach also den Segen über den Ort, bezeichnete ihn auf das sorgfältigste und zog fröhlichen Herzens von dannen. Schon am zweiten Tage kam er in Hersfeld an, wo er seine beiden Gefährten bei ihren frommen Gebeten traf. Nachdem er ihnen die frohe Kunde gebracht und zugleich aufgetragen, sich zur Uebersiedelung bereit zu halten, machte er sich zu dem Bischof nach Selheim auf. „Der von dir ersehnte Ort,“ so sprach er, „ist jetzt nach meinem Dafürhalten gefunden.“ Die Beschreibung, welche er von dessen Lage und Beschaffenheit mit begeisterten Worten gab, erfüllte den Bischof mit großer Freude. Er behielt seinen

Eremiten noch einige Zeit bei sich, um die zu treffenden Vorbereitungen zu besprechen und ihn durch gottselige Unterredung mit immer größerer Liebe für das klösterliche Leben zu erfüllen, und schickte ihn sodann in die Waldwüste zurück, während er sich selbst an den Hof Karlmann's begab, um sich der Schenkung des auserwählten Platzes zu versichern.

Bevor noch diese erwirkt worden war, drängte es Sturm, an das Werk zu gehen. Er verließ mit seinen Gefährten die Waldhütten, die sie vor noch nicht einem vollen Jahre errichtet hatten, und suchte die neue Heimstätte auf. Als sie aber dort ankamen, fanden sich zu ihrer Betrübniß Leute, welche ihnen die Besitzergreifung wehrten. Da sie deren Widerstand nicht zu überwinden vermochten, so blieb ihnen nichts übrig, als sich einstweilen zurückzuziehen und den Erfolg der Bemühungen des Erzbischofs abzuwarten. Sie begaben sich an einen Ort, Dirichlari oder Dryhlar genannt, unter welchem man — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahin gestellt bleiben — das heutige Dorf Johannisberg vermuthet.[1])

Unterdessen war Bonifatius am Hofe Karlmanns angekommen und trug diesem seine Bitte vor mit den Worten: „Zur ewigen Ruhe Eurer Seele gedenke ich, wenn es so im Willen Gottes liegt und Eure Hilfe mir nicht fehlt, im Osten Eures Reiches ein Kloster zu gründen, wie es in früheren Zeiten vor uns Niemand begonnen hat. Deßhalb erbitten wir zu diesem frommen Werke Eure Mitwirkung, für die Euch im künftigen und ewigen Reiche ein unvergänglicher Lohn von dem allerhöchsten Könige werden wird. Wir haben nämlich in der Einöde Buchonia neben dem Flusse Fulda einen Platz gefunden, der sich für die Diener Gottes zur Wohnstätte eignet. Jetzt flehen wir Eure Milde an, uns diesen Ort zu schenken, daß wir dort unter Eurem Schutze Gott dienen können." Der Fürst hatte keine geringere Freude an dem Werke, als der Bischof. Nachdem er das Gesuch den anwesenden Großen vorgelegt, gab er zur Antwort: „Den von dir erbetenen Ort, welcher nach deiner Aussage Aihloha genannt wird und an der Fulda liegt, sowie Alles, was ich dort heutigen Tags als Eigenthum zu besitzen vermeine, gebe ich ganz und gar aus meinem Recht in das des Herrn und zwar so, daß die Mark des Ortes sich im ganzen Umkreise von Süd und Ost, von Nord und West bis auf viertausend Schritte erstreckt." Eine eigene Urkunde besiegelte die Schenkung. Damit nicht zufrieden, sandte Karlmann an die Edlen des Grabfeldes Boten, um sie aufzufordern, daß auch sie, was ein Jeder dort zu eigen hätte, der neuen Stiftung übergeben möchten. Bereitwillig entsprachen diese seinem Wunsche.

Nachdem das Eigenthum ihnen zuerkannt war, eilte Sturm mit sieben Gehülfen von Dryhlar an Ort und Stelle. Am 12. März 744

---

[1]) Schwartz a. a. O. S. 32. — Sturmius-Büchlein. Fulda 1879. S. 16 Anmerk.

betraten sie die heilige, von Gott ihnen voraus bestimmte Stätte.[1]) Unter geistlichen Lobgesängen und Gebet ergriffen sie Besitz und unter Fasten und Wachen bereiteten sie sich vor zu ihrem Werke. Dann erst begannen sie ihre Arbeit mit dem Fällen der Bäume und der Säuberung des Platzes. Als jene Axtschläge erdröhnten, unter denen die alten Eichen stürzten, da „klang es aus der schweigenden Wildniß wie der Glockenton einer unsichtbaren Kapelle, der das hereinbrechende Licht des Auferstehungstages zu einem neuen höheren geistlichen Leben festlich verkündet.“ [2]) Nach Ablauf von zwei Monaten erschien Bonifatius selbst, von einer Schaar von Werkleuten begleitet. Jetzt entwickelte sich auf dem Bauplatze ein reges Leben, das seine Nahrung aus dem ermunternden Zurufe des Heiligen schöpfte. Auf einem nahen waldbedeckten Hügel, der nach ihm der „Bischofsberg“ genannt wurde und heute der Frauenberg heißt, nahm er Aufenthalt. Ein ärmliches Zelt war seine Wohnung und in einer kleinen Holzkapelle feierte er das hl. Opfer. Die Nähe des Ortes erlaubte ihm, die Arbeiten zu überwachen; die Stille desselben machte es ihm möglich, zugleich ungestört dem Gebete und den Studien obzuliegen. Die Sage bezeichnet am nördlichen Fuße des Berges bei dem Dorfe Horas die Stätte, wo er oft von einem aus zwei Hölzern zusammengebundenen Kreuze kniete. Da er nun einst Durst empfand, bohrte er mit seinem Stabe in den Boden und siehe, ein frisches Brünnlein quoll hervor, um ihn zu laben. Zum Gedächtniß dessen steht das Steinbild des Heiligen an der Quelle. Nach Abfluß einer Woche, während welcher die schwierigsten Arbeiten gethan und Kalköfen gebaut waren, zog Bonifatius mit den von ihm herbeigeführten Arbeitern von dannen. Als er nach einem Jahre wiederkam, war der Bau des Klosters, das schon damals seinen heutigen Namen trug, bereits weit vorgeschritten. Es wurde dem göttlichen Erlöser gewidmet. Der Bischof benützte seinen Aufenthalt, um die Brüder immer tiefer in die Geheimnisse des höheren Lebens einzuführen. So sehr wußte er hiebei ihren Eifer zu entflammen, daß sie gemeinsam den Beschluß faßten, niemals Wein, sondern nur ein dünnes Bier zu trinken. Erst nach mehreren Jahren, als die Zahl der Mönche sehr gewachsen war, wurde diese Strenge um der Kranken und Schwachen willen gemildert. Doch blieben Einige bis an ihr Lebensende der freiwillig übernommenen Verpflichtung getreu und enthielten sich nicht nur des Weines, sondern überhaupt jeden geistigen Getränkes. Alljährlich pflegte der Heilige, so oft es sein Amt gestattete, in dem Kloster einzukehren und da einige Zeit zu verweilen. Als Karlmann von der Herrschaft zurückzutreten gedachte, ließ Bonifatius vorsorglich, um die Schenkung seines Gönners allen

[1]) Vergl. über die Zeitbestimmung: Eckhart, Comment. I, 462. Rettberg a. a. O. I, 273. Schwartz a. a. O. S. 33. Hahn, Jahrbücher S. 55.

[2]) Gegenbaur a. a. O. II, 36.

Ansprüchen gegenüber sicher zu stellen, am 12. März 747 durch den Priester Meginhelm den Besitz des Klosters genau beschreiben.[1]) Nach dieser Urkunde, der sogenannten „Cartula S. Bonifatii", umfaßte sein Gebiet neben der heutigen Stadt Fulda noch die gegenwärtigen Pfarreien Kämmerzell, Hainbuch, Johannisberg, Giesel, Eichenzell, Florenberg, Petersberg mit Theilen der angrenzenden Pfarreien Margarethenheun, Marbach und Limbach.

3. Seine Klosterleitung.

Sobald der äußere Bau des Klosters vollendet war, dachte man an die Einrichtung des inneren klösterlichen Lebens. Hatte Bonifatius das ganze Kirchenwesen Deutschlands nach den Gesetzen, die ihm von Rom, dem Mittelpunkte der Einheit, kamen, gestaltet, so sollte auch diese seine Stiftung den Geist des hl. Benedikt aus der Quelle schöpfen. Um die Regel so vollkommen als möglich beobachten zu können, beschlossen die Brüder selbst, daß Einige aus ihrer Mitte die bedeutendsten Klöster besuchen, sich mit ihren Einrichtungen vertraut machen und sie alsdann in die neue Anstalt verpflanzen sollten. Mit dieser Sendung wurde Sturm als ihr Oberer betraut. Im vierten Jahre der Gründung, also entweder im Herbste 747 oder im Frühling 748 trat er in Gesellschaft zweier Brüder die Romreise an. Nach einander besuchte er die vornehmsten Klöster Italiens, darunter sicher auch Monte Cassino, das unter seinem Abte Petronax eben damals zu einer reichen Blüthe gediehen war. Nachdem er ein ganzes Jahr darauf verwandt hatte, die Lebensweise und die Ueberlieferungen der ältesten Häuser seines Ordensstifters kennen zu lernen, rüstete er sich zur Rückkehr. Schon der Heimath nahe, fiel er in eine Krankheit, die ihn vier Wochen in dem Kloster Kitzingen zurückhielt. Kaum aber war er genesen, so eilte er zu Bonifatius, der gerade in Thüringen weilte. Bei diesem Wiedersehen freute sich der Bischof sehr und dankte Gott, der seinen Eremiten wohlbehalten heimgeführt hatte. Als er sodann von seinem Jünger vernommen, was dieser in den klösterlichen Gemeinschaften des fernen Landes geschaut hatte, entließ er ihn mit den Worten: „Wohlan, gehe hin und richte das neue Kloster Fulda, soviel an dir liegt, nach den Sitten jener Mönche ein, deren Leben du dort beobachtet hast!" Am vierten Tage langte Sturmius in seiner geliebten Einöde an. Begierig lauschten seine Brüder dem, was er ihnen von den an der Wiege ihres Ordens geltenden Uebungen erzählte und eifrig strebten sie darnach, seinen wohlgemeinten Lehren zu folgen. Es fiel ihnen dies um so leichter, als er selbst in Allem das leuchtende Beispiel der strengsten Entsagung gab. So wuchs trotz der anfänglichen Armuth die

---

[1]) Brower, Antiqu. Fuld. p. 16. Schannat, Trad. Fuld. 335. Dronke, Trad. Fuld. 3. Vergl. Gegenbaur a. a. O. I, 24.

Familie Christi immer mehr und der Wohlgeruch ihrer Heiligkeit drang bis in die entlegensten Klöster.

Wie Bonifatius den Besitz Fulda's durch Karlmann hatte verbriefen lassen, so wollte er ihm nunmehr auch die Anerkennung und den besonderen Schutz der obersten Kirchengewalt erwerben. Er sandte deßhalb seinen Schüler Lull im Jahre 751 mit einem Briefe nach Rom,[1]) worin er dem Papste mittheilt, daß er in einer einsamen waldigen Gegend inmitten jener vier Volksstämme, die durch ihn bekehrt worden seien, mit Hülfe frommer und gottesfürchtiger Männer, besonders des vormaligen Fürsten Karlmann ein Kloster für Mönche nach der Regel des hl. Benedikt gegründet habe, in welchem er in seinem Alter sich bisweilen zu erholen und nach seinem Tode zu ruhen gedenke. Daß der Schluß des Schreibens, welcher verloren gegangen ist, die Bitte um besondere Vorrechte für die Stiftung enthalten habe, geht aus der Antwort des Papstes Zacharias[2]) hervor. Dieselbe, an den Bischof und die Brüder zu Fulda zugleich gerichtet, stellt das neue Kloster „nach dem Wunsche des Bonifatius" unter die alleinige Gerichtsbarkeit der römischen Kirche, so daß nicht nur außer dem apostolischen Stuhle kein anderer Oberer darüber eine Gewalt haben, sondern auch sonst kein Priester, welcher Kirche er auch angehöre, wenn nicht vom Abte selbst eingeladen, darin eine feierliche Messe singen solle.[3]) Es ist dies jener berühmte Freibrief für Fulda, welcher eine der erbittertsten gelehrten Fehden hervorgerufen hat. So heftig indessen auch seine Aechtheit bis in die Gegenwart herein angestritten wurde, so erfolgreich ist sie auch vertheidigt worden.[4]) Wie sehr dem Erzbischof die Sorge für sein Kloster am Herzen lag, dafür gab er noch am Abende seines Lebens einen weiteren Beweis. Als er im Juni des Jahres 753 am Hofe Pipins zu Attigny weilte, um vor seiner glorreichen Bekehrungsreise nach Friesland die Angelegenheiten der von ihm gegründeten Kirchen zu ordnen, gedachte er besonders seiner Lieblingsstiftung. Er erwirkte für jenes von dem Papste Zacharias ertheilte Privileg auch die Bestätigung des Königs, welche in einer noch gegen das Ende des achten Jahrhunderts gefertigten Abschrift enthalten ist.[4])

---

[1]) Jaffé l. c. nr. 79. p. 218.

[2]) Jaffé l. c. nr. 82. p. 258.

[3]) Dronke, Cod. dipl. nr. 2 p. 4.

[4]) Gegen die von Schannat, Dioeces. Fuldens. Frcfrti. 1727 f°. geltend gemachte Aechtheit erhoben sich zuerst: Jo. Chil. Mainberg, in rapsodiam J. F. Schannat cui titulum fecit Dioec. Fuld. epistola censoria. 1727. s. l. 4°. — J. G. Eckhart, Animadversiones histor. et criticae in J. Fr. Schannati dioecesim. Wirceb. 1727. f°. — Ihm trat Launoy, opera III, 2. p. 295 bei. Die Antwort gab Schannat, Vindiciae quorundam archivi Fuldensis diplomatum a J. G. ab. Eckhart perperam impugnatorum. Frcfrt. 1728. f°. — Ejusd. Historia Fuldensis. Ibid. 1729. f°. Der Streit wurde indeß fortgesetzt von Eckhart, Commentarii I, 553 sq. II, 71 sq.

Nachdem die Rechtsfrage mit der Aufhebung der beiden Hochstifte Würzburg und Fulda ihre praktische Bedeutung verloren, wurde sie in neuerer Zeit von rein wissenschaftlichem Standpunkte wiederholt untersucht. Während Rettberg a. a. O. I, 612 ff. eine theilweise Fälschung annahm, trat Sickel, Beiträge z. Diplomatik IV, 609. ff. und Acta Karol. II, 213 für das Privileg nach seinem

Am rührendsten sprach sich die Liebe des Vaters zu der ihm so theuren Tochter wohl darin aus, daß er ihr seine irdischen Ueberreste als Erbe bestimmte. Wir haben in dem Leben des Apostels der Deutschen gehört, welchen Kampf Sturmi mit Lullus zu bestehen hatte, bis er in den Besitz dieses Vermächtnisses gelangte. Der Vollendete selbst mußte von dem Himmel herab seine Willensmeinung nochmals wiederholen. Nachdem aber Fulda über Mainz den Sieg davon getragen, Sturmi die Bonifatiusleiche in das Kloster überführt und in der Kirche das Grab bereitet hatte, da ließ sich dort mit den Reliquien des Heiligen auch sein Segen dauernd nieder. Die Dankbarkeit, welche die Welt dem Verklärten nicht mehr erzeigen konnte, erwies sie nunmehr seinem Kloster; die Gaben, die für ihn bestimmt waren, legte man an seinem Grabe nieder. Viele Edle, erzählt Eigil, wetteiferten, sich und ihre Habe daselbst Gott zu weihen; mit jedem Tage wuchs die Schaar der Mönche. Das Urkundenbuch des Klosters bestätigt diese Worte: die Zahl der Schenkungen an das Stift nahm von nun an merklich zu und alle wurden ausdrücklich „dem hl. Bonifatius", dem Hause, „welches der heil. Martyrer Bonifatius gegründet, woselbst sein geweihter Körper ruht," gewidmet. Wie Würzburg sich um die Ruhestätte des hl. Kilian erbaute, so stieg Fulda gleichsam aus dem Grabe seines Heiligen; wie das Bild des fränkischen Apostels das Siegel der Stadt am Maine, so wurde das des Apostels der Deutschen das Wahrzeichen des Münsters an dem Fuldaflusse.

Doch es waren nicht nur die Reliquien des Heiligen, welche Fulda solches Wachsthum verliehen, sondern auch sein Geist, der in dem Abte und seinen Schülern sich lebendig zeigte, trug dazu bei. Als echte Diener Gottes hielten die Brüder mit unabänderlicher Beharrlichkeit fest an ihrer heiligen Ordenszucht. Die geistige und die körperliche Arbeit, welche Benedikt den Seinen zur Pflicht gemacht, war für das neue Kloster ohnedies eine Nothwendigkeit. In die Wildniß hineingestellt, bildete es einen abgeschlossenen Staat, der zur Befriedigung seiner Bedürfnisse sich ganz auf die Thätigkeit seiner Mitglieder angewiesen sah. Da galt es für diese, den Boden urbar zu machen, um ihm die wenn auch kärgliche Nahrung abzugewinnen, und jene, welche nach einem Ausdrucke des heiligen Ferreolus „die Erde nicht mit der Pflugschaar durchfurchten, hatten dafür das Pergament mit dem Schreibkiel zu bepflügen;" während die Einen sich in den verschiedenen Handwerken versuchten, um das Haus zu bauen und den Haushalt zu führen, griffen die Anderen zu Meißel und Pinsel, um das Münster würdig

vollen Inhalte ein. Ihm schlossen sich Oelsner, Jahrbücher d. fr. Reichs unter Pipin S. 56 ff. 487 ff.; Gegenbaur, das Kloster Fulda II, 45 und J. Rübsam, Heinrich V. von Weilnau, S. 15 an. So umfassend nun auch der neueste Versuch, die Urkunde zu bekämpfen, bei J. Harttung, Diplomat-historische Forschungen. Gotha 1879 ist, so kann er doch nicht als gelungen betrachtet werden. Vgl. Mittheilungen d. Instit. f. österr. Geschichtsforsch. I, 449. Innsbr 1880.


St. STURMIUS

auszuschmücken. So sehr in der ersten Zeit der Bau des Landes und des Klosters die Kräfte der Mönche in Anspruch nahm, so wurde doch schon unter Sturmi jene berühmte Schule angefangen, deren Name bald die ganze christliche Welt erfüllen sollte.

In dem Maße, in welchem die Zahl der Brüder zunahm, suchten sie auch ihre Vorposten vorzuschieben. Um immer mehr von dem Walde den wilden Thieren abzuringen und für die Menschen wohnlich zu machen, vertheilten sich mehrere Mönche auf verschiedene Plätze der Klostermark, richteten dort Hütten auf, umgaben sie mit Gärten und schufen nach und nach die Umgebung in Ackerboden um. Wie in der Nacht am Himmel ein Stern nach dem andern aufleuchtet, so traten in der Wildniß Buchoniens immer neue Lichtflecken hervor, deren Kreise stets größer wurden. Es entstunden allmählig jene Zellen, die sich später zu ganzen Dörfern erweiterten. In ihren Namen sind uns bis heute die ihrer Gründer erhalten. Wir finden längs der Fulda Haichonis-cella (Aicherszell), Pilichrimescella (Pilgerzell), Geroniscella (Kehrzell), Edelingicella (Edelzell), Premestescella (Bronnzell), Magebratescella (Maberzell), Glasercella (Gläserzell), Kemer-cella (Kämmerzell), Portenerecella (Pforten); nächst der Lüder liegt Hahingicella (Hainzell); zum Gebiete der Heune gehören Kinde-cella (Künzell), Salugoniscella (Sargenzell), Agecella (Ar-zell) u. s. w.

Wenn das griechische Alterthum den Oelbaum zum erstenmale von einer Göttin pflanzen läßt und es überhaupt als eine gotteswürdige That preist, die Menschen den Feldbau gelehrt zu haben, dann dürfen wir wahrlich die Verdienste Sturmi's und seiner Jünger um so weniger gering achten, als sie es sich nicht nur mit unendlichen Mühen angelegen sein ließen, eine wilde Einöde in ein fruchtbares Gefilde umzuwandeln, sondern auch ihren rohen Bewohnern mit dem Lichte des Glaubens das einer höheren Gesittung anzuzünden.

4. Seine Verbannung.

So segensreich das Wirken Sturmi's war, so sollte es doch nicht ohne Anfechtung bleiben: dieselbe ging von einer Seite aus, von der es eigentlich am wenigsten zu erwarten war. Allein wie oft nach dem Tode des Familienvaters die Söhne sich entzweien, so geschah es auch hier. Der Streit, welcher schon über den Besitz der Leiche des hl. Bonifatius zwischen Mainz und Fulda entbrannt war, bildete nur das Vorspiel zu jenem Kampfe, der sich bald darauf um die Stiftung des Heiligen zwischen Lull und Sturmi erheben sollte. Wie damals, so sollte indessen auch jetzt der Abt über den Bischof siegen.

Auf die Frage, welches der eigentliche Grund jenes Zwiespaltes gewesen, wird gegenwärtig allgemein die Antwort gegeben, es habe sich um die Geltendmachung der bischöflichen Rechte gegenüber der von dem Kloster beanspruchten Ausnahmestellung gehandelt. Lull, welcher das Privileg für Fulda selbst aus Rom geholt, soll gerade die Bestimmung, wornach es von der Gewalt des Diözesanbischofs befreit und der des Papstes unmittelbar unterworfen wurde, haben umstoßen wollen. Wäre die Voraussetzung richtig, daß Fulda auf einem Boden erwachsen, der zu jener Zeit noch gar keinem Sprengel zugetheilt war,[1]) oder daß es damals zu Mainz gerechnet worden und erst später an Würzburg übergegangen sei,[2]) dann würde das Vorgehen Lull's sich auf jenen Grund zurückführen lassen. Er hätte eben das Kloster erst in sein Bisthum ziehen, oder falls es bereits dazu gehörte, bischöfliche Rechte über dasselbe ausüben wollen. Eine nähere Prüfung zeigt die Hinfälligkeit beider Annahmen. Daß der Bezirk von Fulda eine herrenlose Oase inmitten der schon bestehenden Bisthümer Mainz, Würzburg, Büraburg und Erfurt gewesen sei, ist schon an sich unwahrscheinlich. Hätte es sich so verhalten, dann würde gewiß von Seite des apostolischen Stuhles das ihm unmittelbar untergebene Kloster nicht nachträglich, wenn auch nur in räumlicher Beziehung — nur um diese kann es sich ja handeln — einem Bisthum zugeschrieben worden sein. Dies geschieht aber ausdrücklich in der Erneuerung des Privilegs durch die folgenden Päpste. Wir verweisen nur, um von der sicher nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt erhaltenen Bulle Hadrians I. vom Juni 784[3]) zu schweigen, auf die Gregors IV. vom 1. April 828.[4]) Der hier gebrauchte und von späteren Päpsten wiederholte Ausdruck: „episcopum, in cujus dioecesi idem venerabile monasterium constructum esse videtur — den Bischof, in dessen Diözese eben dieses ehrwürdige Kloster errichtet zu sein scheint," spricht diese räumliche Zugehörigkeit zu einem der umliegenden Bisthümer deutlich aus. Daß nun dieses schon von Anfang an nicht Mainz, sondern Würzburg gewesen ist, dafür lassen sich verschiedene Zeugnisse anrufen. Von keinem der thüringischen Bisthümer können wir den Umfang so genau wie von Würzburg angeben. Jene ostfränkischen Gaue, welche ihm Karlmann zinspflichtig machte, bilden auch das Gebiet des neuen Sprengels und insofern ist dieser älteste Schenkungsbrief auch seine erste Umschreibungsurkunde. Unter ihnen befindet sich das Grabfeld in seiner ganzen Ausdehnung. Wie weit oder wie enge man nun diese nehmen möge, soviel steht fest, daß die Mark Fulda, wo nicht ganz, so doch wenigstens soweit sie auf dem rechten

---

[1]) Oelsner, Jahrbücher. S. 61.

[2]) Gegenbaur a. a. O. II. 43 ff. — J. Rübsam a. a. O. S. 26 ff. — Harttung a. a. O. S. 275 ff. — G. Pfahler, St. Bonifatius. Regensburg. 1880. S. 257.

[3]) Dronke, Cod. dipl. l. c. nr. 77. p. 47. Vgl. Gegenbaur a. a. O. I, 78. 84.

[4]) Dronke, l. c. nr. 477. p. 209.

Ufer des gleichnamigen Flusses sich ausbreitet, zu dem Grabfelde gezählt wurde.[1]) Sie müßte also, wenn sie nicht mit diesem dem Bisthum Würzburg schon Anfangs einverleibt worden wäre, entweder schon vor Bonifatius zu Mainz gehört haben oder erst von ihm diesem Bisthum erworben worden sein. Vor der Ankunft des Apostels der Deutschen hat sich die Gewalt der Mainzer Bischöfe gewiß nicht bis in das Grabfeld erstreckt, da dieses ja von Papst Gregor III.[2]) ausdrücklich als Missionsgebiet des Erzbischofs bezeichnet wird. Sollte nun vielleicht der Heilige selbst den Bezirk von Fulda ausgenommen und dem rheinischen Bisthum zugetheilt haben? Bei der Gründung des Klosters hat er es sicher nicht gethan, da damals nicht er, sondern noch der ihm feindliche Gewilieb den dortigen Bischofsstuhl inne hatte, und nach seiner Erhebung auf denselben hat er keine Veranlassung mehr dazu haben können, weil er sich im Gegentheile mit dem Gedanken trug, seine Stiftung von jeder bischöflichen Oberhoheit unabhängig zu machen. Während man auf Seite der Fuldaischen Geschichtschreiber die Ueberweisung jener siebzehn ostfränkischen Gaue an das Bisthum Würzburg ganz übersah, suchte man dagegen eine andere Schenkung Karlmanns für die gegentheilige Ansicht auszubeuten. Es ist die jener sechsundzwanzig Kirchen, darunter vier im Grabfelde, welche 822 von Ludwig dem Frommen und nochmals 889 von Arnulf wiederholt worden ist. „Wenn also, heißt es, nach vollen anderthalb Jahrhunderten der Besitz der Diözese Würzburg, urkundlich nachweisbar, sich (im Grabfelde) auf die vier obengenannten Orte beschränkte, wie kann man behaupten, daß schon 747 Fulda zur Diözese Würzburg gehört habe?“ [3]) Nicht oft wurde auf der Suche nach Beweisen ein ähnlicher Fehlgriff begangen. Die Vergabung des fränkischen Hausmeiers erstreckt sich auf jene Pfarreien, deren Güter und Einkünfte dem neuen Bisthum übergeben wurden, gleichviel ob dieselben innerhalb, oder wie Nierstein, Ingelheim und Kreuznach, außerhalb seiner Grenzen lagen, nicht aber auf die Kirchen überhaupt, welche damals im Bereich des Würzburger Sprengels schon bestunden. Die Bestätigungen dieser Schenkung durch die folgenden Könige können selbstverständlich wieder nur eben die von Karlmann geschenkten Pfarreien aufzählen und nicht die anderen, welche im Verlaufe dieser anderthalb Jahrhunderte im Bisthum gegründet, aber nicht, wenigstens nicht von Karlmann, mit ihren Gütern und Einkünften der Kirche des hl. Kilian zugeeignet wurden. In keinem Falle konnte Fulda dort aufgeführt werden, denn als die Ausstattung des Bisthums durch Karlmann, welche mit seiner Gründung zusammenfällt, erfolgte, war Fulda so wenig wie das noch ältere, unter jenen Kirchen gleichfalls nicht erwähnte Kitzingen vorhanden und als die Be-

---

[1]) Gegenbaur a. a. O. II, 49. — Schwartz a. a. O. S. 25.
[2]) Jaffé l. c. nr. 36 p. 101.
[3]) Gegenbaur a. a. O. II, 45.

stätigungen der späteren Könige beurkundet wurden, ließ sich Fulda als ein gefreites Kloster nicht einmal mehr in rein kirchlicher Beziehung einem Bisthum unterstellen. — Nach dem ersten Zeugniß für den Umfang der Diözese Würzburg kommt die erste Urkunde über das Kloster Fulda selbst in Betracht. Nachdem Bonifatius einmal ein Kloster stiften wollte auf einem Gebiete, welches nicht nur schon im Verbande eines Bisthums lag, sondern diesem auch zinspflichtig war, so konnte die Zustimmung des betreffenden Bischofs nicht umgangen werden. In der That erscheint auch auf der Cartula S. Bonifatii der Name Burkards von Würzburg. Es wurde behauptet, daß die Urkunde außer seiner Unterschrift noch die von „vier anderen Bischöfen" trage, welche sämmtlich lediglich als Zeugen zu betrachten seien.[1]) Jene drei, nicht vier „Bischöfe" werden aber ausdrücklich nicht nur als Priester bezeichnet, so daß nur der einzige Burkard als Bischof übrig bleibt, sondern dieser erscheint auch an einer Stelle und in einer Gesellschaft, die ihn deutlich als den Bischof des Sprengels erkennen lassen. Dem Namen des Bonifatius folgen die Burkard's, Sturmi's, der drei Priester und dreier Laien. Das ist genau die hierarchische Ordnung: zuerst der Erzbischof und Legat, dann der Diözesanbischof, darauf der Abt, ferner die Priester und endlich die Laien. Die Namen dieser weisen, weil auch bei anderen Gelegenheiten in Verbindung mit Burkard, von selbst auf ein näheres Verhältniß zu ihm hin, welches nur das der Diözesanangehörigkeit sein kann. Da ist unter den Priestern Megingaud, sein Nachfolger auf dem Stuhle zu Würzburg und hier der Vertreter seines Presbyteriums; unter den Laien sind Troand und Liutfried, jene ostfränkischen Großen, welche auch sonst in dem Gefolge des Bischofs auftreten und sicher dieselben Vornehmen des Grabfeldes sind, die auf das Ersuchen Karlmanns das zu errichtende Kloster beschenkten. Wie ihre Unterschrift über die bloße Zeugschaft hinausging und den Werth einer Bestätigung der von ihnen abgetretenen Güter hatte, so verhielt es sich auch mit der des hl. Burkard. Er ertheilte mit ihr nicht nur seine Zustimmung als Bischof des Ortes, sondern übertrug auch damit jene Leistungen, welche er von diesem Theile des ihm zinspflichtigen Grabfeldes zu fordern hatte, auf die neue Stiftung. — Wenige Jahre darauf erwirkte Bonifatius das Privilegium des Papstes Zacharias. Wer ist es nun, der dieses mißachtet? Kein anderer als Bernwelf von Würzburg, derselbe, den wir schon in seinem Streite mit Megingaud und dem Salvatorskloster als Eiferer für die bischöflichen Rechte gegenüber den Ansprüchen der Mönche kennen gelernt haben. Er hatte zu Fulda die Weihe nicht einer Kirche, sondern von Personen (ordinationem) vorgenommen, wurde deßhalb auf Betreiben des Abtes Baugulf, der sich auf das Privileg berief, auf einer Synode zu Mainz

---

[1]) Gegenbaur a. a. O.

in Gegenwart Karls des Großen von den Bischöfen zurechtgewiesen.[1]) In seiner Niederlage liegt die Anerkennung des Fuldaer Freibriefes, aber auch die der räumlichen Zugehörigkeit des Klosters zu Würzburg. Hätte Bernwelf sich nicht auf seine Eigenschaft als Diözesanbischof gestützt, so würde es des Hinweises auf das Privileg gar nicht bedurft haben, da eine willkürliche Vornahme bischöflicher Amtshandlungen außerhalb des Sprengels schon durch das allgemeine Kirchenrecht ausgeschlossen ist. Wie Baugulf, so klagt auch Abt Ratger, daß einige der östlichen Bischöfe (quosdam episcoporum orientalium), worunter wieder nur die von Würzburg verstanden werden können, dem Ansehen des Papstes Zacharias und des Königs Pipin widersprächen und Kaiser Karl bestätigt darum (am 22. April 816) aufs neue die von jenen ertheilten Freibriefe.[2]) — In der Erneuerung des Privilegs durch Gregor IV. taucht wie schon in der angezweifelten Bulle Hadrians I. der Zusatz auf, daß dem Bischofe des Sprengels die Befugniß zustehen solle, die Altäre oder Kirchen zu weihen (cui licentiam concedimus tantum cum opportunitas consecrandi altaris fuerit). Man macht nun geltend, daß gerade die Mainzer Erzbischöfe dieses dem Diözesanbischof vorbehaltene Recht in den ersten Jahrhunderten öfters ausgeübt haben und zwar nicht nur auf dem linken Ufer der Fulda, welches dem Erzbisthum sicher angehörte, sondern auch auf dem Gebiete rechts derselben. So weihte z. B. Richulf 809 die Marienkirche auf dem Bischofsberge, Haistulf 819 die unter Eigil vollendete Klosterkirche selbst, ferner 822 die Michaelskirche und der Chorbischof Reginbald im Auftrage des Erzbischofs Otgar 838 die Kirche auf dem Petersberge.[3]) Ja selbst die zu Cella (Zell) in dem entfernten Tullifelde wurde 925 von Haistulf zu Ehren unsers Heilandes und der hl. Bonifatius, Johannes des Täufers, Petrus und Paulus, Martin und Benedikt eingeweiht.[4]) Soll nun vielleicht aus dem letzteren Falle folgen, daß auch dieser Gau damals zu Mainz gehört habe? Eine solche Behauptung haben selbst die Vertreter der uns entgegengesetzten Ansicht nicht gewagt. So wenig aber diese Weihe im Tullifeld gegen dessen bekannte Zugehörigkeit zu Würzburg beweisen kann, so wenig können jene Weihen im Grabfelde gegen dessen uns gleichfalls anderweitig verbürgte Abhängigkeit von unserm Bisthume entscheiden. Die zuletzt angeführten Thatsachen müssen sich mit den früher genannten, so sehr sie ihnen auch auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen, in irgend einer Weise vereinigen lassen. Wäre die Annahme[5]) richtig, daß jene Einschränkung des Fuldaer Privilegs durch

---

[1]) Dümmler, Eine Fuldaer Briefsammlung aus dem 9. Jahrh. in Forschungen z. deutsch. Gesch. V, 385.

[2]) Dronke, Cod. dipl. Fuld. nr. 248. p 128.

[3]) Brower, Antiqu. Fuld. l. II. c. 12. p. 151 squ. — Will, Regesten. S. 48. 52. 53. 58.

[4]) Brower l. c. p. 153. — Will a. a. O. S. 54.

[5]) Gegenbaur a. a. O. I, 84.

die folgenden Päpste nur als eine unächte Einschaltung zu betrachten sei, dann würde ein Einwand aus jenen Weihen gar nicht möglich sein. Da nämlich nach der Bestimmung der Bulle des Papstes Zacharias die Aebte bei allen Vorkommnissen jedweden Bischof einladen konnten, so dürfte aus der Vornahme einer Kircheinweihung durch irgend einen Bischof überhaupt nicht auf die Zugehörigkeit des Ortes zu dessen Bisthum geschlossen werden. Er verrichtete eben diese Handlung, nicht weil er der Bischof des Sprengels, sondern weil gerade er und kein anderer dazu gebeten war. Die lange Reihe von Urkunden indeß, in welchen dieser Zusatz, der doch den Fuldaern nicht günstig war, mit denselben Worten wiederkehrt,[1]) verbietet es, einen solchen Verdacht zu hegen. Wir lassen also gelten, daß derselbe ein wirklich gemachtes Zugeständniß an den Diözesanbischof war. Die Frage ist nun die, ob auch in den angeführten wenigen Fällen die Mainzer Erzbischöfe unzweifelhaft kraft eben dieses Rechtes gehandelt haben. Nach dem Wortlaut, mit denen dieselben sowohl in den Inschriften als von den Geschichtschreibern berichtet werden, läßt sich eher das Gegentheil annehmen. Es wird da ausdrücklich gesagt, daß die betreffenden Bischöfe „rogatu abbatis — auf besondere Einladung des Abtes" gekommen seien, ja als es sich um die Einweihung der Hauptkirche (819) handelt, hält Eigil erst mit seinen Brüdern Rath (accepto fratrum consilio), bevor er das Einladungsschreiben an Haistulf schickt, und bestimmt ihm den Tag (tempore sibi condicto), an welchem die Handlung vor sich gehen soll. Daraus folgt, daß die Mönche den Mainzer Erzbischöfen diese Weihen nicht als ein ohnehin geltendes Recht zugestanden. Wenn diese sie nun dennoch vorgenommen haben, so geschah es entweder, weil die Bischöfe von Würzburg verhindert waren und es ihnen um so eher überließen, als sie ohnedem gerade in der Nähe weilten, wie es ja auch bei der Einweihung von St. Michael ausdrücklich heißt, daß Haistulf eben durch den thüringischen Theil seines Bisthums gekommen (Thuringaea rura transiens), oder weil die Fuldaer in dem erklärlichen Streben, jenen ihnen unbequemen Vorbehalt zu beseitigen und ihre ursprüngliche unbeschränkte Freiheit wieder zurückzuerobern, statt nach den späteren Diplomen nach dem ersten verfuhren und absichtlich nicht die Diözesanbischöfe, sondern die Metropoliten einluden, welche zudem meist aus dem Kloster hervorgegangen oder doch dessen Aebten befreundet waren. Daß sie auch diesen kein Diözesanrecht einräumen wollten, zeigt wieder das vorsorgliche „rogatu abbatis", welches sie selbst einmal da beisetzen, wo es die Einweihung einer Kirche links der Fulda betrifft.[2]) Der Erfolg war auf ihrer Seite. Die Bulle Marin's II. vom 27. März 943[3]) stellte

[1]) Dronke l. c. nr. 477 p. 209, nr. 574 p. 258, nr. 575 p. 259, nr. 618 p. 279, nr. 642 p. 292, nr. 649 p. 298, nr. 665 p. 308, nr. 681 p. 315.

[2]) Will, Regesten. S. 49.

[3]) Dronke l. c. nr. 685. p. 318.

das Privileg Zacharias' nach seinem ganzen Umfange wieder her. Jetzt wurden die Aebte gerade so vorsichtig gegen Mainz, als sie früher gegen Würzburg waren. Sie luden nun päpstliche Legaten, wie Marinus, ein, der 948 die Fuldaer Kirche weihte,[1]) oder wählten ganz fremde Bischöfe, wie 975 Ulrich von Augsburg, als es sich um die Einweihung des Paradieses handelte.[2]) Nur noch einmal, 1030, wurde ein Mainzer eingeladen.[3]) Allein trotz dieser unwiderruflichen Bestätigung des ersten Freibriefs finden wir in derselben Zeit einen neuen und sogar den deutlichsten Beweis von der räumlichen Zugehörigkeit des Klosters zu unserm Bisthum. Bischof Adalbero beschwerte sich bei Papst Leo IX., daß der Abt von Fulda ihm die bischöfliche Gewalt über ihn, seine Mönche und den Ort Fulda streitig mache. Abt Egbert dagegen klagte, daß die Würzburger Archidiakonen den Privilegien von Päpsten und Kaisern zuwider an den Einwohnern Fulda's handelten. Heinrich III. entschied nun auf der Synode zu Mainz am 20. November 1049 mit Zustimmung Adalbero's, daß der Pfarrer zu Fulda von dem Abte aufgestellt werden, aber von dem Bischof von Würzburg für die Stadt Fulda, für den bis zur Haune gelegenen Bezirk und die Dörfer Hünfeld und Roßdorf den Bann empfangen und über seine Verwaltung dem Bischof Rechenschaft ablegen solle. Hiemit ist die Archidiakonatsgewalt nicht nur für die Folge, sondern auch für die Vergangenheit festgestellt. Der Archidiakon wird nicht erst eingesetzt, sondern als schon vorher thätig bezeichnet, wie ja auch das Amt nach einer Urkunde für das benachbarte Hersfeld[4]) schon im achten Jahrhundert bestand. Wann sollte auch der behauptete Uebergang des Fuldaer Gebiets von Mainz an Würzburg stattgefunden haben? Ohne weitläufige Verhandlungen und zum Theil erbitterte Kämpfe gingen, wie der Streit zwischen Mainz und Hildesheim um Gandersheim zeigt, solche Lostrennungen überhaupt nicht vor sich; hier aber fehlt auch die leiseste Andeutung, die auf einen ähnlichen Vorfall hinwiese. Wenn also das Kloster Fulda nicht innerhalb des Sprengels von Mainz gelegen war, dann kann der Streit zwischen Lull und Sturmi nicht deßhalb entstanden sein, weil jener bischöfliche Rechte über dieses geltend gemacht habe. Seine Diözesangewalt erstreckte sich nur über den links der Fulda gelegenen Theil des Klosterbesitzes und konnte in den ersten Jahren seines Bestandes um so weniger Anlaß zu Kämpfen gegeben haben, als damals dieser Strich noch kaum größere Ansiedelungen zählte, über welche sie hätte ausgeübt werden können. Wir müssen daher nach einer anderen Ursache dieser

---

[1]) Flodoard: Pertz M. G. SS. III, 398. — Brower l. c. p. 121. — Köpke-Dümmler, Kaiser Otto I., S. 166.

[2]) Brower l. c. p. 123. Schannat, Hist. Fuld. p. 128. Arnd, Gesch. d. Hochst. Fulda. S. 42.

[3]) Will a. a. O. S. 161.

[4]) Wenck, Urkunden Karls d. Gr. III, 5.

[5]) Eckhart, Animadversiones in Schannati dioecesim Fuld. p. 34 squ.

Zwistigkeiten suchen und werden eine finden, die wohl nicht das Verfahren Lulls rechtfertigt, aber doch entschuldigt.

Mit der Uebergabe Fulda's an Sturmi und dessen Befreiung von jeder bischöflichen Gerichtsbarkeit hatte die innige Beziehung des heiligen Bonifatius zu dieser seiner Stiftung nicht aufgehört. Hatte er als Erzbischof keine Gewalt über das Kloster, so stund ihm doch eine solche als päpstlichem Legaten zu. Noch mehr, der Gründer betrachtete sich als den Besitzer und eigentlichen Vorsteher desselben und Sturmi als seinen Bevollmächtigten oder als seinen Unterabt. Ganz so dachte man in Fulda selbst. Rudolf zählt den Erzbischof geradezu als den ersten Abt, indem er sagt, daß Raban dem Kloster als der fünfte Abt nach dem hl. Bonifatius vorgestanden sei.[1]) Mit dem Tode des Stifters drängte sich die Frage auf, ob auch seine Nachfolger auf dem Stuhle zu Mainz in dieses Verhältniß zu dem Kloster eintreten sollten oder nicht. Daß dies nicht bezüglich der Ausübung der dem römischen Stuhle vorbehaltenen Machtbefugnisse geschehen konnte, war klar, da mit der erzbischöflichen Würde nicht auch die eines päpstlichen Legaten auf sie übergegangen war. Anders verhielt sich die Sache bezüglich der andern dem hl. Bonifatius zukommenden Rechte. Der Heilige selbst hatte Lull vor seiner Abreise nach Friesland ausdrücklich die Fürsorge für den Unterhalt seiner Kirchen- und Klosterstiftungen, namentlich aber die Vollendung des Fuldaer Kirchenbaues an das Herz gelegt.[2]) Hierauf gestützt, sah sich dieser als den Erben seines Vorgängers in der zweiten von jenem bethätigten Wirksamkeit an. Er konnte nicht die dem obersten Bischof der Kirche vorbehaltenen Rechte beanspruchen, aber er waltete als der Eigenthümer und oberste Vorsteher des Klosters. Bei Erwerbungen für dasselbe erscheint er als der Käufer und bezahlt den Preis aus dessen Gut;[3]) mehrere Schenkungen, zu Mainz ausgestellt, erwähnen Sturmi's gar nicht.[4]) Der Abt und seine Brüder erblickten in diesem Verfahren Lull's einen Uebergriff. Bonifatius, welcher das Gedeihen des Klosters von dessen möglichster Selbstständigkeit erwartet und ihm darum diese auch ausgewirkt hatte, konnte nicht die Absicht gehabt haben, mit der Pflicht der Fürsorge an Lull auch seine sonstigen Rechte zu übertragen. Sie betrachteten diese vielmehr als die persönlichen des Stifters, die sich nicht auf seinen Nachfolger im bischöflichen Amte vererben ließen. Aus diesem Grunde entstand der heftige Zwiespalt zwischen beiden Theilen.

Der Streit des Erzbischofs mit dem Abte wurde von einigen Mönchen des Klosters, denen die strenge Handhabung der Regel miß-

[1]) Brower l. c. p. 225.
[2]) Willibald. c. 8.: Jaffé l. c. p. 462.
[3]) Dronke, Cod. dip. Fuld. nr. 8. p. 6. nr. 26. p. 16. Will a. a. O. S. 36.
[4]) Dronke l. c. nr. 17. p. 11.

fallen mochte, benützt. Wohl nicht auf Betreiben Lulls, aber im Vertrauen auf seine Unterstützung begaben sich drei dieser falschen Brüder an den Hof Pipins und klagten ihren Oberen, „den Knecht Gottes und den Getreuen Aller", an, er habe sich einer Feindseligkeit gegen den König schuldig gemacht. Weder der nähere Inhalt der Anklage, noch das Jahr, in welchem sie erhoben wurde, wird von der Lebensbeschreibung angegeben. Das letztere kann nur zwischen 758 und 763 liegen; eine Hinausschiebung bis 765 steht mit anderweitigen Thatsachen in Widerspruch.[1]) Jene, welche 763 für die richtige Zahl halten, glauben aus den Ereignissen dieses Jahres auf die Art der vorgebrachten Anschuldigung selbst schließen zu dürfen. Zur selben Zeit war nämlich Herzog Tassilo neuerdings von Pipin abgefallen, hatte die dem König gegen die aufrührerischen Aquitanier schon zugeführten Hülfstruppen wieder zurückgezogen und angeblich den Vorsatz gefaßt, nimmermehr vor dem Angesicht seines Oheims zu erscheinen. Sturm war von Geburt ein Bayer und scheint mit der dortigen Herzogsfamilie, da er später dazu gebraucht wurde, zwischen ihr und den Franken ein freundlicheres Verhältniß herzustellen, in näherem Verkehr gestanden zu sein. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß er für den abtrünnigen Herzog Theilnahme gezeigt habe, welche böser Wille zum Verbrechen stempelte. Wie nun immer der ihm gemachte Vorwurf gelautet haben mag, der Abt, vor den König geladen, verschmähte es, sich eingehend zu vertheidigen. „Siehe, sprach er, mein Zeuge und mein Mitwisser ist in der Höhe, und Gott der Herr mein Helfer; deßhalb bin ich unverzagt." Das Urtheil fiel daher zu seinen Ungunsten aus. Er wurde mit einigen seiner Mönche festgenommen und in das Kloster Jumièges im Bisthum Rouen geschickt, dessen Abt Droctegang ihn freundlich und liebevoll aufnahm.

Die Nachricht von seiner Verbannung erweckte in Fulda die tiefste Betrübniß. Einige wollten das Kloster ganz verlassen, andere zu dem Palaste des Königs ziehn und den Abt zurückerbitten, noch andere flehten mit Fasten und Gebet zu Gott, daß er ihnen mit seiner Gnade zu Hülfe kommen möchte. Die Trauer theilte sich den anderen Kirchen in jenen östlichen Gegenden mit, die insgesammt seine Entfernung beklagten. Allgemein ging das Gerücht, daß er nicht ohne den Rath des Bischofs Lull hinweggenommen worden sei.

Dieser hatte es unterdessen durch Geschenke bei Pipin durchgesetzt, daß das Kloster ganz in seine Gewalt gegeben wurde. Der früher von

[1]) Für 758: Gegenbaur a. a. O. I, 27 ff.: für 759: H. Bruns, Lebensgesch. d. hl. Sturmius. Fulda 1779 S. 87; für 760: Schwartz, Bemerkungen zu Eigils Nachrichten. Fulda 1858. S. 21; für 763: Sickel, Beiträge zur Diplomatik in: Sitzungsberichte der k. k. Akad. Phil. Classe. Bd. 47, S. 632 ff. Oelsner, Jahrbücher. S. 386; für 765: Schannat, Hist. Fuld. p. 8. Rettberg, Kirchengeschichte I, 612. Abel, Jahrb. d. fr. R. unter Karl d. Gr. I, 154.

dem König selbst ertheilte Schutzbrief war hiebei kein Hinderniß, da die Grundbedingung solcher Vergünstigungen die Treue gegen den König bildete, welche eben nach dem richterlichen Spruche gebrochen worden sein sollte. Lull erhob einen seiner Priester, Namens Marcus, zum Nachfolger Sturm's. Dieser, ein williges Werkzeug seines Erzbischofs, vermochte die Gemüther der Brüder nicht zu gewinnen; er blieb ihnen fremd, sagt Eigil, obwohl sie zusammen wohnten. Bald steigerte sich die Spannung zu offener Zwietracht: die Mönche, welche den Aufdringling nicht länger ertragen wollten, schaarten sich zusammen, vertrieben ihn und erklärten einstimmig, daß er nicht wieder ihr Abt werden dürfe. Um dies für alle Fälle zu verhindern, beschlossen sie, an den königlichen Hof zu ziehen und Sturm zurückzufordern. Lull fand es für gerathen, die hochgehende Aufregung durch Zugeständnisse zu besänftigen, indem er den Brüdern anheimgab, sich selbst einen Abt aus ihrer Mitte zu wählen, der ihnen gefiele. Da dies ihnen zusagte, erwählten sie Prezzold, einen in jeder Beziehung tüchtigen Mönch, der, schon seit seiner Kindheit der Leitung Sturms anvertraut, dessen besondere Gunst besaß und gleich ihnen keinen anderen Gedanken hegte, als den, wie es mit des Königs Erlaubniß zu erreichen wäre, daß ihr früherer Lehrer und Abt ihnen wieder zurückgegeben würde. Damit Gott das Herz des Königs in ihrem Sinne lenke, vereinigten sich nicht nur der neue Abt und seine Brüder zu heißen Gebeten, sondern auch die umliegenden Kirchen, besonders die Knechte und Mägde Gottes in den verschiedenen Klöstern hörten nicht auf, um dasselbe zu flehen. So vielfältigen Fürbitten konnte die Erhörung nicht fehlen.

Schon zwei Jahre waren dahingegangen, da gedachte Pipin des verbannten Sturm und befahl, daß man ihn mit Ehren nach dem Palaste bringen sollte. Er wurde schleunigst herbeigeholt und verbrachte mehrere Tage in der Kapelle des Königs, der Befehle gewärtig, die ihm dieser ertheilen würde. Eines Morgens wollte sich Pipin auf die Jagd begeben und ging daher in früher Stunde seiner Gewohnheit gemäß zum Gebete. Alle anderen Geistlichen ruhten nach vollendeter Frühandacht, nur Sturm wachte. Da er nun den König kommen sah, öffnete er ihm die Thüren der Kirche und leuchtete ihm voran zum Altare. Als Pipin sich vom Gebete erhoben hatte, sprach er freundlichen Blickes zu Sturm: „Der Herr hat uns jetzt zusammengeführt, und was es auch gewesen, dessen deine Mönche dich beschuldigt und worüber ich dir gezürnt habe, ich will es nicht mehr wissen.“ „Obwohl ich von Sünden nicht frei bin, erwiderte fest der Abt, so habe ich gegen dich, o König, doch kein Unrecht begangen.“ Jener aber sprach: „Und wenn du auch einstens feindselig gegen mich gedacht oder gehandelt hast, Gott möge dir Alles erlassen; ich verzeihe dir aus ganzem Herzen und du sollst fortan alle Zeit meine Gunst und Freundschaft besitzen.“ Dann

zog er einen Faden aus seinem Gewande und warf ihn zur Erde mit den Worten: „Siehe, zum Zeichen vollkommener Verzeihung werfe ich diesen Faden meines Gewandes zur Erde, damit Allen offenbar werde, daß die frühere Feindschaft getilgt sei.“ Nachdem beide so wieder Frieden und Freundschaft geschlossen, trat der König seine Fahrt an. In kurzer Zeit drang die Kunde von diesem Vorfall zu Prezzold und seinen Brüdern, welche sogleich beschlossen, eine Botschaft an den Hof zu schicken, um sich ihren Abt wieder zu erbitten. Der König nahm das Gesuch freundlich auf und versprach, es zu erfüllen. Bald darauf ließ er Sturmi vor sich rufen und übertrug ihm aufs Neue die Leitung des Klosters. Um die Begnadigung vollkommen zu machen, setzte er nicht nur das Privileg des Papstes Zacharias nach seinem ganzen Umfange von neuem in Kraft, sondern ordnete auch an, daß das Kloster seinen Rechtsschutz in Zukunft bei keinem Anderen, als dem König suchen sollte. Damit war die frühere Unabhängigkeit Fulda's sowohl in geistlicher Beziehung als auch in weltlichen Dingen wieder hergestellt. Mit solchen Gunstbezeugungen ausgestattet, wurde Sturm von dem Könige nach seinem Kloster entsandt. In Fulda wie in allen Männer- und Frauenklöstern harrte man mit Freuden seiner Ankunft. Als er in die Nähe seines Stiftes kam, zogen ihm die Mönche mit goldenem Kreuz und den Reliquien der Heiligen entgegen und führten ihn unter geistlichen Gesängen in das Kloster.

Sofort dachte er auf die innere und äußere Hebung seiner Gemeinde. Er besserte das Leben der Brüder, ordnete aufs Neue die Klosterzucht und setzte die Dienste der Einzelnen fest. Namentlich entfaltete er eine reiche Bauthätigkeit. Er schmückte die Kirche aus, versah sie und die Wohnungen der Mönche mit neuen Säulen, Balken und Dächern und errichtete über dem goldenen Grabaltare des hl. Bonifatius die sogenannte „Ruhe“, einen aus Gold und Silber gefertigten, mit Bildwerken reich verzierten Ueberbau. Da die Ordensregel vorschrieb, daß die den Bedürfnissen des Klosters dienenden Künste und Gewerbe innerhalb der Klostermauern betrieben werden sollten, damit die Mönche keinen Anlaß hätten, dieselben zu überschreiten, es aber zu deren Ausübung an dem nöthigen Wasser fehlte, so legte Sturm mit Hülfe zahlreicher Arbeiter einen großen Kanal an, welcher, heute der Mühlgraben genannt, die Fulda durch den Klosterbezirk führte und die verschiedenen Werkstätten speiste.

So entwickelten sich alle jene Anstalten, welche Sturm vor seiner Verbannung in das Leben gerufen hatte, nach seiner Rückkehr zu neuer Blüthe. Pipin bewahrte ihm dauernd sein Wohlwollen, wie die Schenkung des königlichen Gutes Amunstat beweist, welche er dem Kloster im Jahre 766 machte.[1])

---

[1]) Dronke l. c. nr. 28. p. 18.

5. Sein Apostolat.

Hatte das Wirken des Abtes bisher vor allem seinem Stifte gegolten, so sollte es mit der Thronbesteigung Karls des Großen sich mehr in die Ferne erstrecken. Es war ein Grundsatz des jugendlichen Königs, alle diejenigen, welche sich der Liebe seines Vaters erfreut hatten, seinerseits gleichfalls in Ehren zu halten, und so zog er auch Sturm an sich heran und würdigte ihn der vertrauten Freundschaft. Schon in dem ersten Jahre seiner Regierung, 769, wies er ihm eine ebenso wichtige als ehrenvolle Sendung zu. Es galt die Entfremdung zu beseitigen, welche noch zu Lebzeiten Pipins zwischen den Bayern und den Franken eingetreten war. Um eine Annäherung zwischen Tassilo und Karl zu vermitteln, wurde der Abt von Fulda in seine alte Heimath abgesandt. Die Vorschläge müssen günstig und der Bote muß willkommen gewesen sein, denn es kehrte das gegenseitige Vertrauen zurück und wurde wenigstens so lange, als Sturm lebte, nicht mehr gestört. Der Erfolg, den er bei dieser Gelegenheit erzielte, ließ ihn in den Augen des Königs noch für eine andere, schwierigere Aufgabe tüchtig erscheinen. Es war dies die Bekehrung der heidnischen Sachsen.

Die Mühen dieses Unternehmens und das Andenken jener, welche dasselbe vollführt, klingen bis heute in den alten Sagen wieder. Nur durch ein Wunder soll einstens die Bekehrung des südlichen Harzes gelungen sein. „So wahr, rief Bonifatius dem Volke zu, so wahr ich mit dieser hölzernen Axt euch eine Kirche gründe in diesem festen Felsen, so wahr ist die Macht unseres Gottes größer als die eurer Götzen, und so wahr werde ich unserm Glauben Eingang verschaffen in eure jetzt noch so harten Herzen." Und die hölzerne Axt drang in den Felsen und schuf die schöne noch vorhandene Steinkirche bei Scharzfeld und das Volk glaubte und ließ sich taufen.[1]) Mag jene Holzaxt den Stein gespalten haben oder nicht, so ist sie doch ein Bild von der Kraft des Wortes Gottes, das schärfer als ein zweischneidiges Schwert hindurchdringt und Geist und Seele scheidet (Hebr. 4, 12)"; mag Bonifatius auch nicht selbst dieses Wort in jenen Gegenden verkündet haben, so ist er doch ihr Bekehrer durch den Mund seiner Schüler geworden, unter welchen die erste Stelle seinem Eremiten gebührt. Er vor allen anderen hat den Namen eines Apostels der Sachsen verdient.

Mit einer doppelten Streitmacht brach Karl im Sommer 772 gegen die Sachsen auf. An der Spitze der einen, seines Kriegsheeres, stand er selbst, die andere, eine große Schaar von Aebten, Priestern und Mönchen, wurde von Sturm geführt. Der Zug betrat das Land der Engern im Südwesten, nahe an der Grenze, die sie von den Westfalen scheidet. Nach hartem Kampfe nahm der König ihre Bergfeste

---

[1]) Schumann, Missionsgeschichte der Harzgebiete. S. 48.

Eresburg an der Diemel, an der Stelle des heutigen Stadtberge, zerstörte sodann das weiter nördlich gelegene alte Heiligthum der Sachsen, die Irmensul, einen Baumstamm von ungewöhnlicher Größe, welche sie unter freiem Himmel als die Alles tragende Säule verehrten, sammt dem sie umgebenden Haine, und drang sodann bis zur Weser vor. Die Sachsen baten um Frieden, den sie auch unter der Bedingung der Anerkennung der fränkischen Oberherrlichkeit und der Gewähr der freien Predigt des Christenthums erhielten. Als Bürgschaft für die Erfüllung wurden von ihnen zwölf Geiseln gestellt. Da Karl die Sachsen für beruhigt hielt, so kehrte er noch im Laufe des Sommers zurück und überließ die Sorge für das Land Sturm und seinen Priestern. Unter dem Schutze der in Eresburg zurückgelassenen fränkischen Besatzung, wo Karl die erste Kirche zu Ehren des hl. Petrus errichtete, arbeiteten diese nun eifrig an der Ausbreitung der christlichen Lehre. Auch Sturm nahm indessen diesmal noch keinen dauernden Aufenthalt. Am 3. Nov. erschien er in der königlichen Pfalz Longlare (Glare) in den Ardennen, um sich für die Güter in Umstadt den Schutz des Königs gegen die Ansprüche eines gewissen Dachaleich zu erbitten.[1])

Schon in der ersten Hälfte des Jahres 774, während Karl auf seinem Heereszuge nach Italien begriffen war, warfen die Sachsen die fränkische Oberherrschaft wieder ab. Sie zerstörten die Eresburg und unternahmen einen Rachezug bis nach Hessen hinein. Für die Vernichtung der Irmensäule wollten sie Vergeltung durch Verwüstung der christlichen Niederlassungen in den Grenzgebieten üben. Büraburg vertheidigte sich siegreich gegen ihre Wuth, Fritzlar dagegen fiel der Zerstörung anheim. Aber auch hier bewährte sich an der Kirche der Segen des hl. Bonifatius. „Sie wird nimmer von Feuer verzehrt werden" — hatte der Heilige versprochen. Als nun die Sachsen sie in Brand zu stecken versuchten, erschienen zwei Jünglinge in weißen Kleidern, welche die Flammen von der Kirche abwehrten. Ein Anderer wagte später zum zweitenmale denselben Versuch. Da er aber die Hand schon erhoben hatte, um Feuer hineinzuwerfen, wurde er gelähmt; „mit gekrümmten Knieen auf seine Füße sich stützend, in seinen Händen Feuer und Holz, als wollte er eben durch Anblasen die Kirche in Flammen setzen, fand man ihn todt neben der Kirche."[2]) Damals wurden nicht nur die christlichen Priester von den Sachsen verjagt, auch ihre eigenen Stammesgenossen wurden, wenn sie dem Christenthume nicht entsagen wollten, gezwungen, die Heimath zu verlassen. Fulda gewährte ihnen eine Zufluchtsstätte. So ließen sich die Sachsen Amalung und Hiddi in Wolfsanger unweit Kassel nieder.[3]) Da sie aber auch dort noch ge-

---

[1]) Dronke l. c. nr. 41. p. 26.

[2]) Annales Laur. maj: Pertz SS. I, 152.

[3]) Dronke, l. c. nr. 261. p. 133. Mabillon de re diplom. p. 412. nr. 64.

fährdet waren, zogen sie weiter hinein in den buchonischen Wald und siedelten sich, jener an einem Orte Waldbach zwischen Werra und Fulda, dieser an dem Orte Habichtsbrunn, vielleicht Hachborn bei Marburg an.

Als Karl aus Italien zurückkehrte, war die Jahreszeit bereits weit vorgerückt. Er schickte deßhalb für jetzt nur mehrere Truppenabtheilungen aus, um die Sachsen in ihr Land zurückzuweisen, den Hauptschlag dagegen versparte er auf das folgende Jahr. Diesmal wandte er sich zuerst gegen die Westfalen, denen er die Feste Sigiburg nahm, rückte dann in das Land der Engern, wo die Eresburg zurückgewonnen wurde, und drang in das Gebiet der Ostfalen bis zur Ocker vor. Wiederum unterwarfen sich die Sachsen und stellten Geiseln. Unter denen, welche den Eid der Treue schwuren, war Hessi, der bisher dem Beispiele seines Vaters Hiddi nicht hatte folgen wollen. An der Ocker hörte er die Predigt Sturm's und seiner Genossen und ließ sich taufen. Er blieb treu seinem Bekenntniß wie seinem Eid und wurde in der Folge eine Stütze für die junge Kirche seiner Heimath.

Kaum hatten die Sachsen erfahren, daß der gewaltige Frankenkönig 776 wieder nach Italien gezogen sei, als sie abermals die Waffen für ihren heimischen Glauben und ihre altgewohnte Freiheit ergriffen. Eresburg ward von ihnen zum zweitenmale erobert und die Verkündigung des Evangeliums von Neuem unterbrochen. Noch im Sommer desselben Jahres aber erschien der König mit seinem Heere in ihrer Mitte und die überraschten Feinde verzichteten auf weiteren Widerstand. Nicht nur die Eresburg wurde wieder hergestellt, sondern auch ein neuer befestigter Platz an den Ufern der Lippe errichtet, welcher den Namen Karls Stadt erhielt. Statt der bloßen Gewährung der christlichen Predigt wurde nun den Sachsen das Gelöbniß, sich taufen zu lassen, auferlegt. Sturm und seinen Mönchen fiel die Aufgabe zu, das Joch, unter welches das Schwert die Unterworfenen gebeugt, durch Lehre und Unterricht zu einem freiwilligen zu machen. Eine Anerkennung seiner Erfolge dürfen wir darin erblicken, daß Karl seinem Kloster, dem er schon am 24. Sept. 774 die Immunität und freie Abtswahl[1]) und ein Jahr darauf das Kloster Holzkirchen verliehen,[2]) nun am 7. Januar 777 die königlichen Besitzungen in Hammelburg im Saalgau und den Dörfern Eschenbach (Achynebach), Diebach (Thyufbach) und Erthal (Harital) zum Geschenke machte.[3]) Unter diesen Besitzungen werden auch Weinberge aufgeführt, die erste Spur des Weinbaues, die sich in diesen Gegenden nachweisen läßt. Die feierliche Uebertragung der Schenkung an Sturm fand erst am 8. Oktober desselben Jahres statt.[4]) Daß das Christen-

---

[1]) Dronke, l. c. Fuld. nr. 46. 47. p. 29. 30.

[2]) l. c. nr. 51 p. 33.

[3]) l. c. nr. 57 p. 36.

[4]) l. c. nr. 60 p. 38.

thum unter den Sachsen bereits vielfach Eingang gefunden hatte, geht daraus hervor, weil der König daran denken konnte, den großen Reichstag des Jahres 777 mitten in ihrem Lande abzuhalten. Mit einem starken Heeresgefolge erschien er im Sommer in Paderborn, welches bei dieser Gelegenheit zum erstenmal genannt wird. Zahlreiche Sachsen hatten sich aus allen Gauen eingefunden. Sie erneuerten nicht nur das Versprechen des Gehorsams und der Annahme des Glaubens, sondern erklärten sich auch selbst des Vaterlandes und der Freiheit für verlustig, wenn sie nochmals wortbrüchig werden sollten. Da glaubte Karl nicht länger Mißtrauen in ihre Treue setzen zu sollen und theilte ganz Sachsen in verschiedene Missionsbezirke ein, welche er seinen Priestern übertrug, damit sie in ihnen predigen und taufen sollten. Der größte derselben, das Land an der Diemel, fiel Sturmi zu, der auch die Oberleitung beibehielt. Wohl in dieser verhältnißmäßig ruhigen Zwischenzeit entstanden die Kirchen, welche nach Eigil Sturm errichtet hat. Die Marienkirche zu Paderborn, die zweite im Lande, wurde wenigstens um 777 erbaut.[1])

Allein auch dieser Friede war nicht von langer Dauer. Sobald Karl, 778, gegen die Saracenen über die Pyrenäen gezogen war, brachen die Sachsen, aufgestachelt durch Widukind, der auf dem Tage zu Paderborn gefehlt hatte, auf das Neue im fränkischen Reiche ein. Sie kamen bis an den Rhein und, da sie diesen nicht überschreiten konnten, wandten sie sich stromaufwärts. „Alles Land von Deutz bis zum Einfluß der Mosel verheerten sie mit Feuer und Schwert. Heiliges und Gemeines ward in gleicher Weise dem Verderben preisgegeben. Keinen Unterschied des Alters und Geschlechtes machte die Erbitterung des Feindes, so daß es offenbar war, er sei nicht, um zu plündern, sondern um Rache zu üben, in das Reich eingefallen.“[2]) Auf die Kunde von dem Herannahen der Franken, die eben aus Spanien zurückgekommen, traten sie den Rückweg durch den Lahngau und die Wetterau an und bedrohten Fulda. Es ist kein geringes Zeugniß für die Thätigkeit seiner Mönche in der Ausbreitung des Christenthums unter den Sachsen, daß der Haß der Heiden und Abtrünnigen unter ihnen sich gegen diese Stiftung kehrte. Als Sturm den Anschlag erfuhr, berief er die Brüder zusammen und rieth, wenigstens das kostbarste, die Gebeine des hl. Bonifatius, nach Hammelburg zu retten. Er selbst eilte in die Wetterau, den Sachsen gerade entgegen, um zu versuchen, das drohende Unheil noch abzuwenden. Die Brüder aber nahmen den Leib des Heiligen aus dem Grabe, in welchem er seit vierundzwanzig Jahren geruht, und zogen sammt und sonders aus dem Kloster. Die erste Nacht blieben sie an der Zelle beim Einfluß der Fledena (Flieden) in die Fulda, also dem heutigen Bronzell; den folgenden Tag kamen sie zur unteren Sinn,

---

[1]) Annal. Petav. Pertz SS. I, 16.

[2]) Annales Einhardi: Pertz SS. I, 159.

in die Gegend des heutigen Brückenau. Sie errichteten ein Zelt, in das sie den Sarg des Heiligen stellten, und bauten für sich selber ringsum Hütten. Nachdem sie dort drei Tage verweilt, kam am vierten die Botschaft, fränkische Truppen seien gegen die Sachsen herangerückt und hätten sie in ihre Heimath zurückgetrieben. Unter Dankgesängen wurde der Heilige wieder in seine alte Ruhestätte nach Fulda gebracht.

So war wohl das Kloster gerettet, aber das Werk der Bekehrung Sachsens, so oft zerstört und immer wieder begonnen, war aufs Neue dem Untergange geweiht. Dessenungeachtet zögerte Sturm nicht, die Arbeit von vornen anzufangen. Neben dem kräftigen Könige zog der greise Gottesstreiter abermals in das feindliche Gebiet; jener sollte diesen Zug noch öfter wiederholen, für diesen war er die letzte Reise.

6. Sein Heimgang.

Nach dem Reichstage zu Düren, im Juni des Jahres 779, brach Karl gegen die Sachsen auf. In Eresburg ließ er Sturm zurück, nicht nur, damit er von dort aus seine Mission betreibe, sondern auch, falls es noththue, die Vertheidigung des Platzes leite. Bei seinem Rückmarsche aus dem Innern des Landes berührte der König die Eresburg wieder und befahl Sturm, noch einige Zeit dort zu bleiben. Erst als die Frist verflossen war, kehrte auch er, gebeugt von Alter und Krankheit, in sein Kloster zurück. Karl hatte ihm seinen eigenen Arzt Wintar zur Begleitung mitgegeben, dessen Kunst jedoch, statt das Uebel zu heilen, vielmehr den unglücklichen Verlauf desselben beschleunigte. Als nämlich Wintar ihm eines Tages zur Linderung einen gewissen Trank eingegeben, fühlte der Abt seine Schwäche so zunehmen, daß er schnell nach der Kirche schicken, alle Glocken läuten, den Brüdern sein bevorstehendes Ende melden und sie inständig bitten ließ, für ihn die Gebete zu verrichten. Da nun alle Mönche sich um sein Lager versammelt hatten, redete er sie mit den Worten an: „Ihr wißt, meine lieben Brüder, wie ich bis zu dieser Stunde für Euer Heil und Euren Frieden gearbeitet habe und wie meine ganze Sorge dahin ging, daß dieses Kloster nach meinem Hinscheiden im Willen Christi ausharre und Ihr dem Herrn wahr und treu zu dienen im Stande seid. So bleibet denn, meine Söhne, standhaft in dem, was Ihr gelobt, alle Tage Eures Lebens! Betet für mich zu dem Allerhöchsten! Habe ich aus menschlicher Gebrechlichkeit unter Euch etwas Unrechtes gethan oder Einem ein Leid zugefügt, so verzeihet, wie auch ich Allen jede mir angethane Schmähung vergebe, insbesondere aber Lull, der stets mein Gegner war." Darauf verabschiedete er sich von den Brüdern und entließ sie. Große Trauer lastete auf den Gemüthern der Mönche und mit von Thränen erstickter Stimme empfahlen sie Gott den Heimgang ihres geliebten Abtes.

Schon am folgenden Tage — es war der 17. Dezember 779 — trat seine Auflösung ein. Als die Brüder, welche umher standen, das Nahen des Todes merkten, sprach einer von ihnen zu dem Sterbenden: „Vater, wir zweifeln nicht, daß Du jetzt zu Gott wanderst in die ewige Freude. Darum bitten wir Deine väterliche Liebe, Du wollest Dich unsrer erinnern und dort bei dem Herrn für Deine Schüler Fürbitte einlegen; denn wir sind fest überzeugt, es werde uns nützen, daß wir einen solchen Beschützer in den Himmel voraussenden." Da schaute der Heilige sie mit brechendem Auge an und erwiderte: „Machet Euch selbst würdig und führet einen solchen Wandel, daß ich mit Recht für Euch beten kann; dann werde ich thun, was Ihr begehret." Nach diesen heiligen Worten löste sich seine Seele von den Fesseln des Fleisches, um guter Dienste voll zu Christus zu gehen.

Sein Scheiden war nicht blos ein herber Verlust für sein Kloster, sondern auch für Karl. Stund er doch in dem besonderen Vertrauen des Königs und führte dabei die Leitung in dem damals ihm wichtigsten Unternehmen, der Bekehrung und Beruhigung Sachsens. Noch kurz vor seinem Ableben hatte er darum wiederholte Beweise der königlichen Gnade durch neue Schenkungen erhalten.[1]) Die Aufsicht über die sächsische Mission aber wurde von nun an nicht mehr in die Hände eines Einzelnen gelegt, sondern auf Mehrere vertheilt. Ob dies darum geschah, weil Karl keine Kraft fand, welcher er das Ganze auferlegen konnte, oder vielmehr deßhalb, weil die Fortschritte, welche das Christenthum unterdessen in Sachsen gemacht hatte, eine Theilung der Arbeit forderten — der eine wie der andere Grund legt Zeugniß ab für Sturm's rühmliches Wirken.

7. Seine Verehrung.

Das erste Grab, welches Sturmi bereitet wurde, befand sich auf der Südseite der ursprünglichen Kirche. Schon nachdem es sich geschlossen, scheint seine Verehrung wenigstens von Seite seiner Brüder begonnen zu haben. Sein Schüler und Nachfolger Eigil, welcher den Chor anlegte, versetzte die Ruhestätte in den südlichen Säulengang der östlichen Absis und errichtete über seinem und Lioba's Grabe einen Altar. Er verordnete zudem mit Zustimmung der Mönche, daß der Todestag derselben durch ein feierliches Hochamt mit Absingung der Vigilien und des Psalters begangen werde. Auch das Leben seines Lehrers schrieb er zu dem ausgesprochenen Zwecke, daß es während des Tisches vorgelesen werde, „damit Alle der göttlichen Majestät im Hinblicke auf deren wunderbare Wege Dank sagen und alle Freude an diesem Feste wiederhallen möchte von dem Lobe des Allerhöchsten." In der

[1]) Dronke, l. c. nr. 48 p. 31, nr. 69 p. 43.

zweiten Kirche (950) erhob sich über dem Leibe des Seligen ein aus gebranntem Stein gefertigtes Grabmal, welches prachtvolle Malereien schmückten. Einige Bruchstücke derselben wurden noch im siebzehnten Jahrhundert neben den Reliquien selbst gezeigt.[1]) Die Ehre der Heiligen wurde Sturmi auf Betreiben des Abtes Conrad von Papst Innocenz II. auf der zweiten Kirchenversammlung im Lateran am 19. April 1139 zuerkannt.[2]) Neben dem Sterbetage wurde nun auch der seiner Heiligsprechung im Kloster gefeiert. Damals sang man in Fulda:

„Jam tenet aeterna lucens ardensque lucerna
Luna velut plena, quae fulsit luce serena.
Macte Deo grate, Tu terque quaterque beate
Sancte Pater Sturme, monachalis gloria turmae,
Fuldam fundasti, ditasti, nobilitasti:
Nil intentatum quod sanctum quodque probatum
Dux bone liquisti; divina Deumque sitisti.
Ecce theoriae consors in parte Mariae;
Parsque beatorum memorum memorare tuorum
Proque tua Fulda, nullo solamine fulta
Ipse coabbatum sacrum cogendo senatum,
Sis Moyses orans, Amalech pro caede laborans.“

d. h:

„Jetzt umfließt am Himmelsgefild dich unsterblicher Lichtglanz,
Heiter und rein wie der Strahl, der entwallt der Leuchte des Mondes,
Dich, o Geliebter des Herrn, o dreimal seliger Sturmi,
Heiliger Ahn' und herrlichster Schmuck der Klostergemeinde!
Fulda hast du gebaut, ihm Glanz und Reichthum verliehen;
Nichts, was heilig und gut, hast unvollbracht du gelassen,
Edler Hirte; nach Gott und nach Göttlichem strebte dein Durst hin.
Dort in der Seligen Kranz, wo du dich freust mit Maria,
Auch der Kinder gedenke, die dein hienieden gedenken!
Leite zum Heile des jetzt des Trostes entbehrenden Fulda
Selber den heiligen Rath der Aebte, von dem es regiert wird,
Und für Amalechs Fall erhebe wie Moses die Hände!“[3])

In der dritten Kirche, deren Bau nach 1287 seinen Anfang nahm, waren die hl. Gebeine zugleich mit den Reliquien anderer Heiligen, welche das Kloster besaß, in einem Sarkophage eingeschlossen, der vor dem Chore stand; einige Theile aber befanden sich in einem vergoldeten Schreine, der am Bonifatiusfeste ausgestellt, sonst aber in der Sakristei aufbewahrt wurde. Auch aus dem Brandunglück, das dieses Gebäude 1397 betroffen hatte, wurden die Ueberreste Sturmi's gerettet. Sie fanden in der vierten Kirche ihren Platz in einem vergoldeten Sarge, der bei feierlichen Umzügen von den angesehensten Bürgern der Stadt getragen wurde. Das Haupt war von dem Leibe getrennt und in ein silbernes Brustbild gefaßt. In derselben Zeit schritt die Verehrung Sturmi's über die Mauern Fulda's hinaus. Bischof Johann II. von Würzburg verordnete, daß der Todestag des Heiligen nicht nur in den Kirchen des dortigen Archidiakonats, also der Pfarrkirche zu Fulda und jenen zu

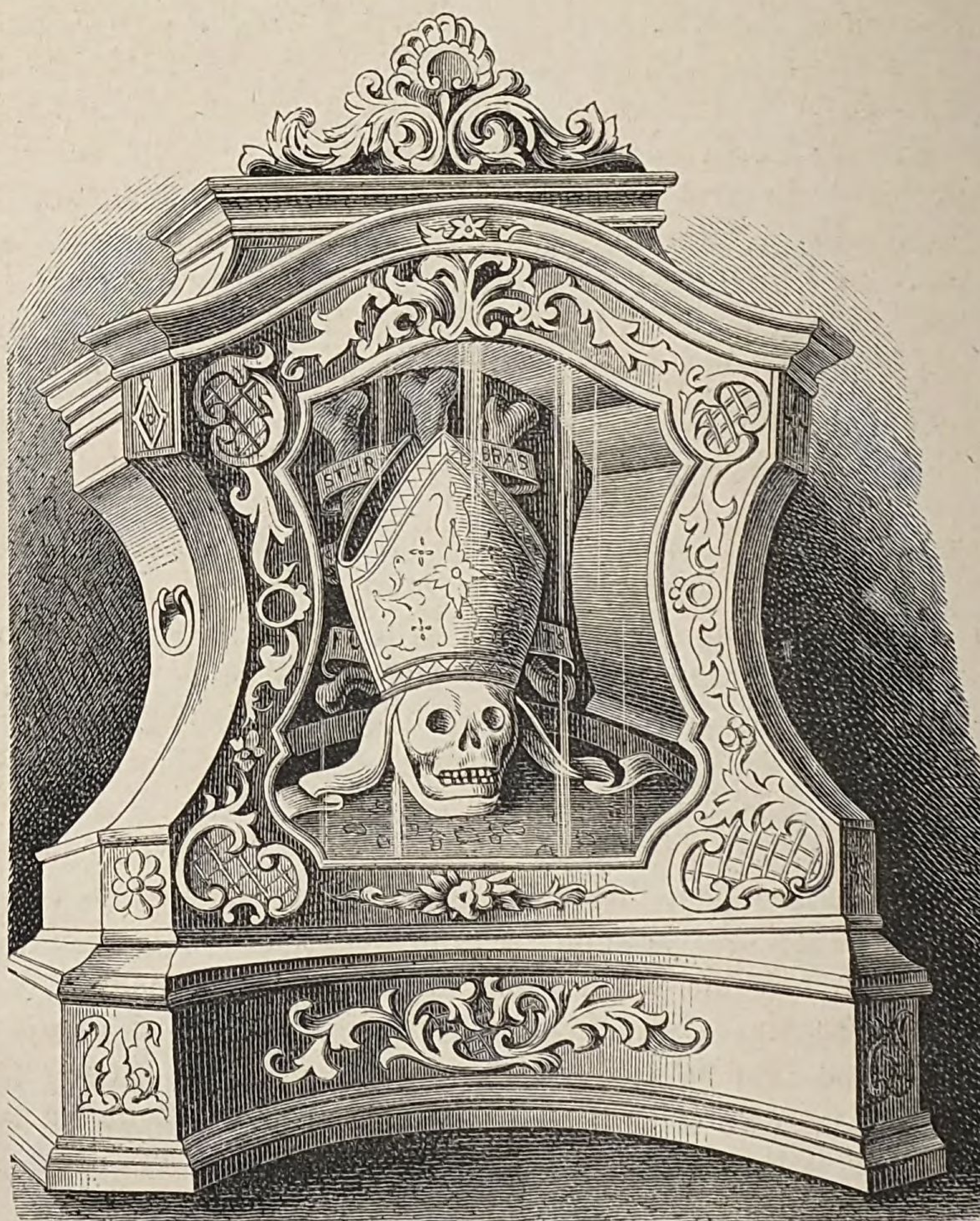
---

1) Nick a. a. O. S. 79, 111.

2) Den Urtext der Canonisationsbulle siehe bei Brower l. c. l. III. c. 9. p. 197; die Uebersetzung bei Nick a. a. O. S. 75 und Sturminsbüchlein. S. 34.

3) Brower l. c. III, c. 6. p. 193. Schannat, Hist. Fuld. p. 88. Nick a. a. O. S. 74.

Hünfeld und Rasdorf, sondern überhaupt in allen Orten seines Bisthums, welche der Abtei gehörten, wie Salmünster, Borsla, Hammelburg, Brückenau, Geisa, Vacha, Lengefeld, Salzungen, Herbstein, Lauterbach, Schlitz u. s. w., feierlich begangen werden sollte und gewährte für das Fest einen Ablaß von vierzig Tagen.[1]).



Reliquienschrein des hl. Sturmius.

Einen neuen Aufschwung nahm die Verehrung des Heiligen mit der tausendjährigen Gedächtnißfeier seines Sterbetages im Jahre 1779. Bei dieser Gelegenheit erhielten die Reliquien eine andere, dem Stile der neuen (fünften) Kirche angepaßte Fassung, die zu Augsburg nach einer Zeichnung des Benediktiners Sturmius Bruns gefertigt wurde. In einem ungefähr $1^1/_4$ Meter hohen pyramidalförmigen Schreine, dessen Vorderseite aus vergoldetem Kupfer gearbeitet und mit silbernen Arabesken verziert ist, ruht auf goldgesticktem Sammtkissen das Haupt des Heiligen,

[1]) Brower l. c. III. c. 9. p. 197.

bedeckt mit einer kostbaren Mitra. Außerdem enthält derselbe zwei Beinröhren mit einigen anderen größeren Gebeinen, alle mit reicher Stickerei umgeben. In vier anderen Reliquiarien gleichen Geschmackes werden die sonstigen kleineren Ueberreste verwahrt. Diese fünf Schreine werden an hohen Festen auf dem Hochaltare ausgestellt und bilden mit drei silbernen Standbildern und einer ebenfalls aus vergoldetem Kupfer und Silber gefertigten Ueberkleidung des Altars ein einheitliches Kunstwerk, das einen überaus prächtigen Anblick darbietet. Zur Erinnerung an dieses Fest wurden verschiedene goldene und silberne Denkmünzen geschlagen. Die größte derselben trägt auf der einen Seite das Brustbild des Fürstbischofs Heinrich von Bibra, der mit dem Millenarium zugleich das fünfzigjährige Jubiläum seiner Ordensprofeß feierte, mit der Umschrift: Henricus VIII. D. G. Ep. et Ab. S. R. J. Pr. post L. Ann. in S. Ord. Jubilaris D. VI. Nov. MDCCLXXIX. (Heinrich VIII. von Gottes Gnaden Bischof und Abt, des hl. Röm. Reichs Fürst nach 50 Ordensjahren Jubilar am 6. November 1779). Die andere Seite zeigt folgende Darstellung: Der Heilige schwebt verklärt in den Wolken, umgeben von Engeln, die Mitra und Stab tragen; zu seinen Füßen erhebt sich auf Stufen ein Opferaltar, auf dessen Vorderseite in einem von zwei Bibern gehaltenen Schilde der Jubeltag: XVII. Decem. MDCCLXXIX verzeichnet ist; neben dem Altare stehen zwei weibliche Gestalten, nämlich rechts die Religion, mit einem Buche zu ihren Füßen, in der rechten Hand des Hochstifts Wappenbild, das Kreuz haltend, mit der Linken auf die zu den Stufen des Altares knieende Vertreterin Fulda's, eine Jungfrau mit Mauerkrone und Lilienschild, weisend, und links die Dankbarkeit, welche einen Stab trägt und mit einem brennenden Herzen die Opferflamme auf dem Altare anfacht; den Hintergrund bildet eine Ansicht Fulda's von der Abendseite, aus der besonders der Dom, das fürstliche Schloß und die damals bis auf den Thurm vollendete Stadtpfarrkirche hervortreten. Die Legende lautet: „S. Sturmo proto abbati Fuldensi post X saecula jubilari“ (dem hl. Sturm, erstem Abte von Fulda, zu seinem tausendjährigen Jubelfeste). Von den kleineren Gedächtnißmünzen zeigt die eine auf der Vorderseite dasselbe Bild des Fürsten in verjüngtem Maßstabe und auf der Rückseite in neun Zeilen die Inschrift: „D. Sturmo. Protoabbati. Fuld. post. M. annos. inter. Coelites. vivo. pius. success. Henricus; in sacro. ordine. quinquagenarius. Jubilat. MDCCLXXIX.“ (dem h. Sturm, erstem Abte von Fulda, der 1000 Jahre unter den Seligen lebt, jubelt zu sein dankbarer Nachfolger Heinrich, nachdem er 50 Jahre im Orden verweilte 1779); die andere unterscheidet sich von dieser nur durch die anders lautende Schrift; die dritte hat wieder dieselbe Aufschrift, wie die erste, trägt dagegen auf der anderen Seite statt des Bildnisses des Fürstbischofs das Stiftswappen mit den Worten: „Consilio et aequitate“ (bedächtig und billig).[1])

[1]) Buchonia von Schneider. III 1, 66 ff. Abbild. 65—67.

Unter den dem Heiligen gewidmeten Bildern und Altären ist der Altar im nördlichen Arme des Kreuzschiffes im Dome zu Fulda — aus Gypsmarmor gefertigt — der bedeutendste. In der bogenförmigen Oeffnung des hohen Altaraufsatzes steht das alabasterne Standbild Sturmi's; zu seinen Füßen halten zwei Engel die Zeichen der Abtswürde, Inful und Stab, und zu seinen Häupten im Hintergrunde versinnbilden verschiedene Engelsgruppen, Wolken und Strahlen, auf welche das Licht durch ein rundes farbiges Fenster fällt, die himmlische Glorie. Zu beiden Seiten des Bogens erheben sich Säulen, auf deren hohen Fußgestellen sechzehn Gypsbilder in halberhabener Arbeit mit ebenso vielen Darstellungen aus dem Leben des Heiligen angebracht sind. Rechts und links vom Altare stehen zwei große allegorische Gestalten, deren eine die Blüthe des religiösen Lebens in der Fuldaer Diözese unter dem Benediktinerorden anzeigt, während die andere den zeitlichen Wohlstand des Fuldaer Landes unter der Herrschaft des Krummstabes bedeutet.

Hat man auch schon lange den letzten Abt, Fürstbischof Adalbert III. von Harstall, vor diesem Altare des ersten Abtes zur letzten Ruhe gebettet, so dauert doch der Segen, den Sturmi und seine Jünger einst in den Buchenwald getragen, zum größten Theile fort, die Liebe aber, die ihm das Land dafür schuldet, hält noch heute ungeschmälert an. Der siebzehnte Dezember ist noch immer für die Kirchen des Bisthums Fulda ein Fest erster Klasse, mit dem ein vollkommener Ablaß verbunden ist; das Volk begeht es an dem Sonntage vorher. Wie dieses seines Landesheiligen gedenkt, das hat erst dessen eilfhundertjährige Jubelfeier gezeigt. Nur jene fehlten dabei, die man am Anfange dieses Jahrhunderts und die man zu Beginne des letzten Jahrzehntes vertrieben hat.

Der Wanderer durch die Wüste steht oft nachdenkend vor den ihr eigenthümlichen Steinzeugen still, die von einem Geschlechte begonnen und von den folgenden Stein um Stein weiter geführt wurden. Ein solches Denkmal ist für den hl. Sturmi sowohl sein Werk als seine Verehrung. Die Zelle, zu welcher er den Grund gelegt, ward im Laufe der Jahrhunderte von seinen Mönchen zu einem herrlichen Münster ausgebaut; die einfache Abtei wuchs zu einem Bisthum heran; der Spaten, mit dem er zuerst die ihm geschenkte Mark umgraben hat, schuf nach und nach ganz Buchonien in ein lachendes Gefilde um. Mit seinem Werke nahm seine Verehrung zu. Das Lob, das ihm seine ersten Schüler gesprochen haben, es wurde von den folgenden wiederholt; von dem Mutterkloster ging es auf die zahlreichen Töchter über, und wenn heute das Volk auch keinem Fürstabte mehr sein Heil entgegenrufen kann, so betet es um so inniger: „Heiliger Sturmius, bitt' für uns!"

---

[1]) Buchonia von Schneider. III 1, 66 ff. Abbild. 65—67.

12. Der heilige Richard.

(7. Februar.)



Der Dom zu Eichstätt.

Wie der blaue Himmel über uns seine Sternenbilder hat, so gibt es auch in dem Himmel der Auserwählten Seelenbilder. Der Glaube der Alten sah in einem jener Doppelsterne, welche dort oben ihre Bahnen ziehen, zwei Brüder, deren treue Zuneigung darin ihren Lohn fand, daß der Sterbliche unter ihnen das Loos des anderen, der unsterblich war, theilen durfte und Beide zusammen unter die Gestirne versetzt wurden. So waren auch jene Heiligen, welche im Jenseits einen engeren Kreis um die ewige Sonne bilden, hienieden durch eine doppelte Liebe geeinigt, die der Natur und die der Gnade, und diese theilte jener ihre Ewigkeit mit, so daß sie noch länger dauert, als der sichtbare Himmel mit seinen glänzenden Lichtern. Von der innigen Freundschaft jener heidnischen Helden weiß die Sage viel zu erzählen; von dem Seelenbunde ihrer Auserwählten singt die Kirche: „Das ist die wahre Brüderschaft, welche durch keine Macht getrennt werden konnte . . . sie haben den königlichen Hof verlassen und sind dafür in das ewige Reich gelangt; siehe, wie gut und lieblich es ist, wenn Brüder zusammen wohnen."

Ein solches Seelenbild an dem Himmel der Ewigkeit ist die Familie des heiligen Richard.

Leider haben wir von dem Vater der heiligen Willibald, Wunibald und Walburga keine eigene gleichzeitige Lebensbeschreibung. Wir sind nur auf die Nachrichten angewiesen, welche sich über ihn in dem Leben seiner Kinder finden. Sie wurden von den Bollandisten zusammengestellt und durch spätere Forschungen erklärt und ergänzt.[1]) —

Die Sonne vergoldet bei ihrem Aufgange zuerst die Höhen und steigt von diesen in das Thal hinab. Auch das Christenthum gewann unter den Angelsachsen vor allem die Fürsten, um durch sie das ihnen untergebene Volk zu erleuchten. Mit solcher Gewalt wußte es die Herzen dieser Mächtigen zu ergreifen, daß sie aufhören wollten, Herrscher zu sein, um nur ganz Diener Christi zu werden. Man zählt an dreißig Könige und Königinnen, welche im Laufe des siebten und achten Jahrhunderts „die acht Seligkeiten der freiwilligen Armuth der höchsten irdischen Würde vorgezogen haben."[2]) Ein Theil derselben, wie Centwin, Ceolwulf, Eadbert, Ethelred u. s. w. trat in die Klöster der Heimath; andere, wie Ceadwalla, Offa, Coenred, Ina pilgerten nach Rom, um dort nach einigen Jahren der Buße „von dem Grabe der Apostel zu deren längst ersehnten Gemeinschaft im Himmel einzugehen."[3]) Zu ihnen zählt auch der hl. Richard. Von den Geschichtsschreibern seiner Kinder erfahren wir nur, daß er ein vornehmer und reicher Angelsachse gewesen sei. Sein Name,[4]) wie sein königlicher Titel[5]) werden erst von späteren Quellen genannt, die indessen aus früheren geschöpft haben wollen. Diese Ueberlieferungen sprechen von seinen Söhnen als von „den Söhnen eines Königs" und von seiner Tochter als von „einer Königstochter". Bonifatius, der auch „aus königlichem Blute" gewesen, wird als sein Verwandter bezeichnet. Seine Mutter soll die Schwester eines gewissen Offa, der gleichfalls König genannt wird, gewesen sein. Da ein Richard in der Reihe der angelsächsischen Könige nicht erwähnt wird, so ist der ihm beigelegte Titel nicht buchstäblich zu nehmen. Wahrscheinlich war er einer der reichen Thane oder kleinen Fürsten, von denen Beda, der Ehrwürdige, berichtet,[6]) daß sie nach dem Tode des Centwin sich unabhängig machten, bis Ceadwalla dieselben unterwarf und die einzelnen Gebiete unter seinem Scepter wieder vereinigte. Die Lage des ihm zugeschriebenen Reiches ist durch

---

[1]) AA. SS. Februarii tom. II. p. 79 squ.

[2]) Richard Cirenc. p. 242.

[3]) Beda, hist. eccl. Angl. V, 19.

[4]) Vita Willibaldi auct. anonym: Canisius, Lect. antiqu. IV, 117. Mabillon AA. SS. O. S. B. III, 2. p. 383. AA. SS. Julii tom. II. p. 462. Falkenstein, Cod. dipl. Eystet. Francof. 1723 f. p. 462.

[5]) Adalberti abb. Heidenheim. relatio: Gretser de div. tutel. eccl. Eystet. l. II. p. 318.

[6]) Hist. eccl. Angl. IV, 12.

die Angabe bestimmt, daß der heilige Bonifatius in demselben geboren war. Demnach hatte er einen Theil des Königreichs Westangeln besessen und zwar, wenn wir aus anderen zufällig erwähnten Oertlichkeiten schließen dürfen, in der Gegend von Hampshire oder Kent.

Sein früheres Leben wird durch die wenigen aber vielsagenden Worte geschildert: „Von seiner Kindheit an war er tief durchdrungen vom Christenthum." Zu dem Adel der Geburt trat also der der guten Sitten; seine irdischen Reichthümer wurden vermehrt durch die Schätze der Gnade. Als Gemahlin wählte er sich nach der Ueberlieferung Wunna oder Winna, die Schwester Winfrieds, des großen Bonifatius, der damals — um das Jahr 700 — als Mönch im Kloster von Nuthscelle weilte. Sie schenkte Richard zwei Söhne, Willibald und Wunibald, und eine Tochter, Walburga. Von dem Glauben der frommen Eltern gibt besonders eine Begebenheit Kunde. Als Willibald ungefähr drei Jahre alt war, wurde er von einer schweren Krankheit befallen. Bald nahm seine Schwäche so überhand, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte. Da alle menschlichen Mittel vergeblich waren, setzten Richard und Wunna auf Gott ihr ganzes Vertrauen. Auf den Herrschaftssitzen der vornehmen Angelsachsen war es Sitte, ein geweihtes Kreuz von beträchtlicher Höhe entweder im freien Felde oder am Wege oder auch am Hause, mit dem es dann wie eine Kapelle verbunden war, aufzupflanzen und vor demselben die gemeinsame Andacht zu verrichten. Zu einem solchen Kreuze brachten Richard und Wunna den Kranken und legten ihn an dessen Fuße nieder, ein leidendes Kind unter das Bild der leidenden Unschuld. Gleich jener Anna des alten Bundes gelobten sie, ihren Sprossen, wenn er ihnen gesund zurückgegeben würde, Gott ganz zu weihen. Der Engel des Kleinen, welcher ihre inbrünstigen Gebete nach Oben trug, brachte auch die Erhörung herab. Wie durch ein Wunder genas der Knabe. Richard betrachtete von nun an den Sohn, welchen Gott ihn zum zweitenmale geschenkt, nicht mehr als sein eigen. Nur noch zwei Jahre behielt er ihn bei sich, dann sandte er den fünfjährigen Knaben durch einen treuen Diener in das Kloster Waltham, unweit von Winchester, welches damals ein Bischofssitz war, damit er dort unter der Leitung des heiligen Abtes Egbald für den Dienst des Herrn erzogen werde. In diesem ersten großen Opfer, welches er brachte, sollte der Keim zu einem anderen noch größeren liegen.

Durch fünfzehn Jahre hindurch hatte Willibald in der Schule zu Waltham aus dem Munde seiner Lehrer gehört und an ihrem Beispiele gesehen, wie es nichts Größeres gebe, als dem Lamme überall hin zu folgen. Da reifte in ihm der Entschluß, dieser Lehre ganz nachzuleben. Der Heiland war aus dem Schooße des Vaters in die arme Krippe herabgestiegen; er hatte den Himmel verlassen, um als Fremdling hienieden zu wohnen; ja zuletzt zog er auch aus seiner Heimath

auf Erden, um ein Pilger im heiligen Lande zu sein. Auch Willibald war es nicht genug, die Armuth des Klosters gegen den Reichthum des Elternhauses eingetauscht zu haben; er betrachtete es als ein Gebot der vollkommenen Nachfolge des Erlösers, auch die Heimath daran zu geben und in die Fremde zu wandern. Weil aber die wahre Liebe das Höchste nicht für sich allein begehrt, sondern alle, die ihr theuer, zu sich empor zu heben sucht, so gedachte er, den Weg der größten Vollkommenheit nicht allein zu beschreiten, sondern auch den Vater und den Bruder auf denselben zu führen. Als zwanzigjähriger Jüngling kehrte der Sohn in das Elternhaus zurück. Er kam, um dem Vater die Wohlthat, die dieser einst dem Kinde erwiesen, damit zurückzuzahlen, daß er nun auch ihn ganz für denselben Herrn zu gewinnen suchte, welchem er selbst von ihm einst geopfert worden war. Zuerst vertraute er sein Vorhaben, in die Welt als armer Pilger zu ziehen, nach dem Beispiele dessen, der nicht hatte, wo er sein Haupt niederlegen konnte, und die Bitte, ihn begleiten zu wollen, dem heiligen Richard nur im Geheimen an. Trotz der begeisterten Worte des Sohnes stimmte der Vater nicht sogleich seinem Begehren zu. Wunna war todt und Richard hatte eine zweite Gemahlin genommen, die ihm noch andere Kinder geschenkt hatte. Er wies darauf hin, wie hart es sein würde, diese, die gleich Walburga noch unerzogen waren, zu verlassen. Es war also nicht das Widerstreben des eigenen Herzens, sondern die Rücksicht auf seine Angehörigen, welche Richard zaudern ließ. Willibald ließ darum nicht nach, den Vater so lange mit neuen Bitten zu bestürmen, bis er endlich seine Einwilligung gab. Er that dies, nachdem er über das Schicksal der Seinen beruhigt sein konnte. Sein zweiter Sohn Wunibald schloß sich gleichfalls der Reise an und seine jüngere Tochter Walburga wurde dem Kloster Winburn übergeben, wohin ihr wohl auch die Stiefmutter mit den übrigen Geschwistern gefolgt sein mag, wie wir dies auch von anderen fürstlichen Frauen und ihren Kindern wissen. Ob Richard in seinem Entschlusse sich, wie Einige meinen, auch durch den Hinblick auf die Wohlfahrt seines Volkes bestimmen ließ,[1]) indem er es für besser hielt, der Herrschaft zu entsagen, als beständig um dieselbe zu kämpfen, ist eine Vermuthung, die sich weder geradezu abweisen, noch aus den Quellen beweisen läßt.

Das Jahr der Abreise läßt sich mit Bestimmtheit angeben. Sie erfolgte, als der jüngere Sohn Wunibald neunzehn Jahre zählte. Da dieser 701 geboren ward, wurde sie im Frühlinge des Jahres 720 unternommen. Mit den nöthigen Mitteln ausgerüstet und von einer Anzahl weiterer Gefährten gefolgt, begaben sie sich auf den Weg. Ihr erstes Ziel war

[1]) Lives of the English saints: H. Newman, The family of St. Richard the Saxon. Lond. 1844. p. 8. 21. Deutsch übersetzt von H. J. Mertens, Eine heil. Königsfamilie. Regensburg 1875. S. 11. 25.

Rom, die Grabstätte des Apostelfürsten, von wo aus sie dann einen noch heiligeren Boden, den Schauplatz des Lebens und Leidens des Erlösers, besuchen wollten. In Hamblehaven, einem Orte der heutigen Grafschaft Southampton, nahmen sie Abschied von ihrer heimathlichen Insel und stiegen zu Schiffe. Glücklich liefen sie in die Seine ein und landeten zu Rotum oder Rouen. Ihre Gesellschaft muß zahlreich gewesen sein, denn es heißt, daß sie hier „ein Lager" aufgeschlagen haben. Nachdem sie einige Tage ausgeruht hatten, traten sie ihre Wanderung durch das Frankenreich an. Ueberall, wo sie hinkamen, war es ihre erste Sorge, die Kirchen aufzusuchen und vor den Gräbern der in denselben beigesetzten Heiligen zu beten. Es nahte der Herbst, als sie über die Alpen stiegen. Die erste Gegend, welche jenseits derselben in dem Reisebuche Willibalds genannt wird, ist „Yorthonicum", unter welchem das heutige Tortona zu verstehen sein soll. Von da setzten sie ihren Wanderstab weiter und gelangten nach Lucca, wo sie bei dem Bischofe freundliche Aufnahme fanden. Für Richard sollte diese Stadt das Ende seiner Pilgerschaft sein. Er wurde krank und gab bald darauf in den Armen seiner Kinder seine Seele ihrem Schöpfer zurück. Dies geschah in jedem Falle vor dem November des Jahres 720. Die Söhne hüllten die Leiche des Vaters in feine Leinwand und bestatteten sie in der Kirche des hl. Frigidian, eines heiligen Mannes aus Irland, der vormals Bischof von Lucca war. Voll Betrübniß und doch getröstet zogen sie darauf ihre Straße nach der ewigen Stadt. Wohl war es ihrem Vater nicht beschieden, das für diese Reise gesetzte Ziel zu erreichen, aber hatte er darum das ewige Ziel seiner Pilgerschaft verfehlt? Der Herr hatte den Weg zu demselben für ihn nur abgekürzt. Der Himmel kostet einem Jeden so viel, als er gerade besitzt, nicht mehr und nicht weniger. Sind wir reich, so müssen wir unsern ganzen Reichthum dafür geben; haben wir wenig, so können wir ihn mit diesem Wenigen erkaufen. Nicht darauf kommt es an, ob unser Erdenwallen lang oder kurz ist, sondern nur darauf, daß es zu Gott sich hinbewegt. Wohin aber Richards Schritte gerichtet waren, das wußten seine Söhne. Er war in die Fremde gegangen, um die wahre Heimath zu finden.

Die Gastfreundschaft, welche die Kirche von Lucca unserm Heiligen erwiesen hatte, konnte nicht reicher belohnt werden, als dadurch, daß er ihr seine Gebeine vererbte. Durch die Kraft, welche von ihnen ausging, wurden sie eine Quelle des größten Segens. Der Ruf hievon verbreitete sich in weite Ferne, so daß bald Rompilger aus allen Ländern auf ihrem Zuge auch sein Grab besuchten. Dies Alles geschah, obschon man in Lucca nur noch so viel von dem Heiligen wußte, daß er Richard geheißen, einem edlen Geschlechte angehört und auf einer Pilgerreise dort sein Leben geendet habe. Unter den Wallfahrern nach den heiligen Stätten konnten am wenigsten jene aus dem Sprengel des hl. Willibald an Lucca vorübergehen, ohne in der Kirche des hl. Frigidian nach dem Grabe des Vaters ihres

ersten Bischofs zu forschen. Indem sie die Kunde von der ihm dort gezollten Verehrung zurückbrachten, führten sie dieselbe zugleich in der Heimath ein. Immer mehr regte sich in Eichstätt der Wunsch, zu den Gebeinen der Kinder die irdischen Ueberreste des Vaters hinzuzufügen. Dies zu erreichen, ging eine eigene Gesandtschaft nach Lucca ab.[1]) Sorgfältige Nachforschungen[2]) haben es bis zur Gewißheit erhoben, daß die



Der heilige Richard.

Abgeordneten von dem Priester Ilsung angeführt wurden, welcher in dem Jahre 1150 die Reise nach Italien mit dem weiteren Auftrage antrat, die Wiederherstellung des Klosters Heidenheim gegenüber den Einsprüchen des Bischofs Burkard und der Stiftsritterschaft von dem Papste sicherstellen zu lassen. Die Unterhandlungen zwischen den Einen, welche um jeden Preis in den Besitz der theuren Ueberreste kommen wollten, und den Anderen, welche um keinen Preis sich von ihrem Eigenthum trennen

---

[1]) Vita S. Richardi ex Ms. Bodocensi AA. SS. l. c. p. 80.

[2]) Suttner, Reliquien der Diözesanheiligen: Pastoralblatt d. Bisth. Eichstätt. 1862. S. 60 ff.

konnten, gewähren uns einen Einblick in das Glaubensleben jener Zeit. Die Gesandtschaft nahm so viel Gold und Silber mit, als nur aufgebracht werden konnte, um damit den Leib des Heiligen zu erkaufen. Die Einwohner von Lucca aber, die jetzt erst aus dem Munde der Eichstätter die näheren Lebensumstände des hl. Richard erfuhren, ließen sich weder durch Bitten noch durch Geld bewegen, einen Schatz, den sie für höher hielten, als alle irdischen Güter, heraus zu geben. Die Boten gingen in ihrer Forderung herab und ersuchten, man möge ihnen wenigstens die Hälfte der Gebeine des Königs überlassen. Darauf machten ihnen die Lucceser einen Gegenvorschlag, von dem sie im Voraus wußten, daß er nicht angenommen werden würde. „Es mag euch genügen, erwiederten sie, die drei Kinder dieses heiligen Königs zu besitzen; wenn ihr uns aber zum halben Theile die Reliquien eines jeden von diesen daran geben wollt, so sollt ihr die Hälfte der Ueberreste ihres Vaters erhalten." Traurig baten nun die Gesandten, man möge ihnen um der Liebe zu dem Heiligen selbst willen wenigstens einen kleinen Theil seines Leibes abtreten, da ja dadurch seine Verehrung in ihrem Vaterlande einen um so größeren Aufschwung nehmen werde. Als man ihnen endlich auf ihr unablässiges Flehen einige Theilchen der heiligen Gebeine einhändigte, brachten sie dieselben mit Freude als eine unschätzbare Gabe nach Hause. Ilsung legte die Reliquien, wo nicht alle, so doch zum größten Theile in seiner Pfarrkirche zu Otting bei Wemding nieder, welche den hl. Richard auch als Patron verehrt. Neben ihr ist im Bisthume Eichstätt nur noch die Schloßkapelle zu Kipfenberg,[1]) aber erst im Jahre 1462 auf seinen Namen geweiht. Von seiner Pfarrei aus pflegte Ilsung das Heiligthum an den Festen des hl. Wunibald und der Geburt des Herrn zu den Mönchen nach Heidenheim zu tragen. Weil er aber das Kloster aus den Händen adeliger Chorherren wieder in die der Söhne Benedikts zurückgebracht hatte, sah er sich den heftigsten Feindseligkeiten von Seiten der Ritterschaft ausgesetzt. So geschah es denn auch, daß er auf einer dieser Fahrten von einem gewissen Eberhard, einem Hauptgegner der Mönche, angegriffen und seines Pferdes beraubt wurde. Der Uebelthäter verfiel dem Kirchenbanne und nahm ein schreckliches Ende.

Ist die Verehrung des hl. Richard von Lucca aus nach Eichstätt gekommen, so hat hinwieder die Gesandtschaft, welche die deutsche Stadt nach der italienischen schickte, zu der dortigen Erhebung seiner Gebeine Anlaß gegeben. Der Umstand, daß aus so weiter Ferne Boten kamen, um nach dem Grabe des Heiligen zu suchen, wie die genauere Kenntniß seiner Herkunft, welche durch diese vermittelt wurde, mußten das Vertrauen auf seine Fürbitte mächtig steigern. Wirklich wird auch von einem Wunder berichtet, das im Jahre 1150, also vielleicht während der Anwesenheit der Eichstätter Abgeordneten geschehen sei. Gaschola, die

---

[1]) Pastoralblatt d. B. Eichst. 1862. S. 204.

Magd eines edlen Bürgers mit Namen Ugheri, war von bösen Geistern besessen, so daß selbst die stärksten Männer sie nicht halten konnten. Endlich erklärten die Teufel gezwungen, daß sie der Macht des hl. Richard unterworfen wären und von ihr weichen müßten, wenn sie in die Kirche des hl. Frigidian gebracht würde. Als sie mit großer Mühe dorthin geschafft worden war, stieß sie ein furchtbares Geschrei aus, ähnlich den Stimmen verschiedener wilder Thiere, so durchdringend und grausig, daß die Leute von nah und fern herbeiliefen. Nach einiger Zeit jedoch hörte sie auf zu schreien und war befreit. Nicht lange darauf schritt der Bischof von Lucca mit Erlaubniß des päpstlichen Stuhles zur Erhebung seiner Gebeine. Sie fand kurz nach der Uebertragung des hl. Frigidian statt, welche im Jahre 1151 vollzogen wurde. Die spätere Legende hat den Vorgang nach ihrer Weise eingekleidet. Als nämlich, so erzählt sie[1]), die Leiber der hl. Frigidian, Cassus und Fausta erhoben wurden, blieben die Ueberreste des hl. Richard unbeachtet in ihrem Sarge zurück. Einige Tage darauf erschien der Heilige dem Grafen Cedeus von Lucca, der schon seit lange gichtbrüchig darniederlag und gebot ihm, zur Kirche des hl. Frigidian zu gehen und den Prior und seine Brüder zu fragen, warum sie seine Gebeine zurückgelassen und von denen seiner Gefährten getrennt hätten, mit welchen sie so viele Jahre in heiliger Gesellschaft zusammengeruht. Der kranke Edelmann wies auf sein Leiden hin, das ihn diesen Auftrag kaum ausführen lasse; der Heilige aber tröstete ihn mit den Worten: „Gehe ohne Furcht, denn Christus unser liebevoller Erlöser hat dich auf meine Bitte zu dieser Stunde geheilt.“ Als darauf Cedeus erfreut nach dem Namen seines Beschützers fragte, gab sich dieser als Richard den Sachsenkönig zu erkennen und beschrieb ihm genau den Ort seiner Ruhestätte. Am folgenden Morgen erhob sich der so lange gelähmte Graf gesund von seinem Lager und that, wie ihm befohlen worden war. Der Leib des Heiligen wurde auf einen Altar zu den Häupten seines Grabes übertragen und darüber folgende Inschrift angebracht:

„Hic rex Richardus requiescit sceptrifer almus:
Rex fuit Anglorum, regnum tenet iste polorum,
Regnum dimisit, pro Christo cuncta reliquit.
Ergo Richardum nobis dedit Anglia Sanctum,
Hic genitor Sanctae Walburgae Virginis almae
Et Willibaldi Sancti simul Wunibaldi,
Suffragium quorum det nobis regna polorum. Amen.“[2])

d. h.:

„Hier ruht Richard der König, ein edler Träger des Scepters:
Er, der die Anglen beherrscht, thront nun im ewigen Reiche,
Weil er der Krone und Allem entsagt aus Liebe zu Christus.
England hat uns geschenkt den gottesfürchtigen Fürsten,
Welcher, ein Heiliger, wieder der Vater von Heil'gen geworden,
Willibald's, Wunibald's und Walburg's, der hehren Geschwister,
Deren Gebet uns Allen erflehe die Palme des Himmels. Amen.“

---

[1]) Philippi Ep. Eyst. vita S. Willibaldi c. 11. 12. ap. Gretser, De Divis tutel. p. 49 sq.
[2]) AA, SS. l. c. p. 79.

Nachdem der Leib des Heiligen erhoben und das Fest seiner Uebertragung auf den 7. Februar angeordnet war, wuchs die Zahl der frommen Waller und die der auf seine Fürbitte erfolgten Zeichen. Einheimische wie Fremde nahmen ihre Zuflucht zu dem hl. Richard. So ließ sich aus Deutschland ein armer Gelähmter, so gut es ging, zu seinem Grabe bringen und erhielt für seinen großen Glauben den Gebrauch der Glieder wieder. Unter den Geistlichen der Kirche des hl. Frigidian selbst befand sich einer Namens Georg, welcher unseren Heiligen besonders verehrte und keinen Tag vorübergehen ließ, an welchem er nicht einem Priester an seinem Altare bei der heiligen Messe diente. Als er nun erkrankte und kein Mittel ihm Linderung seiner Schmerzen bringen wollte, rief er unter Thränen: „Heiliger Richard! Wie vergiltst du die vielen Dienste, die ich dir erwiesen? Komme doch, ich bitte dich, endlich mir Elenden zu Hilfe!" Da erschien ihm im Traume eine Gestalt im Glanze eines Engels mit ehrwürdigem Barte und mit Krone und Scepter in den Händen, die ihm gebot, seine Heilung an jenem Altare zu suchen, wo er so unermüdet dem heiligen Dienste obgelegen. Er gehorchte der Erscheinung und genaß.

Daß die Verehrung des hl. Richard auch in Eichstätt ihren Fortgang nahm, beweist die Errichtung eines Altares in der Mitte der Domkirche, welchen ihm Bischof Gebhard III. weihte. Der Stiftungsbrief ist ausgefertigt am 26. Mai 1327[1]). In demselben Jahre noch begleitete der Bischof den gebannten Kaiser Ludwig den Bayern nach Italien. Wahrscheinlich war es seine Absicht, von Castruccio, dem Gebieter von Lucca, welcher auf der Seite des Kaisers stand, die Ueberreste des hl. Richard zu erwerben. Allein er starb schon am 14. September vor den Mauern von Pisa an der Pest und erreichte nur das Eine, daß er in der Kirche des hl. Frigidian zu Lucca neben dem Grabmale des hl. Richard beerdigt wurde. Was ihm nicht glückte, gelang bald darauf Kaiser Karl IV. Er erhielt auf seinem Römerzuge im Jahre 1355 auf inständiges Bitten von dem Bischofe und dem Volke zu Lucca den Leib des Heiligen und nahm ihn mit eigenen Händen von dem Altare. Noch in demselben Jahre schenkte er dem Bischof Reimboto von Eichstätt davon „einen Zahn, den Theil eines Armes und Fingers", nicht ohne die ausdrückliche Ermahnung hinzuzufügen, daß sie den Tag, an welchem diese Reliquien überbracht würden, feierlich begehen, ihnen mit Gesang und Gebet entgegenziehen und sie mit den anderen Heiligthümern ihrer Kirche sorgsam verwahren und verehren sollten[2]). Wohin der Kaiser die anderen Ueberreste übertragen, ist unbekannt. Es werden solche noch erwähnt in der Kirche des hl. Pontianus, zu Volaterra in Etrurien, und in drei Kirchen Bologna's, welche indessen schon bei der

---

[1]) Suttner a. a. O. S. 68 u. Pastoralblatt 1862. S. 154.

[2]) Pastoralblatt d. B. Eichst. 1858, 37.

ersten Erhebung dorthin gekommen sein mögen. Einen Theil der an die Domkirche zu Eichstätt überlassenen Reliquien machte Bischof Wilhelm 1492 wieder dem Könige Heinrich VII. von England zum Geschenke, welcher sie nach Canterbury gab. Die übrigen wurden bei der Weihe des jetzigen Hochaltars im Dome im Jahre 1749 theils in denselben eingeschlossen, theils werden sie auf demselben verwahrt. Vielleicht wurden solche auch in den unseren Heiligen gewidmeten Altären in Pleinfeld und in der Kapuzinerkirche zu Eichstätt hinterlegt.

Die Verehrung des hl. Richard beschränkte sich nicht auf das Eichstätter Bisthum. Im Jahre 1746 wurde sein Fest in der Diözese Worms eingeführt; die von Bamberg feiert es noch heute am 18. Februar.

So groß aber auch der Ruhm ist, den sich der hl. Richard erworben, seine schönste Krone bleiben seine Kinder. Wußte der Römer die hohe Würde Cornelia's nicht besser auszusprechen als durch die einfachen Worte: „Die Mutter der Gracchen", so können wir zum Lobe des hl. Richard nicht mehr sagen als: „Er war der Vater Willibalds, Wunibalds und Walburga's."

Der hl. Willibald.

(7. Juli.)



Fast jedes unter den alten Völkern hatte seine heiligen Bäume, die hochverehrt und sorgsam behütet wurden. Sie hielten dafür, daß dieselben, dem Paradiese entnommen oder von der Hand eines Gottes selbst gepflanzt, in ihrem Wachsthum und Gedeihen ein Vorbild ihrer eigenen Größe seien, wie sich hinwieder mit ihrem Welken und Absterben auch der Untergang und das Ende des Volkes verknüpfen müsse. Darum wurden dieselben dicht umzäunt und kein Blatt durfte von ihnen gebrochen werden; nur einzelne Zweige schnitt man ab, um sie in die befreundeten Städte zu schicken, damit sie dort in den Boden gesenkt, selbst wieder zu stattlichen Bäumen heranwachsen möchten, unter deren Schatten die Einwohner in Glück und Frieden wohnen könnten.



Alle diese Bäume sind gefallen und mit ihnen der Glaube, dessen Sinnbild sie waren, und auch die Völker, soweit sie ihren Wahn nicht gegen eine höhere Wahrheit vertauschten. Es brach die heilige Cypresse vor der Pforte des Feuertempels in dem alten Iran und die heilige Flamme auf dem Altare erlosch mit dem Volke; es welkte der Oelbaum auf der Burg zu Athen und ihre Trümmer sind das traurige Denkmal der untergegangenen griechischen Bildung; es sank der Feigenbaum auf den Feldern Roms und mit ihm die frühere Herrschaft der mächtigsten Stadt; es verdorrte die Eiche Abrahams zu Mambre und die Wiege des Erlösers, die man der Sage nach aus ihrem Holze zimmerte, war der Sarg, in welchem man den alten Bund begrub. An ihrer Stelle wurde ein neues Reis, das in Wahrheit von dem Baume des Paradieses genommen war, in das heilige Land gepflanzt, und es erwuchs daraus der Baum des hl. Kreuzes. Er sollte seine Aeste ausbreiten über die ganze Erde und Allen Glück und Frieden spenden, welche herbeieilen, um zu ruhen unter seinem Schatten. Deßhalb trugen die Boten der Kirche nach dem Geheiße des Herrn immer und immer wieder Zweige von ihm in alle Theile der Welt, damit dieser unverwelkliche Segensbaum unter jedem Volke erblühe und Früchte bringe.

Auch das Heiligthum der Deutschen, die Donareiche, ist gefallen. Kaum war sie aber den Streichen des Apostels unsers Vaterlandes erlegen, als er und seine Schüler den neuen Lebensbaum allüberall aufzurichten strebten. Unter diesen kam Einer aus weiter Ferne. An der Stätte, wo das Kreuz des Gottessohnes selbst gestanden, hatte er gebetet, von ihm gleichsam unmittelbar einen Zweig gebrochen und ihn über das Meer getragen, um ihn mitten in die Waldesnacht des noch heidnischen Nordgaues zu versetzen. Und wie überall, so geschah es auch hier. Der Schößling wurzelte, strebte himmelan und wurde zu einem mächtigen Baume, von welchem seit eilf Jahrhunderten das Wort des Herrn gilt, „daß die Vögel des Himmels kommen, um zu ruhen in seinen Zweigen." Der Name dieses Sendboten ist Willibald.

Wir besitzen über sein Leben eine gleichzeitige Quelle in seinem „Reisebuch", oder „Hodoeporicon", welches um so werthvoller ist, als es eine Verwandte von ihm, welche Nonne zu Heidenheim war, nach den eigenen Angaben des Pilgers um das Jahr 780 niedergeschrieben hat.[1]) Schon in früher Zeit hat dasselbe eine zweite kürzere Bearbeitung gefunden.[2]) Eine dritte Lebensbeschreibung wurde gegen 980 von einem unbekannten Verfasser unternommen, unter welchem Einige den Bischof

---

[1]) Canisius, lect. antiq. IV, 2 (Ed. nov. II, 1. p. 99) Surius Vitae Sanct. 7. Jul. — Mabillon AA. SS. O. S. B. III, 2. p. 367. — AA. SS. Julii tom. II, p. 500. — Falkenstein, Cod. dipl. Eyst. p. 445. — Ausgabe v. Suttner in Pastoralblatt d. B. Eichst. 1857. Beil. 1. — T. Tobler, Descriptiones terrae sanctae. Lps 1874. p. 1 ff. — Itinera Hierosolymitana et descriptiones terrae sanctae bellis sacris anteriora. Ed. T. Tobler et Aug. Molinier. Genevae. 1880. I, 241.

[2]) Canisius l. c. IV. p. 117. — Mabillon l. c. III, 2. p. 383. — AA. SS. l. c. p. 512. — Falkenstein l. c. p. 462.

Reginold von Eichstätt vermuthen.[1]) Außerdem kommen noch die Mittheilungen des Abtes Adalbert von Heidenheim um 1159[2]) und die spätere Legende des Eichstätter Bischofs Philipp, 1306—1322, in Betracht.[3])

1. In Waltham.

Der heilige Willibald war der älteste Sohn des hl. Richard. Das Jahr seiner Geburt wird nicht genannt, läßt sich aber aus anderweitigen Angaben ermitteln. Nach dem Berichte der Nonne von Heidenheim zählte er bei seiner Bischofsweihe einundvierzig Jahre. Da nun diese im Herbste 741 stattgefunden hat, so ist er im Jahre 700 geboren worden. Bereits in dem Leben seines Vaters wurde erzählt, wie der dreijährige Knabe nur durch ein Wunder vom Tode errettet und darum von den Eltern aus Dankbarkeit Gott geweiht wurde. Als er fünf Jahre zählte, säumten sie nicht länger, ihr Gelübde zu erfüllen. Alle ihre erlauchten Verwandten und Freunde versammelten sich zu einem Familienrathe und beschlossen, Willibald dem Kloster Waltham bei Winchester zu übergeben. Der „ehrwürdige und fromme Theodorat", also wohl ein Priester, erhielt den Auftrag, den Knaben dorthin zu bringen. Als er seinen Schutzbefohlenen dem Abte Egbald vorgestellt hatte, fragte dieser der klösterlichen Vorschrift gemäß zuerst seine Brüder um Erlaubniß. Mit Freuden gewährten die Mönche die Aufnahme.

Der jugendliche Klosterschüler verrieth frühzeitig große Anlagen. Mit besonderem Eifer erlernte er die Psalmen, um an dem Chorgebete der Brüder theilnehmen zu dürfen, so daß er in Wahrheit zur Erfüllung des Prophetenwortes beitrug: „Aus dem Munde der Kinder wird sein Lob verkündet." Mit zunehmendem Alter vertiefte er sich immer mehr in die Geheimnisse auch der übrigen Bücher der hl. Schrift. Bald hatte seine geistige Entwicklung die körperliche weit überholt. Durch seinen Gehorsam gegen die Oberen und durch seine Sanftmuth gegen die Uebrigen war er der Liebling des Hauses geworden. Die zweite Lebensbeschreibung läßt durchblicken, daß er nicht nur wegen der Eigenschaften seines Herzens, sondern auch wegen seiner vornehmen Abkunft mit besonderer Rücksicht behandelt wurde, und gibt diese Bevorzugung als Mitgrund an zu seinem großen Entschlusse, das Vaterland zu verlassen und in die Fremde zu ziehen. Da seine Mitbrüder in dem Mönche noch den Fürstensohn ehrten, so wählte er das Pilgerkleid, um unter demselben um so gewisser

---

[1]) Canisius l. c. IV. (Ed. nov. III, 1. p. 16)

[2]) Relatio qua ratione sub Eugen. III. monast. Heidenheim. ad ordin. S. Bened. redierit: Gretser, De divis tutel. Eyst. observ. l. II. p. 318.

[3]) Gretser l. c. p. 1.

seine hohe Geburt verbergen und die Armuth und Demuth Jesu Christi nachahmen zu können.

Seiner Beredsamkeit gelang es, den Vater und den Bruder für die Wallfahrt zu gewinnen. Das nächste Ziel derselben sollte die Stadt der Apostelfürsten, das weitere der Schauplatz des Lebens und Leidens des Erlösers selber sein. Seit der Heiland durch die Gefilde Palästinas gewandelt, war dieses für die Christen das heilige Land geworden. Eine handvoll Erde aus seinem Boden, einige Tropfen Wassers aus dem Jordanflusse galten schon in den ersten Jahrhunderten als ein kostbarer Schatz. Noch glücklicher aber dünkten sich jene, denen es vergönnt war, jene geweihten Stätten selbst zu besuchen und dem Herrn, wie einst seine Mutter und seine Jünger, wenn auch nach vielen Jahren, auf allen seinen Pfaden nachzugehen. Wohl war für Manchen die „heilige Reise“ auch der letzte Weg auf Erden. Das Loos jenes Abtes, der von den Mühen der Wanderung erschöpft zu St. Nicolaus in Cypern in eine Kirche trat, das Haupt auf die Stufen des Altares legte und so, die Hände kreuzweis gefaltet, in Todesschlummer sank, steht nicht vereinzelt da. Allein man dachte sich keine schönere Ruhestätte als die neben dem Grabe des Gottessohnes und man hielt das Zeichen der Erlösung auf derselben für eine um so sicherere Bürgschaft einer glorreichen Auferstehung, je näher es dem Kreuze Christi stand.

2. In dem heiligen Lande.

Indem Willibald zu Schiffe stieg, schied er wohl von seiner Heimath, aber nicht von seiner Familie. Waren es doch der Vater und der Bruder, die ihn begleiteten. Um sein Opfer vollständig zu machen, wollte ihn Gott auch von diesen trennen. Kaum hatten sie den Boden Italiens betreten, da starb der hl. Richard in Lucca. Die beiden Brüder bestatteten die sterbliche Hülle ihres Vaters zur Ruhe und setzten ihre Wanderung fort. Waren sie auf dem Wege durch Frankreich wenig belästigt worden, so drohten ihnen auf ihrem Zuge durch Toskana von Seiten der Krieger des Langobardenkönigs Luitprand, welche die Engpässe besetzt hielten, mancherlei Gefahren. Indessen gelangten sie glücklich an dem nächsten Ziele ihrer Reise an. Am 11. November 720 erreichten sie Rom und legten ihren Dank vor dem Grabe des Apostelfürsten nieder. Bisher hatten sie blos als Oblaten, d. i. als solche gegolten, welche von ihren Eltern dem Herrn geweiht waren; nunmehr traten sie in den Rang eigentlicher Novizen ein und wurden wahrscheinlich an der Peterskirche als solche aufgenommen[1]). Sie verbrachten den Winter und Frühling in heiligen Uebungen und strenger Abtödtung, bis „die freudenreiche Osterzeit heiteren Sonnenschein durch alle Welt ver-

[1]) Siehe Suttner a. a. O. S. 5.

breitete." Wie so viele Fremde wurden auch sie im Sommer von dem Fieber befallen. Die Krankheit ergriff sie wechselweise: wenn der Eine aufstand, begab sich der Andere zu Bette, so daß sie sich gegenseitig pflegen konnten. So heftig aber ihre Leiden waren, sie setzten auch während derselben ihre klösterlichen Uebungen mit Beharrlichkeit fort. Als der zweite Winter vorübergegangen, theilten sich auch die Wege der Brüder. Wunibald entschloß sich, schon jetzt die Gelübde abzulegen; Willibald dagegen glaubte, die dauernde Ruhe und Zurückgezogenheit erst durch weitere Mühseligkeiten verdienen zu müssen. Er eröffnete seinen Landsleuten und Reisegefährten, daß er mit ihrer Einwilligung und der Unterstützung ihrer Gebete nach dem heiligen Lande zu wallen beabsichtige, um die Stadt Jerusalem zu sehen. Zwei seiner Freunde, von welchen der Eine Diapert hieß, erklärten sich bereit, ihn zu begleiten. Gleich nach dem Osterfeste des Jahres 722 traten sie ihre Reise an.

Die Aufzeichnungen der Heidenheimer Nonne rechnen nur nach den Festzeiten der Kirche und verweilen nur bei jenen Orten, welche der Herr oder seine Auserwählten durch ihr Wirken oder ihre Ueberreste geweiht haben. Mit Recht hat man hierin ein Zeichen jener durchaus gläubigen Anschauung erkannt, welche eine Wallfahrt von jeder andern Reise unterscheidet. Für unsere Pilger trugen Zeit und Raum die Signatur des Kreuzes. Sie messen das Jahr nicht nach den Zeichen des Thierkreises, in welchen die Leuchte dieses irdischen Tages sich gerade befindet, sondern zählen nach den Stationen, welche die Sonne der Ewigkeit, das Lamm, in seiner eigenen oder seiner Heiligen Leiden und Siegen gewandelt, und sie achten nicht jener natürlichen Schönheit, welche selbst die Sünde dem Werke Gottes nicht zu rauben vermochte, sondern sehen nur die Herrlichkeit der durch Christus erlösten Welt und suchen jene Stätten auf, auf welche sein Schweiß und sein Blut niederthauten, um aus den Dornen der einst verfluchten Erde wieder Rosen hervorsprießen zu lassen.

Die Pilger gelangten auf dem Landwege über Terracina nach Gaeta, von wo sie in einem Boote nach Neapel übersetzten. Nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalte daselbst bot sich ihnen eine Gelegenheit zur Weiterreise auf einem ägyptischen Schiffe, mit welchem sie nach Reggio in Calabrien und von da nach Catania auf der Insel Sicilien fuhren. Hier besuchten sie die Grabstätte der hl. Agatha, deren Schleier, wie auch Willibald erwähnt, den Einwohnern der Stadt gegen die Ausbrüche des Aetna Schutz gewährte. Drei Wochen mußten sie verweilen, bis das Schiff wieder die Anker lichtete. Sie segelten durch das jonische Meer nach Malvasia, südlich vom alten Epidaurus im Peloponnes, ließen dann Corinth zur Linken liegen, berührten die Inseln Chos und Samos und landeten in Ephesus. Die Merkwürdigkeiten dieser Stadt fesselten ihre ganze Aufmerksamkeit. Sie sahen die Höhle der sieben Schläfer, so genannt nach sieben Martyrern, welche,

unter der Verfolgung des Kaisers Decius darin eingeschlossen, eine lange Reihe von Jahren geschlafen haben, unter der Herrschaft des Kaisers Theodosius aber wieder erwacht und in die Stadt gegangen sein sollen, um einen in derselben entstandenen Irrglauben auszurotten. Ein berühmteres Grab, das des hl. Johannes, lag außerhalb der Stadt auf einem Berge. Die Herrlichkeit der über demselben erbauten Kirche ward auch von Willibald bewundert. Von hier zogen sie zwei Meilen südwärts nach Pygila. An einem Brunnen in Mitte des Städtchens rasteten sie und tauchten das Brod, welches sie sich erbettelt, in das Wasser, um es genießen zu können. Darauf setzten sie ihren Weg zu Fuße längs der Seeküste bis nach Patera, einem heute uns unbekannten Orte, fort, und überwinterten daselbst.

Im Frühlinge des Jahres 723 schifften sie nach Militena, worunter wahrscheinlich Milet zu verstehen ist. Sie trafen hier zwei Einsiedler, welche auf hohen gemauerten Säulen wohnten. An diesem Orte geriethen die Pilger in so bittere Noth, daß sie vor Hunger zu sterben meinten, aber Gott gedachte seiner Armen. Sie fanden ein Schiff, das sie nach Paphos auf der Insel Cypern übersetzte. Nachdem sie hier Ostern gefeiert, gingen sie nach Constantia, berühmt durch das Grab und die irdischen Ueberreste des hl. Bischofs Epiphanius. Hier blieben sie bis zu dem Feste des hl. Johannes des Täufers, nach welchem sie Cypern verließen und in Aradus (Tortosa) an der phönizischen Küste landeten. Damit waren sie aus dem Gebiete des griechischen Reiches auf den den Sarazenen unterworfenen Boden übergetreten. Bereits seit einem Jahrhundert hatten die Anhänger Muhameds den Christen das heilige Land abgerungen. Auf die vielfachen Kämpfe war gerade damals ein tiefer Friede eingetreten, welcher den einzelnen Christen nicht nur erlaubte, ihrem Glauben nachzuleben, sondern auch die Wallfahrer zu den heiligen Stätten vor Gewaltthat sicher stellte. Unsere Pilger, deren Zahl unterdessen auf acht angewachsen war, drangen in das Innere des Landes vor und kamen an einen befestigten Platz, Arke (Erek), in welchem sie einen Bischof fanden, mit dem sie den Gottesdienst nach der Weise der griechischen, damals noch nicht von Rom getrennten Kirche feierten. Nach einem Wege von zwölf Meilen gelangten sie nach Emesa. In der dortigen von der Kaiserin Helena erbauten auf vierunddreißig Marmorsäulen ruhenden Basilika wurde lange Zeit das Haupt des hl. Johannes des Täufers verwahrt. Der fremdartige Anzug der Angelsachsen erregte den Argwohn der mißtrauischen Araber. Sie vermutheten in ihnen griechische Spione und nahmen sie fest. Als Willibald, vor den Richter gestellt, seine Heimath und den Zweck seiner Reise angegeben, erkannte dieser wohl, wer sie waren: „Ich sah, sprach er, häufig Leute aus jenen Welttheilen, Landsleute von diesen, sie wollen nichts Arges, sondern wünschen blos ihr Gesetz zu erfüllen.“ Dieser Ausspruch gab ihnen aber die Freiheit nicht, sondern erleichterte nur ihre

Gefangenschaft. Die Christen der Stadt nahmen sich der Fremdlinge an. Einem Kaufmanne wurde erlaubt, den Gefangenen täglich zweimal Speise zu bringen, sie zweimal in der Woche durch seinen Sohn in das Bad und am Sonntag über den Markt zur Kirche führen zu lassen. Bei diesen Gelegenheiten strömte die Bevölkerung zusammen, um die fremden jungen Männer von so schönem Aeußern und so eigenthümlicher Tracht zu sehen. Sein Anerbieten aber, dieselben loszukaufen, damit sie ihre Wallfahrt fortsetzen könnten, wurde nicht angenommen. Für die Weiterreise bedurfte es eines Passes, welchen nur der Emir ausstellen konnte. Ein mächtiger Einfluß sollte ihnen zu diesem verhelfen. Es kam ein Spanier an, der einen Bruder hatte, welcher Kämmerer des Emirs war. Es kann dies nicht befremden, da die Sarazenen damals Spanien erobert hatten und hervorragende Eingeborne in ihre Dienste nahmen. Wie der Vater des hl. Johannes von Damaskus, welcher zur selben Zeit am Hofe des Chalifen ein hohes Amt bekleidete, seinen Einfluß zur Befreiung der Christen verwandte, so handelte auch dieser Kämmerer. Der Spanier besuchte unsere Pilger im Gefängniß und erkundigte sich um ihre Angelegenheit. Der alte Richter von Emesa und der Herr des Schiffes, auf welchem sie von Cypern gekommen waren, bestätigten ihren Bericht. Nachdem nun die Sache durch den Bruder des Spaniers vor den Emir gebracht worden war, lautete dessen erste Frage gleichfalls dahin: Woher sie stammten? Als er erfuhr, daß sie aus dem fernen Westen gezogen seien, wo die Sonne in die See sinke, rief er aus: „Warum sollen wir diese Männer grausam behandeln? Sie haben nichts Unrechtes gegen uns gethan. Gib ihnen freien Paß und laß sie gehen!" Sie wurden in Freiheit gesetzt, ohne die gewöhnliche Gefängniß-Abgabe erlegen zu müssen.

Mit dem Passe des Emirs ausgerüstet, reisten sie von Emesa nach Damaskus ab. Der fast hundert Meilen lange Weg führte sie durch eine Gegend, welche von vielen Christen bewohnt war. Willibald zählt zwölf Bisthümer, die dem Erzbischof von Emesa unterstanden. In Damaskus, dem Sitze des Chalifen, verweilten sie eine Woche. Sie besuchten das Grab des hl. Ananias und zwei Meilen außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach Jerusalem, die über der Stelle, wo der Herr dem Paulus erschienen war, erbaute Kirche. In dieser bereiteten sie sich mit einem innigen Gebete vor zum Eintritte in das heilige Land. Das „Reisebuch" zeigt, mit welcher Sehnsucht sie von da an den heiligen Orten entgegeneilten. Ohne irgend eines Platzes auf ihrer Straße zu gedenken, führt es uns nach Nazareth. Mit freudigem Danke warfen sie sich in der Kirche nieder, die an der Stätte errichtet wurde, wo das „Ave Maria" zum erstenmal aus Engelsmund erklungen ist. „Diese Kirche, sagt der Bericht, wurde oft von den Christen durch Erlegung einer Summe Geldes vor der Zerstörung durch die umher wohnenden Sarazenen bewahrt." Durch eine weite und fruchtbare Ebene

zogen sie nach Kana. Dort war damals eine große Kirche, worin ein Altar mit sechs Wasserkrügen stund. Sie waren aus derselben Quelle gefüllt, aus der das Wasser geschöpft war, das einstens der Heiland in Wein verwandelte und die Pilger pflegten davon zu trinken. Nach eintägigem Aufenthalte machten sie sich nach dem Tabor auf, wo die hl. Helena eine große Kirche zu Ehren des Heilandes, des Moses und des Elias erbaut hatte. Auf diesem „heiligen Berge" bot sich ihnen ein herrlicher Fernblick von dem See Genesareth bis zu dem mittelländischen Meere und von dem Jordanthale bis hinauf zu den schneebedeckten Höhen des Libanon. Von dem Berge der Verklärung stiegen sie nach Tiberias hinab. Hier war es, wo der Herr trockenen Fußes über den Wogen wandelte und der kleingläubige Petrus in die Tiefe sank. Sie fanden da viele Kirchen und eine große Synagoge der Juden, deren hohe Schule sich damals in dieser Stadt befand. Nachdem sie mehrere Tage verweilt, gingen sie der Küste des galiläischen See's, dieses Zeugen so vieler Wunder des Heilandes, entlang und dann über Magdala, die Heimath des Lazarus und seiner Schwestern, Kapharnaum, wo man ihnen ein Haus als einstigen Wohnsitz der Söhne des Zebedäus zeigte, Bethsaida, den Geburtsort des Petrus und Andreas, deren Wohnung in eine Kirche verwandelt war, nach Chorezim an dem Einfluß des Jordans in den See Genesareth. Von hier aus erblickten sie die Abhänge von Gerasene, wo der Herr das Zeichen an dem Besessenen gewirkt hatte.

Sie verfolgten nun den Lauf des Jordan aufwärts bis zu dessen beiden Quellen. In der Nähe des Zusammenflusses derselben gaben ihnen Hirten Nachtherberge und bewirtheten sie mit saurer Milch. Den nordischen Pilgern, deren heimischer Hauptreichthum wohl zumeist in Viehheerden bestand, fielen die hier weidenden seltsamen Büffel mit langem Rücken, kurzen Schenkeln, großen aufrecht stehenden Hörnern und gleicher dunkelrother Farbe auf, welche es liebten, zur Zeit drückender Hitze sich in die ringsum liegenden tiefen Sümpfe bis zum Kopfe zu versenken. Ueber Cäsarea Philippi mit seinen damals zahlreichen Christengemeinden ging ihr Weg die ganze Länge des Jordan herab nach dem Kloster Johannes des Täufers, in welchem zwanzig Mönche lebten. In seiner Nähe, unweit des Einflusses des Jordans in das todte Meer, befindet sich die Stelle, wo der Heiland getauft wurde. Ueber ihr erhob sich eine auf Säulen stehende Kirche, in der Mitte des Stromes war ein Kreuz aufgepflanzt und über das Wasser ein Seil gespannt. An diesem hielten sich die Kranken fest, welche, namentlich am Feste der Erscheinung, hier badeten, um Hilfe zu erlangen. Auch Willibald und seine Gefährten stiegen in den heiligen Fluß. Ungefähr von demselben Orte, an dem einst die Kinder Israels den Jordan überschritten, kamen unsere Pilger nach Gilgala. Zum Andenken an den Altar, welchen einst die zwölf Stämme nach ihrem Durchgang durch

den Fluß errichtet und als Sinnbild der zwölf Apostel, auf welche der Herr seine Kirche gründete, befanden sich in der dortigen hölzernen Kirche zwölf Steine. In Jericho besuchten sie die Quelle des Elisäus, welche am Fuße des Berges Quarantana fließt, wo der Herr vierzig Tage fastete. Alle jene Fruchtbarkeit, sagt Willibald, welche dieses süße Wasser in der Ebene verbreitet, kommt von dem Segen des Propheten, der sie hervorsprudeln ließ. Von hier gingen sie nach der Stadt, wo der Herr gekreuzigt wurde. Nur noch einmal rasteten sie, nämlich in dem Kloster der hl. Eustochium, dann erreichten sie endlich — es war am 11. November 724, also an demselben Feste des hl. Martin, an welchem sie vor vier Jahren in Rom angekommen waren — Jerusalem.

Ihr erster Gang war zu der Kirche des hl. Grabes, die Helena nach der Auffindung des hl. Kreuzes erbaut hatte. Willibald beschreibt dieselbe folgendermaßen: „Außerhalb der Kirche, an der östlichen Mauer, stehen zum Andenken an das Kreuz des Herrn und derer, die mit ihm gekreuzigt wurden, drei Kreuze von Holz, von einem Schutzdache überwölbt. Unmittelbar daran grenzt der Garten mit dem Grabe des Erlösers. Es ist in einen Felsblock gehauen, welcher, unten viereckig, in eine hohe Spitze ausläuft, auf der ein Kreuz steht. Die Kirche, welche sich darüber erhebt, ist von wunderbarer Schönheit. An der Ostseite des Grabfelsens ist eine Pforte, durch welche jene eintreten, die beten wollen. Den Eintretenden zur Rechten ist die Stätte, auf welcher der Leichnam Christi ruhte. Ueber ihr sind fünfzehn goldene Oellampen, welche Tag und Nacht fortbrennen. An dem Eingange zur Gruft ist ein großer viereckiger Stein, jenem nachgebildet, welchen einst der Engel von dem Grabe hinwegwälzte." Die Anstrengungen der weiten Reise, welche Willibald unter beständigem Gebet und Fasten zurückgelegt, vielleicht auch die innere Erregung, welche den frommen Pilger beim Anblicke der heiligen Stätte ergriffen hatte, warfen ihn auf das Krankenlager nieder. Sechs Wochen, von dem Feste des hl. Martin bis in die Woche vor Weihnachten, blieb er an dasselbe gefesselt. Sobald seine Kräfte wieder zunahmen, setzte er seine Wanderung fort. Er besuchte zuerst die Kirche von Sion, also den heiligen Ort des letzten Abendmahls. Von da ging er weiter durch die Stadt zu der Säulenhalle Salomons und dem Teiche Bethesda, wo der Herr den Gichtbrüchigen geheilt hatte. Dann wandte er sich durch das Thor des Thales zu dem Thale Josaphat an der Ostseite der Stadt, welches, von dem Bache Cedron durchströmt, Jerusalem von dem Oelberge trennt, um die Kirche und das Grab der hl. Maria aufzusuchen. Er eilte also nach dem Beispiele des hl. Johannes von dem Kreuze des Kalvarienberges zu dem Hause der allerseligsten Jungfrau. „Außerhalb des Thores, sagt der hl. Willibald, steht eine Säule mit einem Kreuze auf der Spitze zur Erinnerung an die Stelle, wo die Juden vergebens den Leichnam der hl. Maria

hinwegnehmen wollten. Als nämlich die eilf Apostel — der hl. Thomas war nicht bei ihnen — den Leib der hl. Jungfrau hinaustrugen und an das Stadtthor kamen, wollten die Juden Hand daran legen. Kaum hatten sie aber ihre Arme nach dem Sarge ausgestreckt, so standen sie wie festgebannt und konnten sich nicht rühren, bis sie auf das Gebet der Apostel durch die Gnade Gottes befreit wurden. In Folge dessen ließen sie die Jünger ruhig gehen. Die hl. Gottesmutter schied aus diesem Leben an einem Orte in der Mitte von Jerusalem, welcher das heilige Sion heißt. Von da brachten die Apostel, wie berichtet worden, sie zur Stadt hinaus und dann kamen die Engel und trugen sie in das Paradies." So ist Willibald einer der ersten, der den Glauben an die Aufnahme Mariens in den Himmel, zu dem sich das Morgenland schon früher bekannte, auch im Abendlande verkündete. Nachdem er in der Marienkirche im Thale sein Gebet verrichtet hatte, stieg er hinauf zu dem Garten Gethsemane, wo damals eine Kirche den Ort der einsamen Nachtwache unsers Herrn bezeichnete. Von dem Schauplatze der Erniedrigung des Heilandes, eilte er hinauf zur Stätte seiner Verherrlichung. Auf dem Gipfel des Berges stand eine herrliche Kirche. An der Stelle, wo der Herr zum letzten Male seinen Fuß auf die Erde niedergesetzt, brannte eine Lampe, von Glas überdeckt. An der Nord- und an der Südwand stand je eine Säule zum Andenken an die Erscheinung der beiden Engel nach der Himmelfahrt Christi. Willibald sagt, wer dort zwischen der Mauer und den Säulen kriechen könne, „der sei frei von seinen Sünden." Diese Worte können nur dahin verstanden werden, daß, wer die heiligen Orte von der Kreuz- und Grabeskirche an bis zu der der Himmelfahrt besucht habe, einen vollkommenen Ablaß gewinne. Wir haben also in ihnen eines der ältesten Zeugnisse für die mit dem Kreuzweg verbundenen Gnadenschätze.[1]) Die Kirche selbst hatte kein Dach, sondern war oben offen. Am Ende der irdischen Laufbahn des Erlösers angekommen, sollten die Pilger gleich jenen Männern von Galiläa den Blick verlangend von der zeitlichen in die ewige Heimath erheben, wohin ihnen der Herr nur vorangegangen, um auch für sie Wohnungen zu bereiten. Die Nachfolge auf Erden ist die Bürgschaft für die Nachfolge in den Himmel.

Das Fest der Geburt des Herrn führte Willibald zur heiligen Grotte von Bethlehem. Tausend Schritte vor dieser Stadt liegt der Ort, wo die Engel den Hirten erschienen sind. Er war durch eine Kirche ausgezeichnet. Bethlehem selbst steht auf einem Felsrücken, sieben Meilen von Jerusalem entfernt. Der Stall, in dem Christus geboren wurde, war eine Vertiefung, die in einem Felsen ausgehöhlt worden war. Die Kaiserin Helena ließ das Erdreich um denselben ausgraben und baute

---

[1]) Suttner a. a. O. S. 11.

darüber eine Basilika in Kreuzesform, die schönste im heiligen Lande. Ein Altar befand sich oberhalb in der Kirche, über der Geburtsstätte des Herrn, und ein zweiter kleinerer unten in der Grotte, der nach der hl. Messe wieder hinweggenommen wurde. Mit den Hirten und den Weisen aus dem Morgenlande beugten sie hier das Knie vor dem göttlichen Kinde. Darauf gingen sie zwei Meilen weiter nach Thecua, wo einst die unschuldigen Kinder ermordet wurden. Dort stand eine Kirche mit dem Grabe des Propheten Amos. Ihr nächster Besuch galt dem Kloster des hl. Sabas. In der Mitte des von Bergen umschlossenen Thales Enon befand sich die Kirche mit dem Grabe des Heiligen und auf den Höhen ringsum waren in die Felswände die Zellen der Mönche gehauen. Auf dem Wege zu dem mittelländischen Meere berührten sie die Stelle, wo Philippus den Kämmerer der Königin von Aethiopien getauft hatte und damals eine Kirche stand. In Gaza angekommen, verrichteten sie in der Basilika des hl. Mathias ihr Gebet. Hier verlor Willibald, nachdem er der hl. Messe beigewohnt, plötzlich das Augenlicht. Vielleicht hatten die Pilger an der Küste nach einem Schiffe sich umsehen wollen, um die Heimreise anzutreten; so aber beschlossen sie, nach Jerusalem zurückzukehren. An der Hand seiner Gefährten erreichte Willibald Bethgabara, wo das Grab des Propheten Zacharias war, dann Hebron mit den Patriarchengräbern und endlich wieder die Stadt Davids. Als er die hl. Grabkirche an der Stätte der Kreuzerfindung betrat, erhielt er die Sehkraft ebenso plötzlich, als er sie vor zwei Monaten verloren, zurück. Wie in den Tagen seiner Kindheit, so kam auch jetzt wiederum ihm die Heilung unter dem heilbringenden Zeichen des Kreuzes.

Nach einer in dankbarer Andacht dort zugebrachten Rast unternahmen sie — es war der Sommer des Jahres 725 — eine Wallfahrt nach Lydda zu der Kirche des hl. Martyrers Georg, und von da nach Joppe zur Kirche des hl. Petrus, die an derselben Stelle erbaut war, wo dieser Tabitha zum Leben erweckt hatte. Wahrscheinlich suchten sie hier eine neue Fahrgelegenheit zur Rückkehr. Da sie aber hier keine fanden, gingen sie der Meeresküste entlang nach Tyrus und Sidon hinauf, von da über den Libanon nach Damaskus, und von hier auf dem schon einmal gemachten Wege über Cäsarea Philippi zum drittenmal nach Jerusalem, wo sie den Winter hindurch blieben.

Dieses Umherziehen an den Gränzen Palästina's, als wollten sie einen Ausweg suchen, erklärt sich aus den damaligen Zuständen des Morgenlandes. Der neue Chalife Hixem hatte die Feindseligkeiten gegen die Griechen wieder eröffnet und gerade in dem Jahre 725 wiederholte Einfälle in deren Gebiet unternommen. Schon im Februar des Jahres 726 begaben sich darum unsere Pilger wieder auf die Wanderung und suchten abermals durch Syrien vorzudringen. In einer Grenzstadt dieses

Landes, „Salamancha", wie der Bericht sagt, worunter wahrscheinlich „Salecatha" zu verstehen ist, lag Willibald die ganze Fastenzeit hindurch krank. Unterdessen schickte er seine Gefährten zu dem Emir, um neue Pässe zu erlangen. Da dieser aber vor einer Seuche, die eben das Land verheerte, die Flucht ergriffen hatte, so mußten sie lange nach ihm suchen. Endlich trafen sie ihn in Emesa. Bereitwillig wurden ihnen in der Woche vor Ostern die gewünschten Geleitsbriefe ausgestellt und zwar immer einer für je zwei, „der größeren Bequemlichkeit auf der Reise halber". Der Weg durch Syrien war ihnen durch die Pest abgeschnitten; sie kehrten also zum viertenmale nach Jerusalem zurück.

Nach einem ganz kurzen Aufenthalte sagten sie der Stadt für immer Lebewohl. Sie wählten die Straße über Sebaste, das alte Samaria, ehrwürdig durch die Gräber des hl. Johannes des Täufers und der Propheten Abdias und Elisäus. Außerhalb der Stadt besuchten sie den Jakobsbrunnen, über welchem sich damals eine Kirche erhob, deren Trümmer heute zerstreut am Boden liegen. Ungefähr bei Ginäa stiegen sie in die weite Ebene Esdraelon hinab. Ein Aethiopier, der eine Frau führte, hatte sich mit zwei Kameelen und einem Maulesel ihnen beigesellt. Als sie durch den Olivenwald wanderten, wurden sie durch das Gebrülle eines Löwen erschreckt, der ihnen mit offenem Rachen entgegenkam. Auf den Rath des Afrikaners gingen sie furchtlos vorwärts und das Raubthier, durch ihren Muth stutzig gemacht, bog seitwärts und ließ sie ruhig ziehen. Nachher erfuhren sie, daß dasselbe mehrere Leute, welche Oliven sammelten, angefallen und getödtet habe. In Ptolemais, heute Akka, war kein Schiff bereit, weßhalb sie ihre Reise zu Fuß bis nach Tyrus fortsetzten. Ungefähr in der Mitte des Weges, bei dem Vorgebirge des Libanon, also wohl dem weißen Vorgebirge, lag eine starke Feste, wo sie ihre Pässe vorzeigen mußten. Vor den Thoren von Tyrus wurde ihr Gepäcke auf das strengste untersucht. Zu den Dingen, welche nicht ausgeführt werden durften, gehörte der Balsam. Willibald wünschte von diesem, der in der ganzen Christenheit wegen seiner Heilkraft hoch geschätzt war, mit sich zu nehmen. Er goß also solchen in einen Pilger-Kürbis, schnitt den Hals desselben glatt ab, fügte ihn mit der Spitze nach unten genau in das Gefäß ein und füllte dieses kleinere Fläschchen mit Steinöl. Die Wächter fanden nun wohl das Oel, das oben, nicht aber den Balsam, der darunter verborgen war. Auf diese Weise entging er der Entdeckung, welche ihm leicht das Leben hätte kosten können.

Es währte lange Zeit, bis ein Schiff zur Abreise bereit war. Endlich, am St. Andreastage — 30. November 726 — stachen sie in die See und langten nach einer Fahrt von vier Monaten in der Woche vor Ostern — 6. April 727 — in Constantinopel an. Hier zog unsern Pilger vor allen anderen Kirchen die der Apostel an. „In ihr,



sagt er, ruhen die Leiber der hh. Andreas, Timotheus und des Evangelisten Lukas unter Einem Altare. Der große Johannes, der Goldmund, hat seine Ruhestätte vor dem Altar unter der Stelle, wo der Priester beim Lesen der hl. Messe steht." Die Kirchen von Constantinopel hatten Zellen, worin fromme Gläubige sich einschlossen, um darin ihr Leben in Gebet und Betrachtung zu verbringen. Willibald wählte sich eine solche in der Apostelkirche, von der aus er beständig auf die Ruhestätte der Heiligen blicken konnte und verblieb darin zwei Jahre. Nur ein einziges Mal trat er während dieser Zeit aus seiner Zurückgezogenheit heraus, um eine Wallfahrt nach Nicäa, wo unter Constantin dem Großen die berühmte Kirchenversammlung gehalten worden war, zu machen. Er sah noch in der Kirche, welche er ähnlich der auf dem Himmelfahrtsberge fand, die Bildnisse jener 318 Bischöfe, die hier insgesammt mit lauter Stimme vor der ganzen christlichen Welt das Bekenntniß jenes Glaubens an die Gottheit Christi wiederholten, welches mehrere aus ihnen zuvor bereits durch Blut und Wunden abgelegt hatten.

Als Willibald die Gastfreundschaft der griechischen Kirche in Anspruch nahm, war dieselbe noch eins mit der Kirche des Abendlandes. Wo darum unsere Wallfahrer hinkamen, überall fanden sie eine freundliche Aufnahme, weil überall die Eine Kirche Aller Heimath war. Während seines Aufenthaltes in Constantinopel begannen jene Streitigkeiten, die, immer weiter greifend, im folgenden Jahrhunderte zur Trennung zwischen Rom und Byzanz führten. Kaiser Leo III. hatte im Jahre 726 den Heiligenbildern den Krieg erklärt. Papst Gregor II. suchte durch einen Gesandten den Zwist beizulegen. Der Kampf wurde aber dessen ungeachtet immer heftiger. Da nun der Bote des Papstes, von einem kaiserlichen Gesandten begleitet, im Frühlinge des Jahres 729 sich nach Italien einschiffte, so benutzten Willibald und seine Gefährten diese Gelegenheit, den drohenden Gewaltthätigkeiten durch die Heimkehr auszuweichen. Ihre Fahrt führte sie über Syracus, Catania, Reggio nach Vulcano, einer der liparischen Inseln. Sie kamen gerade recht, um Zeugen eines Ausbruches des dortigen feuerspeienden Berges zu sein, welchen man „Infernus Theodorici — die Hölle des Theodorich" nannte, weil nach dem Volksglauben die Seele dieses Ostgothenkönigs, des Mörders des Boethius und Symmachus, in denselben gestürzt worden sein soll. Willibald versuchte es, den Berg zu besteigen, um in den siedenden Krater zu sehen, allein die heiße Asche, die wie eine tiefe Schneedecke den Gipfel bedeckte, ließ ihn nicht bis zu diesem vordringen. Von hier aus besuchten sie die benachbarten Inseln: Lipari, in deren Kirche damals noch der Leib des hl. Bartholomäus aufbewahrt wurde, und Didyme. Endlich betraten sie in Neapel das Festland. Während ihres längeren Aufenthaltes daselbst suchte Willibald das in der Nähe gelegene Castel del Ovo auf, um am Grabe des hl. Severin zu beten.

Damals, als er vor den Ueberresten dieses großen Apostels der Deutschen kniete, ahnte er noch nicht, daß ihn selbst die Vorsehung zu einem Glaubensboten für dasselbe Volk ausersehen hatte. Sein nächster Weg ging vielmehr zu einem ganz anderen Ziele. Der Erzbischof von Neapel gab ihnen Briefe an den zu Capua; dieser empfahl sie wieder der Gastfreundschaft zweier anderen Bischöfe, von welchen nur einer, nämlich der von Teano, genannt wird, der sie endlich nach Monte Cassino sandte, wo sie im Herbste des Jahres 729 anlangten. Nach einer Pilgerschaft von zehn Jahren, von welchen er sieben Jahre auf der Wallfahrt zu dem heiligen Lande zugebracht hatte, stand der gereifte Mann wieder da, wohin einst die Eltern den Knaben gebracht hatten: vor der Pforte des Klosters.

3. In Monte Cassino.

Wie der Seefahrer nach dem Hafen, so verlangte Willibald nach dem klösterlichen Frieden. Jahre lang war er mühsam umhergewandert, um die heiligen Stätten der Christenheit zu besuchen; die übrige Zeit seines Lebens wollte er nun ganz der Betrachtung jener Geheimnisse widmen, deren Schauplatz sie gewesen waren. Monte Cassino, die Wiege seines Ordens, war erst vor zehn Jahren aus dem Schutte, in welchen es die Langobarden gelegt, wieder erstanden. Der Abt Petronax, gleichsam sein zweiter Stifter, hatte es in kurzer Frist zu dem alten Ruhme erhoben, durch Zucht und Ordnung das Vorbild für die übrigen Klöster des Abendlandes zu sein. Mit unterrichteter und feuriger Beredsamkeit wußte er, so sagt der Bericht, die Seinen in den ursprünglichen Geist der Regel einzuführen und sie ihnen durch sein eigenes Beispiel lebendig darzustellen, so daß alle mit den Gefühlen der Liebe und Ehrfurcht zu ihm emporsahen. Doch war die Zahl der Mönche um jene Zeit noch gering. Um so freudiger wurden die neuen Ankömmlinge von den Brüdern aufgenommen. Willibald setzte nun hier das zu Waltham begonnene Leben fort, als ob er es erst gestern unterbrochen hätte. Im ersten Jahre diente er als Sakristan in der Kirche; im zweiten verwaltete er das Amt eines Dechanten des Klosters; die nächstfolgenden acht Jahre versah er die Stelle eines Pförtners und zwar vier Jahre in dem oberen Kloster auf dem Berge und ebenso lange in dem unteren am Flusse Rapido, welches heute nicht mehr besteht. Es könnte auffallen, daß Willibald die Würde eines Dechants mit dem Dienste eines Thürhüters vertauschte; doch die Regel Benedikts schrieb vor, daß an der Klosterpforte immer ein Bruder von vorgeschrittenem Alter und gediegenem Charakter wache. Was Willibald an Jahren fehlte, ersetzte die Reife seines Geistes. Im Uebrigen hatte er ja das fürstliche Gewand abgelegt und dafür das Kleid dessen angezogen, der da kam, nicht um sich dienen zu lassen, sondern um Anderen zu dienen.

Die Ruhe, deren Willibald während dieser zehn Jahre genoß, sollte aber nur eine Vorbereitung zu neuer und größerer Arbeit sein. Die Zeit war da, wo der Herr den dereinstigen Königssohn von der Klosterpforte dazu berief, Anderen die Thüren des Himmels zu erschließen.

Im Jahre 738 hielt sich der hl. Bonifatius zum dritten Male in Rom auf. Er traf daselbst seinen Neffen Wunibald und hörte von diesem, daß Willibald in Monte Cassino weile. Während er jenen sogleich bestimmte, ihm nach Deutschland zu folgen, bat er den Papst, auch den Bruder nachzusenden. Die Erfüllung dieses Wunsches ließ nicht lange auf sich warten. Ein spanischer Priester war nach Monte Cassino zum Besuche gekommen. Nachdem er einige Zeit dort zugebracht, wünschte er Rom zu sehen und ging den Abt an, ihm Willibald als Führer mitzugeben. Auf dessen Einwilligung machten sich beide auf den Weg und langten am Andreastage 739 in der Stadt der Apostel an. Da Willibald St. Peter besuchte, erfuhr Papst Gregor III. seine Ankunft und berief ihn zu sich. Als der Mönch dem obersten Hirten vorgestellt wurde, beugte er sich tief auf die Erde. Gregor bat ihn, ihm die Geschichte seiner Pilgerfahrt zu erzählen und Willibald schilderte darauf die Denkwürdigkeiten seiner Reise von Anfang bis zum Ende. Nachdem sie sich längere Zeit an dieser Unterhaltung erfreut, theilte ihm Gregor mit, für welche Aufgabe er ausersehen sei. Er eröffnete ihm, daß Bonifatius sehnlichst wünsche, Willibald möge gleich seinem Bruder nach Deutschland ziehen, um an der Bekehrung seiner Völker zu arbeiten, und daß der Wunsch jenes großen Apostels zugleich seine, des Papstes, eigene Bitte sei. Willibald erklärte seine Bereitwilligkeit und begehrte nur, zuvor die Erlaubniß seines Abtes, unter dessen Gehorsam er stehe, einholen zu dürfen. Der Papst beruhigte ihn mit der Bemerkung, seine Weisung müsse ihm genügen, da ja sein Oberer selbst, würde er ihm einen solchen Befehl ertheilen, demselben zu gehorchen hätte. Darauf erwiederte Willibald demüthig, er wolle nicht nur zu den Deutschen gehen, sondern in jedes Land, wohin er ihn schicken werde.

So ist die Peterskirche in Rom die Mutterkirche für Eichstätt geworden. Auch der erste Bischof des Nordgaues kam von dem Grabe der Apostel.

4. In Eichstätt.

Nach dem Osterfeste, also im April 740, trat Willibald mit dreien seiner Landsleute die Reise nach Deutschland an. Er nahm den Weg über Lucca, um an dem Grabe seines Vaters zu beten, und eilte dann durch die Lombardei und Tirol nach Bayern an den Hof des Herzogs Odilo, wo er eine Woche verweilte. Da er hier den hl. Bonifatius nicht mehr antraf, so begab er sich zu dem

Grafen Suitgar, der ihn nach einer Rast von wieder acht Tagen zu dem Heiligen nach Lintrath, einem heute nicht mehr bestimmbaren Orte, führte. Der Erzbischof schickte ihn mit seinem Begleiter nach Eystet, damit er sehe, wie es ihm dort gefalle. Jene ganze Gegend hatte nämlich Graf Suitgar um des Heiles seiner Seele willen dem hl. Bonifatius geschenkt. Wir sehen also auch hier einen einheimischen Großen als Förderer des Missionswerkes auftreten: was Gumpert für Burkard, Ruthard für Pirmin und Amor war, das wurde Suitgar, in dem spätere Geschichtsschreiber den Anherrn der Grafen von Hirschberg sehen wollen, für Willibald. Seine Besitzungen gehörten zu dem Nordgau, unter welchem man das Land nördlich der Donau und östlich vom Sualafeld begriff. Eystet, wie schon der Name andeutet, in einer wilden Waldgegend gelegen, war damals „ein noch verwüsteter Ort". Es befand sich dort kein anderes Gebäude, als eine kleine Kirche der hl. Maria. Sie stand an dem Platze der späteren, jetzt niedergerissenen Frauenkirche, auch „die alte Pfarr" genannt, in welcher die sogenannte Bäckerkapelle seine ehemalige Stelle bezeichnet haben soll. Irregeleitet durch eine Stelle der ganz unglaubwürdigen Schrift über das Leben Suitberts von Marcellin, suchte man in derselben die einstige Römerstadt Aureatum, und schrieb ihre Zerstörung den Hunnen zu. Wahrscheinlicher aber war es eine jüngere Niederlassung, welche von den Franken bei ihren Einfällen in dem Jahre 725 oder 728 bis auf jenes Gotteshaus verheert wurde und nun wüste lag.[1]) Nachdem Willibald und Suitgar die Gegend durchforscht und eine für ihre Zwecke geeignete Stätte ausgesucht hatten, kehrten sie zu Bonifatius zurück, welcher sich eben in Freising aufhielt, um ihm Bericht zu erstatten. Er ging nun mit ihnen selbst an den Ort, billigte dessen Wahl und übergab ihn feierlich seinem neuen Mitarbeiter. Weil an dieser Stelle schon jenes Kirchlein vorhanden war, so weihte der Erzbischof sogleich am Tage der hl. Magdalena — 22. Juli 740 — Willibald zum Priester und bestellte ihn zum Vorsteher des Klosters, das hier errichtet werden sollte.

So begann Willibald seine Thätigkeit als Priester der hl. Maria. Er schlug vor allem mit seinen drei angelsächsischen Gefährten die nöthigen Zellen auf und richtete darin das klösterliche Leben nach der Regel des hl. Benedikt in jener Vollkommenheit ein, wie er sie auf Monte Cassino gesehen und geübt hatte. Von diesem ihrem anfänglich wohl ärmlichen Klösterlein drangen sie in die sie umgebende Wildniß vor, um die wenigen darin zerstreuten christlichen Bewohner aufzusuchen und den weit zahlreicheren Heiden das Evangelium zu predigen. Seine Bemühungen

---

[1]) Vgl. Th. D. Popp, Anfang u. Verbreitung des Christenth. im südl. Teutschl., besonders Errichtung der Diözese Eichstätt. Ingolstadt 1845. S. 144 ff. S. 150. Anm. 1.

waren schon im Anfange so gesegnet, daß Bonifatius ihn bereits im folgenden Jahre zu sich berief, um seinen Wirkungskreis noch zu erweitern.

Auf der Wanderung nach Thüringen kehrte Willibald bei seinem Bruder Wunibald ein, welcher ein Jahr vor ihm von Bonifatius gewonnen und dort über sieben Kirchen gesetzt worden war. Mehr als achtzehn Jahre waren verflossen, seit die Brüder in Rom sich getrennt und zum letzten Male gesehen hatten. Nun begegneten sie sich trotz ihrer verschiedenen Wege auf demselben Arbeitsfelde! Nach dieser freudigen Zusammenkunft setzte Willibald seine Reise nach der königlichen Pfalz Salzburg an der Saale fort, wo Bonifatius ihn erwartete. Der Erzbischof hatte in der Erwägung, daß für das wichtige Missionsgebiet an der Altmühl, wo Ostfranken, Bayern und Schwaben sich berührten, die Thätigkeit eines Bischofs unerläßlich, eine solche aber von Seite der schon bestehenden bischöflichen Sitze zu Würzburg, Regensburg und Augsburg aus wegen deren weiter Entfernung unmöglich sei, den Entschluß gefaßt, Willibald die bischöfliche Würde zu übertragen. Er legte ihm also in Salzburg unter Mitwirkung Burkards von Würzburg und Wizzo's von Büraburg die Hände auf. Dies geschah, wie die Nonne von Heidenheim angibt, „zur Herbstzeit drei Wochen vor dem Feste des hl. Martinus, da Willibald einundvierzig Jahre zählte", also am 21. oder, wenn die Weihe, wie anzunehmen, an einem Sonntage stattfand, am 22. Oktober 741. Mit der Weihe Willibalds zum Bischof in dem genannten auch durch anderweitige Quellen[1]) verbürgten Jahre wurde indessen nicht schon Eichstätt selbst zum Bisthum erhoben. Die kirchlichen Vorschriften, an welche der Papst gerade unsern Erzbischof so nachdrücklich erinnert hatte,[2]) verlangen, daß ein bischöflicher Sitz nur an einen bedeutenden Ort verlegt werde. Ein solcher war aber damals Eichstätt, wo ein Jahr zuvor kein Haus außer der kleinen Marienkirche stand, noch in keiner Weise. Wohl weihte Bonifatius unsern Willibald in der Voraussicht, daß er durch seinen Eifer und seine Klugheit die dortige Niederlassung bald so emporbringen werde, daß sie als kirchlicher Mittelpunkt für die umliegenden Gaue dienen könne; bis dahin aber, wo er dies erreicht haben würde, sollte er als Regionar- oder Wanderbischof wirken. Deßhalb ersuchte auch Bonifatius in dem kurz nach der Weihe des Heiligen an Zacharias gerichteten Briefe[3]) nur um die Bestätigung der Bisthümer Würzburg, Büraburg und Erfurt, ohne Eichstätt zu erwähnen.[4])

---

[1]) Jaffé Mon. Mog. nr. 47 p. 127. — Annalista Saxo ad an. 741. — Anonymus Haserens Pertz SS. VII, 253.

[2]) Jaffé Mon. Mogunt. nr. 43 p. 116.

[3]) l. c.

[4]) Vgl. Luidl, Eichstätt. Heiligthum . . . München u. Stadtamhof 1750. 4°. I, S. 1 ff. — Seiters, Bonifazius. S. 341 ff. — Popp a. a. O. S. 157. — Hefele, Conciliengeschichte. 2. Aufl. III, 494. — Hahn, Jahrbücher d. fränk. Reichs. S. 159 ff. — Derselbe: Noch einmal die Briefe u. Synoden des Bonifaz. in Forschungen z. deutsch. Geschichte. XV, 47 ff.

Die hohen Erwartungen des hl. Bonifatius sollten bald in Erfüllung gehen. Schon eine Woche nach seiner Weihe eilte Willibald zu seinem Bestimmungsorte zurück. Die Nonne von Heidenheim sagt bezeichnend „ad locum mansionis suae — zu seinem Aufenthaltsorte“ und nicht „zu seinem bischöflichen Sitze“. Vor allem beschäftigte ihn der Bau des Klosters und die Errichtung einer neuen größeren Kirche. Sie nahm den Platz ein, auf dem noch heute die Domkirche steht, und war in Kreuzesform erbaut. Dabei waren er und seine Mönche unermüdlich in der Ausbreitung des Christenthums in den umliegenden Gauen. Noch heute hält die Ueberlieferung die Spuren seines Apostolates an einzelnen Oertlichkeiten fest. Auf dem Wege von Eichstätt nach Titing zeigt man auf einer Anhöhe die „Willibaldsruhe“, wo sich noch vor



Der Remleinsbrunnen um 1733.

mehreren Jahren eine Feldkapelle mit dem Bildnisse des Heiligen befand, zur Erinnerung, daß er hier auf seinen Missionsreisen ausgeruht. Eine zweite „Willibaldsruhe“ bezeichnet ein Denkstein unter schattigen Eichen bei Erkertshofen; der Weg von Eichstätt dorthin heißt bis auf den heutigen Tag der „Willibaldssteig“. Ein Brunnen bei Weißenburg, der Remleins- oder Römerbrunnen, ein anderer bei Polenfeld und ein dritter im Walde bei Bergen werden „Willibaldsbrunnen“ genannt, weil der glaubenseifrige Bischof dort die Heiden getauft haben soll. Und wie alle Glaubensboten, so streuten auch Willibald und die Seinen einen doppelten Samen aus. Sie senkten das Wort Gottes in die Seelen und legten das Fruchtkorn in die Erde. Suitgar, der erste Wohlthäter seiner Kirche, unterstützte sie fort und fort. Sein Beispiel ermunterte andere zu gleicher Freigebigkeit. Namentlich wird von einem gewissen Geroch, welcher Willibalds unmittelbarer Nachfolger wurde, gerühmt, daß er seine Güter dem Heiligen zum Opfer gebracht habe. In wenigen Jahren hatte sich um das Münster und um die Marienkirche die alte Stadt Eichstätt gebaut und waren um die Kreuze und Kapellen auf dem Lande christliche Gemeinden emporgeblüht. Auch hier

wurde also aus der anfänglich kleinen Quelle ein Strom und das zuerst schwache Reis erwuchs zu einem Baume.

Nachdem nunmehr alle Vorbedingungen zur Errichtung eines Bisthums erfüllt waren, sollte dieselbe auch nicht länger hinausgeschoben werden. Die Veränderungen, welche unterdessen in den staatlichen Verhältnissen stattgefunden hatten, kamen dabei Bonifatius zu Hülfe. Im Jahre 743 hatten die Franken den Bayern die große Niederlage am Lech beigebracht und den Nordgau zu ihrem Reiche geschlagen. Das Missionsgebiet Willibalds stund nun ganz unter der Herrschaft Karlmanns, auf dessen Unterstützung Bonifatius bei seinem Vorhaben sicher rechnen durfte. War doch gerade dieser Fürst mit dem Erzbischof gemeinsam darauf bedacht, auf jenen Versammlungen, wo die Bischöfe und die Großen des Reichs zugleich tagten, die kirchliche Ordnung zu begründen. Trotz seiner vielen Arbeiten nahm Willibald an denselben einen regen Antheil. Er unterschrieb als anwesend die Beschlüsse der ersten deutschen Kirchenversammlung im Jahre 742,[1]) wohnte wahrscheinlich der Synode zu Lestines, vielleicht auch der zu Soissons bei, und war ganz sicher auf dem fränkischen Concil des Jahres 745 zugegen, da er unter jenen acht Bischöfen aufgeführt wird, welche als Anglen von Geburt den Mahnbrief des Bonifatius an den König Ethelbald von Mercien unterzeichneten.[2]) Diese Versammlung, welche dem hl. Bonifatius einen erzbischöflichen Sitz anwies, gilt auch als die, welche Eichstätt zu einem wirklichen Bisthum erhob. Leider sind von ihren Verhandlungen nur wenige Bruchstücke erhalten, unter denen sich kein Zeugniß für die Errichtung unsers Bisthums findet. Dafür tritt aber die Eichstätter Ueberlieferung ein, welche durchweg das Jahr 745 als das der Gründung festhält. In dem Pontifikalbuche Bischof Gundechars,[3]) also einer amtlichen Quelle, nennt ein Eintrag von der ersten Hand aus dem eilften Jahrhundert als Sterbejahr des hl. Willibald 781 und fügt bei, daß er sechs und dreißig Jahre auf dem bischöflichen Stuhle gesessen sei. Ziehen wir diese Zahl von jener ab, so ergibt sich das Jahr 745. Wirklich schrieb auch ein späterer Zeuge aus dem dreizehnten Jahrhundert, der Domherr Konrad von Kastel bei: „Anno dcccxlv episcopus factus est — Im Jahre 745 ist er Bischof geworden". Der Angabe Gundechars schließen sich alle späteren Annalen an.[4]) Da nun das Jahr seiner Weihe zweifellos 741 war, so wurde hier nicht von dieser, sondern nur von der Errichtung des Bisthums an gerechnet. Dieser Glaube an das Jahr 745

---

[1]) Jaffé l. c. nr. 47. p. 127.

[2]) Vgl. S. 289.

[3]) Liber pontificalis Eichstett: Pertz SS. VII, 233. — Vitae pontif. Eystett. ex pontificali Gundechariano: Pastoralblatt d. Bisth. Eichstätt. 1867, Beilage.

[4]) Ann. Mellicens: Pertz SS. IX, 494. — Auctarium Garstens. l. c. p. 564. — Annales Admuntenses: l. c. p. 572.

als das der Erhebung Eichstätts zum Bischofssitze war so tief gewurzelt, daß man darüber das Jahr der Weihe Willibalds zum Bischofe, 741, ganz vergaß und die Jahre seiner Amtsführung erst von dem Antritte des wirklichen Bisthums an zählte.[1])

Das neue Bisthum wurde aus Theilen dreier anderen Diözesen gebildet, dem Nordgau, soweit er nicht bei Regensburg verblieb, dem Sualafeld, welches früher unter Augsburg stand, und einigen kleinen Bezirken des Rangaues, die von Würzburg abgetrennt wurden. Als Bonifatius den erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestieg, wurde diesem Erzbisthume neben den anderen von dem Heiligen gegründeten Bisthümern auch das von Eichstätt untergeordnet. Bonifatius selbst soll Willibald und allen seinen Nachfolgern als ein Zeichen seiner besonderen Hochachtung die Würde eines Kanzlers des Erzbisthums verliehen haben, womit das Vorrecht verbunden war, dem Erzbischof von Mainz auf den Provinzialsynoden zur Rechten zu sitzen und ihn in Fällen, wo er verhindert oder sein Stuhl erledigt war, zu vertreten. Als das Zeichen dieses Vorranges betrachtet man das Rationale, in der ältesten Gestalt eine dem erzbischöflichen Pallium ähnliche Auszeichnung, in der späteren vier handbreite, je zwei über Brust und Rücken hängende, durch zwei Querstücke und auf den Schultern durch besondere Blätter verbundene Purpurstreifen mit den in Gold gestickten Namen der vier Haupttugenden, welchen besonderen Schmuck die Bischöfe von Eichstätt seit den Tagen des hl. Willibald bis heute tragen, im Mittelalter aber auch andere Bischöfe, wie z. B. die von Würzburg und Bamberg, und zwar in der ersteren Form getragen haben.[2])

Man hat früher einen erbitterten Streit darüber geführt, ob das Bisthum Eichstätt als ein bayerisches oder als ein fränkisches zu betrachten sei.[3]) Gewiß war der zu der Diözese geschlagene Theil des Nordgaues ehemals den Agilolfingern unterworfen, die ihn von Thüringen, dessen Grenzen bis zur Donau reichten, im Anfange des achten Jahrhunderts losgerissen hatten. Zur Zeit der Gründung des Bisthums aber war das Land wieder mit Ostfranken vereinigt, Willibald selbst erscheint schon 742 auf der ersten fränkischen Synode, von der die bayerischen Bischöfe sich fernhielten, und Karlmann wird ausdrücklich als

---

[1]) Vgl. die auf S. 474 Anm. 4 angeführten Werke.

[2]) Pastoralblatt d. Bisth. Eichstätt. 1854. S. 4 ff. Abbildung bei Bock, Geschichte der liturg. Gewänder. II. S. 200. Taf. 27.

[3]) Vgl. Histor. Auszug u. Beweis, daß das Stifft Eichstädt ein Fränkisch u. kein Bayerisch Bisthum seye. 1754. 4°. — Chr. F. Pfeffel über d. Grenz. d. bay. Nordgaus: Abhandlgn. d. Bayr. Akad. 1763. I, 153. H, 183. — E. G. St. (H. Schütz), Franken, niemals im Bayer. Nordgau. Getruckt in Franken 1764. — J. A. Schultes, Histor. Schriften. Hildburghausen 1798. I. — K. H. R. v. Lang, Baierns Gauen. Nürnbg. 1830. S. 110 ff — C. v. Spruner. Baierns Gauen. Bambg. 1831. S. 54 ff — Popp a. a. O. S. 145 ff. — Rettberg, Kirchengesch. II, 348. — J. Sax, Gesch. d. Hochst. u. d. Stadt Eichstädt. Nürnberg, 1857. S. 6.

derjenige genannt, welcher die Errichtung des Bisthums bestätigte.[1]) Wenn die Nonne von Heidenheim sagt, daß Willibald „weit durch jene wüste Provinz Bayerns den Pflug geführt, den Samen ausgestreut und die Ernte eingethan habe" (late per vastam Bojariorum provinciam aratra trudendo, sata serendo, messem metendo), so spricht sie eben, da diese Worte kaum blos auf die erste Zeit des Auftretens Willibalds bezogen werden können, in welcher die Herzoge von Bayern auch in diesem Gebiete noch Hoheitsrechte hatten, wie das Volk sich ausdrückt, bei dem die alten Grenznamen noch im Gebrauch bleiben, wenn sie auch ihre Giltigkeit verloren haben. Dasselbe gilt auch von späteren Schriftstellern. Willibald, der Mainzer Priester, dagegen unterscheidet genau. Er erzählt zuerst, daß Bonifatius das Land der Bayern mit Zustimmung Odilo's in vier Bisthümer getheilt, und dann, daß er seinen Schülern Burkard und Willibald ihre Kirchen „in dem inneren Theile von Ostfranken und an der Grenze von Bayern" (in intimis Orientalium Francorum partibus et Baioariorum terminis) angewiesen habe.[2]) Das Bisthum Eichstätt muß sonach als eine fränkische Stiftung bezeichnet werden.

Nachdem Eichstätt zum Bisthum erhoben war, fuhr Willibald fort, den ihm anvertrauten Acker Gottes immer weiter zu bestellen. Von seinem Kloster zu Eichstätt aus hatte er den umliegenden Nordgau für den christlichen Glauben und höhere Gesittung gewonnen; nunmehr ging sein Streben dahin, auch in den anderen ihm untergebenen Gau, das Sualafeld, die Fackel der wahren Erkenntniß zu tragen. Willibald wandte sich an seinen Bruder Wunibald, damit er ihn bei seinem Vorhaben unterstütze. Freudig begab sich dieser auf das große Arbeitsfeld, das ihm hiedurch eröffnet wurde. In einer noch unangebauten Gegend schlug Wunibald um das Jahr 751 seine Wohnung auf, aus welcher bald das Kloster Heidenheim emporwachsen sollte. Wenige Jahre darauf erstand neben dem Hause für die Mönche ein solches für Frauen, in welchem die Schwester der beiden Brüder, Walburg, die mit anderen Jungfrauen gleichfalls auf den Ruf des Bonifatius aus England herübergekommen war, die Leitung übernahm. So stunden hier zwei Klöster neben einander, von denen das eine die Jugend des Landes zu Priestern heranbildete, während das andere eine Schule für die Töchter desselben wurde. Die Glaubensboten, welche jenes aussandte, unterstützte dieses mit seinen Opfern und Gebeten. Um dieselbe Zeit, in der das Kloster Heidenheim seinen Anfang nahm, ließ sich Sola, einer der Gefährten des hl. Bonifatius, in demselben Gaue, aber näher bei Eichstätt nieder. Nach dem Tode des Erzbischofs schloß er sich an Willibald und Wuni-

---

[1]) Enhardi Fuld. Annales ad an. 746: Pertz SS. I, 346.

[2]) Vita Bonifatii: Jaffé l. c. p. 461.

bald an, die neben anderen Wahlthätern ihm behülflich waren, mehrere Mönche um sich zu sammeln und den Grund zu dem Kloster Solenhofen, der zweiten Missionsstation des Christenthums im Sualafelde, zu legen.

Es sind nur wenige Einzelheiten, welche uns die Geschichte fortan über das Leben des hl. Willibald berichtet. Seine Tage gingen eben auf in dem Werke der Bekehrung seines Volkes und dieses Werk bringt überall dieselben Mühen, die nämlichen Kämpfe, aber auch die gleichen Erfolge. Als Bonifatius sich verabschiedete, um seine Reise nach Friesland anzutreten, da war auch Willibald nach Mainz geeilt, um nochmals den Segen des geliebten Lehrers zu empfangen. Der Erzbischof ertheilte ihn seinen Schülern, indem er wiederholt die von ihm gegründeten Bischofssitze und Klöster bestätigte. Dem Verluste des väterlichen Freundes folgte bald die Trauer um den treuen Bruder. Wunibald entschlief in den Armen Willibalds im Jahre 761 und wurde von ihm zu Heidenheim begraben. Ein Jahr darauf trat Willibald dem auf der Kirchenversammlung zu Attigny geschlossenen Todtenbunde bei. Er unterschrieb seinen Namen als der einundzwanzigste in der Reihe mit dem Beisatze: „Bischof des Klosters zu Eichstätt", weil er neben seinem oberhirtlichen Amte auch zugleich die Stelle eines Abtes in dem von ihm gestifteten Kloster bekleidete. Es blieben ihm aber der frohen wie der bitteren Tage noch viele beschieden. Zu den freudigen gehörte der 24. September 777, an welchem er auf die an dem Grabe Wunibalds geschehenen Wunder hin dessen Ueberreste erhob und die früheren Zeichen durch das neue bestätigt sah, daß dessen Leib ganz unversehrt erhalten war. Nicht volle zwei Jahre hatte sich dieses neue Grab Wunibalds geschlossen, als Willibald in dessen Nähe ein anderes graben lassen mußte, um darin seine Schwester beizusetzen. So war er, welcher zuerst von allen dreien die Laufbahn eines Streiters Gottes beschritten hatte, der letzte, welcher sie vollenden sollte. Die Frist, welche ihm noch übrig blieb, war indessen kurz bemessen. Noch einmal sehen wir ihn hochbetagt den Weg nach Würzburg machen, um seinen Freund Megingaud, der seinem Bisthum entsagen wollte, zu berathen. Bei dieser Gelegenheit mag er auch das Grab des heiligen Bonifatius in Fulda nochmals besucht haben, wenn anders mehrere Schenkungen, die unter dem Namen Willibalds angeführt werden, auf ihn zurückzuführen sind.[1]) Nachdem er dieses Liebeswerk erfüllt, war die Zeit gekommen, wo jener, welcher dem hl. Bischof den Bruder und die Schwester nach langer Trennung auf Erden wieder zugeführt, ihn mit den Eltern und Geschwistern in jenem Reiche vereinigen wollte, wohin sie ihm vorangegangen waren.

---

[1]) Zusammengestellt in Laudes S. Willibaldi: Pastoralbl. d. B. Eichst. 1857. Beil. S. 16.

5. Im Himmel.

Vierzig Jahre waren dahingegangen, seit Willibald die bischöfliche Weihe empfangen, und sechs und dreißig Jahre, seit das Bisthum Eichstätt errichtet worden war. Wie Jakob, da er in das Land seiner Väter zurückkehrte, so konnte auch er am Abende seines Lebens sprechen: „Siehe allein, nur mit einem Stabe habe ich den Jordan überschritten und mit zwei Heeren komme ich wieder.“ Er sah sich umgeben von einer zahlreichen Priesterschaar, die er selbst herangebildet, und von einem an ihm mit treuer Liebe hängenden Volke, das er entweder im Glauben gefestigt oder, und zwar zum größeren Theile, erst diesem gewonnen hatte. Nach der Erzählung des Bischofs Philipp wurde ihm die Stunde seines Hinscheidens geoffenbart. Der Diener Gottes, hocherfreut, daß die Sehnsucht seines Herzens endlich gestillt werden sollte, stärkte sich selbst bei der heiligen Messe mit dem Brode des Lebens, reichte es dann noch seinen Schülern und ging, indem er ihnen scheidend den Frieden des Herrn hinterließ, am 7. Juli 781 im einundachtzigsten Jahre seines Lebens in die Wohnungen des Himmels ein.

Während der von Grundechar angegebene Tag seines Todes als in allen anderen Quellen wiederkehrend niemals bezweifelt worden ist, hat sich über das von ihm angeführte Sterbejahr ein heftiger Streit erhoben. Eine Reihe von Schriftstellern[1]) glaubt, durch anderweitige Angaben veranlaßt, dasselbe auf 786 oder 787 hinausrücken zu müssen; die Eichstättischen Geschichtsschreiber dagegen halten an 781 als einer ständigen Ueberlieferung fest,[2]) welche durch die von jenen vorgebrachten Gründe nicht erschüttert wird. Gleich der erste kann keinen Anspruch auf Beweiskraft erheben. Er stützt sich auf die Angabe Egilwards, daß Willibald bei der Abdankung des Bischofs Megingaud von Würzburg 785 thätig gewesen, also nicht vor diesem Jahre gestorben sei. Das Jahr des Rücktrittes Megingauds wird aber von Egilward selbst gar nicht genannt, müßte vielmehr nach seiner irrigen Zeitrechnung, welche Burkard 791 sterben und seinen Nachfolger fünfzehn Jahre das bischöfliche Amt verwalten läßt, in das nächste Jahrhundert fallen, welches weder Lullus noch Willibald gesehen haben. Neben diesem ganz hinfälligen Zeugnisse werden mehrere Urkunden angerufen, aus welchen eine längere Lebenszeit Willibalds hervorgehen soll. Die eine, die Schenkung Emehilds an das Kloster Fulda vom 25. März 783,[3]) welche die Unterschrift Willibalds trägt, gilt allgemein als gefälscht. Die andere, die

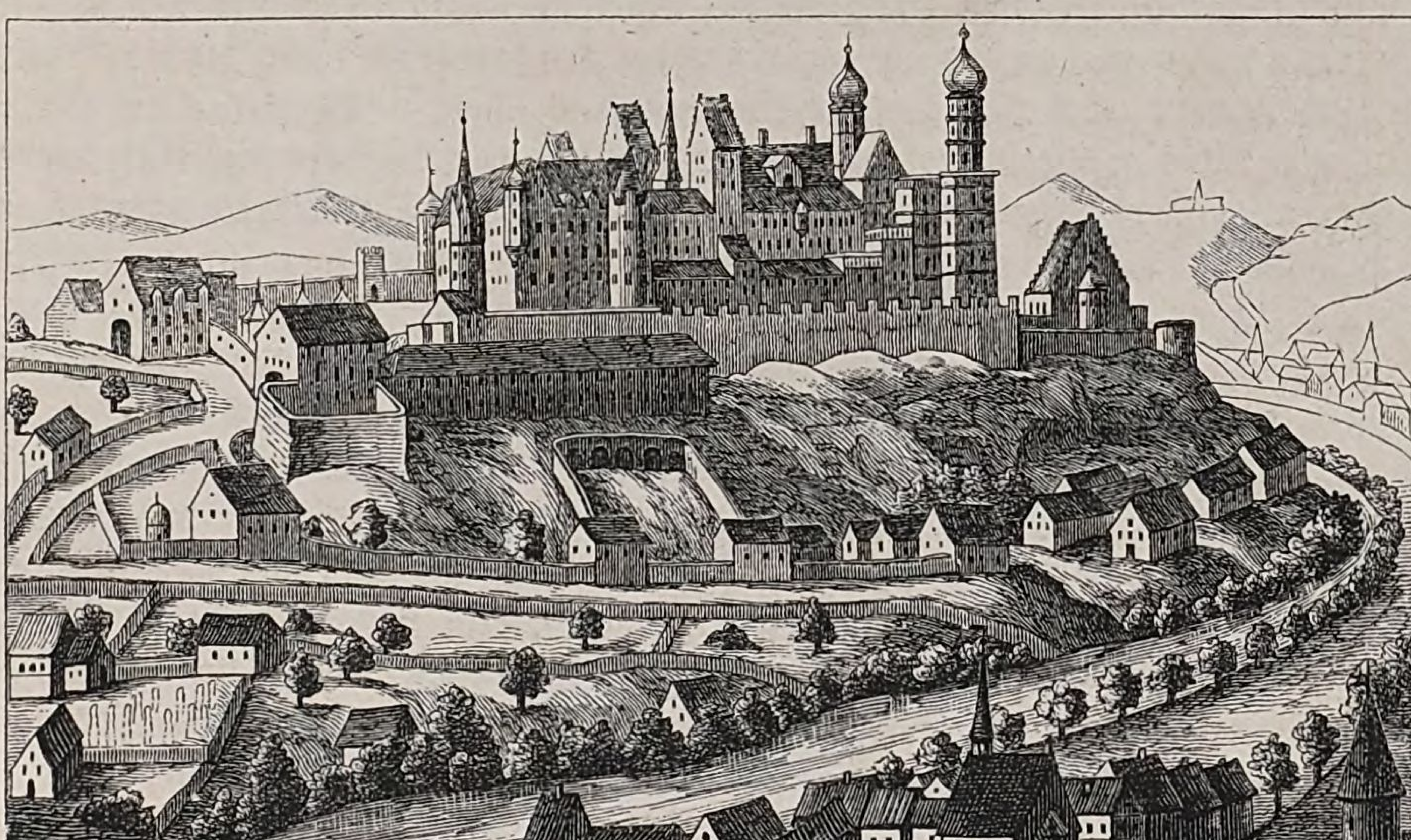
---

[1]) Mabillon, Annales II, 276. — AA. SS. l. c. p. 491. — Le Cointe, l. c. VI, 353. — Falkenstein, Nordgauische Alterthümer S. 16 und Analecta Nordgav. — Eckhart, l. c. I, 704. — Rettberg a. a. O. II, 356. — S. Abel, Jahrb. d. fränk. Reichs u. Karl d. Gr. I, 450.

[2]) Gretser l. c. observ. l. I. c 22. p. 270. — Luidl a. a. O. I, S. 194. — J. L. B. Baumgartner, Aychstättisches Je länger je lieber. Aychst. 1745. Popp a. a. O. S. 189 ff.

[3]) Le Cointe l. c. VI, 242. — Rettberg a. a. O. II, 346.

Bestätigung des Klosters Neustadt am Main durch Karl den Großen vom Mai 786[1]) sagt, ihre Aechtheit vorausgesetzt, daß die dortige Kirche am 22. August durch Lull und Willibald eingeweiht worden sei, schweigt aber über das Jahr, in dem dies geschehen. Größere Schwierigkeiten bereitete früher eine dritte Urkunde, kraft welcher „Bischof Willibald" unter dem 8. Oktober 786 dem Abte Baugulf zu Fulda mehrere Güter und Leute zu Ibestat (Eibstadt) überträgt.[2]) Man hat ihr gegenüber hervorgehoben, daß, wenn die Zeitangabe wirklich richtig ist, doch der Name nicht nothwendig auf Willibald von Eichstätt bezogen werden müsse, sondern auch einen anderen Bischof bezeichnen könne, vielleicht jenen Willibald,



St. Willibaldsburg um 1648.

der als Priester das Leben des hl. Bonifatius geschrieben und dann möglicher Weise von Lullus zum Hülfsbischof geweiht worden sei. Für diese Ansicht berief man sich auf den Umstand, daß die fraglichen Güter im nördlichen Grabfelde gelegen sind, wo Willibald von Eichstätt kaum solche besessen haben dürfte.[3]) Gegenwärtig wird die Urkunde allgemein als gefälscht betrachtet. Andere Bedenken aber gegen die bestimmte Angabe Gundechars bestehen nicht.

Der heilige Willibald wurde am dritten Tage nach seinem Tode in dem Chore der von ihm erbauten Domkirche begraben. Die Verehrung, welche ihm seine Zeitgenossen zollten, ging auch auf ihre Nach-

[1]) Ussermann l. c. Cod. prob. nr. 4. — Cfr. Sickel, Acta Karol. II, p. 424.

[2]) Schannat, Tradit. Fuld. nr. 48. p. 39. — Falkenstein a. a. O. Cod. dipl. nr. 1. — Dronke, Cod. dipl. Fuld. nr. 85. p. 52.

[3]) Popp a. a. O.

kommen über. Aus der Nähe und Ferne eilte das Volk zu seinem Grabe und fand dort oft wunderbare Erhörung seiner Bitten. Hundert Jahre nach dem Tode des Heiligen dachte Bischof Erchanbold an einen Neubau des Domes. Wie eine am 8. Dezember 889 gemachte Schenkung König Arnulfs sagt, wollte er die Kirche erweitern und statt auf den seitherigen Titel „St. Salvator" zu Ehren der Bisthumsheiligen einweihen — dies alles wegen der fortdauernd großen Wallfahrt zum hl. Willibald.[1]) Nach der Mittheilung Bischofs Philipp hätte schon unter Papst Leo VII. eine förmliche Heiligsprechung Willibalds stattgefunden, was aber mit Recht bezweifelt wird. Die feierliche Zuerkennung der öffentlichen kirchlichen Verehrung vollzog sich damals in der Erhebung der Gebeine und diese wurde um mehrere Jahrzehnte später vorgenommen. Es war Bischof Reginold, welcher, nachdem er die Domkirche durch eine Verlängerung des Schiffes gegen Westen hin vergrößert hatte, auch Anstalten traf, die Ueberreste Willibalds zu übertragen. Die Ausführung blieb indessen seinem Nachfolger Megingoz vorbehalten. Schon im ersten Jahre seines bischöflichen Amtes, am 20. April 989, ließ er den Leib des Heiligen aus dem Grabe, in dem er 208 Jahre lang gelegen, nehmen, und setzte ihn in der wahrscheinlich erst von seinem Vorfahrer erbauten Gruft hinter dem Veits-Altare bei. Zum Andenken an diese erste Erhebung stiftete der Bischof einen großen Leuchter mit vielen Kerzen für die Domkirche, auf welchen die Verse eingeschrieben waren:

„Hanc Willibaldo pharum construxerat almo
Praesul devotus, Mengosus nomine dictus,
Qui pius hunc sanctis precibus conjungit eundem
Turmis Angelicis coelesti nomine sanctis:
Hoc pater et natus nec non et spiritus almus
Efficiat firmum, fixum solidumque per aevum."

d. h.:

„Dieser Lichtthurm wurde geweiht dem hehren Gedächtniß
Willibalds von Megingoz dem ergebenen Bischof,
Der durch fromme Bitten erwirkt, daß jener gezählt wird
Zu den Schaaren der Engel als einer der Heiligen Gottes;
Was der Vater und Sohn zugleich mit dem Geiste, dem Tröster,
Wolle bestätigen und gutheißen für ewige Zeiten."

Als Gundechar den von Bischof Gebhard eingelegten Chor des Domes wieder aufgebaut hatte, weihte er zwei Altäre zu Ehren des Heiligen, den einen im Chore, wahrscheinlich über der Stelle des ersten Begräbnisses, am 22. Juli 1060, und den andern in der Krypta über dem zweiten Grabe am 15. Juni 1074. Hier ruhten die Gebeine 267 Jahre.

Bei dem immer mehr wachsenden Zudrange von Pilgern erwies sich die Gruft zu enge. Bischof Heinrich IV., der sich um die Ausschmückung und Erweiterung des Domes viel bemüht hatte, beschloß deßhalb, die heiligen

[1]) Falkenstein, Cod. dipl. Eyst. p. 14. Vgl. Pastoralblatt. 1862. S. 149.

Gebeine an einen zugänglicheren Ort in der Kirche selbst zu versetzen. Nachdem sein Clerus, mit dem er sich darüber berathen, zugestimmt, wurde als Tag der Uebertragung die Pfingstoctave des Jahres 1256 gewählt. Den zahlreichen Einladungen, welche zur Feier ergangen waren, folgten nicht nur die Geistlichkeit und das Volk des Bisthums, sondern auch eine Menge Auswärtiger, darunter der Bischof Siboto von Augsburg. Am 10. Juni begaben sich schon bei der Morgendämmerung, um dem Andrange der Gläubigen auszuweichen, die beiden Bischöfe Heinrich und Siboto, begleitet von den anwesenden Priestern in Kirchenkleidung, mit brennenden Kerzen und unter Absingung von Psalmen und Hymnen in die Krypta, erhoben dort den heiligen Leib und trugen ihn im feierlichen Zuge zum Hauptaltare im Chore. Dort wurde er in einem vergoldeten Sarge den Tag über zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt, am Abend aber immer in die Sakristei gebracht. Die Ritterschaft des Bisthums hielt vor dem Heiligthume Wache. Zu dem festlichen Tage waren auch die Mönche von Heidenheim mit dem Reliquienschreine Wunibalds und die Nonnen von Monheim mit dem Sarge Walburgens nach Eichstätt gewallfahrtet, damit die Geschwister gleichsam Zeugen seien der ihrem Bruder erwiesenen Ehren. „Aus Freude über die Ankunft des Bruders und der Schwester, sagt die von Konrad von Kastel in das Pontifikalbuch eingeschriebene Uebertragungsurkunde,[1]) und den zahllosen Pilgern zu Liebe heilte der hl. Willibald den allen als lahm bekannten Diener des Dompropstes Albert vor dem Hochaltare. Die hl. Walburg aber gab zur Ehre ihres Bruders und zum Jubel der Anwesenden einer vornehmen Frau, welche sechs und zwanzig Jahre blind war, das Augenlicht wieder." Diese beiden Zeichen eröffneten eine ganze Reihe von Wundern, von denen zwei und zwanzig besonders angeführt werden. Die Ausstellung des heiligen Leibes währte bis zum Feste des hl. Colomann, 13. Oktober desselben Jahres, an welchem Tage derselbe in einem steinernen, über das Pflaster erhabenen Sarge in der Mitte der Domkirche niedergelegt wurde. Hiebei wurde wieder ein Blinder sehend. Wie groß der Zulauf war, zeigt die Höhe des Opfers. Es fielen damals 1404 Pfund Heller, welche zum größten Theile für die Bleibedachung, Ausbesserung der Decke und Fenster des Domes und den Guß neuer Glocken verwendet wurden. Das Gedächtniß dieser feierlichen Uebertragung selbst — Translatio S. Willibaldi — sollte von nun an jährlich in der Octave von Pfingsten eigens begangen werden.

Die Reliquien des Heiligen fanden indessen auch hier keine bleibende Stätte. Schon Bischof Heinrich IV. hatte dem Langhause des Domes eine Kapelle zu Ehren des hl. Willibald angebaut, zu welcher die Gaben der Gläubigen so reichlich flossen, daß Bischof Engelhard sich entschloß,

[1]) Pastoralblatt. 1864. S. 97 ff.

eine eigene Willibaldskirche zu erbauen. Der Grundstein wurde noch von ihm gelegt, der Bau aber von seinem Nachfolger Hildebrand vollendet. Nachdem er dieselbe am 6. Juli 1269 eingeweiht, übertrug er am folgenden Tage, als am Feste des Heiligen, in feierlicher Weise dessen Leib aus dem Dome auf den St. Petersaltar der neuen Kapelle, welche von nun an St. Willibalds-Chor hieß. Als Hüter des Schatzes wurden eigene Chorherren bestellt, die man auch „Kapläne des hl. Willibald" nannte. Die Zahl der Pfründen war anfänglich acht, zu welchen im Jahre 1508 eine neunte kam. Der Willibaldschor, auf welchem die Reliquien von nun an verblieben, wurde darum auch die besondere Stätte der Verehrung des Heiligen. Wenn ein neuer Bischof von Eichstätt eingeführt wurde, so geleitete man ihn von dem Domchore in den Willibaldschor, wo er unter Kniebeugung den Altar berührte und ein kurzes Gebet verrichtete, um dann erst von dem bischöflichen Hofe Besitz zu nehmen. Wie sie ihr Amt mit einer Huldigung gegen den Patron des Bisthums begannen, so waren sie auch in der Folge auf die Ausschmückung seiner Ruhestätte eifrig bedacht. Von Bischof Wilhelm wurde 1471 der Willibaldschor vergrößert, neu eingewölbt und mit einem weiteren Altare geschmückt. Im Jahre 1516 errichtete Bischof Gabriel im Rücken des Hochaltares im Willibaldschore jene schöne, oben abgebildete Marmorstatue, welche den hl. Willibald in sitzender Stellung, angethan mit den bischöflichen Gewändern, auch mit dem schon beschriebenen Rationale, in der Linken den Stab haltend und die Rechte auf einem aufgeschlagenen Buche ruhend, zeigt. Das Bildwerk darf als eines der hervorragendsten jener Zeit betrachtet werden. In der Nacht von dem 6. auf den 7. Dezember 1633 vernichtete das schwedische Feuer neben dem bischöflichen sogenannten „alten Hofe" auch das Dach des Willibaldschores. Außerdem waren durch die Feinde auch mehrere Altäre des Domes verletzt worden. Schon im Jahre 1635 aber war der Altar in unserm Chore, unter dem die Reliquien des Heiligen ruhten, wieder hergestellt und wurde am 19. August durch den Augsburger Weihbischof Sebastian Molitor eingeweiht. Die Furcht vor den sich immer wieder erhebenden Einfällen mag es veranlaßt haben, daß man den kostbaren Schatz soviel als möglich verborgen hielt. Die wenigen Mitwisser aber scheinen durch die damals herrschenden Krankheiten bald hinweggerafft worden zu sein. So kam es, daß die Kenntniß des Ortes, wo die Ueberreste sich befanden, allmählig verloren ging und nur das Bewußtsein fortlebte, daß dieselben irgendwo innerhalb des Domes verwahrt sein mußten.

In dem Herannahen des tausendjährigen Jubiläums der Gründung des Bisthums sah man die Aufforderung, denselben nachzuforschen. Mit heißen Gebeten begann Bischof Johann Anton II. die Untersuchung Seine Wünsche gingen in Erfüllung, denn unter dem Hochaltare des Willibaldschores war ein steinerner, einer Kirche ähnlicher Sarkophag

eingeschlossen. Als man denselben am 28. April 1744 in des Bischofs und mehrerer Zeugen Gegenwart öffnete, fand sich der größte Theil eines Körpers und zwei Pergamentzettel, welche, bei der Uebertragung des Jahres 1256 hineingelegt, denselben als den des hl. Willibald angaben. Das sofort entworfene Verzeichniß der Gebeine wies 118 Theile und Theilchen nach.[1]) Dieser glückliche Fund fast unmittelbar vor dem bevorstehenden Feste erregte eine allgemeine Freude. Zunächst galt es, den Willibaldschor als das Schatzhaus gleich dem Dome würdig zu verschönern. Johann Anton ließ nun einen neuen Altar aus Marmor verfertigen und darüber eine gleichfalls marmorne Urne mit Seitenöffnungen stellen, in welcher die Reliquien in einem silbervergoldeten Kästchen mit Crystallwänden niedergelegt werden sollten. Außerdem wurden im Innern des Willibaldschores noch zwei Altäre, der der hl. Barbara und der Unserer Lieben Frau errichtet und das gegenwärtige Portal mit den Standbildern der hh. Maria, Willibalds, Wunibalds, Richards und Walburgs in dem bekannten Stile jenes Jahrhunderts erbaut. Als das Jubelfest gekommen war, zu welchem Papst Benedikt XIV. dem Bisthum einen vollkommenen Ablaß und dem Bischofe das Recht, sich das erzbischöfliche Kreuz vortragen zu lassen, verliehen hatte,[2]) strömten von allen Seiten zahlreiche Prozessionen Eichstätt zu. Am Vorabende wurde die Feier durch die Vorvesper eingeleitet, am ersten Festtage, den 5. September morgens acht Uhr wurden St. Willibalds Gebeine in dem beschriebenen Reliquiar von sechs Priestern getragen, in einem großen Zuge durch die Stadt geleitet. Der Bischof mit sechs Prälaten, die ganze Geistlichkeit, alle Behörden, die fürstlichen Truppen und eine zahllose Menge Volkes nahmen Theil. Als die Prozession im Willibaldschore ankam, wurden die Reliquien auf dem Altare durch acht Tage hindurch zur Verehrung ausgesetzt. Am Schlusse der Octave fand ein zweiter Umgang statt, nach welchem der Leib in die Marmorurne gelegt und diese mit einer Metallplatte verschlossen wurde, die alljährlich am Feste des Heiligen hinweggenommen wird, so daß durch die Glaswände des Schreines die Gebeine während der Octave sichtbar sind. Wie damals, so wird noch heute am Tage des hl. Willibald eine fast vollständige bischöfliche Kleidung ausgestellt, welche als die seinige gilt. Inful und Stab sind seit der Säcularisation verschwunden; der Ring, ein flacher Goldreif mit Filigraneinfassung, um den ein weiterer Metallring gelegt ist, der in der Mitte auf einem eingebogenen Schilde ein einem V ähnliches Zeichen trägt, befindet sich in einem aus Golddraht gefertigten und mit Edelsteinen besetzten Reliquiar in der Gestalt eines Fingers, welches noch vor den Schluß des zwölften Jahrhunderts zu setzen ist, auf dem Hochaltare;[3]) die übrigen Gewand-

[1]) Plank, Chronik von Eichstätt. 1854. S. 82. Sax a. a. O. S. 472.
[2]) Benedicti XIV. de synodo dioeces. II. c. 6 nr. 3.
[3]) Pastoralblatt 1857. S. 89.

stücke bestehen aus Manipel, Stola, Humerale, Alba und Casula. Manipel und Stola sind einfache, kaum drei Finger breite Streifen aus gelber Seide in der vor dem eilften Jahrhundert gebräuchlichen Form, jedoch ohne alle Verzierung. Das Schultertuch, ganz wie die heutigen aus feiner Leinwand, ist oben, wo es auf der Casula aufliegt, mit einem handbreiten, viereckigen Stück gelber Seide besetzt, auf die ein kleines Kreuz gestickt ist. Auch die Albe, ähnlich der des hl. Gerard von Toul aus dem zehnten Jahrhundert, trägt an den Aermeln wie oben und unten einen gleichen Besatz, der bei diesem priesterlichen Kleide bis in das späte Mittelalter üblich blieb. Die Casula ist wieder aus derselben einfachen gelben Seide, wie Manipel und Stola gefertigt, aber nicht rund, sondern ausgeschnitten, was indessen höchst wahrscheinlich einer späteren Zeit zur Last fällt, die ihr diese Form gab, um mit den so gewonnenen Abfällen das schadhaft gewordene Gewand zu ergänzen. Rund um den Halsausschnitt und gerade über Brust und Rücken hinab zieht sich ein Streifen von rother Seide, auf welchen von kunstfertiger Hand mit Goldfäden und kleinen Perlen auf der Vorderseite Blumengewinde, rückwärts aber zwölf Figuren, je zwei untereinander, nämlich Christus und Maria, Petrus und Paulus, die vier Evangelisten und vier weitere Apostel mit ihren Namen in griechischer Sprache und Schrift eingestickt sind. Diese Bildnerei kann wie viele liturgische Gewänder jener Zeit aus Unteritalien stammen oder eine nach griechischer Vorlage gefertigte Arbeit eines einheimischen Klosters sein. Da dieser Streifen deutlich die ursprüngliche Gestalt des Rationale verräth, dieses aber, wie andere Beispiele zeigen, öfter der Casula aufgenäht wurde, so ist die Vermuthung berechtigt, daß wir in ihm das älteste Rationale der Eichstätter Bischöfe vor uns haben.[1])

Bei den verschiedenen Uebertragungen des hl. Leibes wurden einzelne Reliquien auch an andere Kirchen abgegeben. Schon in alter Zeit sollen solche nach Furnes in Flandern gekommen sein. Wie einst das Kloster der hl. Walburg zu Monheim, so besitzt noch heute ihr Kloster in Eichstätt einen Finger des Heiligen. Der Domschatz zu Bamberg verwahrte nach dem dortigen Heiligthumsbüchlein v. J. 1493 in einem verzierten Horn Ueberreste der Casel des hl. Willibald und nach dem Verzeichniß v. J. 1509 in einem Reliquiar „in forma eines Ciborij“ noch weitere Reliquien des Heiligen.[2]) Das Reliquienverzeichniß von Kitzingen aus dem Jahre 1525 sagt unter Ziffer DD: „In disem vergüldten Monstrantzlein ist ein Zahn Willibaldi des h. Bischoffs.“[3]) Im Jahre 1492 wurden einzelne Partikeln zugleich mit solchen von Wunibald und Walburg nach England in die Kathedrale von Canterbury gesandt. Andere gelangten in

[1]) Pastoralblatt 1854. S. 4 ff.
[2]) 38. Bericht d. histor. Ver. zu Bamberg S. 100. 113.
[3]) Handschrift des hist. Vereins v. Unterfranken. Ms. f. 154.

die fürstliche Hofkapelle zu Eichstätt und nach St. Moriz zu Ingolstadt. Am 10. März 1738 erbat sich Friedrich August III., König von Polen und Churfürst von Sachsen eine Reliquie für die Hofkirche in Dresden, welche den damals allein mehr bekannten Gebeinen auf dem Hochaltare des Domes (ex osse brachiali) entnommen wurde. Bei der Wiederauffindung des Leibes erhielt Abt Maurus von Plankstetten eine solche für die Pfarrkirche in Biberbach. Eine zweite, welche Abt Dominikus von Bischof Raymund Anton für die Hauskapelle der Abtei geschenkt wurde, befindet sich jetzt in der Kapelle des bischöflichen Seminars. Sicher wurden Ueberreste des hl. Bischofs auch noch in anderen Kirchen und Altären hinterlegt.[1])

Die Zahl der Gotteshäuser, die auf seinen Namen geweiht wurden, ist namentlich in seinem Bisthum sehr groß. Innerhalb des Gebietes, auf welches sich einst die Diözese Eichstätt erstreckte, gehören hieher die alten Pfarrkirchen zu Burgoberbach, Furnried, Hermannsdorf, Langenaltheim, Moning, Oberhaunstadt, Ockersmüll, Rohrbach, Schambach, Teyning, Traunfeld, Weidenbank, Wiesenacker und die Klosterkirche zu Engelthal.[2]) Sein Fest verbreitete sich weit über die Grenzen des Bisthums hinaus. Um 1160 führte es der Propst Ebbo mit Erlaubniß seines Abtes in Fulda ein.[3]) Die Diözese Würzburg verzeichnete es in ihrem Kirchenkalender bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts; die von Bamberg feiert es heute noch. Aber auch außerhalb Frankens wurde der Todestag des hl. Willibald begangen. So ordnete z. B. Offo, der neunte Bischof von Merseburg, der vorher Eichstätter Domherr war, dessen Feier in seiner Kathedrale an und übergab ihr zu diesem Zwecke zwei Huben in Gerversdorf.[4])

Das Dankgefühl dafür, daß das Bisthum wie das Fürstenthum nur aus den Mühen des hl. Willibald hervorgewachsen, sprach sich noch in anderer Weise aus. Als einige von Frevlerhand aus dem Kreuzkirchlein der Nonnen von St. Walburg entfremdete Reliquien oberhalb des Willibaldsteges bei Eichstätt am Tage des hl. Bartholomäus wieder gefunden wurden, errichtete Bischof Heribert an dieser Stelle eine Kapelle zu Ehren der hl. Petrus und Bartholomäus. Bischof Berthold begann daselbst den Bau einer Burg und sein Nachfolger, Raban, vollendete denselben. Sie wurde Willibaldsburg genannt. Das Schloß, Jahrhunderte hindurch die glanzvolle Wohnung der Eichstätter Bischöfe, bildet noch heute in seinen Trümmern eine Zierde des Altmühlthales. So trugen die Kathedrale des Oberhirten und der Sitz des Fürsten in gleicher Weise den Namen des Heiligen.

---

[1]) Gretser l. c. — Pastoralblatt 1855. S. 86; 1857. S. 54; 1862. S. 132 ff.

[2]) J. G. Suttner, Schematismus der Geistlichkeit d. Bisth. Eichstätt f. d. J. 1480. Eichstätt 1879.

[3]) Pastoralblatt 1857. Beilage I. S. 17.

[4]) A. a. O. 1872. S. 213.

Wie die übrigen Fürstbisthümer, so prägte auch Eichstätt das Bild seines Patrons auf seine Münzen. Schon die beiden unter Martin von Schaumberg geschlagenen Stücke, ein Doppeldukaten v. J. 1570 und ein Thaler v. J. 1572 zeigen den Heiligen mit Hirtenstab und Buch. Sein Bild kehrt wieder auf dem Thaler Johann Konrads von Gemmingen v. J. 1606, einem Dukaten Johann Christophs von Westerstetten v. J. 1633, einer gleichen Münze und einem Batzen Johann Euchars von Kastell v. J. 1694, wieder einem Dukaten v. J. 1738 und einem Fünfkreuzerstücke ohne Jahrzahl, beide unter Johann Anton von Freyberg geprägt. Durch besondere Schönheit zeichnen sich die Münzen aus, welche das Domkapitel bei Erledigung des bischöflichen Stuhles in den Jahren 1757, 1781 und 1790 ausgab. Die Vorderseite der beiden ersten hat um den Stiftsschild als Mitte in einem Kranze die Wappen der damaligen Domherren. Auf der Rückseite der ersten thront auf einer Wolke St. Willibald mit Stab und Buch und dem Rationale angethan; neben ihm kniet St. Walburg, in der Rechten ein Buch mit dem Oelfläschchen und in der Linken den Stab; über beiden ruht oben in einem Dreieck das Auge Gottes. Die Umschrift sagt von dem Bischofe: „Hic plantavit — dieser pflanzte", von der Äbtissin: „Haec rigavit — diese begoß" und oben in den Strahlen „Deus incrementum dedit — Gott hat das Gedeihen gegeben". Zwischen den Heiligen ist auf einem Rasengrunde das Wappen des Hochstifts — der goldne Bischofsstab in rothem Felde — mit den Worten: „Dirigit et arcet — Er leitet und wehrt". Gestochen wurde dieses Prachtstück von J. L. Oexlein. Die Kehrseite der zweiten zeigt die Statt Eichstätt, besonders das fürstbischöfliche Schloß mit der Domkirche, den Platz vor der ersteren und den von Bischof Raymund Anton errichteten Brunnen mit dem Marienbilde. Ueber der Stadt schweben auf Wolken dieselben Heiligen in der gleichen Stellung, wie auf dem vorgenannten Gedenkthaler; auch hier steht das Bisthumswappen zwischen beiden; das Auge Gottes aber befindet sich nicht über jenen, sondern über diesem; die Inschrift lautet: „Hac sub tutela tuta civitas Eystett — Unter diesem Schutze ist Eichstätt sicher". Es ist nicht bekannt, von wem die Münze, welche indeß hinter der vorigen weit zurücksteht, ausgeführt wurde. Die dritte, ein Doppelthaler, ist nach beiden Seiten von den genannten verschieden. Die Bildfläche der einen zeigt unter einem Baldachin einen leeren Thronsessel mit je einem Tischchen rechts und links, auf dem einen Bischofsmütze und Bischofsstab, auf dem andern Fürstenhut und Schwert; oben in den Wolken sind wieder Willibald und Walburg, jener sitzend, diese knieend, und beide vom Auge Gottes überstrahlt. Auf der andern Seite prangt oben die Willibaldsburg mit ihrer Umgebung, und unten wächst aus dem Stiftswappen eine mächtige Eiche mit sechs Aesten hervor, die fünfzehn Schilde tragen, auf denen jedoch nicht die Wappen, sondern

die Namen der fünfzehn Domherren eingezeichnet sind. Als Sinnspruch steht dabei: „Ex uno omnis nostra salus — Von Einem kommt unser ganzes Heil". Nach dem auf der Vorderseite angebrachten Buchstaben W hat man auf einen der Brüder Werner aus Nürnberg als den Verfertiger geschlossen.[1])

Der hl. Willibald war es, der die ersten Priester für seine Gemeinde erzog; unter seinem Schutze sollten auch die späteren herangebildet werden. Als Bischof Martin im Jahre 1574 sein Priesterseminar eröffnete, gab er ihm den hl. Willibald als Patron. Die Thätigkeit des Heiligen für sein Bisthum ist als eine dauernde zu denken. Was er auf Erden durch sein Wort gewirkt, das wirkt er im Himmel durch sein Gebet. Noch heute behauptet das „Willibaldinum" jenen Ruf, den es sich schon in den ersten Jahren seines Bestehens erworben hat. Es war das einzige Priesterseminar, welches nach dem Sinne des Concils von Trient in Deutschland errichtet wurde und es ist gegenwärtig bei uns die erste geistliche Lehranstalt, welche unter ausschließlich kirchlicher Leitung steht. Sein Unterhalt wird größtentheils bestritten durch den „Willibaldsverein", der, vor einigen Jahrzehnten gegründet, in der ganzen Diözese das Almosen der Reichen wie der Armen sammelt, um es dem Heiligen zu Füßen zu legen zu dem Zwecke, dessen Erreichung ihm besonders am Herzen lag, daß es nämlich nie in seinem Weinberge an Arbeitern fehle, die von seinem Geiste durchdrungen sind.

Nicht leicht wurde ein Heiliger mehr besungen als Willibald. Ein jedes der folgenden Jahrhunderte hat ihm ein Lied und oft deren mehrere geweiht. Den Reigen eröffnet im zehnten Jahrhundert Bischof Reginold. Er schrieb über dessen Pilgerfahrt Verse, die nach den Ländern, durch welche sie führte, in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache abgefaßt waren. Sie scheinen verloren gegangen zu sein, dafür sind uns aber aus derselben Zeit zwei andere Gedichte erhalten. Aus dem eilften haben wir den schönen Hymnus Bischof Heriberts, der sechshundert Jahre hindurch in dem alten Eichstätter Breviere seine Stelle hatte. Dem zwölften gehört die Sequenz des früheren Meßbuches an. In dem dreizehnten und vierzehnten entstanden jene theils epischen, theils lyrischen Strophen, welche als Antiphonen und Responsorien in dem Chorgebete gebräuchlich waren. Im fünfzehnten Jahrhundert sang Bruder Hieronymus von Rebdorf sein Lob. Aus dem folgenden besitzen wir Gedichte von Thomas Gechauf, dem früheren Prediger zu Nürnberg, Johann Engerd, dem gekrönten Dichter und Professor zu Ingolstadt. Für das siebzehnte treten Jakob Gretser, der berühmte Gelehrte, Georg Reismüller, Hofprediger in Eichstätt, Peter Justus Sautel aus der Gesellschaft Jesu, Johann Willibald Kerla, Chorherr zu Unserer

---

[1]) (Fr. Buchau), Beschreibung der im ehem. Hochstift Eichstätt geprägten Münzen. Ingolstadt 1846. S. 11. 13. 16. 18. 19. 21. 23. 25. 29. 30.

Lieben Frau in Eichstätt und Willibald Bittemair, bischöflicher Rath daselbst, ein. Auch das Jahrhundert der Aufklärung stimmte ein in diesen Lobgesang: der spätere Fürstabt Anselm Gouden von St. Emmeran dichtete ein Danklied für erlangte Heilung und der gelehrte Anton Khager gab eine Hymne auf den Heiligen heraus. Diese Stimmen aus eilfhundert Jahren klangen gleichsam zusammen in der Ode zum Jubeljahre 1846, welche Johann Ludwig, der zu frühe geschiedene Zögling des Willibaldinums, auf dessen Feier verfaßte.[1])

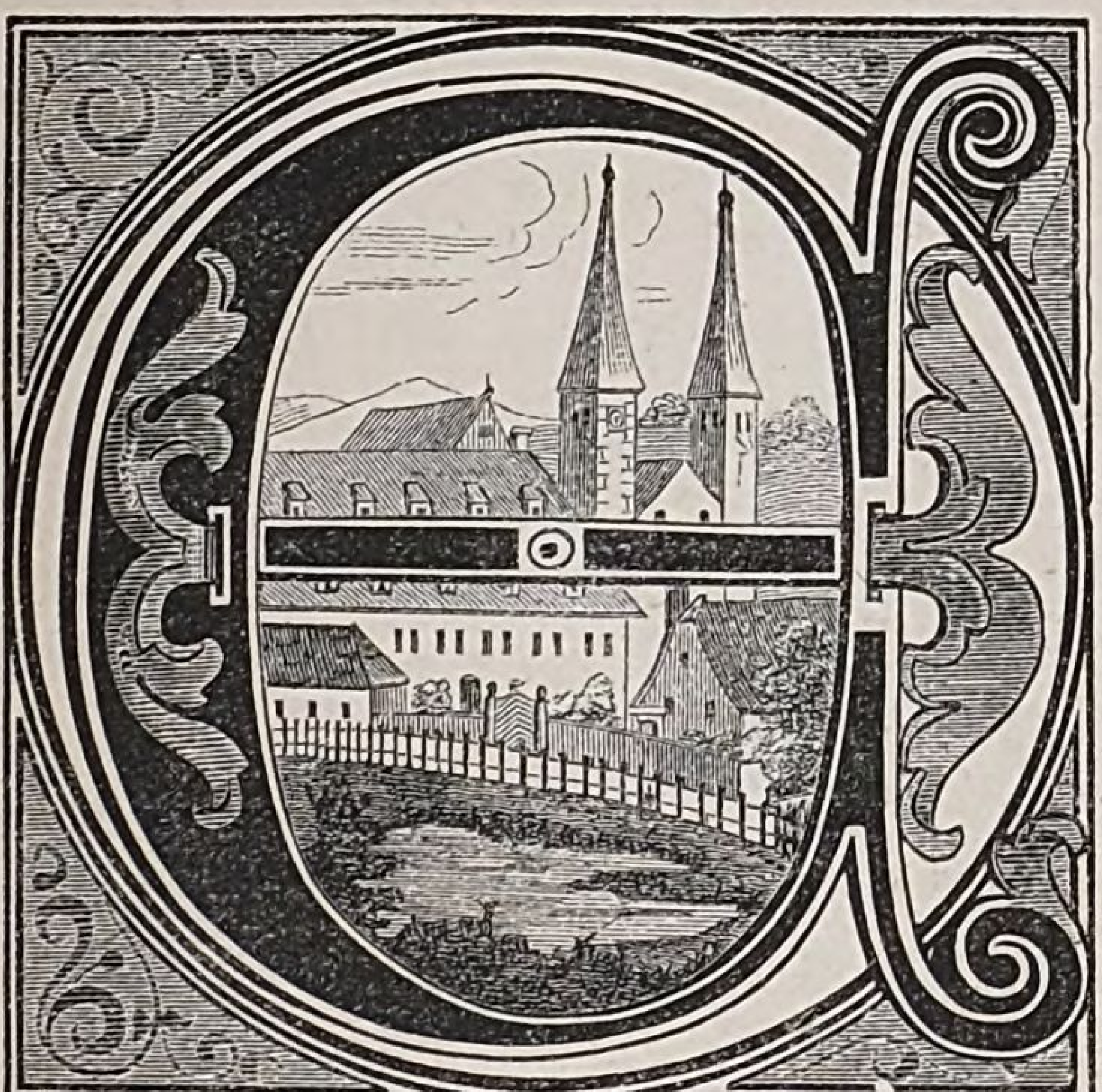
Lauter aber als all dies verkündet den Ruhm Willibalds die Verehrung seines Volkes. Wer den Dom zu Eichstätt besucht, der sieht, wie Kinder und Greise an dem Steinbilde ihres ersten Bischofs nicht vorübergehen, ohne dort gebetet und ihm die Hand, auf die sie vorher einen Kuß gedrückt, gereicht zu haben. Die Eroberer mit dem Schwerte werden von den einen bewundert, von den anderen verwünscht und zuletzt von allen vergessen: die Eroberer mit dem Kreuze allein werden geliebt und ihr Andenken wird noch nach Jahrtausenden gesegnet.

---

[1]) Laudes S. Willibaldi: Pastoralblatt 1857. Beilage I. 1867. S. 101. 1876. S. 109. 1877. S. 111.

14. Der heilige Wunibald.

(19. Dezember.)



Das Kloster Heidenheim.

Einst machten, so erzählt sich das Volk, die drei heiligen Geschwister Willibald, Walburg und Wunibald, für welch' letzteren hie und da auch Oswald genannt wird, eine Reise im Frankenlande und nahmen sich vor, jeweils da zu rasten, wo es der Esel, den sie bei sich hatten, ihnen anzeigen würde. Da fand das Thier die drei Quellen zu Heidenheim, Ahausen und Heilsbronn, und die Heiligen beschlossen, an diesen drei Stellen drei Klöster zu errichten, die hl. Walburg zu Heidenheim, der hl. Wunibald oder nach Anderen Oswald zu Ahausen und der hl. Willibald zu Heilsbronn. Bei Heidenheim trifft die Sage mit dem Esel und dem Brunnen zu. Abt Adalbert weiß noch, daß auf solchem Rosse wohl nicht zuerst Walburga, aber ihr Bruder Wunibald seine Habseligkeiten hieher gebracht, und die Quelle, die als heilkräftig und unversiegend schon in dem Heidenheimer Berichte des eilften Jahrhunderts gepriesen wird, ist noch heute in dem Kreuzgarten des ehemaligen Klosters in Stein gefaßt und von einer alten, jedoch gut erhaltenen Bogenhalle überwölbt zu sehen. Sie wird der „Heidenbrunnen" genannt, weil hier der Heilige die umwohnenden Heiden getauft haben soll.

Man sieht der Quelle ihren starken Zufluß nicht an, da ihr Spiegel fast unbeweglich erscheint und sie doch auf der anderen Seite in Manns-

dicke hervorströmt. Sie fließt stärker bei allgemeiner Dürre und bleibt sich gleich, wenn die Wässer ringsum steigen; sie ist sehr kalt im Sommer, im Winter dagegen lau und nie mit Eis überzogen; soviel man auch aus ihr schöpft, so nimmt sie doch niemals ab.[1]) So ist sie das Sinnbild jenes Segens, den Wunibald einstens gebracht. Auch der Gnadenbrunnen, den er erschlossen, verbirgt seinen Ursprung in der geheimnißvollen Ewigkeit und wird erst sichtbar durch die gewaltigen Wirkungen, die er seit seinem Eintritt in die Zeit vollbracht; quillt um so reicher, je größer die Noth, und bleibt immer über unser Bedürfen; erfrischt die Seelen in ihrer Trockenheit und erwärmt die erkalteten Herzen; und soviele schon aus ihm getrunken haben und annoch trinken, er erfährt darum keine Minderung: so hoch die Gnade ist, die dir Gott verliehen, benütze sie und er hat eine höhere für dich bereit.

Dieselbe Nonne von Heidenheim, welche uns die Pilgerfahrt Willibalds erzählt, hat auch das Leben Wunibalds, und zwar theils nach ihren eigenen Wahrnehmungen, theils nach den Mittheilungen der Schwester der beiden Brüder, der hl. Walburga, geschrieben.[2]) Sie bildet die Quelle zu dem Berichte des Abtes Adalbert von Heidenheim[3]) und der späteren, jedoch mehrfach erweiterten Legende Bischofs Philipp von Eichstätt.[4])

Wunibald war der zweite Sohn Richards und Wunna's. Nach dem Alter, das er bei seinem Tode erreicht hatte, läßt sich das Jahr 701 mit Bestimmtheit als das seiner Geburt angeben. Während Willibald in das Kloster gebracht wurde, verlebte Wunibald seine Jugend in dem Hause der Eltern. Die Erziehung war aber dort wie hier eine Heranbildung für den Himmel. Als darum der ältere Bruder mit seinem Vorhaben, das Vaterland zu verlassen und das Leben eines Armen um Christi willen zu erwählen, hervortrat, schloß sich ihm der jüngere ohne Zögern an. Ihre Pilgerfahrt nach Lucca, wo sie den Vater begruben; ihre Weiterreise nach Rom, wo Wunibald sich dem Herrn weihte; ihre Erkrankung daselbst, in der sie sich gegenseitig pflegten — dies alles wurde schon im Leben Richards und Willibalds erzählt. Wahrscheinlich war es seine körperliche Schwäche, eine Folge jener Krankheit, die ihn verhinderte, Willibald auf seiner weiteren Wallfahrt nach dem gelobten Lande zu begleiten. Er blieb zu Rom unter dem Schatten des hl. Petrus zurück, um sich in die klösterlichen Uebungen, welche seinem Bruder von Jugend auf bekannt und gewohnt waren, ganz einzuleben. Seine Fortschritte waren so groß, daß er, wie seine

---

[1]) Pastoralblatt d. Bisth. Eichstätt. 1871. S. 166. — 13. Jahresbericht des hist. Vereins von Mittelfranken. S. 17 u. Tafel 3.

[2]) Canisius, lect. antiqu. IV. ps. 2. (ed. nov. II, 1. p. 125.) — Surius, Vitae SS. 18. Dec. — Mabillon. AA. SS. O. S. B. III, 2. p. 178.

[3]) Gretser de div. tutel. Eystett: observ. l. II. p. 318.

[4]) l. c. p. 98.

Verwandte sagt, bald „mehr Lehrer als Schüler" war. Hatten jene Stammesgenossen, welche bei ihm geblieben waren, ihn bisher wegen seiner hohen Geburt verehrt, so bewunderten sie jetzt seinen feurigen Eifer und seine bescheidene Freundlichkeit.

Die Eindrücke, welche die ewige Stadt auf Wunibald machte, müssen mächtig und der Friede, den er im Kloster genoß, muß beseligend gewesen sein, da es ihn drängte, auch die, welche er in der Heimath zurückgelassen, jener Gnaden und dieses Glückes theilhaftig zu machen. Nachdem nämlich sieben Jahre verflossen waren, besuchte er England wieder aus dem alleinigen Grunde, um seinen Verwandten und Freunden den Pilgerzug nach Rom und den Verzicht auf alles Irdische zu predigen. Mit großer Freude nahmen ihn die Seinen auf. Er ging von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, um seine Brüder und Schwestern und übrigen Blutsfreunde zu ermahnen, daß sie den kürzesten Weg zum Himmel wählen möchten, der nur durch die enge Pforte der Entsagung, bei der man Alles hinter sich lassen müsse, führe. Wie einst das Wort Willibalds auf ihn gewirkt, so wirkte nun das seine auf seine Angehörigen. Wieder faßte eine große Anzahl den Entschluß, dem Vaterlande Lebewohl zu sagen und ihn nach Rom zu begleiten. Darunter befand sich ein jüngerer Bruder, wahrscheinlich ein Sohn aus Richards zweiter Ehe. Seine Schwester Walburg, die damals zu Winburn war, folgte ihm diesmal noch nicht in die Fremde. Freudig wandten Wunibald und seine Gefährten ihre Schritte zu dem Mittelpunkt der Christenheit. Wie Willibald, der unterdessen aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war, auf Monte Cassino, so suchte auch er wieder an der Basilika des hl. Petrus die klösterliche Zurückgezogenheit auf, um sich immer mehr die geistliche Zucht anzueignen und sich zugleich in die menschlichen Wissenschaften zu vertiefen.

Wohl schon bei seiner zweiten Romreise im Jahre 722 hatte Bonifatius die beiden ihm verwandten Brüder in St. Peter getroffen. Einen Versuch, sie für sein Werk zu gewinnen, hat aber der Heilige damals noch nicht gemacht, denn Willibald setzte kurz darauf seine Wallfahrt fort und Wunibald blieb, wie wir gehört haben, noch mehrere Jahre in seinem Kloster und kehrte in dasselbe auch nach seinem Besuche in England wieder zurück. Was Bonifatius damals unterließ, das führte er bei seinem nächsten Aufenthalt in der ewigen Stadt aus. Unter den Vielen, die herbeieilten, um den großen Heidenbekehrer zu begrüßen, fehlten seine englischen Landsleute nicht. Es gelang ihm, mehrere derselben für seine Mission zu begeistern und als er von ihnen erfuhr, daß Wunibald immer noch dort weile, sandte er nach ihm, um ihn zu sehen und zu sprechen. Es wurde dem Erzbischof nicht schwer, auch ihn zu bestimmen, ihm nach Deutschland zu folgen. Als er hiezu die Erlaubniß des Papstes einholte, wußte er noch die weitere Zusage zu erwirken, daß auch sein anderer Neffe, Willibald, ihm nachgesandt werden sollte.

Da also nach dem Berichte der Nonne Bonifatius selbst, und zwar in Rom, Willibald bewog, seine Mühen zu theilen, so kann dies, wie auch die Meisten annehmen,[1]) nur gelegentlich seiner dritten Anwesenheit daselbst im Jahre 738, nicht aber, wie man neuerdings gemeint hat,[2]) schon im Jahre 732 geschehen sein.

Kurze Zeit darauf rüstete sich Wunibald zur Reise. Sein Bruder, den er aus England nach Rom gebracht, und seine Landsleute, die mit ihm gekommen waren, gaben ihm ihre Zustimmung; einige aus ihnen beschlossen, ihn zu begleiten. Sie nahmen ihren Weg durch die Lombardei, und über die Alpen durch Bayern nach Thüringen. Nachdem sie einige Tage gerastet, suchten sie Bonifatius auf, der sie mit großen Ehren empfing. „Sie unterhielten sich mit einander, sagt der alte Bericht, in heilsamen Gesprächen und suchten aus dem Buche der heiligen Schrift die darin enthaltenen tiefen Geheimnisse heraus." Bald nach seiner Ankunft weihte ihn Bonifatius zum Priester und übertrug ihm sieben Kirchengemeinden in dem neubekehrten Thüringen. Leider kennen wir ihre Namen nicht, sondern wissen nur, daß sie an der Straße lagen, welche Willibald einschlug, als er von Eichstätt nach der Salzburg reiste. Wunibald verband nunmehr mit dem beschaulichen Leben des Mönches das thätige des Glaubensboten. Gerade die Tiefe seiner Betrachtung wurde die Quelle der Wirksamkeit seiner Predigt. „Er durchforschte die Prophetien des Alten Bundes an der Hand der Väter der Kirche und hielt sich deren Erfüllung in der Geschichte des Herrn, wie sie die Evangelien erzählen, immer gegenwärtig; was er so durch anhaltendes Nachdenken gefunden, das verkündete er dem ihm anvertrauten Volke mit dem Munde und predigte es durch seine Werke."

Nachdem einige Jahre dahingegangen, erhielt Wunibald eine Sendung nach Bayern zu Herzog Odilo. Sicher erfolgte dieselbe erst nach Rückkehr des letzteren aus der fränkischen Gefangenschaft, also im Jahre 745. Als der Bote des Bonifatius wurde er von dem Herzoge auf das Freundlichste aufgenommen. Die Zustände des Landes waren nicht viel besser, als sie der Erzbischof selbst schon früher gefunden hatte. Die Vornehmen lebten in unerlaubten Ehen oder in Ausschweifung da-

---

[1]) Mabillon, l. c. III 2. p. 381. Popp a. a. O. S. 156. Anmerk. 2. Seiters a. a. O. S. 272.

[2]) Buß, Winfrid-Bonifacius, hrsg. v. R. v. Scherer. Graz 1880. S. 164. Der einzige Grand für diese Ansicht kann nur in der Mittheilung der Lebensbeschreibung gefunden werden, das Wiedersehen beider Brüder i. J. 741 habe „octo annorum spatio et nono dimidio ab eo, quod de Roma pergebat" — acht und ein halbes Jahr nach der Abreise aus Rom — stattgefunden. Da dies, weil Bonifatius 732 nicht in Rom war, unmöglich richtig sein kann, so nimmt Popp a. a. O. an, es sei vor „octo" das „decem" (zehn) ausgefallen. Nach Mabillon a. a. O. bedarf es dieses Auskunftsmittels gar nicht. Er übersetzt „octo annorum spatio et nono dimidio" nicht mit „acht und ein halb", sondern mit „acht und neun und ein halb", was siebzehn und ein halbes Jahr ergibt. Die gerade in diesem Satze sichtbare Unbehülflichkeit der Nonne im lateinischen Ausdruck läßt es nicht als unmöglich erscheinen, daß sie diese Zahl in solcher Weise zusammengesetzt habe. Zudem stimmt dieselbe mit den Thatsachen überein. Willibald reiste im Jahre 723 nach Jerusalem und fand im Sommer 741 seinen Bruder in Thüringen wieder.

hin und das Volk war von ihrem Beispiele angesteckt. Odilo machte Wunibald verschiedene Schenkungen, darunter eine solche in dem Gebiete, welches man die Nordfils hieß. Man hat dieses auf die Gegend an der oberpfälzischen Vils bezogen und an Amberg gedacht,[1]) obschon diese damals noch nicht zu Bayern gehörte; eine Urkunde Tassilo's, des Nachfolgers Odilo's, dagegen, worin dieser das Kirchengut an der „Nordfiluse" dem Kloster Kremsmünster übergibt, beweist, daß dieser Ort an der kleinen oder nördlichen Vils in Niederbayern, zwischen Landshut und Vilsbiburg zu suchen ist.[2]) Von hier aus unternahm es Wunibald, die Kirche Bayerns von ihren Flecken zu reinigen. Er verkündete Allen ohne Unterschied die Wahrheiten des Glaubens. Je höher die Fehlenden standen, um so strenger wurde seine Rede. Ob seine Predigt gelegen oder ungelegen kam, er sagte mit dem Evangelium: „wenn ein Haus seines Friedens würdig wäre, so solle er über demselben ruhen; wenn aber nicht, so solle der Frieden zu ihm zurückkehren."

Nach drei Jahren ununterbrochener heißer Arbeit suchte er Bonifatius wieder auf. Wahrscheinlich führte ihn der im Laufe des Jahres 748 erfolgte Tod Odilo's zurück, welcher das Zeichen zu einem neuen Aufstande der Bayern gab, der mit der Einsetzung Tassilo's II. und der Auslieferung der Anführer, darunter auch des nordgauischen Grafen Suitgar an die Franken endete. Wunibald fand den Erzbischof zu Mainz, und nahm vorläufig dort seinen Aufenthalt. Dieselben priesterlichen Verrichtungen, die er früher ausgeübt, fielen ihm auch hier zu. Er war bald der geistliche Rathgeber von Hohen und Niedern, deren Vertrauen er durch sein abgetödtetes Leben und seine milde Sanftmuth gewann. Nicht lange gefiel er sich in Mainz. Wie die Nonne von Heidenheim berichtet, „fürchtete er, der dort vorhandene Ueberfluß von Wein möge die klösterliche Zucht gefährden." Wir haben in diesen wenigen Worten einen Beweis für die damals in den dortigen Klöstern unter der Herrschaft von Bischöfen wie Gewilieb eingerissene Ueppigkeit. Bonifatius selbst hatte erst das Erzbisthum angetreten und noch nicht diese Mißstände beseitigen können. Wunibald, welcher bei seiner Strenge gegen sich selbst gar keinen Wein außer in der Krankheit genoß, und da solchen mehr verkostete, als trank, beschloß darum, die lebensfrohe Stadt am Rheine zu verlassen und sich in eine dem klösterlichen Leben günstigere Gegend zu begeben. Bisher hatte er bald an diesem, bald an jenem Orte immer nur vorübergehend gewirkt. Jetzt sehnte er sich, ein Arbeitsfeld zu finden, auf dem Alles, von der Aussaat bis zur Ernte, seine Schöpfung wäre. Was er suchte, bot sich ihm nirgends in so reicher Auswahl dar, als in dem weiten zum großen Theile noch öden Sprengel seines Bruders Willibald. Wirklich war es auch Eichstätt,

[1]) Popp a. a. O. S. 177.

[2]) Rettenpacher, Annal. Cremifan. p. 26. 29. Vgl. Pastoralblatt 1871. S. 103.

wohin er sich gegen Ende des Jahres 749 oder zu Anfang des folgenden wandte.

Willibald stimmte dem Entschlusse des Bruders um so freudiger zu, als er damit nur seinen eigenen Wünschen entgegen kam. Beide Brüder machten sich also auf den Weg, um einen tauglichen Ort für die beabsichtigte Pflanzung zu finden. Sie lenkten ihre Schritte in das Sualafeld, den andern Gau, welcher zu dem Bisthume Eichstätt gehörte. Zwischen der Wörnitz und der Altmühl ziehen hier die waldbestandenen Hügelketten des Hahnenkamms hin, welche manche wasserreiche Thalbucht in sich bergen. Eine solche wählten die Brüder aus. Sie wurde Heidenheim genannt, ob nach den Heiden, welche hier ehedem ansässig waren, wie der Volksmund will, oder nach dem Namen ihres ersten Besitzers, ist ungewiß. Der Platz, obwohl unbewohnt und Wald, war doch bereits Eigenthum. Einen Theil desselben erwarben sie durch Kauf, der andere wurde ihnen von den Umwohnern geschenkt. Wunibald begann seine Arbeit, wie sie die meisten Klostergründer jener Zeit begonnen haben. Er und die Gefährten, die er mit sich gebracht, nahmen selbst die Axt zur Hand, lichteten den Wald, rodeten das Gesträuche aus und schlugen eine Anzahl kleiner Hütten auf. Nachdem sie das sumpfige Land urbar gemacht, gingen sie an den Bau von Kirche und Kloster und richteten darin das Leben nach der strengen Richtschnur der Regel St. Benedikts ein. So hatte der Heilige eine Stätte, wie er sie gewünscht, gewonnen: er war Abt in der Einöde geworden.

Der mühevolle Kampf mit der Wildniß des Bodens war nur das Bild jenes Ringens, das Wunibald mit den verwilderten Gemüthern seiner Bewohner zu bestehen hatte. Die Leute der Umgegend waren großentheils Christen und hatten auch Priester. Allein sie waren von der Art, wie sie Bonifatius so häufig schildert. Dieselben Laster und heidnischen Gewohnheiten, gegen welche sich das Concil von Lestines richtete, berichtet die Heidenheimer Nonne auch von ihnen. Die Priester, welche dem Höchsten dienen sollten, waren vielmehr Gehülfen des Bösen. Unter den Laien waren unerlaubte Verbindungen, namentlich Ehen zwischen den nächsten Verwandten, ganz gewöhnlich. Das Volk mengte den alten heidnischen Wahn mit dem christlichen Glauben. Wunibald trat vor Allen den schlechten Priestern entgegen und ruhte nicht, bis er sie auf den rechten Weg zurückgeführt oder entfernt hatte. So schmerzlich die Scheidung sein mochte, er trennte unerbittlich die unrechtmäßigen Ehen. Die heidnischen Gebräuche, als Wahrsagereien, Zaubereien und Geisterbeschwörungen, suchte er mit aller Macht auszurotten. Sein Vorgehen reizte den wilden Zorn der davon Betroffenen und mehrmals versuchten sie es, ihn zu tödten und sein Kloster zu verbrennen. Allein jene, die sein Eifer verletzte, wußte seine Liebe wieder zu gewinnen. So drang er allmählich durch und fand Zuneigung und Gehorsam bei den Umwohnern. Noch heute, nach mehr als einem Jahrtausend, haben sich,

wenn auch unbewußt, einzelne Spuren jenes heidnischen Aberglaubens im Volke erhalten. Welch' gewaltigen Kampf hatten darum jene Missionäre gegen denselben zu führen, als seine Wurzeln fast noch unversehrt in den Gemüthern lagen!



Der hl. Wunibald.

Heidenheim sollte ein Haus der christlichen Vollkommenheit nicht nur für Mönche, sondern auch für Frauen werden. Bedurfte es doch neben der Schule für die Söhne des Landes auch einer solchen für dessen Töchter. Wie Adalbert von Heidenheim berichtet, führte Wunibald selbst dieses mit Hilfe seiner Schwester Walburg aus, welche auf den Ruf des hl. Bonifatius gleichfalls nach Deutschland herübergekommen war. Nach dem Vorbilde der meisten Klöster seiner Heimath errichtete er neben der Wohnung der Mönche, welchen er selbst vorstand, auch eine für Nonnen, welche von seiner Schwester geleitet wurden. Während seine fromme Niederlassung nach Innen durch die Gebete und Tugendübungen auf das Herrlichste geschmückt war, wurde sie auch nach Außen durch die Opfergaben der Gläubigen immer mehr erweitert. Es traf

eben, wie Bischof Philipp sagt, auch hier die alte Erfahrung ein, daß ein Kloster, dessen geistliche Leitung eine tüchtige ist, auch bezüglich der zeitlichen Nothdurft niemals Mangel hat. Die Gläubigen vergalten die himmlischen Gnaden durch Darbringung irdischer Güter. Wunibald behielt nur das Nothwendige für sich, den Ueberfluß wendete er anderen Kirchen zu. So übergab er nach der Versicherung Adalberts der Zelle zu Ellwangen, die damals noch arm und unansehnlich war, mehrere Güter zu Kazwang und Gunzenhausen, dem hl. Sola schenkte er einen Hof zu Altheim. Er erwies sich also auch für andere Gegenden als einen Beförderer des klösterlichen Lebens und damit der Ausbreitung des Christenthums. Heidenheim selbst aber galt weithin als eine Zufluchtsstätte für alle Bedrängten. Wie sie in ihrem Leben hier Trost fanden durch die Gebete seiner heiligen Bewohner, so wollten sie auch im Tode unter seinem Schatten ruhen. Sie umgaben darum den Platz um das Münster mit einer Mauer und wählten hier ihre Begräbnißstätte.

Die Kräfte Wunibalds, der von Jugend auf leidend war und überdies an den Folgen der in Rom durchgemachten Krankheit immer zu tragen hatte, wurden durch die Mühen seines Berufes und seine strengen Abtödtungen immer mehr erschöpft. Als er das siebenundfünfzigste Lebensjahr erreicht, hatte sein Siechthum, das sich besonders in der Lähmung seiner Glieder äußerte, so zugenommen, daß er blos noch die dem Kloster nächstgelegenen Orte besuchen konnte. Nur eine größere Reise unternahm er noch; sie galt dem Grabe des hl. Bonifatius. Ueber Würzburg, wo er Bischof Megingaud begrüßte, pilgerte er der ihm heiligen Stätte zu. Kaum in Fulda angelangt, wurde er von einer solchen Schwäche befallen, daß er an seine baldige Auflösung glaubte. Nach drei Wochen aber war er wieder soweit hergestellt, daß er den Rückweg antreten konnte. Er legte denselben in kleinen Tagreisen und mit mehreren Unterbrechungen zurück. So mußte er an einem Orte zwischen Fulda und Würzburg eine Woche rasten und in letzterer Stadt ruhte er wieder drei Tage bei seinem Freunde Megingaud aus. Wie schwer ihm auch diese Wanderung geworden war, so trug er sich doch mit dem Vorhaben, den noch weiteren Weg zu dem hl. Benedikt nach Monte Cassino zu machen, um daselbst sein Leben zu beschließen. Er sandte deßhalb einen Boten dorthin, um den Abt und die Brüderschaft um Aufnahme zu bitten. Erfreut gaben diese zur Antwort, daß er ihnen hoch willkommen sei, und drangen in ihn, daß er seinen Entschluß doch ausführen möge. Wunibald wollte nur noch den Rath seines Bruders Willibald und einiger anderen Freunde hören und lud sie ein, nach Heidenheim zu kommen. Als diese aber seine Absicht vernahmen, widersetzten sie sich alle. Sie wiesen hin auf seine Krankheit, die ihm eine solche Reise unmöglich mache; auf sein Kloster, welches er in der Einöde begonnen habe und nun nicht verlassen dürfe; auf seine Mönche

und Schüler, welche er doch nicht ihres Vaters werde berauben wollen, und beschworen ihn, da wo er angefangen, auch auszuharren bis ans Ende.

Der weitere Verlauf rechtfertigte diesen Widerspruch. Bald wurde Wunibalds Hinfälligkeit so groß, daß er die Kirche nicht mehr besuchen konnte. Da er gewohnt war, täglich das hl. Opfer zu feiern, so bat er seine Brüder, ihm in seiner Zelle einen Altar aufzuschlagen, damit er wenigstens hie und da, so oft es ihm möglich sei, die hl. Messe lesen könne. Auch hiezu versagten ihm schließlich die Kräfte und im Gefühle seines nahen Todes ließ er seinen Bruder zu sich bitten. Willibald kam am Freitag den 18. Dezember 761 an. Nachdem der Abt mit dem Bischofe alle Angelegenheiten geordnet hatte, versammelte er am anderen Tage seine Mönche um sein Lager und sprach folgende Abschiedsworte: „Liebe Söhne und theure Brüder, thuet all' das Eure mit Vorbedacht und Klugheit. Richtet Euer Leben und Euer Handeln ein nach dem Willen Gottes; bewahret die gegenseitige Liebe und haltet allzeit fest an dem wahren katholischen Glauben. Befolget unablässig, was ich Euch gelehrt und was Ihr Gott versprochen habt. Von dem Gelübde des Gehorsams gegen mich spreche ich Euch vollständig los; aber von der Lebensregel, die Ihr Gott gelobt, spreche ich Euch nicht los, weil dies nicht in meiner Macht gelegen ist. Dienet also Eurem Gott nach dem Maße Eurer Kräfte. Jedes Wort oder jede That, wodurch Ihr aus Unachtsamkeit oder Vergeßlichkeit den Gehorsam gegen mich verletzt habt, soll verziehen sein; habe ich in Wort oder That Jemanden von Euch beleidigt, so vergebt auch Ihr mir wiederum. So möget Ihr denn in dem Frieden Gottes verbleiben, dessen Obhut ich Euch übergebe, und mich aus diesem Leben auf dem mir bestimmten Wege in Frieden entlassen, denn die Stunde ist da, in der meine Seele das Gefängniß dieses Körpers verlassen und der Vergeltung für ihre Dienste und der Ruhe von ihren Arbeiten entgegengehen soll, zu welcher zu gelangen ihr die Güte und Barmherzigkeit Gottes, unsers liebevollen Vaters, gnädig verleihen wolle!" Nachdem er so seine trauernden Brüder getröstet hatte, richtete er seine Augen gegen Himmel und hauchte mit den Worten: „In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist" seine Seele aus. Er starb sitzend vor seinem Krankenbette, an einem Samstage, den 19. Dezember, nachdem er ein Alter von sechzig Jahren erreicht und fast zehn Jahre lang Abt gewesen war. Als sein Todesjahr erweist sich 761, denn in diesem treffen nicht nur der angegebene Monats- und Wochentag zusammen, sondern es wird auch durch die übrige Zeitrechnung der Lebensbeschreibung gefordert.[1])

Der Heilige hatte für seinen Tod Alles vorbereitet. Er hatte seinen Schülern vorausgesagt, wann er sterben werde und wie sie seine Leiche mit den priesterlichen Gewändern bekleiden sollten; das steinerne

[1]) Luidl a. a. O. I, 2. Vgl. Popp a. a. O. S. 186.

Grab, in dem er ruhen wollte, war schon zu seinen Lebzeiten in der Kirche hergerichtet worden. Noch am Abende des Todestages wurde der Verstorbene in die Kirche gebracht und die Brüder sangen während der Nacht die Todtenmette, auf welche das hl. Opfer folgte. Morgens, am Sonntage den 20. Dezember, fand das Begräbniß statt.

Bis hieher erzählt die Nonne von Heidenheim nach den Mittheilungen der hl. Walburg und anderer Jünger des hl. Wunibald; von dem Folgenden erklärt sie selbst Zeugin gewesen zu sein.

Eine ganze Woche lang währte die Todtenfeier. Ein Priester, welchen Wunibald selbst herangebildet hatte, sowie noch andere Priester sangen jeden Morgen ein Amt für den Verstorbenen. Als nun eines Tages einer von ihnen in aller Frühe die Kirche betrat, strömte ihm beim Oeffnen der Thüre ein überaus lieblicher Wohlgeruch entgegen. Dieser Duft erfüllte wie ein warmer Rauch die ganze Kirche. Betroffen eilte er hinaus und theilte seine Wahrnehmung einigen Anderen mit, welche gerade draußen standen. Wie sie aber an Ort und Stelle anlangten, war das Zeichen verschwunden. Oft kam es auch vor, daß ein über der Stätte, wo der Bekenner ruhte, angebrachtes Licht brannte, ohne daß Jemand es angezündet hatte. Ein anderes Mal suchte ein Mädchen aus Wunibalds Verwandtschaft, die Tochter seines Oheims, welches zwei Jahre lang an einer Lähmung des rechten Armes litt, Hülfe bei dem Heiligen. Kaum war sie zu seinem Grabe gekommen, so ward sie gesund.

Heidenheim wurde immer mehr bekannt. Bald baute sich um das Kloster eine Ortschaft, wie wir aus einer Erzählung der Nonne erfahren. Eines Tages kam die Magd des Vorgesetzten des „Dorfes, das bei dem Kloster gelegen", in die Klostermühle, um für ihren Herrn zu mahlen. Sie mußte warten und ward hungrig. Als endlich die Reihe, zu mahlen, an sie kam, nahm sie das erste Mehl ihres Herrn und buck sich ein Brod daraus. Um den dadurch entstandenen Abgang zu decken, griff sie nach dem Mehle des Klosters. Allein die Mühle gab nun, sie mochte aufschütten und mahlen, so viel sie wollte, nichts mehr wieder. In ihrer Herzensangst bekannte sie dem Müller ihre Schuld. Als nun beide zu dem hl. Wunibald um Hülfe flehten, fing das Mehl wieder an zu laufen.

Die Verehrung des Volkes gegen den Heiligen, wie nicht minder das Anwachsen des Ortes und des Klosters, dessen Leitung nunmehr Walburg führte, bewogen den hl. Willibald einige Jahre nach dem Tode seines Bruders, statt der ersten kleinen und wohl zum größten Theile aus Holz errichteten Kirche eine größere zu erbauen. Während nun der Bischof, umgeben von seinen Priestern und zahlreichen Gläubigen, den Grundstein legte, fing die Glocke der alten Kirche, ohne daß Jemand sie berührt hatte, von selbst zu läuten an. Erfreut über dieses glückliche Vorzeichen, gaben Alle Gott die Ehre. Nachdem der Chor und die Krypta vollendet waren, beschloß Willibald, den Leib seines Bruders,

dessen Heiligkeit fortwährende Wunder bezeugten, zu erheben und in der neuen Gruft beizusetzen. Am 24. September 777 erschien der Bischof mit einem Priester und seinen Diakonen in der Kirche, um das Grab zu öffnen, in welchem der Heilige gerade sechzehn Jahre weniger drei Monate geruht hatte. Es war in Form eines Häuschens erbaut. Man mußte das Dach abheben und sodann die Erde wegräumen, unter der sich das eigentliche Gewölbe befand. Als man zu graben anfing, verließ der Bischof die Kirche. Es war zu schmerzlich für ihn, den Leib des geliebten Bruders, dessen Bild so lebendig vor ihm stand, in Verwesung zu sehen; der Priester und ein Diakon, welche zurückblieben, verhüllten sich aus Furcht vor dem Leichengeruche mit Tüchern. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie den Sargdeckel hoben! Der Leichnam befand sich gänzlich unversehrt; nicht einmal ein Haar war von seinem Haupte gefallen. Sie hoben ihn sanft aus dem Grabe und riefen Willibald herbei. Hatte ihn vorher ängstlicher Zweifel gequält, wie er nach so vielen Jahren den Leib des Bruders finden werde, so durchdrang ihn jetzt dankbare Freude. Die Geistlichkeit sang die Terz, der Bischof feierte sodann die hl. Messe und weihte darauf den neuen Chor und die Krypta ein. Nachdem diese Feierlichkeit beendet war, wurde die Kirche geöffnet. Das Volk, welches mit Ungeduld dieses Augenblickes harrte, strömte herein, mit ihm der versammelte Adel, alle voll Verlangen, den Heiligen zu sehen. Zuerst trat der Bischof hinzu, beugte sich und gab seinem Bruder den Friedenskuß. Seinem Beispiele folgte Walburga mit den Nonnen und Mönchen. Darauf wurde der Leib auf den Schultern der Novizen, umgeben von den Priestern, Diakonen und Klosterbewohnern in die Krypta getragen. Die Gläubigen drängten herbei, und wer nicht bis zu ihm gelangen konnte, suchte wenigstens mit der Hand ihn zu berühren. Der Psalmengesang der Mönche, das Kyrie eleison des Volkes und die Lieder der Jugend wechselten ab, bis die Beisetzung in dem neuen Grabe geschehen war. Die Feier wurde durch ein zweites Hochamt geschlossen. Im folgenden Jahre wurde nach dreijährigem Bauen die ganze Kirche fertig, und Willibald weihte sie, wieder am 24. September, zu Ehren des göttlichen Erlösers ein.

Mit der Erhebung Wunibalds wurden die Gebetserhörungen noch zahlreicher. Am nächsten Morgen, ungefähr um dieselbe Stunde, in welcher der Heilige Tags vorher in den Sarg gelegt worden war, kam eine Frau zur Kirche, deren Seite gelähmt war. Sobald sie sich an dem Grabe niedergelassen, kehrte das Leben in ihre abgestorbenen Glieder zurück. Aus Dankbarkeit hiefür nahm sie in dem Kloster den Schleier. Zu einer anderen Zeit kam einer jener Büßer nach Heidenheim, die wegen besonders schwerer Vergehen mit einer Kette gefesselt auf die Wallfahrt gesandt wurden. Als er mit Weinen und Beten an dem Grabe des Heiligen um Erbarmen flehte, fielen plötzlich die Bande von seinen Händen. Er erhob sich, machte das Zeichen des hl. Kreuzes und

ging freudig von dannen. Neben diesen Wundern geschahen noch viele andere Heilungen. Namentlich fanden jene Hilfe, welche an Lähmung oder Verkrümmung der Glieder, also derselben Krankheit litten, die der Heilige selbst so geduldig ertragen hatte.

Wie gegen Ende des achten Jahrhunderts in anderen Stiften und Klöstern die Regel des hl. Benedikts von der Chrodegangs oft gewaltsam verdrängt wurde, so geschah es auch hier. Der Nachfolger des hl. Willibald, Bischof Geroch, setzte in Heidenheim statt der Mönche Chorherren ein. Dieser Bischof, welcher das Taufkind des hl. Willibald war, wurde dafür als „Wechselbalg" (filiaster) bezeichnet. Die Umgestaltung des Klosters änderte indessen nichts an der Verehrung und dem Grabe des Heiligen.[1]) Auch als Bischof Otgar hundert Jahre später in Heidenheim eine neue Kirche baute, wurde die vom hl. Willibald errichtete Krypta kaum verändert. Bei der Ueberführung des Leibes der hl. Walburga nach Eichstätt unter demselben Bischof wurden wohl auch die Ueberreste des hl. Wunibald dorthin gebracht, aber auch wieder zurückgesandt. Der Körper des Heiligen muß also in einem beweglichen Schrein geruht haben, der bei feierlichen Anläßen und Vorgängen als Heiligthum mitgetragen wurde. Diese Art der Aufbewahrung ließ es auch zu, Theilchen von seinen Gebeinen zu entnehmen und anderen Kirchen zu übergeben. So trug Bischof Gundechar Reliquien des Heiligen in seinem Brustkreuze und hinterlegte deren in den von ihm geweihten Altären seiner Domkirche und in dem Hochaltar zu Herrieden. In derselben oder der nächstfolgenden Zeit kamen solche mit Ueberresten Willibalds und Walburga's nach Furnes in Flandern. Auch der erste Altar im östlichen Theile des Domes zu Bamberg enthielt Reliquien Wunibalds.[2]) In der Schloßkirche zu Wittenberg wurden zur katholischen Zeit Sachsens gleichfalls Reliquien von ihm gezeigt.[3]) Um die Mitte des eilften Jahrhunderts wurden in Heidenheim nach langen und erbitterten Kämpfen wieder Benediktinermönche eingeführt. Der neue Abt Adalbert bestätigt, daß der Leib des Heiligen noch immer in der Gruft ruhte und erzählt, daß nebstdem sein Abtsstab, in Silber gefaßt, auf dem Altare, eine Abschrift der Regel des hl. Benedikt, welche aus dem Kloster Monte Cassino stammte, und andere Erbauungsbücher, welche Wunibald auf seinem Esel nach Heidenheim gebracht hatte, dort aufbewahrt wurden. Mit dem Stabe pflegte man die kranken Stellen der Leidenden zu berühren, was den Meisten wunderbare Heilung brachte. Um jene Zeit (1160) erbaute auch Bischof Conrad an der Domkirche eine Kapelle zu Ehren Wunibalds, die erste, welche dem Heiligen in Eichstätt errichtet wurde. Kaum war indessen Heidenheim als Kloster wieder-

---

[1]) Vgl. Pastoralblatt. 1862. S. 70 ff.

[2]) 38. Jahresbericht des hist. Vereins zu Bamberg. S. 91.

[3]) Gretser opera omn. I, 125.

hergestellt, als eine Feuersbrunst nicht nur die Gebäude, sondern auch die Kirche zerstörte. Sie drang bis in die Krypta und vernichtete die dortigen Altäre sammt der Tumba des Heiligen, die durch ihre ebenso künstlerische als kostbare Ausstattung in Gold und Silber berühmt war. Abt Adalbert begann zwar sogleich den Wiederaufbau des Münsters, aber erst Abt Stephan konnte ihn unter Bischof Otto (1182—1191) vollenden. Bei der Einweihung der neuen Kirche fand die zweite Uebertragung statt. Wahrscheinlich wurde der Leib in einen tragbaren Sarg verschlossen und dieser dann in einem Steingrabe in Mitte der Kirche beigesetzt. Aus dem folgenden Jahrhundert haben wir nur die Nachricht, daß die Reliquien bei der Translation Willibalds im Jahre 1256 zum zweitenmal nach Eichstätt, aber auch wieder zurück nach Heidenheim gebracht wurden. Als im Jahre 1359 der neue gothische Chor der Klosterkirche vollendet worden war, wurde nach der Angabe Heinrichs von Rebdorf[1]) die dritte Uebertragung vorgenommen. Die Reliquien wurden wahrscheinlich auf dem Choraltare selbst hinterlegt, wie dies auch mit denen Willibalds bei ihrer Ueberführung in den Willibaldschor geschehen war. Mit dieser dritten Uebertragung fällt auch ihre dritte Reise nach Eichstätt zusammen. Die Kirche der hl. Walburg war nämlich durch ein Verbrechen entweiht worden und in Folge dessen hörte der Oelfluß aus den Gebeinen der Jungfrau auf. Zu ihrer Wiedereinweihung holte man auch den Schrein Wunibalds aus Heidenheim herbei und mit seiner Ankunft begann das Oel wieder reichlich zu strömen. Dem Jahre 1483 gehört jenes Steingrab an, welches sich noch heute in der Kirche zu Heidenheim in dem Schiffe vor dem Chore befindet. Auf dem mit auf Säulen gestellten Bogen belebten Unterbau liegt die Denkplatte mit dem lebensgroßen Bilde des Heiligen. Er ist mit dem Ordenskleide angethan und trägt in der Rechten den Stab und in der Linken das Modell einer Kirche; zu seinen Füßen ist als eine Anspielung auf seine Abstammung das Wappen der englischen Könige angebracht. Um den Rand laufen die Worte: „Abbas hic Wunibaldus, Richardi filius almus, regnum Anglorum mox linquens, hoc monachorum claustrum fundavit, Benedictique norma rigavit, Septingentesimo quinquagesimo denique fere anno. 1483“ (Abt Wunibald, der edle Sohn Richards, verließ frühe das Reich der Angeln und gründete dieses Kloster nach der Regel des hl. Benedikt um das Jahr 750. 1483).[2]) Wir dürfen hiebei nicht an eine abermalige Uebertragung denken. Wie der im folgenden Jahre in derselben Kirche errichtete Grabstein mit dem Bildniß der hl. Walburg und der Inschrift: „Sepulcrum S. Walburgae — Grab der hl. Walburga“ — nur ihre ehemalige Ruhestätte bezeichnet,

---

[1]) Freher, Scriptores I, 652.

[2]) Siehe die Abbildung bei Falkenstein, Nordg. Alterthümer, S. 23 und XIII. Jahresbericht d. hist. Ver. f. Mittelfranken, S. 16, Taf. 1.

so wurde auch dieses Denkmal eben an der Stelle des früheren Grabes errichtet, das sich möglicher Weise selbst wieder über dem zweiten in der ehemaligen Krypta befand. Die Reliquien Wunibalds verblieben also auch ferner da, wo sie bei der letzten Uebertragung hinterlegt wurden. Neben solchen von seinen Geschwistern wurden auch einige von den seinen im Jahre 1492 von Bischof Wilhelm an den englischen Hof gesandt. Noch 1516, also ein Jahr vor der Kirchenspaltung, sagt Bruder Balthasar Böhm von Rebdorf in einer Predigt auf das Fest des Heiligen, daß seine Gebeine wegen vielfacher Wunder in Heidenheim verehrt würden. Kurze Zeit darauf sollten sie spurlos verschwinden. Mit den Gütern der Grafen von Truhendingen war auch die Schirmvogtei über Heidenheim an die Markgrafen von Ansbach übergegangen. Diese führten im Jahre 1534 in der Kirche die brandenburgische Kirchenordnung ein und verwandelten das Kloster in ein markgräfliches Schloß. Der Schrein des hl. Wunibald wanderte wahrscheinlich mit anderen Kleinodien in die fürstliche Schatzkammer und sein Inhalt wurde zerstreut. Nur eine Reliquie entging diesem Loose. „In diesem Closter, erzählt Schütz,[1]) ist vor wenig Jahren noch vorhanden gewest Sancti Wunibaldi Brustbild von Kupfer und übergült, in Lebensgröß, daran man oben das Aerarium (lies: Cranium — Hirnschale) nachsehen können; neben herum seynd seine Coaetanei von kleinen Bildern eingefaßt gestanden, als St. Bonifacius, seiner Mutter Bruder, St. Willibrordus, Bischoff zu Utrecht, St. Burkard, Bischoff zu Würzburg, St. Deodatus, Bischoff und Martyrer, St. Sola, sein Blutsfreund." Christoph Truchseß von Waldburg, der Bruder des abgefallenen Erzbischofs Gerhard von Köln, welcher, gestützt auf die alte Sage, der hl. Richard sei, bevor er König von Kent geworden, Herzog in Schwaben gewesen, und auf die Aehnlichkeit des Namens seines Stammschlosses „Waltburg" mit dem der hl. Walburga, dem Stammbaum seines Hauses auch die Familie des hl. Richard einverleiben zu dürfen glaubte, hatte kein größeres Verlangen, als sich in den Besitz von Reliquien dieser Heiligen zu setzen. Wie er sich von Eichstätt solche von Willibald und Walburg holte, so erbat er sich von den Markgrafen Christian und Joachim Ernst dieses Brustbild des hl. Wunibald. Mit großer Feierlichkeit wurde dasselbe im Jahre 1606 nach Scheer gebracht. Der Truchseß trug den seinem Schlosse daselbst nächstgelegenen Reichelsberg dem hl. Wunibald zu Lehen auf und nannte ihn Wunibaldsberg, wählte die drei Geschwister in einer eigenen mit seinem Blute unterschriebenen Urkunde zu besonderen Patronen seines Geschlechtes und fortan wurden alle neuen Kapellen in den Schlössern seiner Familie auf die Namen der drei Heiligen geweiht. In Eichstätt selbst haben sich von den Ueberresten Wunibalds nur zwei kleine Theilchen unter den Reliquien des Hauptaltares der Domkirche erhalten.

---

[1]) Corpus histor. Brandenb. II, 146.

Andere mögen seiner Zeit in den Altären der zu seiner Ehre eingeweihten Kirchen zu Meinheim, Rudertshohen, Tegersheim und Urheim[1]) eingeschlossen worden sein.

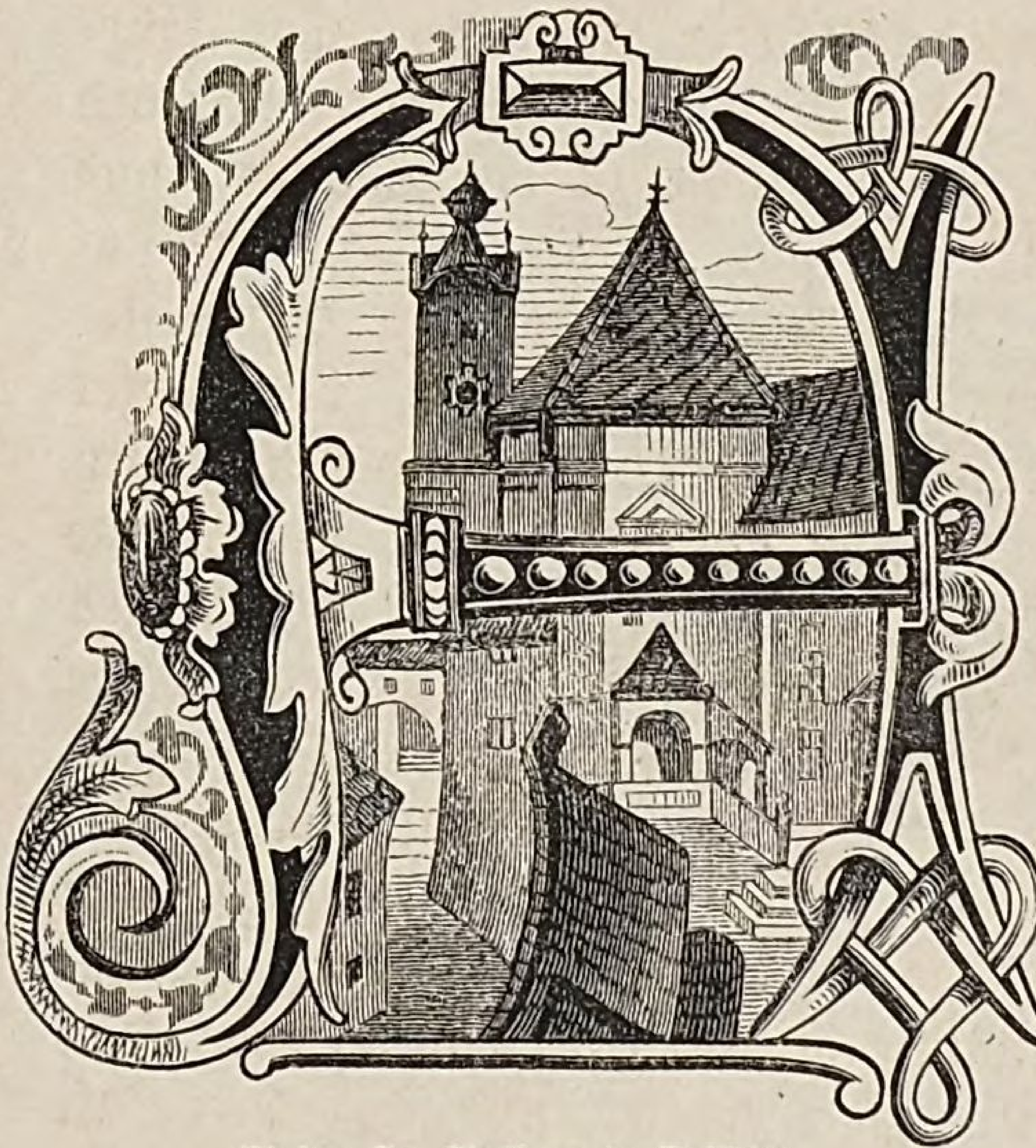
St. Wunibald wurde im Mittelalter als Patron der Bauhütten verehrt und mit der Maurerkelle abgebildet.[2]) Ein mächtiger Bauherr ist er auch gewesen. Das steinerne Haus, das er errichtet, ist gefallen; der geistige Bau, den er aufgeführt und für welchen sein Kloster gleichsam nur als das äußere Gerüste diente, dauert und wächst noch heute.

---

[1]) Suttner, Schematismus. p. 20. 18. 73. Pastoralblatt. 1862. S. 217.
[2]) Heideloff, Bauhütten d. MA. S. 24.

15. Die heilige Walburga.

(1. Mai.)



Kloster St. Walburg in Eichstätt.

Als einstens der Heiland zu Bethanien bei dem wiedererweckten Lazarus Einkehr genommen hatte, da salbte dessen Schwester Maria des Herrn Füße und „das ganze Haus ward, wie die Schrift beifügt, von dem köstlichen Wohlgeruche erfüllt.“ Den gleichen Dienst hat auch die Schwester Willibalds und Wunibalds den Armen Christi, welche nach der Erklärung der Väter unter den Füßen Jesu zu verstehen sind, in ihrem Leben erwiesen und erzeigt ihn noch durch ein beständiges Wunder seit ihrem Tode bis heute. Und wie jene Salbe das Haus des Lazarus durchduftete, so verbreitete sich der süße Geruch ihrer Unschuld und Liebe über die ganze Kirche, als das Haus der zu neuem Leben wiedergeborenen Menschheit. Ja unter allen Frauen des Frankenlandes ist keine, deren Ruhm sich so weit erstreckt, als der der hl. Walburga, von welcher Balde, der christliche Horaz, Alles sagt, indem er einfach die Worte auf sie anwendet: „Oleum effusum nomen tuum — dein Name ist wie ein ausgegossenes Oel.“

Die erste Lebensgeschichte derselben hat der Priester Wolfhart von Hasenriet um das Jahr 893 geschrieben;[1]) sie wurde von Medibard

[1]) De miraculis S. Walburgae libri IV ad Erchanboldum episc. Eystet: P. Stewart, Comment. de vita et reb. S. Walb. Ingolstadii. 1616. p. 29. — Mabillon, AA. SS. O. S. B. s. III, 2, p. 287. — AA. SS. Februarii tom. III. p. 523. — Migne, Patrolog. Ser. latina. Vol. 129.

gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in Verse gebracht.[1]) Eine zweite haben wir von Adalbold, welcher als Bischof von Utrecht 1027 starb.[2]) Außerdem kommen noch der Bericht des Abtes Adalbert von Heidenheim[3]) und die vielfach erweiterte Lebensbeschreibung der Heiligen von Bischof Philipp von Eichstätt in Betracht.[4]) Alle übrigen sind entweder Auszüge oder Zusammenstellungen von diesen.

Das Geburtsjahr Walburga's, der rechten Schwester der heil. Willibald und Wunibald, dürfte nicht vor dem Jahre 710 liegen. Da nämlich ihr Vater, der hl. Richard, als seine Söhne ihn zur Wallfahrt nach Rom aufforderten, sich zuerst damit entschuldigte, daß er „noch unerwachsene Kinder habe", die seiner bedürften, so wird seine Tochter, als er im Jahre 720 sich dennoch zur Abreise entschloß, kaum mehr sondern eher weniger als zehn Jahre gezählt haben. Das Haus frommer Eltern ist immer eine gute Schule. In dieser empfing Walburga ihren ersten Unterricht. Ihre rechte Mutter Wunna, war frühzeitig gestorben und bald sollte sie auch ihren Vater verlieren. Richard verließ indessen seine Tochter nicht, ohne sie zuvor in ein zweites, noch besseres Heim eingeführt zu haben. Er übergab sie dem Kloster Winburn in der Grafschaft Dorsetshire. Dasselbe war von der Schwester des Königs Ina, dem Wunna verwandt gewesen sein soll, vor kurzer Zeit gegründet worden und stand damals unter der Leitung der Aebtissin Tetta. Wie die Lehrerinnen Walburga nicht fremd waren, so traf sie auch unter ihren Mitschülerinnen mehrere, die ihr durch die Bande des Blutes nahe standen. Lioba und Tecla, die in demselben Hause erzogen wurden, waren ihre Basen. Wenn die Kirche von Maria rühmt, „daß sie die Freuden der Mutter mit der Ehre der Jungfrau vermähle", so gilt dies in gewissem Sinne auch von diesen frommen Klosterfrauen und zwar von damals wie von heute. Durch das Gelübde der Jungfräulichkeit verzichten sie darauf, leibliche Kinder zu haben, um den Waisen und Verlassenen geistige Mütter zu werden, und ihre Liebe ist um so größer, je reiner sie sind. Auch Walburg fand in Winburn wieder, was ihr der Tod entrissen, die Mutter. Wie die Erziehung und der Unterricht in den englischen Frauenklöstern beschaffen war, haben wir schon im Leben der hl. Lioba gehört. Mit Eifer suchte sich die Tochter Richards die in jenen Tagen für die Frauen höherer Stände für nöthig gehaltenen Kenntnisse, namentlich die lateinische Sprache, als die der Kirche, anzueignen; unermüdlich übte sie sich in kunstfertiger Handarbeit; über alles aber gingen ihr Betrachtung und Gebet. Sie

---

[1]) Gretser, De div. tutel. Obs. II, 306. — AA. SS. l. c. p. 551. — Pastoralblatt d. B. Eichstätt. 1860. Beilage: Laudes S. Walb. p. 2.

[2]) AA. SS. l. c p. 542. Migne l. c. Vol. 140.

[3]) Gretser l. c. p. 318.

[4]) Canisius, lect. ant. IV, 2. p. 563. (ed. nov. IV, 238). — AA. SS. l. c. p. 553.

war zur Jungfrau herangewachsen, als sie ihren Bruder Wunibald wieder sah. Er allein war von der Reisegesellschaft, welche sie in ihrer Kindheit verlassen hatte, zurückgekehrt. Aber auch er war nur gekommen, um die Seinen aus der irdischen Heimath in die himmlische zu weisen. Bewogen die feurigen Ermahnungen Wunibalds seinen Stiefbruder, ihm in sein Kloster nach Rom zu folgen, so brachten sie in seiner Schwester den längst gehegten Entschluß zur Reife, in jene Welt, der sie als Kind bereits entrückt worden war, nicht mehr zurückzukehren. Sie folgte also dem Beispiele ihrer Brüder und weihte sich für immer dem Herrn.

Unter den englischen Frauenklöstern war es besonders das der frommen Tetta, welches den hl. Bonifatius bei dem Werke der Bekehrung Deutschlands unterstützte. Zu jenem friedlichen Kreuzzuge, der sich die Aufgabe stellte, ein verwandtes Volk von der Knechtschaft des Bösen zu befreien und dem Reiche Christi einzuverleiben, stellte Winburn nicht nur in Lioba die Heerführerin, sondern auch die meisten Streiterinnen. Einige nehmen an, Walburg sei zu gleicher Zeit mit dieser ihrer Base ausgezogen. Wie aber die in den Lebensbeschreibungen des Apostels der Deutschen genannten Priester nicht alle mit einem Male von ihrer Insel nach dem Festlande herüberkamen, so folgten wohl auch jene Nonnen sich nach und nach. In jedem Falle wurde Walburg von dem Heiligen nicht vor ihren Brüdern berufen. Diese scheinen vielmehr den Erzbischof auf die Schwester erst aufmerksam gemacht und ihre Bitten mit den seinen vereinigt zu haben.

Während die älteren Berichte nichts Näheres über die Reise Walburgs enthalten, weiß Bischof Philipp hierüber ein Mehreres zu erzählen. Als die Jungfrau die Einladung ihres Oheims und ihrer Brüder empfangen hatte, suchte sie Rath bei Gott. In kindlicher Einfalt betete sie, der Herr möge ihr seinen Willen, dem sie den ihrigen ganz unterwerfe, offenbaren. Und sie erhielt eine Antwort auf ihre Bitte, denn eine innere Erleuchtung sagte ihr, daß der an sie ergangene Ruf die Stimme Gottes sei, der sie ohne Bedenken folgen solle. Daraufhin rüstete sie sich freudig zur Abreise. Ihre Begeisterung für das große Werk riß auch ihre Schwestern hin, von denen sich nicht weniger als dreißig dazu verstanden, sie zu begleiten. Obschon die Fahrt auf dem Meere nur eine kurze war, so brachte sie ihnen doch eine große Gefahr. Es erhob sich nämlich ein so heftiger Sturm, daß die Schiffer Alles für verloren gaben und schon daran gingen, ihre Geräthschaften über Bord zu werfen, um das Fahrzeug zu erleichtern. In dieser Noth kniete Walburg zum Gebete nieder. Als sie sich erhoben, gebot sie, wie von heiliger Macht erfüllt, den Winden und den Wogen, und es trat eine so wunderbare Stille ein, als ob der Friede, der in ihrem Herzen wohnte, sich über die See ausgegossen hätte. Ueberglücklich liefen sie in den Hafen ein und setzten zu Lande ihre Reise fort. In Mainz trafen sie Bonifatius, bei dem sich gerade auch Willibald befunden haben soll.

Walburg und die Ihrigen nahmen sicher ihren ersten Aufenthalt in jenen thüringischen Klöstern, welche Lioba zur Leitung übergeben waren. Wahrscheinlich müssen wir sie bei dieser selbst zu Bischofsheim an der Tauber suchen. Die ältesten Lebensbeschreibungen berichten wenig über diese ihre Zurückgezogenheit in der abgelegenen Zelle inmitten der einsamen Waldnacht und wir dürfen uns nicht darüber wundern. Je reicher eine Seele an innerem Leben, um so ärmer oder eintöniger ist gewöhnlich ihre äußere Geschichte. Für Walburg ward dieses Kloster eine Schule, in der sie lernen sollte, selbst dereinst einer noch größeren Niederlassung vorzustehen. Nur wenige Jahre nach ihrer Ankunft auf deutschem Boden hatte Wunibald seine Stiftung zu Heidenheim begonnen. Die Bekehrung des Volkes war vielleicht der leichtere Theil seiner Aufgabe, schwieriger war die Erziehung desselben zu christlicher Sitte. Für eine solche reichten seine Mönche nicht aus, es bedurfte der Mitwirkung frommer Frauen. Wunibald errichtete darum mit Zustimmung Willibalds neben seinem Kloster noch ein solches für Nonnen und übergab es an Walburg. Wie an der Wiege des Ordens der hl. Benedikt und die hl. Scholastika stunden, so sehen wir also auch in Heidenheim Bruder und Schwester nebeneinander, er ihr geistiger Führer, sie seine Gehülfin in der Heranbildung der Jugend des Landes. Der Antheil, der Walburg an dem gemeinsamen Werke zufiel, muß groß und das Verständniß, mit dem sie dasselbe angriff, tief gewesen sein, denn als für Wunibald die Stunde des Scheidens schlug, empfahl er nicht allein die Nonnen, sondern auch die Mönche von Heidenheim der Obsorge seiner Schwester. So war sie, wie Tetta zu Winburn, jetzt die Aebtissin und Mutter von Allen.

Nur die Liebe gegen den dahingegangenen Bruder, dessen Verlust sie tief und lange betrauerte, und der Gehorsam gegen den überlebenden, welcher als ihr Bischof dessen Anordnung bestätigte, gaben ihr Kraft, die schwere Bürde zu tragen. Sie führte ihr Amt ganz im Geiste Wunibalds. „Wachen, sagt Wolfhart, war ihre Ruhe, Fasten ihre angenehmste Speise, alle ihre Gedanken zielten auf Gott, dem sie sich immer und mit der größten Inbrunst anbefahl.“ Neben diesem Hange zur Abtödtung, woran wir die Schwester Wunibalds erkennen, zeichnete sie sich besonders durch Sanftmuth und thätige Liebe aus. Die erstere Tugend war ihr so eigen, daß von ihrer Umgebung sogar darauf gesündigt wurde. Eines Abends hatte sie nach Beschluß der Vesper noch allein bis zum Einbruch der Dunkelheit in der Kirche verweilt. Als sie sich vom Gebete erhoben hatte, um in das Kloster zurückzukehren, befahl sie dem Küster, Namens Gomerand, ihr zu leuchten. Der störrige Mönch, wegen des langen Wartens aufgebracht, weigerte sich. Die Aebtissin nahm die Beleidigung ruhig hin und suchte ohne Licht ihre Zelle auf. In der Nacht wurden nun die Schwestern durch einen hellen Schein geweckt, welcher von dem Zimmer Walburga's ausströmte

und die Schlafsäle erleuchtete. Diese Erscheinung währte, bis die Glocke zur Mette rief. Nach dieser versammelten sich die Schwestern um Walburga und erzählten in freudiger Verwunderung, was sie gesehen hatten. Sie vergoß Thränen und sprach ihre Gefühle in dem Gebete aus: „Ich danke dir, o Herr, dem ich von Kindheit an diente, für diese Gnade und preise dich, daß du mich, deine unwürdige Magd, mit dem Troste deines Lichtes zu besuchen, die Herzen deiner Dienerinnen, so mir gefolgt und angehangen, zu erfreuen und durch den Glanz deiner grundlosen Barmherzigkeit die Finsterniß zu erleuchten gewürdigt hast. All' dieses kann nicht meinen Verdiensten, sondern nur deiner gnadenreichen Milde und der Fürbitte deines getreuen Dieners Wunibald zugeschrieben werden." — Von ihrer erbarmenden Liebe gegenüber fremder Noth gibt ein anderer Vorfall Zeugniß, der uns zugleich ein Bild von den einsamen Ansitzen der Edelinge jener Zeit gewährt. In einem benachbarten Edelhofe war die Tochter des Hauses schwer erkrankt. Walburga drängte es, der Leidenden Hülfe zu bringen. So machte sie sich denn Abends unbemerkt auf den Weg. Als sie an dem Gehöfte ankam, stand sie fremd vor dem Thore, aus dem sogleich mehrere bissige Hunde hervorstürzten. Der Hausherr, durch das Gebelle aufmerksam gemacht, fragte erschreckt, wer sie wäre, denn er und seine Knechte fürchteten, die grimmigen Thiere könnten die unbekannte Pilgerin zerreißen. Die Aebtissin erwiderte: „Ich habe keine Furcht, denn die Hunde werden Walburga nicht anrühren. Derjenige, welcher mich wohlbehalten hieher geführt, wird mich auch ungefährdet wieder dorthin zurückführen, von wo ich gekommen bin; Er, welcher mich ohne dein Wissen in dein Haus gesandt, wird diesem Hause Heil widerfahren lassen, wenn du nur von Herzen an ihn, den höchsten Arzt unter allen Aerzten, glaubst." Wie der Eigenthümer des Hauses ihren Namen hörte, sprang er von seinem Sitze in der Halle auf und geleitete sie ehrerbietig in das Innere. Sie sagte, daß sie nicht ohne Grund gekommen sei. Als die Zeit, sich zur Ruhe zu begeben, herangenaht war, sprach sie den Wunsch aus, die Nacht im Zimmer seiner Tochter zu verbringen. Beklommen führte man sie dorthin. Das Mädchen lag in den letzten Zügen, die Todeskälte hatte sich schon eingestellt und ein banges Stöhnen entrang sich seiner Brust. Der Vater weinte laut, die Mutter beugte sich gebrochenen Herzens über ihr sterbendes Kind, die Diener bereiteten schon alles zur Trauerfeier vor. Walburga warf sich auf die Kniee und verharrte die ganze Nacht im Gebet. Und wie sie ihre Hände zum Himmel erhob, so streckte hinwieder der Herr den Arm seiner Erbarmung aus. Das Mädchen stund am Morgen vollkommen gesund von seinem Lager auf. Die Eltern, ebenso erstaunt über das Wunder als durchdrungen von Dankbarkeit, boten der Heiligen in zitternder Ehrfurcht reiche Geschenke an; sie aber schlug dieselben aus und kehrte zu Fuße in ihr Kloster zurück. Wolfhart bemerkt ausdrücklich, daß er von den vielen Zeichen, welche sie während ihres übrigen

Lebens gewirkt, nur diese zwei habe erzählen wollen. „In dem Maße aber, fügte er bei, in welchem diese Beweise himmlischer Huld sich häuften, vermehrte sie auch die Strenge gegen sich selbst."



Die hl. Walburga.

Neben der Gottseligkeit war aber auch die Wissenschaft in ihrem Kloster zu Hause. Wie die Flamme Wärme und Licht, so verbreiteten die Strahlen, die von Heidenheim ausgingen, Liebe und Erkenntniß. Die Nonnen, welche mit ihr aus England kamen, brachten schon aus ihrer Heimath einen reichen Schatz von Wissen mit; in diesem die weibliche Jugend zu unterrichten, war die Aufgabe, die ihnen anvertraut wurde. Von der bloßen Mittheilung des Erlernten ging man aber auch zu selbstständiger schriftstellerischer Thätigkeit über. Nicht einer der Mönche, sondern eine Nonne von Heidenheim eröffnet die Reihe der Geschichtsschreiber des Eichstätter Sprengels. Mag auch ihre Darstellung in dem „Reißbuch des hl. Willibald" in dem „Leben des hl. Wunibald" den Glanz vermissen lassen, so zeichnet sie sich dafür durch um so größere Treue aus: „Die Worte versuchen, so zu sagen, die Nachahmung der

Dinge."[1]) Abt Adalbert spricht auch von Schriften der hl. Walburga selbst, aus denen er geschöpft habe. Es mag sein, daß er hier die Nonne mit der Aebtissin verwechselt, welche die Arbeit jener durch ihre Mittheilungen gefördert hat; wenn nicht, so sind wenigstens die Werke Walburga's nicht bis auf uns gekommen.

In ihren alten Tagen ward der Heiligen noch eine große Freude zu Theil. Es war damals, als sie den nach sechzehnjähriger Ruhe aus dem Grabe erhobenen Leib ihres Bruders Wunibald noch einmal küssen und Zeugin der bei dieser Erhebung geschehenen Wunder sein durfte. Die Heiligkeit des Verklärten war aber unterdessen von der Ueberlebenden erreicht worden und deßhalb sollte sie ihn bald auf ewig umschlingen. Kurze Zeit darauf ging sie zum größten Schmerze ihrer Schwestern und ihrer Kinder im Glauben in die bessere Welt hinüber. Während der Tag ihres Todes — der 25. Februar — angegeben wird, versäumen es die Quellen, das Jahr zu nennen. Sicher liegt dasselbe nach der Erhebung Wunibalds und vor dem Hinscheiden Willibalds. Nach einer unvordenklichen Ueberlieferung des Klosters St. Walburg ist die Heilige an einem Donnerstage gestorben, weßhalb man auch dort an diesem Wochentage bis heute besondere Andachtsübungen hält. Da nun der 25. Februar unter den in Frage kommenden Jahren nur in dem von 779 mit einem Donnerstage zusammenfällt, so muß dieses als ihr Sterbjahr angenommen werden. Als solches wurde es auch auf einer der von Bischof Johann von Eich in ihr Kloster gestifteten Tapeten bezeichnet.[2]) Als ihre Seele nach Oben gestiegen, da erschien Vielen, wie Philipp erzählt, ihre irdische Hülle von einer solchen Glorie umflossen, als ob sie bereits wirklich das Kleid der Unsterblichkeit angezogen hätte. In dem wundersüßen Geruche, der von ihr ausging, erkannte man den Duft der Jungfräulichkeit. Willibald bereitete ihr neben Wunibald die Ruhestätte. So begrub ein heiliger Bruder eine heilige Schwester neben dem Grabe eines heiligen Bruders.

Als der Leib der hl. Walburg in die Kirche getragen wurde, da sollen alle Kerzen und Lampen wie von unsichtbarer Hand angezündet worden sein. Man kann sagen, daß dieser Lichtglanz um ihr Grab niemals erloschen ist. Das Wunder, welches auch in ihre Erdentage, aber doch nur vorübergehend wie ein Blitz hineingeleuchtet, umgibt ihre Reliquien dauernd mit einem goldenen Scheine, ähnlich der Aureola, welche die Seligen im Himmel krönt. Ihre Geschichte schließt darum nicht mit ihrem Leben, sie geht wie ihr Wirken durch die Jahrhunderte fort.

---

[1]) H. Newman, The family of St. Richard. p. 90.

[2]) Luidl a. a. O. I, 185. — Popp a. a. O. S. 188.

Die Erhebung der Heiligen fand ungefähr neunzig Jahre nach ihrem Tode statt und zwar durch Bischof Otgar bei Gelegenheit der von ihm unternommenen Erweiterung der Heidenheimer Kirche. Die Chorherren, welche schon früher an die Stelle der Mönche getreten waren und die Nonnen nur ungern geduldet haben mochten, scheinen auch dem Grabe Walburga's bei dem Neubau nicht die gebührende Rücksicht erwiesen zu haben. Dies zeigt ein Gesicht, welches Otgar geworden. In der Nacht erschien die Heilige dem Bischof und fragte, warum er das Grab, in dem ihr Leib der Auferstehung entgegenharre, entweihen ließe? „Sei versichert, kündete sie ihm an, du wirst ein Zeichen erhalten, das dich über das begangene Unrecht belehren wird." Am Morgen schon kam ein Bote von Heidenheim — es war der Küster Winfried — mit der Nachricht, daß die ganze nördliche Mauer des Gebäudes, auf welches am folgenden Tage das Dach gesetzt werden sollte, während der Nacht unter entsetzlichem Krachen eingestürzt sei. Gewarnt durch diese so schnelle Erfüllung seines Traumes rief Otgar seinen Klerus zusammen, besuchte das Grab der Heiligen, ließ die Kirche wieder herstellen und weihte sie neuerdings ein. Nach einiger Zeit sandte er die Erzpriester Vulto und Adelung nach Heidenheim, daß sie mit Zuziehung Ommo's, wohl eines dortigen Priesters, und der Klosterfrau Liubilla die Gebeine Walburga's sorgfältig erheben und nach Eichstätt bringen sollten. Als sie mit den Ueberresten der Jungfrau, die von dem Reliquienschrein Wunibalds begleitet wurden, in die Nähe der Stadt gekommen waren, ging ihnen der Bischof mit seiner Geistlichkeit und allem Volke entgegen und führte sie unter dem Geläute der Glocken und unter Jubelgesängen und Freudenthränen in die Kirche zum hl. Kreuze, wo sie beigesetzt wurden. Diese Uebertragung geschah am 21. September, und zwar, wie gewöhnlich angenommen wird, des Jahres 870. Der Sarg Wunibalds wurde drei Tage darauf wieder nach Heidenheim gebracht. Von Walburg blieb dort keine andere Spur, als die Stelle ihres Grabes, welche im Jahre 1484 durch eine neue Deckplatte mit ihrem Bilde ausgezeichnet wurde.[1])

Die Kirche zum hl. Kreuze wird schon von Wolfhart als Klosterkirche bezeichnet. Es scheint also, daß der größere Theil der Heidenheimer Nonnen den Reliquien ihrer Heiligen hieher gefolgt, um als Canonissen fortzuleben. Die anderen dagegen, an ihrer Spitze die schon genannte Liubilla, zogen es vor, der ursprünglichen Regel treu zu bleiben. Ihre Namen sind uns noch aufbewahrt. Es waren: Gerlinde, Liubilla's Schwester, Ruaouhilte, Diothilte, Perhtsuinde und Hiltisuinde.[2]) Liubilla, allen Anzeigen nach dem höchsten Adel angehörig, besaß zu

[1]) Die Abbildung desselben siehe bei Falkenstein a. a. O. S. 23. und XIII. Jahresber. d. hist. Ver. in Mittelfranken. Taf. 1.

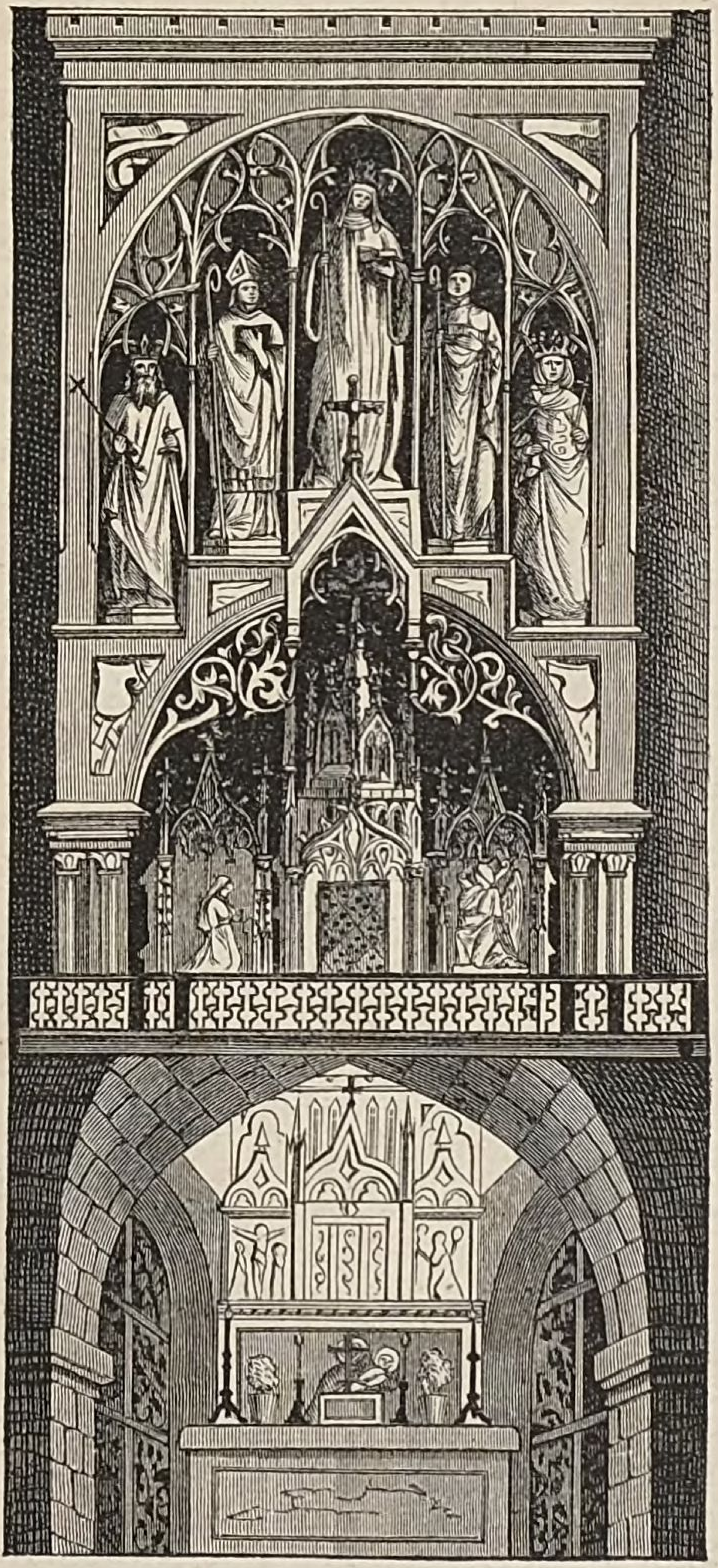
[2]) S. den Stiftungsbrief d. Kl. Monheim: Pastoralblatt. 1859. S. 207.

Monheim ein Muttergut. Dieses beschloß sie zur Errichtung eines Klosters zu verwenden. Um dasselbe gegen die Angriffe ihrer Verwandten und Nachbarn sicher zu stellen, bot sie es sammt allem Zubehör dem Bischofe von Eichstätt zum Geschenke an. Unter den Bedingungen, welche sie setzte, war die hauptsächlichste die, daß ihrem neuen Kloster ein Theil der Reliquien der hl. Walburg übergeben werde. Anfangs trug man Bedenken, hierauf einzugehen. Erst nachdem Liubilla durch ihre Freunde eine Befürwortung König Arnulfs ausgewirkt hatte, verstand sich Bischof Erchanbold, der dem Könige verwandt war, zu einer Theilung der Reliquien. Sie wurde im Jahre 893 vorgenommen. Als das Grab geöffnet wurde, zeigten sich die Gebeine von einer Feuchtigkeit, ähnlich den Thautropfen, bedeckt, ohne daß, so oft man auch dieselben berührte, etwas an den Fingern kleben blieb. Die Priester erhoben einen Theil der Ueberreste mit aller Ehrfurcht und trugen ihn in einem Schreine unter Absingung von Psalmen und Lobliedern nach Monheim. Der Weg dorthin wurde mit Wundern bezeichnet. In Mühlheim, welches dem hl. Bonifatius gehörte, begegnete dem Zuge ein fallsüchtiger Knabe. Er wurde unter die Bahre gelegt und erhielt die Gesundheit wieder. Zugleich verbreitete sich an derselben Stelle ein so starker und überaus süßer Geruch, daß diejenigen, welche den Schrein trugen, fast davon betäubt wurden. Ein anderer Knabe, Namens Rudolf, den dieselbe Krankheit quälte, wurde von seiner Mutter an eben dem Tage, als das Heiligthum feierlich in die Kirche gebracht wurde, herbeigeführt. Sobald er den Sarg berührt hatte, fühlte auch er sich geheilt. Als der kostbare Schatz auf dem Altare der Salvatorskirche geborgen war, beeilte sich Liubilla, die Uebergabe ihres Klosters an das Bisthum Eichstätt zu vollziehen. Nach dem heimischen Gesetze mußte derjenige, welcher ein Eigenthum übertragen wollte, drei Nächte außerhalb seines Besitzthums schlafen. Liubilla begab sich schon in der Nacht nach der Ankunft der Reliquien in ein fremdes Haus. An der Fußgicht leidend, glaubte sie im Schlafe einen ehrwürdigen Priester mit schneeweißen Haaren sprechen zu hören: „Liubilla, warum schläfst du? Stehe auf und gehe zur Kirche!“ Sie antwortete: „Warum soll ich zur Kirche gehen, da die Morgenglocke noch nicht geläutet hat? Ich könnte nicht einmal dahin gelangen, es sei denn, daß fremde Hände mich tragen würden.“ „Erhebe dich schnell, erwiderte er, und gehe, denn der hl. Willibald ist mit einem großen himmlischen Geleite gekommen, um zu sehen, wie du seine heilige Schwester beherbergt hast.“ Auf dieses Geheiß hin stand Liubilla unverzüglich auf und eilte zur Kirche, welche sie völlig hergestellt betrat, um Gott und der hl. Walburga Dank zu sagen. Diese Zeichen bilden nur die ersten Ringe einer langen Kette weiterer Wunder. Wolfhart, der seine Geschichte auf einen engen Raum zu bringen versprach, sah sich gezwungen, die Zahl der Bücher, in die sie getheilt ist, auf vier zu erhöhen, die nur die Heilungen von vier Jahren, 893 bis

896, erzählen. Aus den verschiedensten Orten Bayerns, Ostfrankens, Thüringens und der Neckargegend eilten die Leidenden, meist Fallsüchtige, Lahme und Blinde, nach Monheim, um Hilfe zu suchen. Unter den Wallfahrern befanden sich auch hohe Gäste. Es erscheint zuerst Adalbert, der erlauchte Graf von Schwaben, welcher der ihm befreundeten Aebtissin eine große Kerze als Opfer für den Altar der hl Walburga übergibt. Als sie Liubilla auf den Leuchter steckte, fing sie von selbst zu brennen an und leuchtete durch drei Tage und drei Nächte nach einander fort. Noch ein anderer Adalbert, jener unglückliche Markgraf von Babenberg, der im Jahre 906 zu Theres enthauptet und in dem dortigen Kloster begraben wurde, pilgerte zu den Reliquien der Heiligen. Von Thüringen her kam Gisila, die Gemahlin des Grafen Burkard, welcher im Jahre 908 im Kampfe gegen die Ungarn fiel, mit mehreren ihrer Lehensleute. Aus Bayern suchten keine geringeren als Hildegard, die Tochter König Ludwigs III. und der streitbare Markgraf Luitpold die Ruhestätte der Jungfrau auf. Es waren aber nicht nur Einzelne, welche nach Monheim pilgerten, auch ganze Städte, wie im Jahre 896 Regensburg, schickten Gesandtschaften dorthin. Das Vertrauen all' dieser wurde von der Heiligen durch Wunder belohnt, welche in ihrer Gegenwart und zum Theil an Mitgliedern ihres Geleites gewirkt wurden. Die Reliquien wurden in einem mit Silber überzogenen Sarge der Verehrung ausgesetzt und alljährlich in feierlicher Prozession umhergetragen, bis unter Pfalzgraf Ottheinrich auch in Monheim im Jahre 1542 der katholische Gottesdienst abgeschafft ward. Seit dieser Zeit verschwand jede Spur der dort aufbewahrten Ueberreste der hl. Walburga, sei es nun, daß sie vernichtet, oder, wie die Sage erzählt, an einem verborgenen Orte vergraben wurden. Ihre Verehrung dagegen lebte zu Monheim mit der Wiedereinführung des katholischen Glaubens im Jahre 1615 von Neuem auf.

Während in Monheim wegen der Ankunft der hl. Reliquien lauter Jubel herrschte, regten sich in Eichstätt entgegengesetzte Gefühle. Das Volk, in der Meinung, es sei der ganze hl. Leib dahin ausgeliefert worden, wurde unwillig und drohte mit einer Erhebung. Um dieser zuvorzukommen, ließ Bischof Erchanbold die dort verbliebenen Gebeine aus dem Grabe nehmen und öffentlich zeigen, worauf sie wieder darin niedergelegt wurden. Im Laufe der Zeit war das Stift zum hl. Kreuze in Verfall gerathen. Da beschloß ein frommer Domherr zu Eichstätt, Graf Leodegar von Lechsgemünd, welcher erst in hohem Alter Priester geworden war, aus seinem Vermögen an dessen Stelle ein Kloster für Benediktinerinnen zu stiften. Bischof Heribert gab nicht nur die noch übrigen Güter der früheren Canonissen dazu, sondern vermehrte sie auch aus seinem eigenen Besitze. So kam im Jahre 1035 die Abtei St. Walburg zu Stande. Der Umbau der Kirche hatte auch eine neue Erhebung der Heiligen im Gefolge. Ihre Ueberreste wurden in einen

steinernen Sarg gelegt und unter dem Hochaltare beigesetzt; an der Rückwand desselben wurde, vielleicht an Stelle der ersten Gruft, eine andere Kapelle angebaut. Die Einweihung der Kirche geschah am 12. Oktober 1042. Bei der von Bischof Johann von Westerstetten vorgenommenen Abtragung der alten und Aufführung der neuen Kirche, die im Jahre 1631 vollendet wurde, blieb der Sarg der hl. Walburga unverrückt. Nur der Altar hat einige Veränderungen erfahren. Gegen die Kirche zu zeigt er noch heute das große von Joachim Sandrart gemalte Altarblatt, welches die Vermählung der hl. Walburga mit dem himmlischen Lamme und unten auf der einen Seite den Stifter des Altares, den Bischof Marquard II., mit seinem Gefolge, auf der andern die einzelnen Welttheile, auf welche sich ihre Verehrung erstreckt, darstellt. Der Aufbau auf der Rückseite erhebt sich unten in der Gruftkapelle und steigt durch die Oeffnung des Gewölbes, welche von einer Gallerie umschlossen ist, bis in das Chörchen hinter dem eigentlichen Hochaltare. Oben an dem unteren Theile, in gleicher Höhe mit dem Tische des Hochaltars, ruht der Sarg mit den Gebeinen Walburga's mit seinen Rändern auf anderen ihm gleichartigen weißgrauen Kalksteinen, welche eine viereckige Höhlung bilden, durch die man die untere Fläche des Sarges deutlich sehen kann. In dieser Höhlung laufen sowohl an den Seitenwänden als unten auf der schiefen Ebene silberne Rinnen in untergesetzte goldene Schalen. Nach dem Hochaltare zu ist sie offen gelassen, auf der der Gruft zugekehrten Seite ist sie mit einer Thüre geschlossen, die nach Außen von in Silber getriebenen Sinnbildern überkleidet ist. Die darauf befindliche Inschrift:


Der Altar der hl. Walburga.

„Non hunc dant lapides sed Virginis ossa liquorem
Et fluit ex nivea Virginitate latex.“

d. h.:

„Noch Gruft noch Felsenstein
Hat solche Wunderkraft;
Aus Walburgs Brustgebein
Fließt dieser Wundersaft.“

deutet auf das fortwährende Wunder hin, dessen Schauplatz diese Stätte ist.

Viele unter den Heiligen werden als Elaeophori — die Oelfließenden ausgezeichnet. Wie ihr Herz während ihres Lebens von einer erbarmenden Liebe überfloß, so träufelt noch nach dem Tode aus ihren irdischen Ueberresten ein heilender Thau des Mitleidens für menschliche Gebrechen. Solches wird z. B. von den Gebeinen des Apostels Andreas zu Amalfi, des hl. Bischofs Nikolaus zu Bari, des Martyrers Demetrius von Thessalonice und unter den späteren Heiligen von den Ueberresten der hl. Elisabeth von Thüringen, der hl. Theresia, der hl. Magdalena von Pazzis und anderer berichtet. Zu diesen Auserwählten, die in fast buchstäblichem Sinne Oelbäume in den Gärten Gottes sind, zählt auch die hl. Walburga. Schon bei der Uebertragung ihrer Reliquien von Eichstätt nach Monheim im Jahre 893 treffen wir die ersten Spuren dieses Vorganges. Wolfhart berichtet, wie bereits erzählt, ausdrücklich von einer Feuchtigkeit, welche tropfenartig ihre Gebeine überzog. Als die in Eichstätt verbliebenen Ueberreste im Jahre 1040 erhoben wurden, zeigte sich derselbe Oelfluß, um von da an immer regelmäßig wiederzukehren. Da die Thatsache sich nicht hinwegläugnen läßt, so hat man sie auf natürliche Weise zu erklären versucht. Alle diese Bestrebungen scheitern aber an dem Wesen, dem Verlaufe, den näheren Umständen und den Wirkungen dieser Erscheinung. Das Oel der hl. Walburg durchdringt den Boden ihres Sarges, den sogenannten Gnadenstein, zeigt sich auf dessen äußerer Fläche in der Gestalt von Perlen, die bis zur Erbsengröße anschwellen und davon Tropfen um Tropfen durch jene Rinnen in die untergesetzte Schale abfallen. Die Annahme, daß die Feuchtigkeit ihren Ursprung in der Steinplatte habe, ist aus verschiedenen Gründen ausgeschlossen. Einmal ist dieselbe aus einem Hochlager der Eichstätter Berge gebrochen, deren Steine überhaupt nicht der Gattung der schweißtreibenden, sondern der trockenen angehören, sodann wird auch sie allein benetzt, während ihre Traglager, sowie die anderen Steine, obwohl aus demselben Bruche stammend, alle ganz trocken bleiben. Auch die Beschaffenheit der Flüssigkeit selbst läßt nicht an eine solche Möglichkeit denken. Sie kommt der Farbe nach einem weißen Oele am nächsten, ist vollkommen hell und durchsichtig und hat weder Geruch noch Geschmack, während die Ausströmungen schweißtreibender Steine trübe, schlammig und salzig sind. Die Feuchtigkeit, welche diese ausschwitzen, vertheilt sich gleichmäßig über die ganze Fläche und fließt in einander; der Thau des Gnadensteines hat die Form von Tropfen, welche vor ihrem Abträufeln nicht zusammenlaufen. Das Außerordentliche dieser Thatsache liegt ferner in der Zeit ihres Eintreffens.

Der Oelfluß währt von Oktober bis Ende Februar; gewöhnlich ist es der 12. Oktober, der Jahrestag der Beisetzung der Reliquien der Heiligen, an dem er seinen Anfang nimmt, und der 25. Februar, der Gedächtnißtag ihres Todes, an welchem er endet. Innerhalb der angegebenen Zeit wird der Oelfluß auch bei der strengsten Kälte nicht unterbrochen; außer derselben bleibt der Stein unter jedem Witterungswechsel trocken. Wäre die Ursache dieser Erscheinung in natürlichen Gesetzen zu suchen, so könnte sie durch Ereignisse, die nicht dem natürlichen sondern dem sittlichen Gebiete angehören, nicht gehemmt werden. Die Geschichte hat für das Gegentheil zwei Beispiele aufbewahrt. Als nämlich einmal der Küster von St. Walburg von Räubern tödtlich verwundet und die Kirche durch Blutvergießen entweiht wurde, stand der Oelfluß stille und begann erst wieder, nachdem die Kirche wieder eingeweiht war. Zum andern Mal versiegte die heilige Quelle, als die Stadt Eichstätt wegen der Mißhandlung des Bischofs Friedrichs II. von Parßberg mit dem Kirchenbanne belegt worden war. Erst nachdem der Bischof das Interdikt wieder aufgehoben und barfuß an der Spitze der gesammten Bürgerschaft einen Bittgang zu St. Walburg hielt, um daselbst mit allem Volke zu flehen, daß doch die Stadt nicht länger dieser Gnade beraubt bleiben möchte, fing während der hl. Messe das Oel wieder zu fließen an, und zwar in so reicher Menge, daß man einen halben Krug damit füllen konnte. Wurde so nach der Erzählung Bischof Philipps der Oelfluß durch traurige Ereignisse während der gewöhnlichen Zeit seines Auftretens gestört, so riefen solche freudiger Art ihn dagegen zu ungewöhnlicher Zeit hervor. Als man am 7. Juli 1835 das Altarbehältniß für angekommene Fremde öffnete, träufelte das Oel so reichlich, daß die ganze Schale gefüllt war. Niemand wußte sich zur Zeit diese Ausnahme zu erklären. Da traf nach einigen Tagen die Genehmigung zur Wiedererrichtung des Walburgisklosters ein; sie trägt das Datum: 7. Juli 1835. Auch die sonstigen Umstände, die von dieser Erscheinung berichtet werden, lassen sie als eine außerordentliche erkennen. Wenn das Gefäß zur Aufnahme des Oels nicht gerade unter die Steinplatte gestellt und deshalb das Auffangen nicht sicher ist, bleibt das Oel in traubenartig verbundenen Tropfen oder in Form einer Honigscheibe hängen und träufelt nicht ab. Wird es bei der Wegnahme nicht ehrerbietig behandelt, so verduftet es in den Gläsern; anderer Seits läßt es sich Jahre lang aufbewahren, ohne auch nur die geringste Minderung zu erfahren. Als man im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts den Grund zur heutigen Kirche von Monheim legte, stieß man auf eine Krypta, in deren Altar sich ein Glas mit noch lauterem, klarem und reinem Walburgisöl fand. Der beigelegte Zettel wies nach, daß es bei 300 Jahre alt war.[1]) Würde man aber trotz alldem an einem wenn auch unbekannten, doch immerhin natürlichen Ursprung dieser Erscheinung festhalten

[1]) Luidl a. a. O. I. 221.

wollen, so sind doch die Segnungen, welche sich an sie knüpfen, solche, die sich nicht durch eine natürliche Kraft erklären lassen. In der That können die Heilungen, welche dieses Oel bewirkte, nur einer höheren Macht, welche eben ihren Segen auf dasselbe legte, zugeschrieben werden. Sie treten in solcher Menge auf, dauern so ununterbrochen fort und sind so gut bezeugt, daß ein Zweifel nicht Platz greifen kann. Der Bericht Bischofs Philipp wird bestätigt in den zahlreichen Ablaßbriefen seiner Nachfolger, welche alle von dem heilkräftigen Oele reden; im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erzählt Jakob Gretser[1]) eine Zahl von Wundern, aus den Jahren 1617 und 1618, deren Zeuge er meist selbst gewesen; nur hundert Jahre später erscheinen mehrere ähnliche Berichte;[2]) Luidl[3]) führt das Verzeichniß bis 1750 fort und J. E. Reichmayer[4]) fügt die von da bis 1790 geschehenen Heilungen hinzu. Damit ist die lange Reihe, die nach Tausenden zählt, nicht abgeschlossen. Jedes folgende Jahr weiß neue zu berichten, die von denen, welche sie erfahren, mit Angabe von Namen, Zeit und Ort bekräftigt werden.[5]) Unter jenen, die Hülfe fanden, sind Leidende jeglicher Art vertreten und es ist nicht blos die untere Schichte, welche der Heiligen mit Vertrauen nahte, sondern die höchsten Stände senden Pilgrime zu ihrem Grabe. Thatsachen werden nicht durch wohlfeile Spottreden hinweggeblasen. So lange die Wissenschaft, wie hervorragende Vertreter derselben selbst einbekannt haben,[6]) diese Erscheinung nicht nach ihren Gesetzen erklären kann, so lange ist der Glaube des Volkes, obschon die Kirche ihn hier keineswegs zur Pflicht macht, ein berechtigter.

Die Verehrung, welche Walburga genoß, machte den Besitz von Ueberresten der Heiligen für viele andere Kirchen begehrenswerth.[7]) Schon bald nach ihrer Erhebung scheinen Vertheilungen derselben stattgefunden zu haben. So gelangten im Anfange des zehnten Jahrhunderts Reliquien von ihr nach Burgund, wo in der Nachbarschaft der Abtei Clugny eine Kirche zu Ehren der Heiligen errichtet wurde, und wieder nach Attigny in der Champagne, wo Karl III., König von Frankreich, ihnen eine Kapelle baute, die in der Folge ihren Namen führte. Aus Furcht vor den Einfällen der Hunnen wurden sie im Jahre 925 mit anderen Reliquien nach Reims in die Kirche des hl. Remigius in Sicherheit gebracht. Spätestens in den Anfang des folgenden Jahrhunderts fällt die

---

[1]) Fons olei Walpurgini ap. Eystettenses explicatus et defens. Ingolst. 1620. 4°.

[2]) P. Ans. Goudin, Aychstätt. Vergiß mein nit. Aychst. 1715. 8°. Derselbe, Benedictin. Welt-Wunder. Ebd. 1724. 4°. — Zusatz von der Uhr-alten Wallfahrt nacher Aychstett zu St. Walburg sambt Bericht der Wunder-Curen (1716–1720). Ebd. 1720. 4°.

[3]) A. a. O. II, 145—276.

[4]) Leben der hl. Walburga. Eichst. 1792 u. öfter, die 11. Aufl. 1866.

[5]) Vgl. Pastoralbl. 1857. S. 207. 1858. S. 192 u. s. w.

[6]) Vgl. das Urtheil L. Oken's: Fr. A. Schmid, Leben der hl. Walburga. 2. Aufl. Eichst. 1867. S. 96.

[7]) Vgl. AA. SS. l. c. p. 517 sq. Luidl a. a. O. I, 153.

Abgabe mehrerer ihrer Gebeine an verschiedene Städte Flanderns und Brabants, wie Furnes, wo solche in der Hauptkirche verehrt werden; Ypern, wo sich deren in der Domkirche in einem silbernen Haupte eingeschlossen finden; Brügge und Oudenaarden, die eigene auf ihren Namen geweihte Kirchen besitzen; Antwerpen, in dessen Walburgiskirche man noch heute den gewölbten Raum zeigt, in welchem der Sage nach die Heilige bei ihrer Ankunft von England Unterkunft gefunden haben soll; Brüssel, wo Partikeln der hl Walburg noch heute in der Jesuitenkirche aufbewahrt werden. Wohin immer Theile ihres Leibes überbracht wurden, überall folgte ihnen das Wunder nach. Auch an jenen Orten, welche sich keiner Reliquien rühmen konnten, antwortete die Heilige auf die Anrufung der Gläubigen durch merkwürdige Zeichen. So geschah es namentlich zu Tiel, wo Bischof Adalbold von Utrecht ein Münster zu ihrer Ehre erbaut hatte.[1]) Wohl durch Bischof Gundechar erhielt der hl. Anno von Köln einen ansehnlichen Theil von den Ueberresten der Heiligen, nämlich einige Gebeine, die zu St. Gereon, einen Finger, welcher zu St. Pantaleon, den Reisestab und die Hirnschale der Heiligen, die auf dem Walberberg verwahrt wurden. Letztere wurde von den Jesuiten, in deren Eigenthum das ehemalige Stift auf dem Walberberge übergegangen war, im Jahre 1591 aus der Verborgenheit, in der sie gelegen, hervorgezogen und in ihre Kirche in der Stadt Köln übertragen. Einen Theil der Hirnschale hatte schon Anno seinem Bruder Werniher, Erzbischof von Magdeburg geschenkt. Bei der Einnahme der Stadt durch Tilly kam sie mit anderen Heiligthümern der dortigen Domkirche nach Münster in Westfalen und von da durch den bayerischen Prinzen Franz Wilhelm, Fürstbischof von Regensburg, Osnabrück, Minden und Verden nach München, wo sie noch heute zu St. Peter verehrt wird. In Wittenberg wurden neben den Reliquien anderer Eichstättischen Heiligen auch solche der hl. Walburga aufbewahrt und zweimal im Jahre in feierlicher Prozession umhergetragen; für Prag bat sich deren Kaiser Karl IV. aus; nach Canterbury an Heinrich VII. von England wurden Ueberreste von ihr und ihren Geschwistern im Jahre 1492 durch den Eichstätter Domherrn Bernard Adelmann von Adelmannsfelden übersandt. Außerdem wurden von ihren Gebeinen noch in der früheren Zeit nach Ulten in Tirol, Andechs in Bayern, St. Emmeram in Regensburg, den Dom in Bamberg[2]) und das Kloster in Kitzingen[3]) abgegeben. Auch später fanden noch kleinere Vertheilungen statt, so an die Truchsessen von Waldburg, nach Monheim bei Wiedereinführung des katholischen Glaubens daselbst, nach Allersheim in Unterfranken (am 18. Oktober 1736), nach Hipflhof bei Neckarsulm, an die Clarissinnen zu Mainz und nach Regen-Peillstein.

---

[1]) Epistola custodis Tiliensis ad Adalboldum ep. Ultrajecti. AA. SS. l. c. p. 546.

[2]) 38. Jahresbericht des Bamb. histor. Vereins. S. 105.

[3]) Reliquienschatz zu Kitzingen: Mscrpt. f. 154. des hist. Vereins zu Würzburg.

Ueberaus groß ist die Zahl der Kirchen, welche der Heiligen geweiht sind. Sie vertheilen sich auf ganz Deutschland, die Niederlande, einen Theil Frankreichs und Englands, wie ja auch ihre Verehrung sich nicht nur auf fast alle deutschen Bisthümer, sondern weit darüber hinaus erstreckte. Hier mag es genügen, die Walburgiskirchen des alten Eichstätter Sprengels zu nennen. Es sind dies neben ihrem Kloster zu Eichstätt die Kirchen zu Beilngris, Eckersmühlen, Ferrieden, Heidenheim, Heuberg, Kemnaten, Mitteleschenbach, Monheim, Peuerberg und Zell.[1]) viele andere zeichneten die Heilige wenigstens durch eigene Altäre aus.

Selbstverständlich ging und geht noch heute das Kloster der hl. Walburg dem ganzen Bisthum in der Verehrung der Heiligen voran. Es feiert den 25. Februar als den Tag des Hinscheidens, den 1. Mai als den ihrer Heiligsprechung, also wohl jenen Tag, an welchem ihre Gebeine zu Heidenheim erhoben wurden; den 4. August als den ihrer Ankunft in Deutschland und den 12. Oktober als den der letzten Uebertragung ihrer Gebeine. Die Bischöfe Eichstätts haben die Heilige durch kostbare Münzen verherrlicht. Tritt doch zu jenen, auf welchen sie im Verein mit ihrem Bruder Willibald erscheint, noch der schöne Dukaten Johann Anton's II. von Freyberg von 1738 hinzu, welcher auf der Vorderseite das Wappen des Fürstbischofs, auf der Rückseite die hl. Aebtissin mit einer Krone über dem Schleier, in der Rechten den Stab und in der Linken das Buch mit dem Oelfläschchen zeigt. Die schönste aber, so recht ein Bild der Liebe der Heiligen, ist jene einfache Bleimarke mit einem W in einem Vierecke, welche das Kloster den Armen als Ausweis einhändigte, daß sie zur Theilnahme an der Klosterspeisung berechtigt seien.[2]) Ihre Zahl mag groß gewesen sein, wenn die Almosenspender die Namen nicht behalten konnten und daher zu diesem Erkennungszeichen greifen mußten.

Wie ihr Bruder Willibald wurde auch Walburg von allen folgenden Jahrhunderten im Liede verherrlicht.[3]) Das jüngste wurde ihr gesungen, als Eichstätt in den Tagen des 6. bis 14. Mai 1871 die tausendjährige Jubelfeier ihrer Uebertragung beging. Die Bischöfe von Köln, München, Bamberg, Mainz, Regensburg, Augsburg, Würzburg und Münster und die Aebte von St. Bonifaz in München und von Metten waren zum Grabe der Heiligen gepilgert. Der Erzbischof von Köln hatte einen Theil des Pilgerstabes Walburgens mitgebracht, um ihn als Andenken an dieses erhebende Fest zurückzulassen. In zahlreichen Prozessionen eilten die Gemeinden des Bisthums herbei, so daß die Menge der Anwesenden am letzten Tage bis auf 30,000 Menschen stieg. Das Tedeum,

---

[1]) Suttner, Schematismus p 8. 24. 2. 19. 27. 12. 44. 34.

[2]) (Fr. Buchau) Beschreibung der im Hochst. Eichstätt geprägten Münzen. S. 33.

[3]) Laudes S. Walburgae: Pastoralblatt. 1860. Beilage. 1863. S. 37. 1864. S. 32. 1866. S. 93. 1867. S. 90, 1868. S. 66. 1871. S. 79.

welches an diesem Tage über den freien Platz vor der Kirche dahinbrauste, gab Zeugniß von der so lange wie ihre Erbarmung dauernden Liebe des katholischen Volkes.

So steht sie in Wahrheit da wie jene Frau von Sarepta. Der Prophet Elias hatte ihr versprochen, daß das Oel in ihrem Kruge während der Dauer der Hungersnoth nicht ausgehen werde: „Nec lecythus olei minuetur — Und der Oelkrug wird nicht abnehmen" (3. B. d. Könige. 17). Auch die Gebeine Walburgs träufeln noch heute in die Wunden des gläubigen Volkes, der sancta plebs Dei, wie das Mittelalter die Gläubigen nannte, das Oel der heilenden Liebe, und je größer die Noth, um so reichlicher fließt der Lebensbalsam. Nur dort steht er stille, wo wie bei jener Wittwe kein Gefäß, keine Empfänglichkeit mehr vorhanden ist, den Segen aufzunehmen. Wie die Wittwe das Bild der Jungfrau, so ist die Jungfrau wieder das Bild der Kirche. Nimmer wird ihr jenes hl. Oel fehlen, das da leuchtet, das da nährt und das da heilt. Und einmal wird die Welt zu ihr zurückkehren mit dem Eingeständnisse: „Date nobis de oleo vestro, quia lampades nostrae extinguuntur — Gib mir von deinem Oele, denn meine Lampe ist erloschen." Dann wird sie Siegerin sein, denn sie wird noch Liebe, ihre ganze, volle Liebe haben, wo die der Anderen erstorben ist.

16. Der heilige Sola.

(3. Dezember.)



Das Grab des hl. Sola.

Folgt man der Straße, die von Eichstätt die Altmühl aufwärts führt, so gelangt man in wenigen Stunden über Mariastein, das frühere Augustinerinnenkloster, Rebdorf, den stattlichen Bau des ehemaligen Herrenstiftes gleichen Ordens und den Markt Dollenstein mit seiner durch alte Wandmalereien bemerkenswerthen Kirche nach Solenhofen. Der Ort war früher im Osten von der Altmühl umflossen, hat dieselbe aber längst überschritten; von Westen und Norden wird er von einem Zaun hoher Berge überragt, an deren Abhang einzelne seiner Häuser hinaufzuklettern scheinen. Er erfreut sich eines doppelten Ruhmes. Der eine, welcher ihm aus dem dort einst bestehenden Kloster erwuchs, gehört nun der Vergangenheit an; der andere, welcher von seinen Schiefersteinbrüchen kommt, reicht bis in die Gegenwart. Jenen wie diesen leitet er von dem Heiligen her, der ihm den Namen gab, dem hl. Sola.

Die alte Lebensgeschichte unseres Heiligen wurde von Ermenrich, Diakon und Mönch von Ellwangen, auf Bitten seines Freundes, des Diakons und Hofkaplans Gundram geschrieben.[1]) Gundram war ein

[1]) Canisius, lect. antiqu. IV, 2, 544 (Ed. nov. II, 2, 161.) — Mabillon, AA. SS. O. S. B. III, 2, p. 429. — Vgl. St. Sola: Pastoralbl. d. Bisth. Eichstätt. 1868. S. 43 ff. — E. Dümmler, Ueber Ermenrich v. Ellwangen u. s. Schriften: Forschungen z. D. Gesch. XIII, 473. XIV, 403.

Neffe des Abtes Rabanus von Fulda, kam aus dessen Kloster frühzeitig an den Hof König Ludwigs des Deutschen und wurde von diesem nach Solenhofen als Hüter der dortigen Zelle versetzt. In seiner Abgeschiedenheit, die er selbst als eine Art Verbannung schildert, empfing er den Besuch seines ehemaligen Mitschülers Ermenrich. Nur eine Nacht wollte dieser bei seinem Freunde in Solenhofen bleiben und Morgens, wenn sie das Brevier gebetet, wieder aufbrechen. Allein dieser hielt ihn zurück, bis er das Versprechen gegeben, etwas über den hl. Sola zu schreiben. Gundram selbst erzählte ihm, was er wußte; das Meiste aber wurde ihm von den Bewohnern des Ortes, vor allen von einem hochbetagten Manne, welcher noch des hl. Sola Diener gewesen war, berichtet. Der gelehrte Mönch ging indessen erst an die Ausführung, nachdem Abt Raban, der Vollender der Stiftung des hl. Sola, seine Einwilligung gegeben und sein Lehrer Rudolf, der nachmalige Geschichtschreiber von Fulda, ihn zu der Arbeit aufgefordert hatte, die seiner bessernden Prüfung unterliegen sollte. Da die der Lebensbeschreibung vorangehenden Briefe, aus welchen wir all' dies erfahren, von Raban als Abt von Fulda reden, so muß ihre Abfassung noch vor das Jahr 842 fallen, in dessen Frühling Raban seine Würde niederlegte und Hatto zum Nachfolger erhielt.

Der Name unsers Heiligen lautet verschieden. Die ältesten Fuldaer Urkunden schreiben Sualo, wobei man unwillkürlich an das Sualafeld erinnert wird, in welchem seine Celle lag. Ermenrich verwandelt ihn in Solus und meint, derselbe sei ihm von der Vorsehung wegen seiner Liebe zur Einsamkeit vorherbestimmt worden. Die gebräuchlichste Form, die sich bis heute behauptet, ist Sola. Er war ein Landsmann des hl. Bonifatius und diesem, wenn auch später als die meisten seiner anderen Schüler, nach Deutschland gefolgt. Von seiner Hand empfing er auch das Mönchsgewand und die Priesterweihe. Sola's Neigung wandte sich besonders dem betrachtenden Leben zu. Er trat also nicht in die Reihe der eigentlichen Missionäre, sondern gehörte zu jenen Eremiten, die sich in der Nähe der von Bonifatius errichteten großen Klöster ansiedelten, um das Werk der Bekehrung durch ihr Gebet und die Urbarmachung des Landes durch ihre stille Arbeit zu fördern. Ob diese seine erste Zelle in der Nähe der Stiftung Sturmi's oder der Wigberts oder einer andern Niederlassung in Thüringen gestanden, wissen wir nicht. In das Thal der Altmühl ist er sicher erst nach dem Tode des hl. Bonifatius gezogen.

Nach der Erzählung Ermenrichs hat er alle mögliche Unterstützung bei Willibald und Wunibald gefunden. Sie waren es wohl auch, welche ihn überhaupt zu seiner Uebersiedlung veranlaßt haben. Bereits war Heidenheim im nördlichen Sualafeld gegründet, eine ähnliche Stiftung im Süden dieses Gaues empfahl sich um so mehr, als sie die Ver-

bindung zwischen dem Kloster Wunibalds und dem Sitze Willibalds erleichterte. Im Jahre 758 hatte Wunibald seine Pilgerfahrt nach dem Grabe des hl. Bonifatius unternommen und bei dieser Gelegenheit mag Sola ihm nach Eichstätt gefolgt sein, um an den Ufern der Altmühl eine neue Einsiedelei zu gründen. Beide Brüder wirkten ihm die Erlaubniß aus, an der gewählten Stelle, die in einem königlichen Bannforste lag, sich niederzulassen; Wunibald selbst machte ihm, wie Adalbert von Heidenheim, gestützt auf ältere Quellen, berichtet, das Gut zu Langenaltheim zum Geschenke.

Als Sola seinen Wanderstab hier niedersetzte, war der Ort eine Wüstenei, „von Schlangen und wilden Thieren angefüllt." Noch zur Zeit Ermenrichs hatte die Gegend ihr rauhes Ansehen nicht ganz verloren. Er schreibt es blos der Allmacht Gottes und der Fürbitte des hl. Sola zu, daß er ohne Gefährde auf dem engen abschüssigen Pfade in das Thal herabgekommen. So freundlich ihm auf der eine Seite die Altmühl mit ihrem Reichthum an Fischen und Krebsen entgegensah, so finster trotzten auf der andern die Berge mit ihren Felsen und Nadelhölzern. Der Boden, sagt er, ist unfruchtbar, und bringt nichts als Hafer hervor; aber Kienholz und Pech gibt es hier wie nirgend anderswo. Kurz er fand es so einsam dort, daß Sola seinen Namen ebenso gut von dieser Einsiedelei könnte empfangen als ihr denselben gegeben haben. Auf einem gegen Mittag gelegenen Felsen des Käppeleinberges zeigt man das sogenannte Sola-Loch. Es ist dies eine in den Berg laufende Höhle von einer Länge von ungefähr zehn Schritten und einer Höhe, daß ein Mann mittlerer Größe darin aufrecht stehen kann. Der Eingang ist so nieder, daß man nur kriechend hineingelangen kann; das Innere so düster, daß man sich kaum zu erkennen vermag. Hier soll der Sage nach Sola seine erste Wohnung aufgeschlagen haben. War dem wirklich so, dann bildete sie doch nur einen vorübergehenden Aufenthalt. Ermenrich spricht ausdrücklich von einem „Tugurium", d. h. nach der Sprache jener Zeit einem aus Holz oder Flechtwerk bestehenden und von einem Hofraum umschlossenen Wohngebäude, das Sola sich errichtet habe. Wir haben uns also seine Gründung, die nach ihm Solenhus oder Solenhofen genannt wurde, nach Art der aller übrigen Zellen jenes Jahrhunderts zu denken. Der Gottesmann schlug in den Wald eine Lichtung, erbaute eine Klause mit daranstoßender Kapelle, umsäumte sie zunächst mit einem Garten und suchte ihren Umgriff durch Umwandlung des Bodens in Acker- und Weideland immer mehr zu erweitern. Die Arbeit Sola's beschränkte sich nicht auf die Bebauung des Feldes. Dürfen wir uns einer anderen Lesart in einer der Handschriften Ermenrichs anschließen, welche nicht von seiner Arbeit im Allgemeinen redet, sondern dieselbe näher als eine „Steinbrucharbeit" (lapicidus labor) bezeichnet,[1]) so ist er es gewesen, welcher die

---

[1]) Mabillon l. c. III, 2. p. 433.

schon den Römern bekannten Schieferbrüche wieder entdeckt und ausgebeutet hat. Sola war aber nicht nur bemüht, die Gegend umzugestalten, sondern noch mehr, die Herzen der Menschen zu bessern. Seine Thätigkeit nach Außen mußte ihm den Weg zu dem Innern bahnen. „Die Stimme des Rufenden in der Wüste ebnete die rauhesten Pfade, so daß die Umwohner von allen Seiten zu dem ehrwürdigen Priester Christi herbeiströmten, um die Worte des Heils aus seinem Munde zu vernehmen."

Die wunderkräftige That machte auf die Menschen jener Tage einen größeren Eindruck als das unterrichtende Wort; die Wahrheit von diesem wurde ihnen erst durch das Hinzutreten jener verbürgt. Sola redete zu dem Volke in der doppelten Sprache des Zeichens und der Lehre. Sein Ruf wurde besonders durch die Krankenheilungen ausgebreitet, welche er durch Gebet und Segen vollbrachte. So gab er einem Blindgebornen durch die Bezeichnung mit dem hl. Kreuze das Augenlicht. Ermenrich sah in der Kirche zu Solenhofen noch die Krücken, welche ein Lahmer dort zum Wahrzeichen aufgehängt hatte, daß der Heilige ihn gesund gemacht. Eine andere Heilung war ebendort auf einer eigenen Bildtafel dargestellt. Unter den Bedrängten, welche oft um des Gebetes und des Almosens willen zu seiner Zelle kamen, befand sich nämlich auch Einer, der von so entsetzlichen Schmerzen gefoltert war, daß er weder ein Wort reden noch hören konnte. Während die anderen zu dem Einsiedler drängten, um seinen Segen zu empfangen, blieb er stumm in der Ferne stehen. Wieder und wieder blickte Sola nach ihm hin, endlich, nachdem er Gott unter Thränen für den Unglücklichen angerufen, sprach er: „Der böse Geist lasse ab von diesem Gebilde Gottes!" Da wich der Feind von ihm in demselben Augenblicke. Mit besonders lebhaften Farben malt der Mönch von Ellwangen einen weiteren Vorfall, den er von alten Leuten jener Gegend vernommen. „Eines Tages hielt Sola einen Umritt auf seinem Esel und gelangte zu einer Trift, wo die Schafe weideten. Die Schäfer waren, unbekannt warum, eben nicht zur Stelle. Als er näher kam, fing sein Grauer an, die Ohren zu spitzen, die Beine zu spreizen und den Kopf emporzuwerfen; zuletzt hob er den Schweif und jagte quer in das Feld. Sein Reiter fand dieses ungewöhnlich, sprang als furchtsamer Greis schnell ab und schlug gegen etwaiges Unglück ein Kreuz. Er schaute, was denn sein Esel hätte oder was sonst Gottes Güte über ihn verhängen würde. Während er nun bei sich überlegte, daß weder er selbst den Weg Bileams gegangen sei, noch sein Lastthier vor einem Engel sich geflüchtet haben werde, schaute er auf und gewahrte einen Wolf. Nun war ihm die Ursache der Furcht seines Esels klar. Sogleich warf er sich auf die Erde, um Gottes Gnade anzuflehen, sodann rief er dem Flüchtling nach: „Im Namen meines Herrn Jesu Christi befehle ich dir, das Raubthier, das in dem Gebüsche lauert, anzugreifen." Gehorsam dem Worte seines Herrn stürzte sich der Esel auf den Wolf.

Während die Klosterleute schreiend zusammenliefen, entspann sich der seltsamste Zweikampf von der Welt. Der Esel blieb ohne irgend eine Beihülfe Sieger und der Wolf unterlag den Huftritten und Bissen seines Gegners. Der Diener Gottes aber flehte die Hirten an, diesen Vorgang Niemand bis zu seinem Tode zu erzählen und kehrte, nachdem er dieses Versprechen erhalten, auf seinem streitbaren Rosse wieder nach Hause zurück."



Der hl. Sola.

Die spätere Legende hat in diesen Kranz von Wundern noch andere Blumen geflochten. Zu einer Zeit großer Dürre, so berichtet der Rebdorfer Mönch Balthasar Böhm[1]) in einer Predigt auf den Heiligen (um 1516), kam Sola durch das Dorf Schernfeld und begegnete einem

[1]) Liber quinque talentorum sive sermones de dominicis et festis. 5 tomi. Handschrift in der Eichstätter Bibliothek, aus welcher Georg Stengel S. J. einige Reden auf die Eichstätter Heiligen u. d. T.: Divi Eystett. Willib., Wunib., Sola, Walb. sermonibus aliquot e manuscripto veteri codice laudati. Ingolst. 1625. 4° herausgegeben hat.

Weibe, das gerade unten im Thale Wasser aus der Altmühl geholt hatte. Er bat sie um einen Trunk, sie aber verweigerte ihm denselben. Sola zog weiter und gelangte in das Dorf Eberswang. Wieder traf er eine Frau mit Wasser und wieder bat er, ihm und seinen Esel zu trinken zu geben. Diesmal wurde seiner Bitte bereitwillig entsprochen. Zum Danke dafür stieß er mit seinem Stabe in den Boden und es entsprang sofort eine Quelle, welche alle Dahinkommenden labt. Gibt man aber, so fügt Pater Balthasar bei, den Schernfeldern davon zu trinken, so versiegt die Quelle und kann nur mit Wallfahrten und Verlöbnissen wieder zum Fließen gebracht werden. Der Solabrunnen befindet sich noch heute in der Mitte des Dorfes und geht nicht aus, auch wenn die benachbarten tiefer gelegenen Orte an Wassermangel leiden. Die Schernfelder aber werden unterdessen wohl für ihre einst bewiesene Hartherzigkeit hinlänglich Buße gethan haben. Am Schlusse einer anderen Predigt setzt Balthasar eine alte Sequenz auf den hl. Sola[1]) bei, in welcher die Strophe vorkommt:

„Cibum petit, qui negatur,	„Da man ihm versagt die Speise,
Cibus iste transformatur	Wandelt wunderbarer Weise
In duritatem lapidis.“	Sich das Brod in harten Stein.“

Also nicht blos Wasser, sondern auch Brod soll dem Heiligen einmal verweigert und dieses zur Strafe dafür in Stein verwandelt worden sein. Derselbe wird noch heute gezeigt. In dem Besitze des Kaufmanns Graßegger zu Neuburg befindet sich ein Stein, einem Brodlaibe täuschend ähnlich, von vier eisernen Klammern umgeben, mit einem Schlößchen versehen und zum Aufhängen gerichtet. Eine alte Holztafel dabei enthält folgende Inschrift: „Der hl. Sola lebte anfangs in einer schauerlichen Wüste und baute hernach das Kloster Solenhofen. Unter anderen Wundern, die er dem christlichen Volke zur Lehre und Glaubensstärkung gewirkt hat, wird bis dato auch von dem akatholischen Glaubenspart erzählt, daß gedachter hl. Abt, als er noch in der Wüste wohnte, einstmal ausgegangen und zu einem Haus kommen, da ihm von einem Weib das Almosen abgeschlagen, mit Betheuerung und Wunsch, daß wenn sie ein Brod zu Hause habe, solches alsbald zu Stein werden sollt, welches denn Gott wahr gemacht, und ist der Laib Brod dieses Weibes, wie hier augenscheinlich zu sehen, in Form und Gestalt eines Brodlaibes geblieben, aber durch Gottes Hand sogleich in harten Stein verwandelt worden, welcher auch etliche hundert Jahr bis auf den ersten schwedischen Einfall 1632 in der Kirche zu Solenhofen zum Gedächtniß in diesem Eisen eingeschlossen aufgehängt verblieben. Das Jahr 1653, 14. Nov., aber ist er aus dem Haus, wo sich das Wunder zugetragen, genommen und in das Kloster Plankstätten zu ewiger Gedächtniß geschenkt worden. Lobet Gott in seinen Heiligen Ps. 150. und die Armen verachtet nicht.“

[1]) Laudes S. Solae: Pastoralblatt, 1868. S. 186.

Zachar. 7, 10." [1]) Dem Brodsteine des hl. Sola lassen sich der Butterstein des hl. Leonhard an der Kirche zu Zant und der Käsestein des hl. Sebald in Nürnberg zur Seite setzen.

Der Ruf der Tugenden und Wunder des hl. Sola drang auch zu den Ohren König Karl's. Vielleicht lernte er den Heiligen damals kennen, als er zu Schiffe von Regensburg auf der Donau und Altmühl in das Sualafeld fuhr, um durch Verbindung der Altmühl mit der Rezat einen Wasserweg zwischen Donau und Rhein herzustellen. Der Fürst schenkte ihm kraft einer Handveste den Ort, den er bewohnbar gemacht, und ernannte ihn zu seinem beständigen Kaplan. Sola aber übergab all' sein Hab und Gut dem Kloster Fulda. Die Urkunde darüber war dort noch in dem zehnten Jahrhundert vorhanden; der Auszug in den dortigen Schenkungsbüchern lautet: „Ich Sola, demüthiger Priester, schenke dem hl. Bonifatius alle Güter, die ich theils durch Kauf, theils durch meine Arbeit in den Gegenden Alemanniens und Bayerns erworben, besonders aber (Solen-) Husen und Muleheim." [2]) Gewiß war es zunächst die Dankbarkeit gegen seinen Lehrer, welche ihn zu dieser Schenkung veranlaßte; möglicher Weise mag aber auch die Furcht, Geroch von Eichstätt könnte seiner Stiftung dasselbe Loos bereiten, wie der des hl. Wunibald, welche von dem Bischof in ein Chorherrenstift verwandelt worden war, ihn mit bestimmt haben, seine Zelle unter den Schutz des schon damals mächtigen Klosters zu stellen. Diese Uebergabe an Fulda geschah allem Anschein nach kurz vor dem Ableben des Heiligen. Ermenrich hat nur seinen Todestag, den 3. Dezember, aufgezeichnet; das Sterbejahr — 794 — ist uns von den Fuldaer Geschichtsschreibern überliefert.[3])

Nach dem Tode Sola's wurde Solenhofen durch Meier verwaltet. Gundram, der als Aufseher über die dortige Zelle erscheint, war von dem Könige und dem Abte Rabanus zugleich eingesetzt. Solenhofen war also damals noch doppeltes Eigenthum, Staats- und Klostergut. Wie es Gundram zu danken ist, daß Ermenrich das Leben des Heiligen schrieb, so hat er auch das Verdienst, die Erhebung Sola's veranlaßt zu haben. Er selbst erzählte Ermenrich den Vorgang mit folgenden Worten: „Ich habe Bischof Altun, zu dessen Diözese der Ort gehört, um die Erlaubniß gebeten, das Grab des Heiligen öffnen und seinen Leib an derselben Stelle etwas besser wieder beisetzen zu dürfen. Als die Genehmigung eingetroffen, hielten wir Priester, soviele eben beiwohnen konnten, ein Fasten und fingen an zu graben. Wir hoben den Sargdeckel, welcher unverletzt war, obschon er viele Jahre unter der

---

[1]) Pastoralblatt. 1868. S. 71.

[2]) Schannat, Trad. Fuld. p. 310. — Dronke, Tradit. Fuld. p. 94.

[3]) Necrol. Fuld. maj: Schannat, Hist. Fuld. p. 465. Necrol. Fuld. minus: Dronke, Tradit. p. 165.

Erde gelegen. Da wir nun nachsahen, was sich noch erhalten habe, drang ein unaussprechlich wunderbarer Geruch hervor und erfüllte mit seiner Süßigkeit die ganze Kirche. Betäubt und wie gebrochen warfen wir uns auf die Kniee. Durch den Wohlgeruch ermuthigt und das Gebet gestärkt, fuhren wir fort und nun sahen wir bei näherem Hinzutreten die Leiche des Heiligen so frisch und unversehrt, als ob er nicht gestorben sei, sondern noch lebe. Dessenungeachtet hatten wir große Furcht bei diesem Anblicke. Da aber demjenigen, welcher der Herr von Allen, auch Alles möglich ist, stimmten wir Hymnen an zum Preise des Schöpfers, der aus dem Nichts uns geschaffen und aus unserm Falle durch seine Erlösung uns wieder erhoben hat. Darauf richteten wir mit ungemeiner Freude das Grabmal des Heiligen wieder auf, etwas höher als sonst, aber fast an derselben Stelle."

Als diese Erhebung vorgenommen wurde, stand die unter Abt Raban neu errichtete Basilika schon fertig da. Ob jene nun mit der Vollendung dieser zusammen oder einige Jahre später fällt, läßt sich nicht sicher bestimmen. Nach einer Aufzeichnung einer alten Fuldaer Handschrift[1]) wäre die Kirche am 17. Januar 819 (XVI. Kal. Febr. Indict. XII.) von Altun eingeweiht worden. So unsicher aber auch die Zeitrechnung betreffs der ersten Eichstätter Bischöfe ist, so steht doch soviel fest, daß Altun damals noch nicht Bischof war. Es muß also jene Angabe berichtigt werden. Die Einen hielten sich hiebei an den Monatstag und die Indiction zugleich und fanden so das Jahr 834, so daß also die Translation und die Consecration so ziemlich gleichzeitig zu denken wären.[2]) Die Anderen gingen von der alten Vorschrift aus, daß eine Kircheinweihung an einem Sonntage zu geschehen habe, und entschieden sich für das Jahr 829, in welchem der 17. Januar auf einen solchen fiel, wobei freilich die obengenannte Indiction preisgegeben werden muß.[3]) Wie sich dies nun auch verhalten möge, gewiß ist, daß die Erhebung Sola's durch Gundram nicht nach 835 stattgefunden haben kann.

Unterdessen war Solenhofen durch Schenkung Kaiser Ludwigs[4]) ganz in den Besitz Fulda's übergegangen. Das Kloster sandte nun dorthin Mönche, welche unter der Leitung eines Propstes standen. Der erste, Santharat, begegnet uns im Jahre 836. Raban hatte durch seinen Kaplan Addo für sein Kloster den Leib des hl. Venantius erhalten. Auf dem Wege nach Fulda rasteten die Reliquien auch zu Solenhofen, wo sie neben dem Altare beigesetzt wurden. Der Heilungen, die ge-

---

[1]) Brower, Antiqu. Fuld. p. 155. — Schannat, Dioec. Fuld. p. 143.

[2]) Popp a. a. O. S. 228.

[3]) Pastoralblatt. 1868. S. 61.

[4]) Brower l. c. p. 157. — Schannat, Corpus Trad. Fuld. nr. 446. p. 178.

schahen, waren so viele, daß das Volk den kostbaren Schatz in Solenhofen zu behalten wünschte. Auf die Anfrage Santharats schickte jedoch Raban zwei Mönche, darunter den schon genannten Rudolf, um die Reliquien nach Fulda zu überführen. In aller Frühe, nachdem Mette und Hochamt gesungen, setzte sich der Zug in Bewegung. Die ganze Nacht vorher war der Regen in Strömen gefallen; am Morgen drohten schwere Wolken mit neuen Güssen; klagend und weinend kamen die Leute herbei, welche die Reliquien nur ungern scheiden sahen — allein die Fuldaer Mönche machten sich trotzdem auf den Weg. Und siehe, der Himmel heiterte sich plötzlich auf, die ausgetretenen Bäche verliefen sich, die Wege wurden trocken und die Reise ging unter fortwährenden Wunderzeichen glücklich von Statten. Zwei Jahre darauf ging eine ähnliche Prozession durch Solenhofen. Es waren wieder Reliquien verschiedener Heiligen, die ein italienischer Geistlicher, Felix, aus Rom nach Fulda brachte. Sie kamen in der Zelle des hl. Sola am Pfingstsonntage den 1. Juni 838 an und ruhten daselbst vier Tage. An einem jeden war das Volk, das in Menge herbeigeströmt war, Zeuge von Gebetserhörungen. Am ersten wurde ein blind geborenes Mädchen geheilt; am zweiten erhielt eine blinde Frau das Gesicht und ein Stummer die Sprache wieder; am dritten wurde wieder eine Frau sehend und am vierten die verkrümmte Hand einer anderen gerade.[1])

Die Verehrung des hl. Sola erstreckte sich schon frühe über das ganze Bisthum. Bischof Erchanbold, welcher 889 eine neue Domkirche zu Ehren der Diözesanpatrone erbauen wollte, führt den hl. Sola ausdrücklich unter denselben auf. An die Stelle der unter Altun zu Solenhofen errichteten Basilika trat im eilften Jahrhundert eine neue Kirche, welche von Gundechar um 1070 errichtet wurde. Der Kalender in seinem Pontifikalbuch bezeichnet den 3. Dezember, den Todestag Sola's, als einen Feiertag für die Diözese. Die neue Kirche scheint in dem Kriegszuge Heinrichs des Löwen geschändet worden zu sein, denn Bischof Otto weihte sie wieder ein. Im dreizehnten Jahrhundert werden zum erstenmal Reliquien des Heiligen erwähnt, welche an andere Kirchen gegeben wurden. So findet sich unter den hl. Gebeinen, welche bei der Weihe eines Altares in Emsing am 5. November 1277 in diesen niedergelegt wurden, auch solche des hl. Sola. Andere führt das Reliquienverzeichniß der Wittenberger Hofkirche auf. Auch in die Kirchen von Decking und Mitteleschenbach, die auf den Namen des Heiligen geweiht waren, mögen solche gekommen sein. Dies läßt darauf schließen, daß in der Zeit von Bischof Otto bis Bischof Hildebrand eine Erhebung seiner Ueberreste stattgefunden habe. Für die Fortdauer der Wallfahrt zu dem Solagrabe spricht ein Ablaßbrief Bischof Bertholds von Bamberg vom 22. Mai

[1]) Rudolfus, Translatio reliquiarum: Schannat, Cod. probat. p. 123. 127.

1283, den dieser auf Bitten Bischof Reimboto's Allen ertheilte, welche die Kirche zu Solenhofen besuchen und einen Beitrag zu ihrer baulichen Unterhaltung leisten würden. Sie währte bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hinein. Im Jahre 1509 konnte Bruder Hieronymus von Rebdorf schreiben und im Jahre 1522 sein Uebersetzer, Bruder Florian, wiederholen: „Die ort seyner Innwonung werden noch innigklich vonn den menschen haimgesuecht."[1]) Noch zu Luthers Zeiten gab man in der dortigen Gegend den Knaben den Namen Solus (Sola) und den Mädchen den Namen Burgli (Walburg).[2])

Mit dem Umsichgreifen der Glaubensspaltung schlug auch dem Stifte des hl. Sola seine Stunde. Die Markgrafen von Ansbach hatten die letzten Güter der Grafen von Truhendingen gekauft. Daraus leiteten sie ihre Ansprüche auf die diesen Grafen ehemals zustehende Schutzvogtei über Solenhofen her. Markgraf Albrecht verfuhr mit ihm wie mit Heidenheim, dem Gumpertusstift und anderen Klöstern. Statt es zu schützen, hob er es auf. „Das große Propsteisiegel von Solenhofen stellte den im Leben des hl. Sola erzählten Kampf zwischen Esel und Wolf dar. Es konnte bei Seite gelegt werden, denn jetzt hatte der Wolf gesiegt und das Roß des hl. Sola verschlungen."[3])

Das Loos der Stiftung erreichte bald auch die Kirche. Die dreischiffige Basilika stand noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Auch ein Flügelaltar, auf welchem die Wunder des hl. Sola abgebildet waren, fand sich noch vor.[4]) Heute ist von derselben nur noch der Thurm und ein Theil des nördlichen Seitenschiffes, dessen romanische Bogen dem von Gundechar eingeweihten Baue angehören dürften, erhalten. In demselben befindet sich das Grabmal, das Gundram errichtete. Es hat die Gestalt eines länglichen Sarges, der ehedem wohl mit kostbaren Tüchern bedeckt oder mit einer Verkleidung von Holz oder Silber überzogen war. An der Vorderseite befand sich eine mit einem Gitter verschlossene Oeffnung, durch die der Reliquienschrein gesehen werden konnte. Sie ist jetzt mit einem Steine vermauert, dessen Inschrift besagt, daß das Denkmal geöffnet und leer gefunden worden. Ein Theil der Ueberreste des Heiligen wurde wahrscheinlich nach Fulda gerettet.[5]) Die Hälfte der dortigen Reliquien brachte Bischof Franz Leopold von Leonrod im Herbste 1867 nach Eichstätt, wo sie in dem Reliquienschreine St. Deochars eingeschlossen und in diesem auf dem

---

[1]) Panis quotidianus de Sanctis. Hagenau. 1509. 4°. — Das teglich Brot von den Hailigen. Das Winterteil und das Summerteil. Hagenau 1522. f°.

[2]) A. Crammer, Heiliges Eichstädt. Eichst. 1780. S. 115.

[3]) Pastoralblatt. 1868. S. 69.

[4]) G. Stieber, hist. u. topogr. Nachricht von dem Fürstenth. Onolzbach. Schwabach 1761. S. 765.

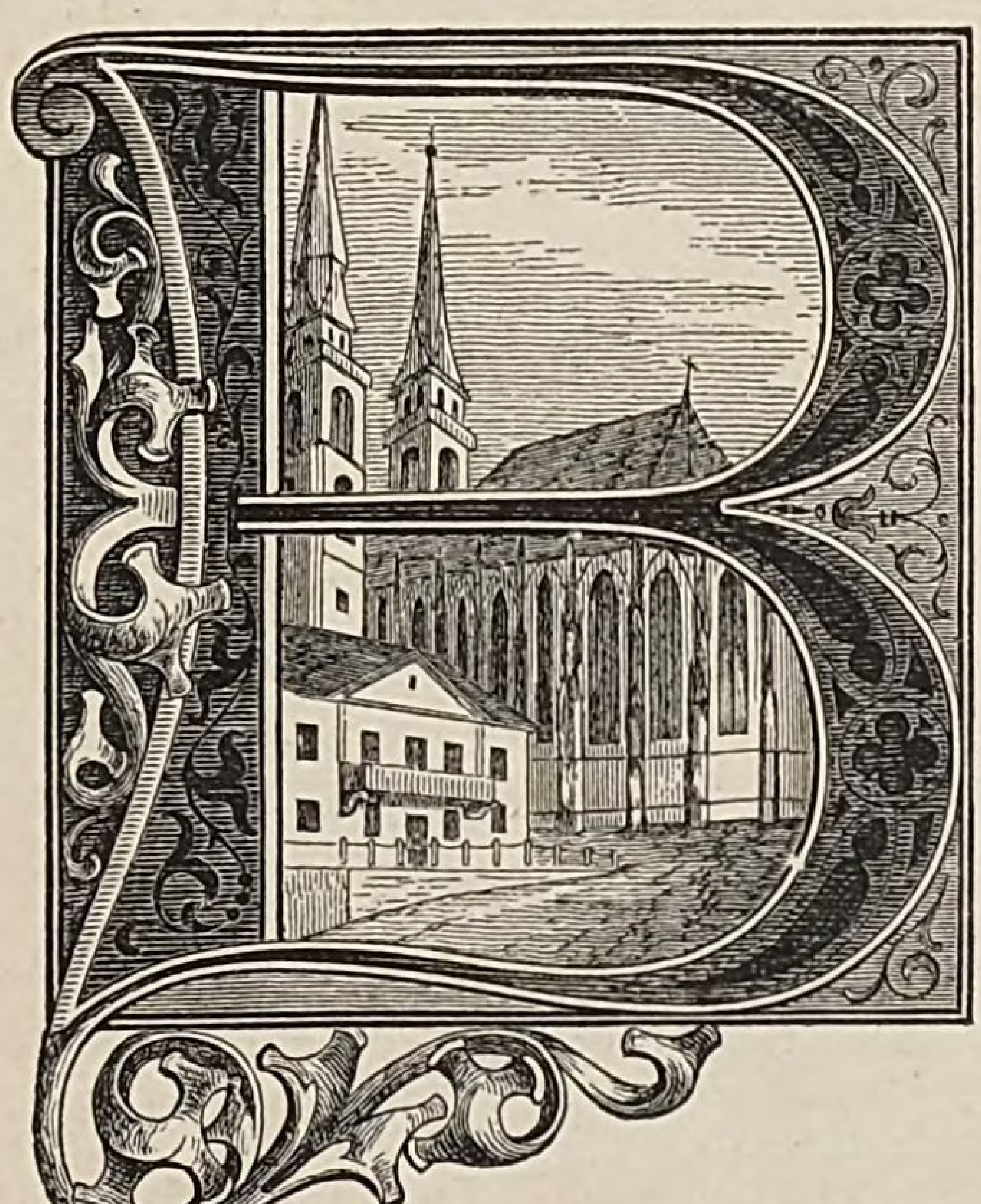
[5]) Brower l. c. p. 130.

St. Josephsaltare der Domkirche aufgestellt sind. Dort hat man nie des Heiligen vergessen; sein Fest wird noch heute, aber wegen des auf den 3. Dezember fallenden Festes des hl. Franz Xaver nicht mehr an diesem Tage, sondern am 5. Dezember gefeiert.

Erst wenn wir hinblicken auf das verlassene Grab des Heiligen, wird uns die Bitte, welche Gundechar unter das Bild des hl. Sola — ein Priester mit einer offenen Rolle in der Hand — in sein Pontifikalbuch einschreiben ließ, recht verständlich: „Fac solem vitae nobiscum Sola manere — Erwirke, o hl. Sola, daß die Sonne des Lebens immer über uns leuchte!“

17. Der heilige Sebaldus.

(19. August.)



Die Sebalduskirche in Nürnberg.

Bei der Oeffnung alter Grabstätten kommt es nicht selten vor, daß der Leib des Entschlafenen den Anwesenden wie unverletzt und lebend entgegensieht, aber kurz darauf bei dem reichlicheren Hinzutritt von Luft und Licht in Staub zerfällt. Dürfen wir deßhalb sagen, dieser Leib sei niemals vorhanden und das Grab ein leeres gewesen? Das Häuflein Asche, das übrig geblieben, beweist das Gegentheil. — Wie mit den Ueberresten der Heiligen, so geht es mit ihren Legenden. Dem unbefangenen Auge des gläubigen Gemüthes zeigt sich ein lebensvolles Bild; vor dem prüfenden Blicke des kalten Verstandes verschwinden die einzelnen Züge und es bleibt nur der Name des Gefeierten und des Ortes, an dem er geweilt, zurück. Allein, wie wenig dies auch sein mag, es genügt, um darzuthun, daß er wirklich gelebt und an der angegebenen Stätte gewirkt hat. Nirgends trifft dies vielleicht mehr zu, als bei dem heiligen Sebaldus.

Der erste Chronist, welcher Nürnberg's gedenkt, Lambert von Hersfeld,[1]) nennt es nur darum, weil damals, nämlich im Jahre 1072,

---

[1]) Annales: Pertz, MG. SS. V, 191.

das Gedächtniß des hl. Sebald hochgehalten wurde und ein großer Zulauf des bei ihm Hülfe suchenden Volkes stattfand. Auch die größte, an Künsten und Ehren reichste Stadt Frankens tritt uns also, wie so viele weniger bedeutsame Flecken, zuerst als die Stadt eines Heiligen entgegen, mit dessen Ruhm auch der ihrige beginnt.

So zuverlässig diese Nachricht ist, so sagenhaft ist das, was uns über sein Leben berichtet wird. Die lateinische Legende desselben entstammt einer späten Zeit, begegnet uns aber doch schon im vierzehnten Jahrhundert. Ihr folgen zwei deutsche Berichte, ein ausführlicher und ein kürzerer, welche zwei großen einst mit Ketten in der Sebalduskirche angeschlossenen Pergamenthandschriften entnommen sind.[2]) Der erste[3]) lehnt sich ganz an die lateinische Lebensbeschreibung an, die er oft wörtlich übersetzt; der andere[4]) erzählt zum größten Theile Wunder, die lange nach dem Tode des Heiligen, ja theilweise erst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts geschehen sind, und bildet so gleichsam eine Ergänzung zu jenem. Auch Sigmund Meisterlin's Geschichte unseres Heiligen,[5]) in lateinischer Sprache und jedenfalls vor dem Jahre 1488 verfaßt, schreibt im Wesentlichen die erste Legende aus, nur daß sie einzelne Ereignisse in einer anderen, aber darum nicht sichereren Zeitfolge erzählt.

Wir wollen zunächst mit den Kindesaugen unserer frommen Vorzeit das wunderbare Bild, das jene Aufzeichnungen malen, betrachten und dann erst untersuchen, in wie weit die Legende vor der Geschichte zu bestehen vermag. Der erste Blick wird uns die ganze Poesie, die aus ihm spricht, genießen lassen; der zweite wird zeigen, daß ihm, wenn auch nicht die volle, doch einige Wirklichkeit zu Grunde liegt.

Zu jener Zeit, als Pipin und dann sein Sohn Karl über die Franken herrschten, lebte in einem fernen Lande, welches die Legende Dacien oder auch Dänemark nennt, ein frommer König, der eine ebenso christliche Gemahlin hatte. Ihre einzige Sehnsucht ging nach einem Leibeserben. Als sie solchen lange nicht erhielten, machten sie

---

[1]) Acta Sanctor. Augusti t. III. p. 769 squ.

[2]) Wagenseil, De civitate Noribergensi commentatio. Altdorf. 1697. p. 37.

[3]) Gedruckt zu Nürnberg 1489. f°. Vergl. auch: Von Sant Sebalt Bamberg. Hans Bernecker und Marx Ayrer. 1493. 4°. — Wiederabgedruckt bei Wagenseil l. c. p. 37—51.

[4]) Histori des Lebens . . . Sant Sebalds. Nürnberg. Heinr. Höltzel, 1514. 4°. Wiederabgedruckt bei Wagenseil l. c. p. 51—54.

[5]) Cod. lat. 23877 in der Münchener Staatsbibliothek: Papierhandschrift in f° aus dem Nachlasse Hartmann Schedels, von 119 mit den Ziffern 95—213 nummerirten Blättern. Sie enthält, neben eigenhändigen Bruchstücken von Meisterlin's Nürnberger Chronik, auf Bl. 182—192 dessen Autographon der seither verloren geglaubten Vita S. Sebaldi. Die Handschrift wurde Herrn Dr. D. Kerler erst lange nach der von ihm besorgten Herausgabe von Meisterlin's Chronik (Chroniken der deutschen Städte. Fränkische Städte. Nürnberg: Bd. III. S. 1.) zugestellt und mir von demselben freundlichst zur Einsicht mitgetheilt.

das Gelübde, wenn Gott ihr Gebet um einen Nachkommen erhört haben werde, alsdann in heiliger Enthaltsamkeit leben zu wollen. Darauf schenkte ihnen der Herr wirklich ein Söhnlein, das in der Taufe den Namen Sebaldus erhielt und von den Eltern zu Gottes Ehre erzogen wurde. Er nahm auch trefflich zu an Alter wie an Weisheit. Mit fünfzehn Jahren wurde er nach Paris gesandt, wo schon damals die lernbegierige Jugend zusammenströmte, um in den Wissenschaften und Künsten unterrichtet zu werden. In kurzer Zeit überflügelte Sebald seine Altersgenossen und bald darauf galt er überhaupt nicht mehr als Schüler, sondern als Meister. Als er mit Ruhm bedeckt nach Hause zurückkehrte, wurde er von seinen Eltern mit übergroßer Freude empfangen. Da sie keinen andern Sprößling mehr erwarten durften, dachten sie darauf, den einzigen Sohn noch zu ihren Lebzeiten zu vermählen. Sie schickten also eine stattliche Gesandtschaft ab, um eine Tochter aus erlauchtem fränkischen Geschlechte für ihn zu werben. Mit großer Pracht wurde die Hochzeit gefeiert. Als aber die Neuvermählten das Brautgemach betreten hatten, da sollte die Jungfrau in dem Fürstensohne nicht einen Gemahl, sondern den Hüter ihrer Reinheit kennen lernen. Mit feuriger Rede wußte der Jüngling seine Braut zu bewegen, sich dem Heilande zu versprechen, während er selbst sich alles irdischen Eigenthums und Glanzes begeben wollte. Nachdem sie eingewilligt und Stillschweigen gelobt hatte, verließ er, wie einstens der hl. Alexius, noch in derselben Nacht den väterlichen Palast. In einem dichten Walde suchte er sich einen Ort, wo er Gott als Einsiedler dienen könnte. Tag und Nacht übte er sich hier im Gebete und hielt dabei so strenge Fasten, daß sein Leib ganz abgezehrt wurde. Auch die Anfechtungen sollten dem Kriegsmanne Christi nicht fehlen. Sebald aber nahm den Kampf gegen Teufel, Welt und Fleisch herzhaft auf und führte ihn siegreich durch.

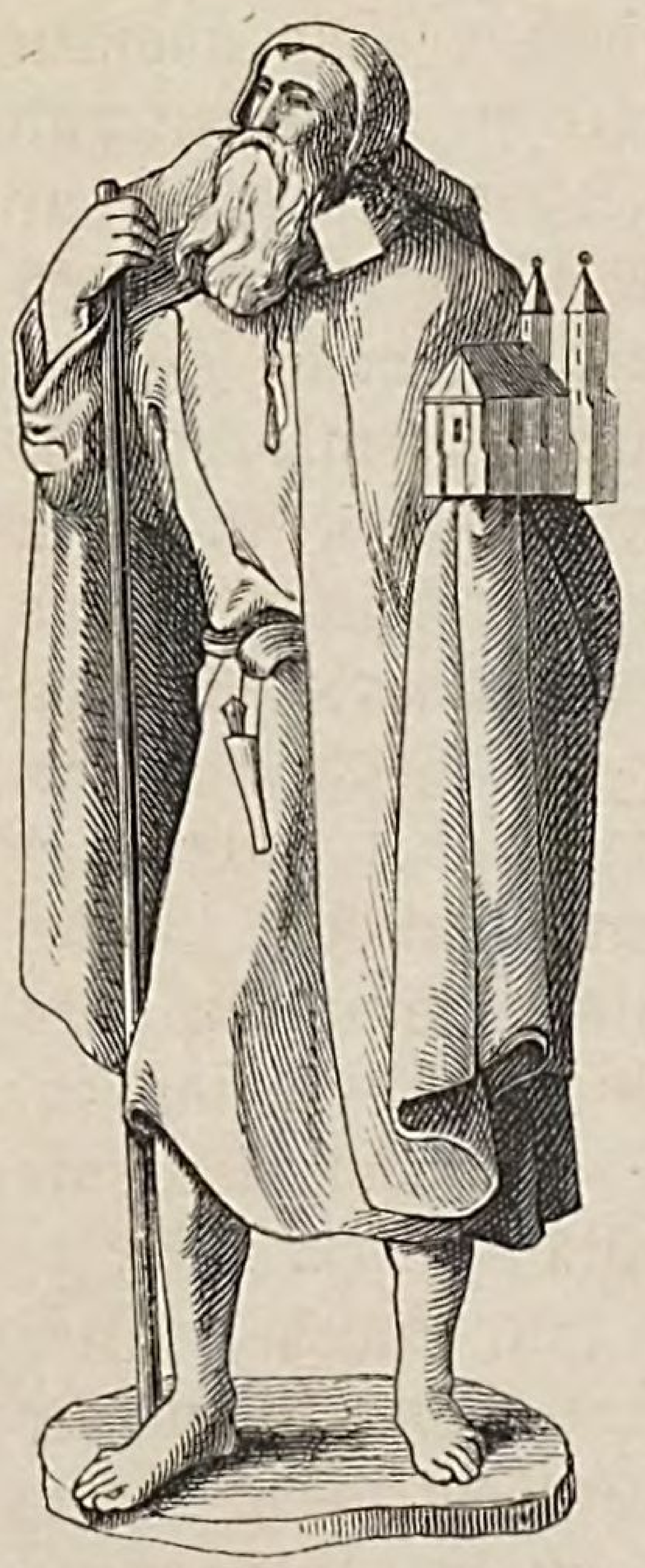
Nach drei Jahren gab ihm der Geist Gottes ein, aus der Wüste wieder in die Welt zurückzukehren, um jene Wahrheiten, die er in der Einsamkeit betrachtet, den Menschen zu verkündigen. Zuvor aber wollte er nach Rom zu den Gräbern der Apostel wallen, um sich bei ihrem Nachfolger die nöthige Sendung zu erholen. Freudig ertheilte Papst Gregor dem frommen Pilger seinen Segen zur Verkündigung des göttlichen Wortes. Auf dem Rückwege fand Sebald in Willibald und Wunibald zwei liebe Gefährten. Als sie nun einmal über viele hohe Berge auf beschwerlichen Pfaden gewandert, fühlten sich die beiden Brüder von Hunger ganz erschöpft. Da entfernte sich Sebald eine kleine Strecke von ihnen und warf sich auf die Erde zum Gebete nieder. Sobald er geendet hatte, brachte ihm ein Engel, wie einst dem Elias, ein Brod vom Himmel. Darauf ließen sich die Pilger an einer Quelle nieder und theilten mit frohem Danke gegen Gott die Speise, von der sie wunderbar gekräftigt wurden.

Sebald begann seine Predigt in dem Langobardenlande. Wieder schlug er in einem Gehölze, und zwar bei Vicenza seine Wohnung auf. Groß war die Menge Volkes, die sowohl aus dieser Stadt, als aus Padua und selbst Mailand herbeieilte, um ihn zu hören. Er nahm Alle gar gutwillig an und unterwies sie mit größtem Fleiße im christlichen Glauben. Wie geistig, so suchte er sie, wo es Noth that, auch leiblich zu erquicken. Einst hatten sich viele Leute bei ihm eingefunden, die nur mit trockenem Brod versehen waren. Der gutherzige Mann trug seinem Diener Dionys auf, sein Reisefäßchen herbeizuholen, um die Durstigen mit einem Trunke Weins zu laben. Dieser, weil er dasselbe in der Nacht zuvor heimlich geleert, weigerte sich, zu gehorchen. Da aber der Heilige ihn wiederholt dazu anhielt, mußte er endlich gehen. Als er nun zur Stelle kam, fand er das Fäßchen, welches er ausgetrunken, bis oben und mit einem weit besseren Weine angefüllt. Ein anderes Mal, als Sebald eben vor vielen Zuhörern predigte, fiel ihm öffentlich ein Irrgläubiger mit der Anklage in die Rede, er trage eine falsche Lehre vor. Der Heilige flehte zu Gott um ein Zeichen, wodurch die katholische Wahrheit vor allem Volke bekräftigt werden möchte. In demselben Augenblicke that sich die Erde auf und verschlang den Widersager bis zum Halse. Als er so für und für versank, ging er in sich und bekannte laut seinen Irrthum, worauf er auf Sebald's Fürbitte wieder empor gehoben wurde. Diese Zeichen bekehrten Viele zum Glauben.

Von Wälschland wandte sich der Sendbote Christi über die Alpen nach Bayern. An der Donau, in der Nähe von Regensburg, fand er weder Brücke noch Fähre, auf denen er über den Strom hätte gelangen können. Vertrauensvoll breitete er seinen Mantel über das Wasser und fuhr stehenden Fußes, getragen durch das Gebet des Glaubens, hinüber. Ein Einwohner der benachbarten Stadt, welcher das Wunder mit angesehen, lud den heiligen Mann in sein Haus. Um ihn zu ehren, entlieh er von seinem Nachbarn ein schönes Glas und bot ihm daraus zu trinken. Unvorsichtiger Weise ließ er es fallen, so daß es zu seinem nicht geringen Schrecken in tausend Stücke brach. Allein Sebald wußte zu helfen. Er las die Scherben auf und fügte sie so schön zusammen, daß auch nicht ein Brüchlein sichtbar blieb.

Nach kurzem Aufenthalte zog der Heilige weiter und kam in den Nordgau, über dessen größtem Theile damals noch die Nacht des Heidenthums lag. Abermals erwählte er sich die Einöde zur Wohnung. In dem alten Reichswalde, dessen Ueberreste noch heute in weitem Bogen die Stadt Nürnberg umschließen, siedelte er sich an. Wie Willibald in Eichstätt, Wunibald in Heidenheim, Sola in Solenhus, Deochar in Hasenriet, so suchte Sebald hier die Finsterniß der Seelen durch seine Lehre zu erleuchten. Er ward in Wahrheit, was sein Name besagt, denn er brachte „den samen des rechten glaubens in dem Bilgramsack,

damit er dir (Nürnberg) feet dein walt."[1]) Fleißig kamen die Umwohner zu ihm, der dem Leibe nach unter den Thieren der Wildniß wohnte, dessen Seele aber mit den Engeln verkehrte. Auch hier war er dem Volke nicht nur ein lauter Mahner zum Heile, sondern auch ein liebevoller Tröster in jeder Noth des Lebens, mochte sie groß sein oder klein. So waren einmal einem Bäuerlein zwei Ochsen im Holze entlaufen. Jammernd hatte er den ganzen Tag nach ihnen gesucht. Am Abende begegnete er dem Einsiedler und klagte ihm traurig seinen Verlust. „Suche nur weiter, sagte dieser, und du wirst gewißlich finden." „Aber es wird ja Nacht, entgegnete der Arme, und ich werde am Ende noch mich selbst verirren!" Da griff der fromme Sebald zu seinem gewohnten Mittel, dem Gebete. Als er geendet, rief er dem Manne zu: „Falte deine Hände und hebe sie empor!" Wie er dies that, gaben seine Finger einen hellen Schein von sich, so daß es im dunklen Walde vor ihm licht wie am Mittag wurde. Der Heilige aber sprach: „Lobe Gott, deinen Heiland, und mache schnell, damit du in Freude wiederfinden mögest, was du zu deinem Leide verloren." Das Bäuerlein gehorchte und trieb bald vergnügt seine Ochsen wieder heim. So erfuhr der seine Hände erhebende Beter die Wahrheit jenes Wortes: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, wen sollte ich fürchten?" Von Zeit zu Zeit wanderte Sebald nach der nahen Stadt, um die Gläubigen dort zu berathen und die, so noch Heiden waren, zu bekehren. Einst, es war in rauher Winterszeit, nahm er Herberge bei einem Wagner daselbst.



Der hl. Sebaldus nach P. Vischer.

Der Gast, welchen fror, bat um Licht und Feuer, allein der harte Mann schützte vor, daß er kein Holz mehr habe. Auch die Hausfrau, an welche sich nun der Einsiedler wandte, schlug ihm seine Bitte ab aus Furcht vor ihrem Manne. Jetzt hieß sie der Heilige Eiszapfen von dem Dache hereintragen und auf sein Gebet loderten alsbald helle Flammen aus ihnen empor, an denen er nun seine erstarrten Glieder erwärmte. Dieses Wunder, welches so augenscheinlich zeigte, wie dem Glauben nichts unmöglich ist, erweichte den hartherzigen Wirth und er ging auf den Markt, um für den hungrigen Sebald Fische zu holen. Die Herrschaft hatte aber verboten, daß Jemand etwas kaufen solle, bevor sie selbst ihren Bedarf gekauft. Er übertrat dieses Gebot und wurde zur Strafe dafür geblendet. Wie er nun in diesem elenden Zu-

[1]) Meisterlin's Nürnb. Chronik: Chroniken d. d. Städte. Fränk. Städte: Nürnberg. III, 64.

stande wieder vor dem Heiligen erschien, da sprach dieser zu ihm: „Wegen der Härte, mit welcher du mir Licht und Feuer verweigert, hat Gott dich des Augenlichtes beraubt, aber wegen der Barmherzigkeit, welche du dann mir erzeigen wolltest, heilt er dich wiederum." Und er nahm die ausgestochenen Augen und setzte sie dem Armen wieder ein.

Nachdem der fromme „Waldtreter" viele Jahre in Tugend und Andacht zugebracht, wollte ihn der Herr als einen getreuen Taglöhner mit der ewigen Glorie belohnen. Er entschlief an einem 19. August, ungewiß welchen Jahres, wie er es vorhergesagt. Man legte seinen Leichnam auf einen Wagen und spannte zwei ungezähmte Ochsen davor. Sie nahmen ihren Weg gerade aus nach der Stadt. Auf einmal blieben sie stehen und konnten durch keine Gewalt weiter gebracht werden. Das Volk betrachtete darum diesen Ort als den, an welchem der Einsiedler selbst begraben werden wollte. Als man ihm die Leichenfeier hielt, fiel eine der Kerzen an der Bahre von ihrem Leuchter herab. Eine Frau, welche zum Zeichen der Buße sich einen eisernen Ring um den Arm hatte schmieden lassen, eilte hinzu und steckte die Kerze wieder auf. Sogleich sprang der Ring klirrend ab: sie hatte um ihrer frommen That willen Verzeihung ihrer Sünden gefunden. Wegen solcher offenbaren Zeichen wurden die Leute noch zu mehrerer Andacht und Liebe zu dem Heiligen bewegt. Sie bestatteten seinen Leib mit gebührender Ehrerbietung und bauten über dem Grabe, darein sie ihn gelegt, ein kleines hölzernes Kirchlein zur Ehre des hl. Petrus. Nachdem aber dasselbe eine Reihe von Jahren gestanden, wurde es durch einen Blitzstrahl zerstört. Darauf übertrug man die Ueberreste Sebald's in das Kloster zu den Schotten, bis an jener Stätte wieder ein anderes ehrwürdiges Gotteshaus errichtet sein würde. Hier zu St. Aegidien geschah es nun, daß ein gottloser Mann zu der Bahre trat, in den Bart des Heiligen griff und die freventlichen Worte sprach: „Du alter Greis, wie viele Menschen hast du während deiner Lebtage betrogen!" Da erhob der Todte die Hand und schlug dem Frevler ein Auge aus. Doch dieser that Buße, flehte Tag und Nacht um Gnade und erhielt auf einmal sein Auge wieder. Vielleicht eben wegen dieser erlittenen Unehre, sagt die Legende, wollte der Leib des Heiligen dort nicht länger rasten. Er wurde auf geheimnißvolle Weise, ohne Zweifel durch die Hände der Engel, wieder an seine frühere Ruhestätte getragen, und so oft man ihn auch nach St. Aegidien zurückbrachte, immer wurde er wieder an dem vorigen Orte gefunden. Da fing man an, daselbst eine schöne Basilika zu bauen, in welcher dann die Ueberreste Sebald's an der Stelle seines ersten Grabes wieder beigesetzt wurden. —

Wie ein Christbaum mit seinen vergoldeten Früchten und seinem Kerzenschein stellt sich uns diese Legende dar. Da wuchert gleichsam das Wunder und zwar in einer oft wunderlichen Gestalt; da ist Alles

von einem himmlischen Lichte umflossen. Sollte nicht erst später die Liebe des Volkes den einfachen Waldbaum mit manchen dieser glänzenden Zierrathen ausgestattet haben? Gewiß ist diese oder jene Blüthe nur ein geborgter Schmuck. Allein was von der einen oder der andern gilt, läßt sich deßhalb noch nicht von allen behaupten. Der Glaube sieht in dem Weihnachtsbaume ein Bild des übernatürlichen Lebens. Die goldnen Früchte, welche dort nur angehängt sind, wachsen hier wirklich, weil auf den Stamm des natürlichen Daseins das Reis der Gnade ist eingepfropft worden. „Wer an mich glaubt, sagt der Herr, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und er wird noch größere als diese thun.“ (Joh. 14, 12). Es handelt sich also darum, das Fremde von dem Eigenthümlichen zu scheiden, den geschichtlichen Kern von der oft sagenhaften Umhüllung loszuschälen.

Die erste Frage ist die nach der Zeit, in welche das Leben unsers Heiligen zu setzen ist. Die Namen „Pipin und Karl“ lassen an Pipin von Heristal und Karl Martell oder an Pipin den Kleinen und Karl den Großen denken. Die Legende selbst weist mehr auf die letzteren hin. Sie verlegt einen Theil ihrer Erzählung noch in die Zeit der Wirksamkeit des hl. Bonifatius, wie aus der Verbindung Sebald's mit Willibald und Wunibald hervorgeht. Allerdings begegnet es ihr hiebei, daß sie ihren Heiligen mit den beiden Brüdern zugleich von Rom nach Deutschland ziehen läßt. Dieses Zusammentreffen mit Willibald und Wunibald hätte nur auf deren Hinreise nach der hl. Stadt im Jahre 720 stattfinden können, denn ihren Weg von dort zu dem hl. Bonifatius haben sie gesondert und zwar Wunibald um 738 oder 739 und Willibald im Jahre 740 gemacht. Wurde Sebald in einem der letzteren Jahre von dem einen der beiden Brüder wirklich begleitet, dann war es auch nicht Gregor II., welcher ihn nach Angabe der Legende gesendet hat, sondern Gregor III. Da es übrigens, wie wir sehen werden, noch zweifelhaft ist, ob die Erzählung von der Begegnung Sebald's mit dem späteren Bischof von Eichstätt oder dem nachmaligen Abte von Heidenheim Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen kann, so bleibt nichts übrig, als sich entweder an die erste allgemeine Mittheilung des Berichtes, wonach der Heilige unter König Pipin und Kaiser Karl gelebt haben soll, zu halten, oder zuzugeben, daß seine Wirksamkeit in eine nicht näher zu bestimmende Zeit zwischen dem achten und zehnten Jahrhundert falle. Dafür, daß Sebald im erstgenannten Jahrhundert lebte, spricht außer der Legende noch die später zu erwähnende Canonisationsbulle Martin's V. vom Jahre 1424, welche sagt, daß er schon seit 500 Jahren in Nürnberg verehrt werde. Daß seine Thätigkeit nicht hinter dem zehnten Jahrhundert liegen kann, beweist Lambert v. Hersfeld, welcher im folgenden Jahrhundert schon von seinem „Andenken“ redet. — Eine gleiche Ungewißheit herrscht bezüglich der Frage nach seiner Abstammung. Daß aus dem damals noch heidnischen Dänemark, womit man wohl den ursprünglicheren, aber im Mittelalter

wenig geläufigen Namen Dacien übersetzte, ein christlicher Sendbote gekommen sein soll, ist nicht wahrscheinlich, man müßte denn, wie auch schon geschehen,[1]) gerade annehmen, Sebald habe zu jenen jungen Dänen gehört, die Willibrord im Gebiete des Königs Ongend getauft. Gegen Dacien als seine Heimath spricht nur der eine Umstand, daß dieses Land damals keine „Könige" hatte. Allein wir sind nicht gezwungen, diesen Ausdruck wörtlich zu nehmen, sondern dürfen ihn als die volltönendste Bezeichnung einer vornehmen Abkunft überhaupt auffassen. Es stimmt wenigstens damit, daß Sebald nach dem Nordgau von Südosten hergekommen ist. In allen Fällen aber thun wir besser, lieber die Frage nach seinem Vaterlande unentschieden zu lassen, als ihn ohne jeden Anhaltspunkt zu einem Iren oder Angelsachsen oder Franken zu stempeln. — Ein weiterer Punkt, den man beanstandet hat, ist der, daß die Lebensbeschreibung von der „Schule" zu Paris und von der „Stadt" Nürnberg spricht, von denen weder die eine noch die andere in jener Zeit vorhanden gewesen seien. Dies trifft indessen weniger bei der ersteren, als bei der letzteren zu. Wurde auch die berühmte Schule zu Paris erst durch Karl den Großen eingerichtet, so war die Stadt doch schon seit ihrer Besitznahme durch die Franken ein geistiger Mittelpunkt, zu welchem die Söhne der Edlen auch um des Unterrichts willen strömten. Die Erzählung fügt sich also hier ganz gut selbst in den engeren Rahmen der oben angegebenen Zeit. Daß sodann von Nürnberg als einer Stadt mit einem öffentlichen Markte und selbst einer Marktordnung geredet wird, kann kaum einen Anstoß erregen. Wie die Maler des Mittelalters auf ihren Bildern Jerusalem als gute deutsche Stadt und die Mitglieder des hohen Raths als deutsche Rathsherren darstellen, so zeichnet die Legende nicht den geschichtlichen Hintergrund, sondern den ihrer eigenen Zeit und kleidet ihre Gestalten nicht in die Tracht der Vergangenheit, sondern in die ihrer Tage. Die Frage nach dem Alter der Stadt Nürnberg können wir auf sich beruhen lassen. Wir wissen, daß der Name urkundlich im Jahre 1050 zuerst genannt wird, aber dies schließt nicht aus, daß ihre ersten Anfänge viel weiter zurückreichen. Wichtiger für unsern Zweck ist es, zu erfahren, ob sich bereits in dem achten Jahrhundert Spuren des Christenthums in der dortigen Gegend nachweisen lassen. Den einzigen Aufschluß hierüber gibt ein altes Denkmal, die Kapelle zu Altenfurth.[2]) Die älteren Kunstschriftsteller weisen sie dem achten Jahrhundert zu, die neueren wollen darin ein Werk des eilften Jahrhunderts erkennen. Mehrere Einzelheiten im gegenwärtigen Aufbau beweisen für diese, während der Grundriß für jene spricht. Er zeigt die Gestalt einer Rotunde, an welche erst später die halbkreis-

---

[1]) Suhm, Kritisk Historie af Danemark. Kopenhag. 1776. Bd. 3. vgl. Götting. gelehrte Anzeigen. 1777. S. 834.

[2]) Vgl. Fr. v. Soden, Beschreibung der uralten Kapelle zu Altenfurth. Nürnberg 1834.

förmige Absis angehängt wurde, und trägt eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem ehemaligen Huldatempel und darauf der ersten Marienkirche auf dem Frauenberge bei Würzburg. Was die Nürnberger Chronisten über die Entstehung der Kapelle erzählen, deutet gleichfalls auf eine frühe Zeit. Nach ihnen hätte Karl der Große in dem dortigen Reichswalde öfter gejagt und wie er an der Stätte des nachmaligen Nürnberg selbst an der Stelle eines früheren Dianatempels die St. Martinskapelle erbaut, so an dem Orte, wo er bei der Jagd seine Zelte aufgeschlagen, die Kapelle zu Altenfurth zu Ehren der hl. Katharina errichtet. Die Anlage des Baues, wie die Sage seiner Entstehung weisen uns also in das Ende des achten Jahrhunderts. Andere Geschichtsschreiber[1]) sind geradezu der Ansicht, die Kapelle reiche noch weiter zurück und habe Sebald als Einsiedlerklause gedient. Es gibt wenigstens einige Nebenumstände, welche hiefür zu sprechen scheinen. Das Kirchlein liegt im Reichswalde zwei Stunden südlich von Nürnberg, wohl nicht an der alten, sondern an der heutigen nach Regensburg führenden Straße, aber immerhin in der Richtung, von welcher Sebald gekommen sein soll. Es gelangte später an das mit der Legende des Heiligen verknüpfte Aegidienkloster, welches einen Einsiedler an demselben hielt. In einem der Bogen des Kranzgesimses ist ein Kopf eingemauert, welcher als das Bild des hl. Sebald gilt. Wenn wir aber auch auf diese Dinge nicht mehr Werth legen, als ihnen innewohnt, so bleibt doch soviel stehen, daß Anfänge des Christenthums in jener Gegend nahe an die Zeit, um welche es sich handelt, reichen.

Die Geschichte bietet also wohl keinen Beweis dafür, daß Sebald schon im achten Jahrhundert in der Gegend des heutigen Nürnberg gewirkt habe, aber es läßt sich ihr auch keiner für das Gegentheil entnehmen. Was sie nicht als ein Wirkliches verbürgt, hört darum nicht auf, ein Mögliches zu sein. Daß dieses einige Wahrscheinlichkeit für sich habe, deuten jene oben angeführten leichten Spuren an. Sehen wir von ihnen ab, dann stehen wir eben vor einem Bilde, von dem wir die Zeit seiner Entstehung nicht mit Gewißheit nennen können. —

Die weitere Frage ist nun die, ob dieses Bild nicht auch im Laufe der Jahre wie so viele andere eine Uebermalung erfahren habe. Daß Sebald in der Hochzeitsnacht seine Braut verließ, ist ein Zug, der sich auch im Leben des älteren Alexius findet; die Fahrt über das Wasser auf dem ausgebreiteten Mantel wird gleichfalls von noch vielen anderen Heiligen erzählt; auch die in das Belieben eines freigehenden Ochsengespannes gestellte Wahl des Begräbnißortes ist ein uraltes aus dem Heidenthum herübergenommenes Gottesurtheil, das uns namentlich in der ersten christlichen Zeit Deutschlands in mehreren Legenden, z. B. der unserer Notburga begegnet. Wir haben aber schon früher bemerkt,[2])

---

[1]) Chr. G. Murr, Singularia Norimbergensia. p. 94.

[2]) Siehe S. 348.

daß die Gleichheit einzelner Wunder im Leben verschiedener Heiligen noch kein Recht gibt, an eine Uebertragung derselben von dem einen auf den andern zu denken. Am wenigsten dürfen wir es da, wo die Legende selbst auf diese Aehnlichkeit hinweist, wie denn gerade die unserige ausdrücklich an das Beispiel des Alexius erinnert. Diebe haben nicht die Gewohnheit, den Ort, wo sie gestohlen, selbst anzugeben. Um also eine Entlehnung annehmen zu dürfen, genügt nicht ein einzelner ähnlicher Zug, es bedarf einer Reihe von solchen und auch diese müssen als fremde durch ein äußeres Zeugniß erwiesen werden. Derlei Zuthaten in unserer Legende zu finden, ist man sehr weit gegangen. Wollte man doch in ihr sogar eine Nachbildung der Sage des morgenländischen Schigemuni erkennen, der, gleichfalls ein Königssohn, seine Braut verließ, um als Lehrer der Völker auszuziehen, dabei von zwei Lieblingsschülern begleitet wurde und ganz auf die gleiche Weise über Flüsse setzte[1]). Es bedarf dieses weiten Weges nicht, um das, was in die Lebensgeschichte Sebalds später hineingetragen wurde, zu erkennen. Meisterlin tadelt an zwei Stellen seiner Nürnberger Chronik[2]), daß etliche sehr irre gehen, indem sie „von sant Sebolt responsorium sub Hainrico" singen, da doch „under Hainrico ist Theobaldus gewesen, der zu Vicentz ligt." Schlagen wir nun das Leben dieses Heiligen nach[3]), was Meisterlin unterlassen hat, so finden wir allerdings eine überraschende Aehnlichkeit eines Theiles seiner Legende mit einem Theile der unserigen. Theobald, ein geborner Franke, verläßt nach der zweiten kürzeren Lebensbeschreibung, welche die Canonisationsbulle Alexanders II. gibt, heimlich die Heimath, um in die Einsamkeit zu ziehen. Nach einem längeren Aufenthalte in deutschen Landen gelangt er mit zwei Gefährten, die sich ihm anschlossen, nach Italien und schlägt in der Wildniß bei Vicenza seine Wohnung auf. Das Brodwunder, welches Sebald zu Gunsten Willibalds und Wunibalds gewirkt haben soll, verrichtet Theobald ganz in derselben Weise, um seine verschmachtenden Genossen zu stärken. Selbst die Quelle, in welche sie den trockenen Bissen tauchten, fehlt nicht. Die Geschichte mit dem Weinfäßchen ist, den Namen des Dieners Dionys mit eingeschlossen, in beiden Legenden dieselbe. Als Theobald endlich am 30. Juni 1066 starb, da fiel gleichfalls einem Büßer, welcher die herabgefallene Kerze wieder aufsteckte, der eiserne Ring vom Arme, nur daß es an der Bahre Sebalds eine Frau, an der Theobalds aber ein Mann gewesen sein soll. Offenbar floß hier ein Bericht in den anderen über. Daß die Vicentiner Legende nicht von der Nürnberger entlehnte, geht aus zwei Umständen hervor. Einmal ist auch diese zweite Lebensbeschreibung Theobalds wie die erste

---

1) III. Jahresbericht des histor. Vereins für den Rezatkreis. S. 12.

2) Chroniken d. d. Städte a. a. O. S. 65. 79.

3) AA. SS. Junii tom. V. p. 596.

zu bald nach seinem Tode verfaßt, als daß eine Fälschung unbemerkt geblieben wäre, sodann haben wir das bestimmte Zeugniß Meisterlins, daß man in Nürnberg den Irrthum beging und nicht umgekehrt. Die Aehnlichkeit des Namens, die Gleichheit des Berufes, der auch von Theobald erzählte Aufenthalt in Deutschland, freilich in einer ganz anderen Gegend, ließ die Nürnberger ihren Schutzheiligen mit dem fremden verwechseln. Nach der Ueberlieferung stand fest, daß Sebald vom Süden gekommen, seine Vorgeschichte selbst aber war dunkel. Die Legende des Vicentiner Heiligen bot ihnen Stoff, dieselbe zu ergänzen, wobei es nahe lag, die beiden Gefährten in Willibald und Wunibald zu suchen, welche nicht nur der ursprünglich für Sebald beanspruchten Zeit angehörten, sondern auch in seiner Nachbarschaft wirkten. Dürfen wir nun nicht noch einen Schritt weiter gehen und in dem Heiligen von Vicenza überhaupt den Heiligen von Nürnberg sehen? Es verbietet dies der fernere Inhalt der beiden Legenden, die in allen anderen Punkten weit auseinander gehen. Eine Uebertragung des Leibes des hl. Theobald von Vicenza nach Nürnberg und eine — wir sagen wohl am besten Germanisirung seiner Legende ist durch die Thatsache ausgeschlossen, daß er zu Vicenza begraben und von seinen Reliquien wohl manche nach Frankreich aber keine nach Franken gegeben wurden.

Nach unserer gewiß unbefangenen Prüfung muß also zugegeben werden, daß die Zeit des hl. Sebald geschichtlich sich nicht genau bestimmen läßt, und seine Legende, wenigstens so weit sie sich auf sein Leben vor seiner Ankunft im Nordgau erstreckt, mit fremden Zusätzen getrübt worden ist. Welchen Antheil an seinen späteren Schicksalen die verklärende Dichtung des gläubigen Volkes hat, läßt sich nicht nachrechnen. Wenn man aber auch jenen glänzenden Christbaum, wie ihn die Legende uns vorstellt, seines letzten Schmuckes entkleiden wollte, so bleibt doch immerhin der Baum selbst noch übrig. Auch die schärffste Kritik muß zugestehen, daß Sebald „als ein Nürnberger Ortsheiliger, wenn auch aus unbestimmter Zeit, zu gelten hat[1].“ Wir dürfen diesen Satz bestimmter dahin fassen, daß unser Heiliger wahrscheinlich schon im achten Jahrhundert, wie die Legende annimmt, spätestens aber im zehnten von jenseits der Donau in den Nordgau und zwar in die Gegend des heutigen Nürnberg gekommen sei, dort in der Wildniß als Einsiedler gelebt und dem Volke gepredigt habe, nach einer fruchtbaren Thätigkeit daselbst gestorben und an der Stätte der nachmaligen Peterskirche begraben worden sei.

So dunkel die Nachrichten über das Leben unseres Heiligen sind, so sicher sind jene über seine frühzeitige Verehrung. Schon im Jahre 1072 wurde Sebaldus nicht nur in Nürnberg als dessen Schutzheiliger

[1] Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. II, 363.

gefeiert, sondern sein Ruhm hatte sich von dort aus auch in die Ferne verbreitet. Im folgenden Jahrhunderte baute die Stadt dem hl. Petrus eine Kirche, in welcher seine Gebeine beigesetzt wurden. Dieser Bau ist wahrscheinlich dieselbe Basilika, von welcher die Legende redet. Bald dünkte auch diese seinen Verehrern nicht mehr würdig genug. Sie wurde umgestaltet und um ein Großes erweitert. Im Jahre 1300 erhob sich der südliche Thurm, 1345 wurde der nördliche mit dem hohen Schiff fertig und 1377 war sie ganz vollendet. Schon vor und während des Neubaues hatten verschiedene Päpste und Bischöfe das Werk mit Ablässen und anderen Gnaden gefördert. Die Kirche selbst wurde nicht mehr auf den Namen des hl. Petrus, sondern auf den des hl. Sebald geweiht und sein Leib in einem kostbaren, mit Gold und Silber überzogenen Sarge in Gestalt eines gothischen Baues mit hohem Dache im Jahre 1397 in der Mitte des Chors niedergestellt. Das Haupt des Heiligen wurde aber gesondert von dem Körper in eigener Fassung aufbewahrt und am Feste Sebalds und bei sonstigen feierlichen Anlässen den Gläubigen „aufgelegt", wie dies auch an anderen Orten mit den Häuptern anderer Heiligen geschah und noch geschieht. So ging, als Kaiser Sigismund im Jahre 1414 in Nürnberg seinen Einzug hielt, ihm die Geistlichkeit der Stadt in zwei Prozessionen, die eine von St. Sebald, die andere von St. Lorenz aus entgegen. Bei St. Jakob erwarteten sie, in zwei Reihen geordnet, seine Ankunft. In der Mitte standen der Bischof von Bamberg mit einem goldenen Kreuze, sein Weihbischof und die infulirten Aebte mit anderen Kostbarkeiten, der Pfarrer von St. Lorenz mit dem Haupte des hl. Cyprian und der von St. Sebald mit dem Haupte seines Heiligen. Sobald der König vom Pferde gestiegen war, reichte ihm der Bischof das Kreuz zum Kusse und legte ihm sodann die beiden Häupter, eines nach dem andern auf. Darauf saß Sigismund wieder auf und wurde in Prozession unter Absingung der vorgeschriebenen Responsorien in die Sebalduskirche geleitet. Dort kniete er auf einem eigenen Betschemel vor dem Altare des Heiligen nieder und der Weihbischof las über ihn die Collecte für den römischen König, wie sie am Charfreitage gebetet wird. Nachdem er zu Ende, brannte der Pfarrer von St. Sebald ein Bündlein Werg an und sprach mit lauter Stimme: „Durchlauchtigster König, so vergeht der Glanz der Welt." Sodann wurde die Feier mit dem „Te Deum" geschlossen. In ähnlicher Weise wurden Friedrich III. am 29. April 1442 und Maximilian I. am 15. August 1489 bei ihrem Einritte empfangen.[1]) Auch wenn ein Bischof von Bamberg zum erstenmal die Stadt besuchte, wurde er feierlich nach St. Sebald geführt. Als Bischof Heinrich Groß von Trockau am Magdalenenabend 1487 einzog, kam ihm die Priesterschaft

[1]) Chr. Erdtmann, Norimberga in flore avitae Rom. Catholicae religionis. 1629. p. 7 ff. — Chroniken d. d. Städte a. a. O. S. 343. 362.

mit Fahnen und „gulden Kertzen" entgegen. St. Sebaldi Haupt, das große Kreuz, St. Petri- und Pauli-Bilder und das übrige Heiligthum wurden von Priestern in Chormänteln mitgetragen. Vor dem Altare des Heiligen war für den Bischof ein Stuhl mit „einem Teppich darauff vnd gulten Tuch darüber" bereitgestellt und „die Tafel St. Sebaldi" aufgethan. Sobald er in der Kirche angekommen war, setzte man ihm das Haupt auf und las zwei Collecten. Hernach wurde der Ablaß, und zwar einmal auf dem Predigtstuhl und „dann von einem der gesellen Priester" im Hof verkündet und das „Te Deum" unter Begleitung der großen Orgel gesungen.[1])

Bereits vor der Uebertragung der Ueberreste Sebalds in den neuen Sarg wurden einige Reliquien nach auswärts abgegeben. Von Kaiser Karl IV. wurden eine Rippe und zwei andere Theile im Jahre 1361 für den Dom zu Prag erworben. Andere gelangten bei dieser oder einer späteren Gelegenheit an andere Kirchen. So verwahrte solche z. B. das Kloster Andechs und auch der Reliquienschatz des Klosters Kitzingen barg: „In der Laden mit dem verschrotten werck vnd güldten Bant vnd vier füß" einen Theil „der Hirnschalen Sebaldi".[2])

Das Wunder, welches den Heiligen im Leben begleitete, wob seinen Glorienschein auch um sein Grab. Ein Weib, das von Markt Erlbach nach Nürnberg übergesiedelt, spann an dem Feste St. Sebalds wie an einem gewöhnlichen Tage. Auf den Vorhalt, daß das Gedächtniß des Schutzheiligen gefeiert werde, gab sie zur Antwort, in ihrer Heimath wisse Niemand, wer dieser Sebald sei, und fuhr in ihrer Arbeit fort. Da wurde sie plötzlich mit Blindheit geschlagen. Auf ihr Jammern riethen ihr die Leute, sich an den zu wenden, den sie mißachtet habe. Sie that es und erlangte die Sehkraft wieder. Es gibt noch andere Beispiele dafür, wie der Heilige seine Ehre zu wahren wußte. Eine Bäuerin der Umgegend hatte ihm ein Opfer versprochen. Weil sie selbst aus Leibesschwachheit den Weg nicht machen konnte, so gab sie einem Nachbarn einen großen Käs mit dem Auftrage, ihn zum Grabe des hl. Sebald zu bringen. Der Bauer vertauschte den großen Käs mit einem kleinen. Kaum hatte er diesen aber auf das Grab gelegt, so soll er zu hartem Stein geworden sein. Er wird als ein Wahrzeichen noch heute von eisernen Bändern umschlossen in der Sakristei der Kirche gezeigt. Wie die Unehrerbietigkeit der Laien, so fand auch die der Priester ihre Strafe. Einst unterfing sich ein solcher, über die Legende von dem Leben und den Wundern des Heiligen zu spotten. Sogleich ergriff ihn ein schweres Hauptweh, dessen er nicht früher ledig wurde, bis er für seine Sünde Buße gethan und Besserung versprochen. Der deutsche Bericht erzählt, daß Sebald auch andern Orts die Förderer seiner

---

[1]) Erdtman, l. c. p. 11.

[2]) Handschrift d. hist. Vereins v. Unterfranken. MS. f. 154.

Verehrung zu unterstützen und deren Gegner zu ahnden wußte. So sollte einst in einem Flecken außerhalb Nürnbergs dem Heiligen eine Kapelle errichtet werden. Nachdem man schon mit dem Werkmeister über den Lohn übereingekommen war, wollte dieser, um einen größeren Gewinn zu erzielen, den Vertrag nicht halten. Alsbald wurde er siech und preßhaft und nur auf sein Bekenntniß und die Fürbitte des Heiligen wieder heil. Wie die Arbeiter beginnen wollten, fanden sie kein Wasser, um den Mörtel zu bereiten. Da erschien Sebald dem Baumeister und zeigte ihm mit dem Stabe in der Nähe der zu erbauenden Kirche eine Stelle, wo er solches finden würde. Kaum hatte man ein wenig gegraben, so sprudelte eine klare Quelle, die gerade so lange floß, als man ihrer bedurfte, mit der Vollendung des Baues aber wieder versiegte. Kleine Knaben, welche von den für die Kapelle bestimmten Ziegeln nahmen, damit spielten und sie sodann in einen Weiher warfen, wurden mit Krankheit heimgesucht. Ein Bauersmann, der zu dem Gotteshaus Steine führte, stellte seine Pferde in die Kirche und fütterte sie daselbst, indem er sagte, „das sand Sebald nit anhayms were". Als er die Pferde nun wieder hinausführen wollte, standen sie unbeweglich wie Steine und gingen erst, nachdem er seine Sünde eingestanden, wieder vom Platze. Dies Alles, fügt der Bericht hinzu, wurde von Einwohnern jenes Ortes vor dem Rathe der Stadt und den Pflegern des Gotteshauses von St. Sebald eidlich erhärtet. — Eine andere Reihe von Wundern zeigt uns den Verklärten als jenen bereitwilligen Nothhelfer, der er schon in seinem Leben gewesen. Sechs Rompilger waren einst durch Nürnberg gekommen und hatten nicht unterlassen, vor dem Grabe des Heiligen zu bitten, daß er sie auf ihrer Wallfahrt vor Fährlichkeiten bewahren wolle, wogegen sie versprachen, sobald sie auf ihrer Heimkehr sich auf eine Tagreise Nürnberg genähert haben würden, alsdann den Weg bis zu seinem Grabe barfuß zurückzulegen. Schon waren sie bis in die Nähe von Rom gelangt, als sie von Räubern angefallen wurden. Im Vertrauen auf die Hülfe des Heiligen setzten sie sich mit ihren Pilgerstäben gegen die Wohlbewaffneten zur Wehre und es gelang ihnen, ihrer Herr zu werden. Auf der Rückkehr, nur vier Meilen von Nürnberg, wurden sie abermals von zwei Strauchrittern mit Schwert und Armbrust angegriffen. Kühn gemacht durch ihren früheren Erfolg, schlugen sie auch diese in die Flucht und nahmen ihnen ihre Waffen, die sie nun mit bloßen Füßen zu dem Grabe Sebalds brachten und dort als Andenken aufhängen ließen. Ein anderer Pilgrim fuhr über das Meer und wurde von einem gewaltigen Sturm überrascht. Als schon alle Hoffnung auf Rettung verloren war, nahm er seine Zuflucht zu St. Sebald und ermahnte seine Gefährten, ein Gleiches zu thun. Da erschien ihnen der Heilige in Gestalt eines Pilgers, zertheilte mit seinem Stabe die Wetterwolken und brachte das Schiff glücklich an das Land. — Reichte seine Kraft in weite Fernen, so erwies sie sich noch

wirksamer in der Nähe seines Grabes. Eine ehrbare Frau brachte ihren Enkel, den die Verwandten schon für todt hielten, dem Heiligen dar, und gelobte ihm, soviel Wachs zu opfern, als der Knabe wiege, und erhielt ihn sofort gesund zurück. Eine fromme Jungfrau lag sechs Jahre gelähmt im Hospitale. Gegen den Rath des Pfarrers ließ sie sich aus dem Bette heben, um auf Händen und Füßen zu St. Sebald's Grab zu kriechen und gerade und aufrecht von demselben wieder hinwegzugehen. Eine andere ehrbare Frau hatte eine Tochter, die vierzig Wochen bettlägerig war und bei keinem Arzte Hülfe fand. Sie machte ein Versprechen zu dem Heiligen und das Kind wurde von seinem Leiden befreit. Namentlich waren es aber Frauen, die in Kindsnöthen lagen, welche sich an St. Sebald wandten. Man berührte sie mit dem Haupte des Heiligen, worauf die Gefahr, in der sie schwebten, vorüberging.

Die Stadt Nürnberg bot Alles auf, um den Ruhm und die Verehrung ihres Schutzheiligen immer weiter zu verbreiten. So lesen wir in der Stadtrechnung vom Jahre 1377 unter dem 5. August: „Item ded. 5 fl. und 12 ß hlr. umb die hystorie von sand Sebolde, die man in alle clöster geschriben geben hat, daz man alle jar an seinem tag die mit gesang bege als in der pfarre; jussit consilium." Das Jahresregister I. führt unter dem 18. Januar 1385 als Ausgabe auf: „Item ded. dem Gotfride 1 fl. 30 hlr. von sant Sewolts legend zu schreiben, die man gen Venedig sant" und wieder unter dem 7. August 1387: „Item ded. dem Fridekker 1 fl. 18 ß hlr. umb ein legend von sant Sebolt, die man dem von Sachsen schankt."[1]) So hatte sein Fest bald Eingang in mehreren anderen Kirchen und sogar fremden Bisthümern gefunden. Allein auch dieses genügte seinen Schutzbefohlenen nicht. Sie verlangten seine Heiligkeit von dem Oberhaupte der Kirche selbst anerkannt zu sehen. Auf wiederholte Bitten des Rathes und der Gemeinde der Stadt nahm Papst Martin V. am 26. März 1424 unsern Sebald durch eine eigene Bulle unter die Zahl der Heiligen auf und trug seinen Namen als den eines Bekenners in das römische Martyrologium ein.[2])

Von nun an wurde das Grab des Heiligen das Ziel noch zahlreicherer Pilgerfahrten. Zuletzt schmückte es die gläubige Verehrung mit jenem Wunderbaue, der bis heute als das schönste Denkmal seiner Art in deutschen Landen betrachtet werden muß. Ein einfacher Nürnberger Rothgießer, Peter Vischer, hat es verfertigt. Noch ehe er Meister wurde, entwarf er 1488 den Plan zu einem Prachtgehäuse, das über dem Sebaldussarge in drei hohe gothische Thürme emporschießen sollte, reich und prächtig ohne Gleichen.[3]) Daß es, wenn auch erst nach zwanzig

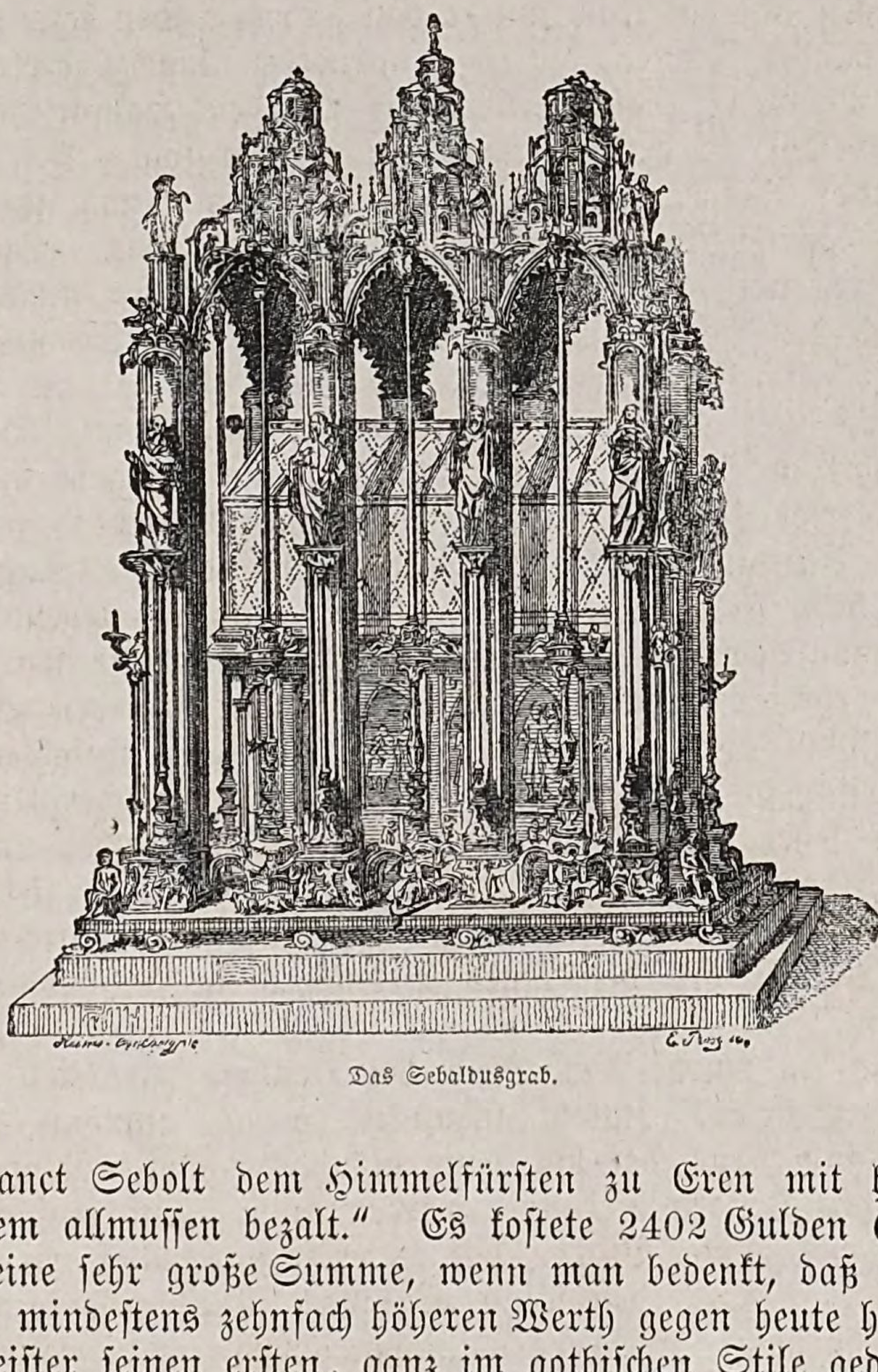
---

[1]) Chroniken d. d. Städte a. a. O. S. 64. Anm. 7.

[2]) Erdtmann, l. c. p. 5. — Wagenseil, l. c. p. 35. AA. SS. l. c. p. 763.

[3]) Siehe die Abbildung bei R. v. Rettberg, Nürnbergs Kunstleben. Stuttgart 1854. S. 96.

Jahren, in Angriff genommen werden konnte, ist das Verdienst des damaligen Kirchenpflegers Sebald Schreyer, welcher alle Herzen und Hände, die da Gott und seinem Heiligen zu geben vermochten, zu rühren wußte. Im Jahre 1508 begann der Künstler mit seinen fünf geschickten Söhnen das Werk und eilf Jahre lang arbeiteten sie, bis an dem Fuße des Denkmals die Schlußschrift eingegraben werden konnte: „Petter Vischer purger zu Nurmberg machet das Werck mit seinen sunnen und ward folbracht im jar 1519 und ist allein Got dem Allmechtigen zu



Das Sebaldusgrab.

lob und Sanct Sebolt dem Himmelfürsten zu Eren mit hilff frumer leut von dem allmussen bezalt.“ Es kostete 2402 Gulden 6 Heller 21 Pfennige, eine sehr große Summe, wenn man bedenkt, daß damals das Geld einen mindestens zehnfach höheren Werth gegen heute hatte. Leider hat der Meister seinen ersten, ganz im gothischen Stile gedachten Entwurf nach den unterdessen von ihm auf seiner Reise in Italien, wo eine neue Kunstweise sich Bahn gebrochen hatte, gewonnenen Anschauungen stark beschnitten. Allein auch in dieser Umgestaltung ist das Werk so gerathen, daß sich ihm kein zweites an die Seite stellen läßt. Es zerfällt in zwei Theile, den Träger für den Sarg und das Gehäuse

über demselben. Der eigentliche eichene Sarg, mit getriebenem Gold- und Silberblech gedeckt, wurde auf einen kunstvollen ehernen Untersatz gestellt. Vor dessen westlicher Schmalseite steht in Erz gegossen St. Sebald mit langem Bart und kurzem Mantel, die Rechte auf den Wanderstab gestützt und in der Linken das Modell seiner Kirche haltend; an der östlichen hat der Meister sich selber angebracht und zwar gerade so, wie er in der Gießhütte angethan war. Die Langseiten werden durch vier Darstellungen aus der Legende des Heiligen in halb erhabener Arbeit — die wunderbare Füllung des Reisefäßchens, die Strafe des Irrlehrers, die Geschichte mit den brennenden Eiszapfen und die Heilung des armen Wagners — ausgefüllt. Gesimse und Sockel des Unterbaues sind mit kleinen Figuren und Thierchen geschmückt; die eherne Bodenplatte, auf welcher er ruht, wird an den vier Ecken von Delphinen, an den Seiten von Schnecken getragen. Der Unterbau mit dem Sarge ist von einem kunstvollen Traghimmel überwölbt. Er ruht auf acht Pfeilern mit vorgesetzten Halbsäulchen, welche acht gekräuselte Rundbogen tragen, die sich zu drei vielfach durchbrochenen und reich mit kleinen Strebepfeilern und Strebebögen verzierten kuppelartigen Erhöhungen aufbauen. In diesen stumpfen Thürmchen, deren mittleres die beiden anderen überragt, zeigt sich am auffälligsten die Abweichung von dem ursprünglichen Entwurfe. Vor der Mitte der Bogen sind reichgeschmückte Leuchter aufgestellt, deren gleichfalls eherne Kerzen in Blätterkelche auslaufen und so die Bogen stützen helfen. An den Ecken des Gehäuses sind Leuchter für wirkliche Lichter angebracht, welche von vier sehr zart gebildeten und anmuthigen Meerjungfern gehalten werden. Ein großer Reichthum von Bildern ist über das Ganze vertheilt. An den verschiedenen Deckplatten, Simsen und Fußgestellen treiben Kinder und Genien ihr munteres Spiel. Zu unterst an den vier Eckpfeilern sitzen die nackten Figuren des Nimrod mit Bogen und Köcher, Simson mit dem erlegten Löwen und dem Eselskinnbacken, Perseus mit Schild und Schwert neben einer Maus, Herkules mit der Keule. Zwischen den Helden Israels und des alten Griechenlands befinden sich in der Mitte jeder Seite die weiblichen Gestalten der vier menschlichen Hauptpugenden, nämlich der Stärke im Panzer und mit einem Löwen, der Mäßigkeit mit Gefäß und Kugeln, der Klugheit mit Spiegel und Buch und der Gerechtigkeit mit Schwert und Waagbalken. In der halben Höhe der Pfeiler stehen auf leuchterähnlichen Säulchen unter Baldachinen die zwölf Apostel einzeln, an den Eckpfeilern jedoch zwei aneinander lehnend. Auf den Pfeilern selbst ruhen die Standbilder der zwölf Propheten und über dem mittleren Kuppelbau thront das Christkind mit der Weltkugel als der Gipfel des Ganzen. Es ist ein einheitlicher weltumfassender Gedanke, welchen der Meister hier zur Darstellung brachte. Sein Werk sinnbildet das Leben nach den drei Ordnungen der Natur, der Gnade und der Glorie. Dem Sinnen-

reize und dem eitlen Tande der vergänglichen Welt, auf welche die Sirenen und die Kinderfiguren hindeuten, sind die Tugenden gegenübergestellt. Sie waren schon Pflicht in der Zeit vor der Gnade, welche wieder in die vor dem Gesetze und in die unter dem Gesetze, jene durch die heidnischen, diese durch die biblischen Helden gesinnbildet, zerfällt. Das natürliche Leben trägt das übernatürliche Leben und wird wieder von diesem verklärt. Es ist dargestellt in den Aposteln und Propheten. Die letzteren haben ihren Platz nicht vor, sondern nach den ersteren, denn sie haben nicht nur auf das Reich der Gnade hingewiesen, sondern zugleich auf dessen Frucht, das der Verherrlichung durch Christus, welche das Jesukind bezeichnet. Die Seele des Heiligen hat bereits diese Verklärung gefunden, aber auch sein Leib wird ihr einst dahin folgen, daher die Verehrung, womit ihn die Seinen umgeben.

Als dieses schönste Denkmal, das über dem Grabe des Heiligen erstanden, vollendet ward, da hatte schon die Kirchenspaltung ihre Schatten vorausgeworfen. Allein bis auf sie erhielt sich das Vertrauen auf die Fürbitte St. Sebalds ungeschmälert. Noch in den unmittelbar ihr vorhergehenden Jahren werden Wunder, die er gewirkt, sorgsam aufgezeichnet. Die Rosen, die seinen Sarg berühren, geben die Gesundheit zurück; dem Opfer, das dem Heiligen versprochen wird, wird die erbetene Gnade zu Theil; die Arbeiter, die sein Münster ausbessern, finden bei ihm Schutz in den Gefahren ihres Berufes. Kurz zuvor, ehe der Sturm gegen die Verehrung des Heiligen begann, fand der Patron der freien Reichsstadt noch seinen Sänger in Conrad Celtes, dem gefeierten Humanisten.[1]) Bald darauf öffnete auch Nürnberg der neuen Lehre seine Thore. Die Folge war die gleiche wie an anderen Orten. Man verlangte den einzelnen Kirchen, darunter auch der Pfarr- und Collegiatkirche zu St. Sebald ihre Kleinodien ab. Sie mußte am 19. November 1552 an solchen hergeben: „Vergülte: 269 Mark 6 Loth. Silberne: 227 Mark 12 Loth.“ Darunter befand sich auch das Haupt des Heiligen im Gewichte von 39 Mark 3 Loth „mit güldenen Ketten“, welches indessen später wieder dem Kirchner überantwortet wurde.[2]) Sein Sarg blieb unverletzt und es ruhen, wie man sagt, noch heute seine Gebeine darin.

Der Kranz, welchen Menschen flechten, kann von den Menschen wieder zerpflückt werden. So konnte auch die Verehrung Sebalds von jenen, deren Wohlthäter er war, vergessen werden, aber sie erlosch darum nicht in der Kirche. Im Jahre 1845 gestattete neuerdings Papst Gregor XVI. auf Ansuchen des Bisthums Bamberg, zu welchem Nürn-

[1]) Carmen de S. Sebaldo: Erdtmann, l. c. p. 3. Wagenseil, l. c. p. 55. AA. SS. l. c. p. 762.
[2]) Erdtmann, l. c. p. 46. 49. 50. 51.

berg gehört, daß das Fest des Heiligen gefeiert werde. Der Preisgesang, welcher in seinem Münster verstummte, ertönt dafür in anderen Gotteshäusern. Auch er erfreut sich also noch immer auf Erden jener dauernden Verherrlichung der Heiligen, von welcher ein beredter Mund so schön sagt: „Wenigstens einmal im Jahre geht unter ihrer Anrufung die Sonne auf, grüßen sich auf allen Punkten der Erde Tausende von Christen und wünschen sich Glück dazu, daß sie ihren Namen tragen, und während in allen Heiligthümern des Glaubens dieser geweihte Name von tausend unschuldigen Stimmen, von reinen Jungfrauen, von Heldinnen christlicher Liebe, von Leviten und Priestern, von der gesammten Geistlichkeit, von dem obersten Bischofe wie von dem demüthigsten Mönche in seiner Zelle gefeiert und besungen wird, antworten diesen Liedern im schönsten Wiederhalle die Chöre der Engel."[1]) Könnte aber auch die Erde einmal ihnen diese Ehre versagen, so zollt sie ihnen doch immer der Himmel. Die Krone, welche der Herr um das Haupt seiner Heiligen windet, dauert so lange als der Lohn ihrer Heiligkeit — die Seligkeit.

[1]) v. Montalembert, Leben der hl. Elisabeth, übers. v. J. Ph. Städtler. Einsiedeln 1880. S. 333.

Stamminger, Johann B., / Trost, Friedrich, / Hammer, Carl

Franconia sancta das Leben der Heiligen und Seligen des Frankenlandes

Bd.: 1

Würzburg 1881